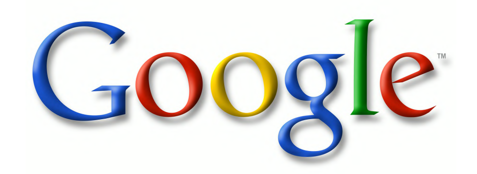
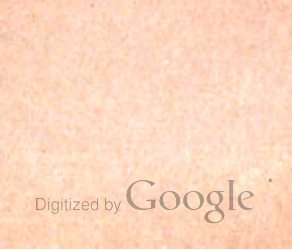







Digitized by Google


Digitized by Google

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS HERAUSGEGEBEN VON

FELIX HAASE-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-BERLIN, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMIDT-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:

ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND VII

1931

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58



INHALTS-VERZEICHNIS
DES BANDES VII N. F. (1931).

ABHANDLUNGEN

MISCELLEN

LITERATURBERICHTE

BÜCHERBESPRECHUNGEN

ZEITSCHRIFTENSCHAU

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON

FELIX HAASE-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-BERLIN, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMIDT-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND VII HEFT I
1931

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

Printed in Germany

Beiträge und Mitteilungen sind zu richten entweder an das Osteuropa-Institut in Breslau oder an die Anschrift des Schriftleiters: Prof. Dr. Erdmann Hanisch, Breslau 13, Körnerstraße 5/7.

I
ABHANDLUNGEN

NEUE EINBLICKE IN LEBEN UND WERKE CIESZKOWSKIS

Von
Walter Kühne.

II.

Cieszkowskis deutsche Beziehungen und Freundschaften vom geistigen Leben aus.

Cieszkowskis Bildungsgang erhellt aus seinem von mir aufgefundenen „Curriculum Vitae“ in seiner eigenen Handschrift, das ich hier zum Abdruck bringen möchte, weil es fast ganz unbekannte Tatsachen zusammenstellt[1]):

„Ich bin geboren d. 6. September 1814 aus einer altadeligen polnischen Familie, deren Glieder seit einigen Jahrhunderten hohe Staatswürden im Senate und in der Armee bekleideten. Mein Vater ist Vincenz Paul, meine Mutter Sophie geb. Gräfin Kicka.

Meine früheren Kinderjahre habe ich in Italien verlebt. Ins Vaterland zurückgekehrt, wurde meine Education tüchtigen und in der literarischen Welt rühmlichst bekannten Individuen anvertraut, bis ich nach einer Sommerreise in Deutschland, das Gymnasium in Warschau zu besuchen begann, wo mir der jährliche Preis erteilt wurde. Nach dem Kriege von 1831 legte ich mein Examen Maturitatis in Cracau ab und widmete mich den philosophischen Studien auf der Universität, wo ich durch zwei Semester einen Gesamtkursus der theoretischen und praktischen Philosophie (Logik, Metaphysik, Anthropologie, Ethik und Pädagogik) beim Prof. Jankowski, — ein Gesamtkursus der philologischen Studien beim Prof. Trojański, — ein Cursus von Poesie, Beredsamkeit u. Litteraturgeschichte beim Prof. Crajkowski, — von Universalgeschichte bei Prof. Wiszniewski, — u. über Italienische Lite-

[1]) Cieszkowskis Text ist von der Hand seines Freundes Carl Lehmann verbessert worden; ich bringe hier den Abdruck nach Cieszkowskis Entwurf ohne diese Verbesserungen.

ratur von P. Thorn — hörte. — Eine heftige Augenkrankheit zog mich dann von meinen unmittelbaren Studien zurück, bis ich ihrer Heilung wegen mich nach Berlin begab, wo ich mich auch mit der sich allmählig bessernden Gesundheit, den Wissenschaften immer mehr widmen konnte. So hörte ich fünf Semester hindurch auf der Universität folgende Vorlesungen: Logik u. Enzyklopädie der Phil. Wissenschaften bei den P. P. Michelet u. Hotho, — Logik und Metaphysik von Dr. Werder, — Rechtsphilosophie von Pr. Gans u. Prof. Henning, — Religionsphilosophie von Dr. Erdmann (jetzt Pr. in Halle), — Philosophie der Geschichte von den P. P. Gans u. Michelet, — Geschichte der Philosophie von P. Michelet, Anthropologie u. Psychologie von demselben, — Aesthetik von Prof. Hotho, — Naturphilosophie von P. Steffens. Geschichte d. n. Philosophie von Pr. Erdmann, — Experimental Physik von Pr. Magnus, — Experimental-Chemie von Pr. Mitscherlich, — sowie viele andere specielle Natur- u. Staatswissenschaftliche Vorlesungen. — Dann, nach einer Reise in Deutschland, Holland u. England kam ich nach Polen zurück, wo ich den größten Theil des Jahres auf dem Lande wohnend, mich meinen Studien fast ausschließlich ergeben konnte. Dort habe ich einige Schriften verfaßt, worunter die jetzt erscheinende Prolegomena zur Historiosophie."

Mit Professor Michelet besonders befreundete sich Cieszkowski von der ersten Vorlesung an, die er bei ihm hörte, aber auch mit anderen Professoren trat er in freundschaftliche Beziehungen.

In einem Briefe vom 18. März 1837 bittet er Michelet, ihn in die Erinnerung bei seinen Kollegen Gans, von Henning, Hotho, Benary zu bringen, denen persönlich zu schreiben er trotz seines gegebenen Versprechens leider unterlassen habe.

Auf Eduard Gans, den Herausgeber von Hegels Philosophie der Geschichte, hielt Cieszkowski augenscheinlich viel: Michelet schrieb ihm unter dem 10. Oktober 1839 in eingehender und schöner Weise über den Tod von Gans und die Beerdigung seines Leichnams.

Mit Leopold von Henning (1791—1866), dem Herausgeber von Hegels großer Logik und von dem ersten Teil der großen Enzyklopädie, dem Redakteur der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", stand Cieszkowski jahrzehntelang in mannigfaltigen Beziehungen. v. Henning wird des öfteren in Cieszkowskis Briefwechsel mit Michelet erwähnt; er wurde auch Mitglied der von Cieszkowski und Michelet ins Leben gerufenen Philosophischen Gesellschaft zu Berlin, so daß die persönliche Bekanntschaft von der Berliner Studienzeit Cieszkowskis her fortgeführt und vertieft werden konnte. Leider sind nur wenige Dokumente ihrer freundschaftlichen Verbundenheit erhalten geblieben: es war mir möglich, fünf eigenhändig geschriebene Briefe Leopold von Hennings in

Cieszkowskis Nachlasse aufzufinden; einer stammt aus dem Jahre 1835, drei weitere stammen aus dem Jahre 1860, einer von 1865.

Der erste Brief bezieht sich auf eine Schrift „Anti-Hegel“ von C. Fr. Bachmann, die 1835 erschienen war:

„Ew. Hochwohlgeboren

remittiere ich hiedurch mit dem verbindlichsten Dank den mir gütigst mitgetheilten „Anti-Hegel“, welchem ich bei den Gränz-Visitationen die beste Aufnahme wünsche. Mit dem wiederholten Ausdrucke meiner aufrichtigsten Hochachtung und meiner herzlichsten Theilnahme an Ihrem ferneren Wohlergehen Ihr ganz ergebenster Diener und Freund

Berlin 2. 12. 35. L. von Henning.“

Der zweite Brief lautet folgendermaßen:

„Hochverehrter Freund, durch ein mir befreundetes Mitglied unseres Herrenhauses, in welchem demnächst die leidige Grundsteuerfrage zu verhandeln sein wird, um Mitteilung meiner diesen Gegenstand betreffenden Abhandlung ersucht, erlaube ich mir die ganz ergebenste Bitte, diese Abhandlung baldgeneigtest wieder an mich gelangen zu lassen.

Mit dem erneuten Ausdruck der aufrichtigsten Hochachtung

Ihr

Berlin d. 5. März 60. ganz ergebenster

Luisenplatz Nr. 7. L. v. Henning.“

Leopold v. Hennings Abhandlung „Zur Grundsteuerfrage in Preußen“ erschien als Broschüre im Jahre 1861 in Berlin in Ferd. Dümmlers Buchhandlung, und zwar anonym „Von einem Unbekannten“. Ich fand in Wierzenica ein Exemplar, das die folgende Widmung trug: „Sr. Hochgeboren dem Grafen von Cieszkowski, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, hochachtungsvoll der Verfasser Prof. v. Henning.“

Auch den dritten Brief vom 10. und den vierten vom 22. August 1860 möchte ich hier zum Abdruck bringen, weil sie beide ein interessantes Streiflicht werfen auf die damaligen Verhältnisse zwischen Deutschen und Polen im Großherzogtum Polen sowie auf die Stellung Leopold von Hennings zur Polenfrage.

Berlin, d. 10. August 60.

„Mein theurer und verehrter Freund,

Ungewiß darüber, ob und wann diese Zeilen in Ihre Hände gelangen werden, kann ich es gleichwohl mir nicht versagen, versuchsweise Ihre freundliche Vermittlung in einer mir sehr am Herzen liegenden Angelegenheit in Anspruch zu nehmen. Es ist vielleicht bereits zu Ihrer Kenntnis gekommen, daß ganz vor Kurzem der Landrath des Ihnen benachbarten Kreises Obornik im Großherzogtum Posen verstorben ist und daß es sich gegenwärtig um die

Wiederbesetzung der erledigten Stelle handelt. Der Aeltere meiner beiden Söhne, welcher nach glücklich bestandenem letzten Examen, neuerlich zum Regierungsassessor ernannt worden ist, hat, wie ich Ihnen wohl bereits mitgeteilt, den größeren Theil seiner Referendarzeit in Posen zugebracht und hier während dieser Zeit, im Birnbaumschen und demnächst im Fraustädter Kreise zusammen fast sieben Monate hindurch die Landräthlichen Geschäfte verwaltet. Diese Art der Beschäftigung hat meinem Sohne dergestalt zugesagt, daß er dieselbe der Stellung eines Mitglieds bei einem Regierungscollegio vorziehen würde und hat sein Aufenthalt im Großherzogtum Posen seine, wohl vom Vater geerbte Zuneigung zur polnischen Bevölkerung in der Art gefestigt, daß er mit gutem Gewissen seine fernere Wirksamkeit gerne Ihrem Heimatlande zuwenden würde. Er gedenkt deshalb als Bewerber um die im Oborniker Kreise erledigte Stelle aufzutreten und wird derselbe zu diesem Behuf heute Abend nach Posen abreisen, um sich dem neuen Oberpräsidenten zu präsentieren, und mit im fraglichen Kreise angesehenen Männern beider Nationalitäten in Verbindung zu setzen. Da frägt es sich dann, ob Sie, verehrtester Freund, meinem Sohn bei seiner Bewerbung nicht vielleicht auf die eine oder die andere Weise durch Empfehlung an Ihre Freunde, nach Ihrem Ermessen auch vielleicht durch einige Worte der Empfehlung an den Herrn Minister des Innern, Grafen Schwerin und, falls Ihnen dieser persönlich bekannt sein sollte, an den Herrn Oberpräsidenten von Bonin, behülflich zu sein geneigt sein möchten. Ich würde es Ihnen nicht verargen, wenn Sie am liebsten Männer Ihrer Nationalität zu den Verwaltungsämtern in Ihrer Heimat berufen sehen würden. Unter den gegebenen Umständen würde Ihnen aber auch ein junger Mann, welcher wie sein Vater, ein Herz für Ihre Heimat hat, welcher die neuerlich vorgekommenen provocatorischen Umtriebe verabscheuend, sich jedenfalls streng auf dem Wege des Rechts halten und die den Bewohnern des Großherzogtums Posen bei der Besitznahme erteilten Zusicherungen in seinem Wirkungskreise zur Ausführung zu bringen beflissen sein würde, nicht unwillkommen sein — ich trage deshalb kein Bedenken, Ihre alte und in schwierigen Zeiten bewährte Freundschaft, für meinen Sohn in Anspruch zu nehmen und erlaube mir nur noch die Bemerkung, daß, da Gefahr im Verzug sein dürfte, dasjenige was zu thun Sie für gut finden werden, jedenfalls s o b a l d a l s m ö g l i c h würde geschehen müssen. — Sollte, wie ich fast befürchte, es meinem Sohn nicht gelingen, Sie persönlich begrüßen zu können, so wird derselbe sich bemühen, in Posen Ihre dermalige Adresse zu ermitteln, um Ihnen diese Zeilen nachzusenden und würde ich dann bitten, mich wissen zu lassen, was Ihrerseits vielleicht geschehen wird.

Indem ich für heute Anstand nehme, Sie mit meiner leider so schlechten Handschrift weiter zu belästigen, darf ich nur noch erwähnen, wie sehr es mir zur Freude gereichen würde, Sie demnächst wieder hier bei uns zu sehen und setze ich die Bitte hinzu,

mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin angelegentlichst zu Gnaden zu empfehlen.

Mit alter treuer Anhänglichkeit Ihr aufrichtig ergebenster Diener und Freund L. v. Henning.

Von den polnischen Gutsbesitzern im Oborniker Kreise würde es wesentlich auf die Verwendung der Herren von Turnow auf Obiecerze, von Radonski und von Swiniarski ankommen und dürfte es als wünschenswert erscheinen, daß diese Herren in der Ihnen als geeignet erscheinenden Weise ihr Einverständnis mit der Bewerbung meines Sohnes aussprechen möchten."

Berlin, d. 22. Aug. 60.

„Mein theurer und hochverehrter Freund,

Sie haben durch die so liebevolle und herzliche Aufnahme, deren Sie meinen Sohn gewürdigt, mir einen neuen Beweis Ihres mir so überaus werthen Wohlwollens gegeben und mich zu lebhaftem Danke verpflichtet. In der Sache selbst, um die es sich bei dem Brief, womit Sie zu belästigen ich mir erlaubt habe, handelt, kann ich, wovon Sie überzeugt sein werden, nicht umhin, dem von Ihnen erwähnten Grund, welcher Sie abhält, meinem Sohn die von Ihnen erbetene Verwendung, sei es bei den vorgesetzten Behörden oder bei Ihren verehrten Freunden und Landsleuten zuzuwenden, meine volle und aufrichtige Anerkennung zu zollen und haben Sie durch Ihre edle Weigerung, weit entfernt mich an Ihrer Gesinnung irre zu machen, mich nur in der Ueberzeugung gefestigt, daß Sie ein Mann sind, der Subjektives und Objectives zu unterscheiden und, wo solches erforderlich ist, das erstere dem letzteren unterzuordnen weiß. — Auch würde ich, wie Sie nicht bezweifeln werden, wenn ich den in dem letzten Dienst ... unseres Landtags durch Sie eingebrachten Antrag, dessen Motive mir mitzutheilen Sie die Güte gehabt, bereits gekannt hätte, wie billig Anstand genommen haben, Sie durch meine an Sie gerichtete Bitte zu belästigen und in Verlegenheit zu setzen und würde ich mich jedenfalls damit begnügt haben, Sie um dasjenige zu bitten, was meinem Sohne zu erklären Sie in Ihrer Freundlichkeit sich bewogen gefunden haben. — Daneben wird aber auch Ihrer erleuchteten Einsicht die Betrachtung nicht entgehen, daß in der bloßen Kenntnis der polnischen Sprache bei einem im Großherzogtum Posen anzustellenden Beamten, noch keine hinlängliche Garantie für die Wahrnehmung der berechtigten Interessen der polnischen Bevölkerung enthalten ist und daß während einerseits mit jener Sprachkenntnis sehr füglich eine polenfeindliche Gesinnung Hand in Hand gehen kann, andererseits ein Solcher, dem diese Kenntnis zwar zur Zeit noch fehlt, der aber die Fähigkeit und den guten Willen sich dieselbe zu erwerben besitzt, wenn es ihm im Uebrigen an den erforderlichen Eigenschaften nicht fehlt, auch von den Polen als ein erwünschter Bewerber um ein öffentliches Amt in Ihrer Heimat wird betrachtet werden können. Indem ich mir die Bemerkung erlaube, daß mein Sohn sich in diesem

Falle befindet, stelle ich Ihrem freundlichen Ermessen anheim, in wie weit Sie es vielleicht für thunlich und zweckmäßig finden dürften, dieselbe, bei vorkommender Gelegenheit, zu Gunsten meines Sohnes bei dem einen oder dem anderen Ihrer werten Herren Landsleute im Oborniker Kreise geltend zu machen, so lange die Entscheidung über die Wiederbesetzung der erledigten Landraths-stelle noch schwebt. — Indem ich mich enthalte, Sie in dieser Sache durch weitere Erörterungen zu belästigen, kann ich nicht umhin, Ihnen für dasjenige, was Sie in Ihrer großen Freundlichkeit bereits gethan haben, nochmals meinen herzlichen und aufrichtigen Dank auszusprechen und die Bitte zu wiederholen, mich Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin zu ferneren Gnaden zu empfehlen. Wenn übrigens die Aussicht, Sie bei Gelegenheit der Säcularfeier unserer hiesigen Universität hier begrüßen zu können, zu meinem Bedauern noch zweifelhaft ist, so wünschte ich umsomehr, daß Ihre edlen und loyalen Bemühungen, Ihren Landsleuten die geistige Wohlthat einer nationalen Hochschule zu verschaffen, binnen nicht allzulanger Zeit, unter günstigen Auspicien durch einen glücklichen Erfolg möchten gekrönt werden.

Mit dem erneuten Ausdruck treuester Anhänglichkeit Ihr aufrichtig ergebenster Diener und Freund L. v. Henning."

Die in dem letzten Briefe erwähnten Bemühungen Cieszkowskis um eine polnische Universität in Posen zogen sich durch Jahrzehnte hindurch. Sein Sohn erzählte mir, daß sein Vater bei Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gern gesehen gewesen sei — und daß sich der König selber seinem Vater gegenüber günstig für das Projekt einer polnischen Hochschule in Posen ausgesprochen habe. Alle Anträge Cieszkowskis scheiterten aber im Abgeordnetenhause. Wenn man von Wierzenica, dem Landsitze Cieszkowskis, nach Posen kommt und heute die Universität in Posen betritt, die die Polen sich nun selber eingerichtet haben, fühlt man so recht die Tragik, die über den Beziehungen des polnischen und des deutschen Geisteslebens gewaltet hat.

Schließlich füge ich noch einen kurzen Brief von L. v. Henning an:

„Hochverehrter Herr und Freund,

Bei dem hohen Werthe, den ich auf Ihr Urtheil lege, zumal in rebus philosophicis et politicis, kann ich es mir nicht versagen, Ihnen in den beiden beifolgenden Nummern der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zwei Leitartikel mit dem Wunsche vorzulegen, daß denselben Ihre Zustimmung nicht entgehen möchte. Mit dem wiederholten Ausdruck aufrichtiger Verehrung Ihr treu ergebenster

Berlin, 7/4. 65. Dr. L. v. Henning."

Eine innige Freundschaft, die durch Jahrzehnte dauerte, schloß Cieszkowski ferner mit Agathon und Ferdinand Benary.

Agathon Benary (1807—1861) war seit 1833 Lehrer am Cölnischen Realgymnasium in Berlin und Privatdozent für Klassische

Philologie, Mitarbeiter der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" und einer der ersten, die an die klassischen Sprachen von der vergleichenden Grammatik aus herangingen.

Im Nachlasse Cieszkowskis fand ich sechs Briefe A. Benarys an seinen polnischen Freund. Der erste vom 19. Februar 1842 bezieht sich auf Cieszkowskis Wunsch, die Bedingungen zu erfahren, unter denen Benary, der einige Pensionäre bei sich wohnen hatte, einen jungen Polen in Pension nehmen würde. In seiner Antwort bemerkte Benary, daß ihm sehr viel daran gelegen sei, einen jungen Polen bei sich aufzunehmen, damit sein Sohn Felix Gelegenheit fände, sich in polnischer Konversation zu üben und daß er aus diesem Grunde seine Bedingungen ermäßigen wolle.

Der nächste Brief Benarys vom 24. Juni 1844 ist zur Beurteilung seiner Beziehungen zu Cieszkowski wichtig und soll deshalb hier unverkürzt folgen:

Berlin, den 24. Juni 1844.

Mein werther Freund!

Es haben diese Zeilen eigentlich die Veranlassung Dich zu fragen, ob, wenn ich in der Mitte des folgenden Monats vielleicht nach Posen komme, ich Dich zu Hause finde. Mein Bruder Max hat eine Angelegenheit im Großherzogthum zu besorgen und es ist mindestens nicht unwahrscheinlich, daß ich ihn begleite; es versteht sich, daß ich alsdann nicht verfehlen werde, meine Freunde auf eine kurze Zeit zu sehen.

Ich habe in jüngster Zeit Dein Buch über die Pairie mit großem Interesse gelesen. Es hat mir der kritische Teil sehr wohl gefallen, und auch der organische hat meine volle Zustimmung. Die Ergänzung der Pairie aus sich, ist mindestens wie mir erscheint der einzige Ausgangspunkt für Frankreich, und wird eine Aristokratie des Verdienstes nach allen Seiten hin gründen, die die dort unlebendige des Adels, und die unerträgliche des Geldes bald überflügeln muß. Eins wäre bei Deinem Vorschlage zu befürchten, daß nemlich die energisch frische Jugend ganz ausgeschlossen wird; und obwohl in einer Kammer, deren Aufgabe es ist, wesentlich conservativ zu sein, ein reiferes Alter ein Vorzug sein kann, so ist doch gänzliche Verbannung der frischen Begeisterung ein Unglück, welches leicht zur Erschlaffung des Körpers führt. Dies ist ein großer Vortheil der englischen Peerage. Doch soll dies kein Einwand sein, denn welche Institution, hätte in ihrer Endlichkeit keinen Mangel? Sicher ist das, daß die jetzige französische Pairie eine Null ist, die nur durch ein hin und wieder auftauchendes Zeichen der Energie sich noch zu halten im Stande ist. Wie hat man aber in Paris Dein Buch aufgenommen? ich lese keine Blätter, hat kein Journal darüber gesprochen; bei der Wichtigkeit des Vorschlages scheint es mir doch sehr wahrscheinlich, daß derselbe ernstes Aufsehen erregt habe.

Rosenkranz Leben Hegels, wird in Deinen Händen sein. Ich bin sehr wenig befriedigt. Was ich in einem solchen Buche er-

warte, das Knospen, Keimen, Blühen des Systems, und dann seine Frucht sich entwickeln zu sehen, ist nicht geschehen oder nur dürftig geschehen, indem sich R. an die Periode der Schriften gehalten; das richtigere Element die Lehre auf dem Katheder ist allzu dürftig. Dagegen eine Masse Einzelnheiten, die bis zur Geringfügigkeit sich verlieren. Männer außer der Schule sind über das Buch des Tadels voll und das sollte nicht sein. Von Constantin Franz, den Du kennst, habe ich ein Buch über Familie und Pauperismus erhalten. Es ist zu verwundern, daß ein Mann, der in speculativer Hinsicht nicht Uebles geleistet, so sehr alle Forderungen der Zeit verkennen kann. Ich habe jetzt mehr Gelegenheit, mich nach der praktischen Seite mehr mit Pauperismus zu beschäftigen, da ein Verein zur Hebung der niederen Volksklassen hier entstanden, und mich mit in das Directorium gewählt hat. Ich wünsche wohl mit Dir über die zu befolgenden Principien, und dem Gesichtspunkt, von dem auszugehen ist, zu sprechen.

Doch ich schließe, da Roger Raczyński, der diesen Brief, oder in höchster Eile geschmiertes Briefchen mitnehmen will, nicht wartet. Adieu. Schreib mir, ob Du vom 14. Juli an, und wielange Du in Wersenice bist und ob Du mich und meinen Bruder Max, der sich Deinen Rath und Deine Unterstützung in einer Angelegenheit erbitten will, zwei bis drei Tage aufzunehmen, Gelegenheit hast. Mit alter Freundschaft Dein

A. Benary.
Alte Jacobsst. 106."

Bei dem erwähnten Werke Cieszkowskis handelt es sich um „De la pairie et de l'aristocratie moderne"; es war 1844 in Paris bei Amyot erschienen — nicht lange, bevor Benary an Cieszkowski darüber schrieb.

Am 17. August 1844 kommt A. Benary auf eine Intrige zu sprechen, die gegen ihn in der Philosophischen Fakultät an der Universität Berlin gespielt worden sei; er berichtet weiter von der Philosophischen Gesellschaft, deren Mitglied er war, und seiner Lektüre, und wendet sich schließlich ganz persönlich an Cieszkowski selbst. Ich möchte die wichtigsten Stellen wiedergeben:

„Mit der Philosophischen Gesellschaft sieht es trüb aus, die Diskussionen über die metaphysischen Gegenstände in der Philos. Gesellschaft werden langweilig, weil sie ohne Lösung immer auf 10 mal erörterte Fragen kommen. Vatke will austreten. Hotho, Heydemann und ich haben uns vorgenommen, im Oktober gleich Gegenstände vorzutragen, die mehr praktischer Art sind, um so neues Leben hervorzubringen."

„... Ich habe in dieser Zeit wiederholt den Bruno von Schelling gelesen; wie viel Schönes! und daß er damals entfernt von Hegel, wie nahe seinem jetzigen Standpunkte! Deine Palingenesie kommt in dieser Woche daran, ich bin frei von Arbeit, da ich mir die fatale Geschichte durch Speculation vertreiben will. Es ist freilich

schwer, unter der Last der Sorge zu denken, das begreifst Du sicher.

Adieu. Grüße alle, ich habe von Alb. Morawski Brief aus Ziegenhals, einem Orte, von dem ich bis jetzt nichts gehört, und von dem wohl niemand etwas weiß. Vergiß dessen Schwester nicht, Homer sagt

οὐ νέμεσις γὰρ
Τοιῇδ' ἀμφὶ γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα πάσχειν.

Das nimm Dir zu Herzen ... Adieu. Ganz der Deine

Berlin, 17. Aug. 44. A. Benary."

Nach dem Inhalte der Briefe war das Verhältnis zwischen den beiden Freunden ein durchaus vertrautes zu nennen.

Ein weiterer Brief A. Benarys, allerdings undatiert, der durch seinen Inhalt ebenfalls sehr charakteristisch für seine Freundschaft mit Cieszkowski ist, soll ferner hier angeschlossen werden:

„Mein werther Freund!

Ich richte diese Zeilen an Dich, um Dir eine Bitte anzuempfehlen, die wie sie mich berührt, doch dem öffentlichen Interesse angehört. Meinem Streben und meinem ganzen Leben nach muß ich es wünschen, für die nächste Sitzung unserer Kammern Mitglied zu werden; eine genaue Prüfung meiner Kräfte geben mir den Muth anzunehmen, daß ich in dieser Stellung nützen werde, einen Muth, welchen meine Freunde und die Anhänger der Richtung, welcher ich angehöre, durch ihre Ermunterungen bestärken. Nun glaube ich nicht, daß eine Wahl in der hiesigen Provinz günstig für mich ausfallen dürfte, meine Gesinnung ist zu bekannt und zu pronuncirt, als daß die Reaction nicht alles anwenden sollte, um den Erfolg zu hintertreiben. In den übrigen Provinzen mag ich wohl bekannt sein, doch habe ich wenige, die mich und meinen Charakter genau erkennen. Nun hat H. v. Lipski mir die Aussicht gemacht, es sei durch Vermittlung meiner Freunde im Großherzogthum möglich, dort meine Wahl zu bewirken; und ich wende mich deshalb an Dich, der Du unter Deinen Landsleuten durch Deine Bildung und Deine Einsicht nicht weniger als durch Deinen Patriotismus, einen verdienten tiefbegründeten Einfluß wie nicht leicht ein anderer, genießt, um zunächst Dich zu fragen, ob Du an einen Erfolg glaubst, dann Dich um Deinen Rath um etwaig zu thunende Schritte zu bitten und endlich Dich, wenn es nicht gegen Dein Gewissen ist, um Deine Unterstützung zu ersuchen, welche gewiß sehr vieles vermag. Du kennst meine politische, meine wissenschaftliche Ansicht, Du kennst mein Streben und mein Leben, an dem, das darf ich frei sagen, auch nicht der geringste Makel hängt, Du kennst meine religiöse Meinung, die ich keiner Partei gegenüber je verläugnete; endlich weißt Du, und das ist das wichtigste, wie ich für Polen gesinnt bin, daß ich mit Wort und That sein Recht vertheidigt, daß ich die Erhaltung und Selbständigkeit seiner Nationalität mit aller nur möglichen Kraft ver-

treten habe, nicht allein um der Polen willen, sondern um die alte Schmach und Schande, die auf meinem Vaterlande durch jenen Raub haftet, endlich zu sühnen. Mir scheint es, daß ein Deputierter meiner Gesinnung, der wie ich den Muth hat, diese überall zu vertreten, Euch nicht minder, wo nicht mehr nützen dürfte, als ein Pole selbst, eine Meinung, die H. v. Lipski mindestens theilt. Dieser meint nun, es würde viel eher möglich sein, meine Wahl im Großherzogtum für die erste als für die zweite Wahl durchzusetzen; in diesem Puncte würde meinem Wunsche weniger genügt werden; einerseits, weil ich in der jetzigen Form eine erste Kammer für mich für einen weniger passenden Wirkungskreis halte, andererseits, weil, wie Du weißt, meine Finanzen derart gerade leider jetzt, bei dem Mangel jeden Nebenerwerbs derart sind, daß ich bei den vielen Kosten, die jene Stellung herbeiführt, die Diäten nicht entbehren kann. Doch würde natürlich falls nur dieß durchzusetzen wäre, ich es gern annehmen.

Du siehst, ich schreibe Dir offen, wie ein Freund dem Freunde, sei ebenso offen und ohne Rückhalt gegen mich. Gern wünschte ich diese Thätigkeit, nach der ich mich, nach dem engen Kreis der Gelehrtenwirthschaft, mich sehne, und in der ich Befriedigung für mich, und, wie ich hoffe, auch Nutzen für das Vaterland und die gute gemeine Sache finden werde. Ich bitte Dich innigst um baldige Antwort; Lipski sagte mir, ich sollte mich schriftlich an Gustav Potworowski und Chlapowski den jüngeren wenden; ich will indessen ohne Deinen Rath, der Du mir seit Jahren befreundet bist, nichts thuen; Du kennst das Terrain, Du meinst es mit mir, meinst es aber auch mit der Sache gut. Genug hierüber.

Ich lese jetzt Philosophie der modernen Geschichte vor ziemlich vollem Auditorio, und wie ich offenbar sehe zu gerechter Befriedigung meiner Zuhörer. Es ist ein Feld auf dem man Gutes wirken kann, denn ich hoffe, manchen herüberzuziehen, manchen zu befestigen. Manches habe ich Dir zu verdanken, ich habe Deine Palingenesie neulich mit Vergnügen und Nutzen durchgelesen, in manchem, wo Du nun wohl auch anderer Meinung sein wirst, stimme ich nicht bei, doch darüber einmal mündlich, wenn die Zeit uns gestattet, sie wieder wissenschaftlich zu erfassen, jetzt sind wir in der Klemme, daß wir gezwungen sind, practisch klug doch ehrenhaft zu handeln. Grüße meine Freunde, wenn Du sie siehst, wie Dich mein Bruder herzlich grüßt und schreibe bald Antwort. Neues hörst Du mehr aus den Zeitungen, nur eins, heute sagt man, daß in Frankfurt von der Versammlung die octroyierte Verfassung für null und nichtig erklärt, und daß deshalb die Papiere um 5% gefallen seien. Das letzte Factum ist richtig.

Adieu. Mit alter Freundschaft Dein

(Alte Jacobstr. 106.) Agathon Benary."

Es ist ein Zeichen für die damaligen nationalen Beziehungen zwischen den Deutschen und Polen, daß auch Professor Michelet in

einem Briefe vom 11. Februar 1849 sich seinem Freunde Cieszkowski als Vertreter für das Großherzogtum Posen anbot.

Den nächsten Brief A. Benarys vom 26. September 1860 teile ich im Auszuge mit:

„Mein werther Freund!

... Rücksichtlich Deines Schwagers, kann ich Dir zunächst nicht rathen, ob Du ihn hierher schicken oder in Paris lassen sollst; denn ich bin Partei. Daß unsere Vorbildung zur Universität gründlicher und wissenschaftlicher ist wie die französische, bin ich überzeugt, und im letzten Jahre haben zwei Schüler von mir H. de Rivière, der hier das juridische Doctorexamen gemacht hat, u. ein Herr De Candolles, der Enkel und Sohn des berühmten Naturforschers, die beide in Paris auf einem College vorgebildet waren, diese Ueberzeugung nur bestätigt, indem sie sich bei ihren gelehrten Arbeiten über den Mangel an tüchtiger Unterlage beklagten, und beide waren sehr fleißig und von ausgezeichneten Anlagen. Du mußt also den Entschluß selbst fassen; hast Du ihn aber gefaßt, dann darfst Du der Weigerung oder Abneigung eines Knaben kein Gewicht beilegen, er wird sich schnell in die neuen Verhältnisse finden, wenn er liebenswürdige Behandlung und freundliche Umgebung hat. In welche Classe er kömmt, kann ich nicht so oberflächlich urteilen. ...

Du frägst mich über Ed. Raczyński, und was ich oder der Graf mit ihm zu thun gedenken. Der Graf will, daß er das Abiturientenexamen macht, aber fürs erste noch nicht in ein Gymnasium eintritt, und ich billige das bei Eduard, denn seine Zerstreutheit bedarf der unausgesetzten ausschließlichen Tätigkeit des Lehrers. So hat er denn bei mir sechs lateinische Stunden, bei Prof. Polsbew — einem tüchtigen Mann und meinem Collegen, den ich täglich sehe, — Geschichte, bei einem Franzosen, Herrn Parrisel — Französisch, den übrigen Unterricht giebt Herr Kubicki, ein dem Charakter, wie den Kenntnissen nach trefflicher Mensch, und zwar hält er die Stunden in polnischer Sprache, denn Du weißt, wie sehr ich darauf halte, daß ein Pole ein Pole bleibe, und seine Sprache als die Grundlage seiner Nationalität bewahre. ...

Willst Du, ein Berliner Student, nicht zum Jubiläum kommen. Ob Du politisch auch Preußen nicht leiden kannst, Du wirst die deutsche Wissenschaft nicht mißachten, die in Dir einen tüchtigen Schüler gehabt, und Dich zum Meister gemacht hat.

Meine Frau und Tochter empfehlen sich Dir und Deiner Frau Gemahlin auf das achtungsvollste. Ich bitte Dich auch in meinem Namen derselben meine Ehrfurcht zu bezeugen. Dir aber verharre ich in alter Anhänglichkeit Dein Agathon Benary,

Berlin 26. Sept. 60. Commandantenstr. 15.“

Bemerkenswert ist es, durch diese Briefe immer wieder bestätigt zu sehen, wie in dem Lebenskreise Cieszkowskis polnische, deutsche und französische Kultur sich miteinander verbanden.

Als ein weiteres Zeitsymptom möge der letzte noch erhaltene Brief Agathon Benarys noch hier folgen:

„... Da der Posener Zug heute Abend erst am 9½ Uhr hier eintrifft, so würde mein Besuch ermattet wie Du von der Reise sein mußt, Dir doch wohl zu so später Stunde ungelegen kommen. Ich ziehe es deshalb vor, um Dir die freie Disposition Deiner Zeit nicht zu stören, Dich morgen bei mir zu erwarten, und werde deshalb zu Hause bleiben. Doch werde ich morgen vor 8 Uhr meinen Diener wegen unserer Jubelfeier zu Dir senden. Ich habe nemlich Herrn Prof. Gneist, einen der Anordner der Festivitäten, von Deiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet, damit Dir die Einladungen zu derselben zugehen. Wie ich nun nicht zweifle, daß Du in dem Kreise der berühmtesten wissenschaftlichsten Celebritäten nicht fehlen wirst, so dürfte es Deiner Frau Gemahlin, wenn Sie Dich begleitet, wohl genehm sein, den Ball, wo alle hohen und höchsten Herrschaften erscheinen, mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Gneist hat mich nun fragen lassen, ob Deine Frau Gemahlin hier sei, und ich ersuche Dich deshalb, mir morgen früh durch meinen Diener sagen zu lassen, ob dieß der Fall ist, damit ich sofort das Weitere veranlassen kann. Du bist vielleicht auch so gut, demselben anzugeben, wann ich Dich erwarten soll, oder ob es Dir gelegener ist, daß ich zu Dir komme, und zu welcher Zeit.

Mit treuester Ergebenheit Dein

Berlin, Freitag am 12. October 1860. Agathon Benary."

Von Ferdinand Benarys Briefwechsel mit Cieszkowski habe ich drei Briefe an den letzteren und den Entwurf zu einem Briefe Cieszkowskis an Benary aufgefunden. Sie fallen in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Ferdinand Benary (1805 bis 1880) hatte sich 1829 an der Universität für orientalische Sprachen habilitiert und war — nach Ablehnung eines Rufes nach St. Petersburg — außerordentlicher Professor für alttestamentliche Exegese geworden.

Am 30. Juni 1875 gibt F. Benary seinem Freunde eine Auskunft über Hypotheken-Institute, welche sein Sohn, der Bankbeamter war, ihm vermittelt hatte. Cieszkowskis Briefentwurf hat folgenden Wortlaut:

Wierzenica am Pfingstmontage 76.

„Mein lieber Freund!

So leidend ich auch bin und das Schreiben selbst beschwerlich ist, so kann ich doch nicht umhin, bei Dir (als competendste Autorität) anzufragen, ob Dir ein Werk bekannt ist, welches mich in diesem Augenblicke beschäftigt, und was Du von demselben hältst? Ich meine das vor bereits beinahe 40 Jahren (1839) in zwei Bänden erschienene Werk Lacour's u. d. Titel „Aeloim, ou les Dieux de Moïse". An Scharfsinn und Gelehrsamkeit fehlt es dem Verfasser gewiß nicht, an „Freigeisterei" und kritischer Zuversicht um so weniger, sodaß man ihn füglich für einen Zeitgenossen

unserer Gründer- u. Krach-Periode (wie man wohl die herabstürzende Phase, in welcher wir leben, nennen wird, im Gegensatze zu der heraufsteigenden „Sturm- u. Drang Periode“ unserer Vorfahren) — halten dürfte, hätte er nicht die Unvorsichtigkeit begangen, die antiquierte Jahreszahl 1839 seinem Werke vorzudrucken und nicht lieber dem guten Beispiele heutiger Verleger folgend„ die wenigstens ein halbes Jahr ihrer Bücher antidatieren, — das Seinige um ein halbes Jahrhundert zu antidatieren. — Aber Scherz bei Seite, dies Buch, welches ich noch nicht angesehen hatte, obgleich es wohl ein viertel Jahrhundert in meiner Bibliothek steht, scheint mir gar nicht unbedeutend, und vielleicht für die künftige Lösung der Pentateuchfrage diejenige Bedeutung zu haben, welche etwa Beaufort als Vorläufer für Niebuhr gehabt hat. Was mich aber zu diesem Buche mißtrauisch macht und meine Anfrage an Dich verursacht, daß ist nicht dessen Freigeisterei noch kritische Bibelfestigkeit, darüber würde ich mich gewissermaßen selbsthelfen müssen, dürfte ich nur auf seine gründliche Kenntnis der hebräischen Sprache mehr verlassen als dies mir der Fall zu sein scheint. Die Hauptveranlassung dazu giebt mir gerade die Elohimfrage selbst, da er in den Elohimen (die er Aeloim, oder lieber noch Aloim schreibt, indem er die massoretische Punctation durchweg perhorrescirt resp. verändert) ein entschieden polytheistisches Element wittert, während (soweit meine Kenntnisse über das Hebräische reichen) die Pluralform in diesem Falle nur ein abstract Allgemeines, wie z. B. deutsch die Gottheit, oder das Neutrum in anderen Sprachen, etwa „das Göttliche“ ohne irgend eine nähere Determination bedeutet; — u. deshalb eben frägt Moses, wie er die Elohim dem Volke nennen solle, wen er verkünden solle ... —“

Ferd. Benary beantwortete diese Anfrage am 16. Juni 1876 wie folgt:

Berlin W. 16. Juni 1876.

„Verehrter Freund.

Elohim sei Dank, daß er mir einmal ein Lebenszeichen von Dir zugeführt, das nur erfreulicher hätte lauten sollen! Gern gebe ich mich indessen der Hoffnung hin, daß die milder gewordene Luft auch auf Deinen Gesundheitszustand wohlthätig eingewirkt habe.

Ueber den guten Elohim (wie die Masorethen mit Recht seine hebr. Aussprache — gegenüber der dialektisch abweichenden phoeniz. punischen — festhalten) hast Du durchaus die richtige nicht weiter anzufechtende Ansicht. Das Wort hat ursprünglich abstracte Bedeutung (Kraft, Stärke, Macht) wie Adonim etc. et. wird von dem hebr. Gott, — sie sein Singular Eloha — durchgehends mit dem Singular-Prädikat u. nur selten (beim Elohisten II) grammatisch auch mit dem Plural (z. B. Gen. 20, 13. 35, 7. 2. Sam. 7, 22) verbunden. In pluraler Bedeutung wird es nur von den heidnischen Göttern — Götzen — gebraucht. Lacour's Werk kenne ich

so wenig als Vatke u. meine sonstigen hiesigen Collegen. Für die Lösung der Pentat. Frage kommt es wohl kaum in Betracht.

Seit vorigem Winter bin ich in Briefwechsel mit einem der vorzüglichsten Orientalisten u. einem der besten Deiner Landsleute getreten. Ich meine v. Biberstein Kazimirski, den Du gewiß kennst. Er war in der polnischen Revolution Secretär bei Lelewel, mit ihm flüchtig, ist er in Berlin sitzen geblieben, hat hier incognito ein ganzes Jahr zugebracht u. bei mir Privatissima im hebr. syr. u. arabischen gehabt. In Paris hat er sodann seine Studien fortgesetzt und ist später bei der franz. Gesandtschaft in Persien lange Zeit attachiert gewesen. Von Persien zurückgekehrt, hat er sich (beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt) als einen sehr fleißigen u. tüchtigen Orientalisten in mehreren Werken (Uebersetzung des Korans, arab. Wörterbuch etc.) bewährt. Anfangs dieses Jahres hat er eine polnische Uebersetzung nebst Anmerkungen von Saadis Gulistan herausgegeben. Leider ist mir die poln. Sprache fast ganz fremd geworden u. der poetische Stil fast ganz unzugänglich, sonst hätte ich gern dieses Werk in einem unserer gelehrten Blätter angezeigt. Kannst Du mir vielleicht einen persisch gelehrten Polen, der die Anzeige des Buches übernähme, namhaft machen? Gern würde ich demselben mein Exemplar zu Diensten stellen. Vor 2 Monaten hat mir v. Biberst.-Kazim. wiederum ein schönes Specimen des in Europa bisher unbekannten persischen alten Dichters Menuschtari (Text nebst Uebersetzung u. kurzen Anmerkungen) zugesandt, von dem ich nächstens eine Anzeige machen werde.

Mir u. meiner Familie geht es gottlob ganz gut. Ich habe die Freude gehabt, daß mein ältester Sohn sich am 1. Mai mit der Tochter seines Chefs vermählt, seit einigen Tagen ist das junge Paar von der Hochzeitsreise (nach Oberitalien u. Paris) zurückgekehrt u. daher auch die Verzögerung der Beantwortung Deines Schreibens, weshalb ich um Nachsicht bitte. Dagegen ist Vatke infolge von Gicht u. Verdauungsstörungen seit Wochen recht leidend. Doch geht es nunmehr zur Besserung, so daß er bald das Zimmer wird verlassen können.

Nun will ich Dich nicht länger aufhalten. Lebe recht wohl u. gedenke in alter Freundschaft u. Anhänglichkeit Deines herzlich ergebenen

Ferd. Benary."

Diese beiden Briefe haben insofern noch eine besondere Bedeutung gewonnen, weil sie verraten, daß Cieszkowski damals an Aufzeichnungen gearbeitet hat, die zum dritten Bande seines polnischen Hauptwerkes, des „Ojcze-Nasz" gehören.

Der letzte erhaltene Brief setzt eine Anfrage Cieszkowskis wegen einer Inschrift für den polnischen Romanschriftsteller Kraszewski voraus. Aus diesem Briefe teile ich nur das Wichtigste mit:

Berlin, 20. April 1879.

„Mein hochgeschätzter alter Freund.

Es war mir außerordentlich erfreulich, nach langer Zeit wieder einmal ein Lebenszeichen von Dir zu empfangen u. in demselben zugleich den Beweis Deiner alten Theilnahme für mich u. die Meinigen. Es scheint wirklich, als ob die Vorsehung mich in meinem Alter einigermaßen für die harten Prüfungen, welche ich in meinem früheren Leben erfahren, entschädigen wolle, indem sie mich noch große Freude an meinen Kindern erleben läßt. Mein ältester Sohn ist, wie Du weißt, Bankagent u. Inhaber des Geschäfts B. Goldschmidt geworden, mein zweiter Assistent-Arzt in der Königl. chirurg. Klinik bei Langenbeck, meine zweite Tochter ist sehr glücklich an d. Bibliothekar der Königl. Museen verheiratet u. meine ältere ist bis jetzt noch bei mir, die Stütze meines Hauses. Von den 2 verheirateten habe ich bereits 3 blühende Enkel. Mir selbst geht es trotz meines hohen Alter sehr gut, nur leide ich seit dem Winter an einem hartnäckigen Rheumatismus der Arme, der mir auch, wie Dir meine Schrift zeigt, das Schreiben sehr erschwert, u. habe ich längst eine bessere Wittrung erhofft, um nach Wiesbaden zu gehen; nun drängt mein Arzt, daß ich dieser Tage dahin ziehen soll. Ich kann daher Deinen Auftrag nur zweifelhaft erfüllen. Mommsen u. Hübner sind gegenwärtig die Latinisten hier; ob ich dieser Tage noch einen von beiden auffinde, ist ungewiß. Indessen, bei der Einfachheit der Aufgabe können sie denk' ich, füglich entbehrt werden. Ich habe öfters dergleichen Inschriften gemacht — erlaube mir — für den Fall, daß ich Dir nicht besseres von einem der Latinisten vom Fach noch zusenden kann — Dir Folgendes — gegen dessen classische Latinität nichts einzuwenden — vorzuschlagen:

1. Bild vir probus scriptorum decus
2. Schrift

Josepho Ignatio
Kraszewski
qui feraci*) ingenio
assiduo per L annos-Studio
perennia edidit opera
laudes et grates agunt
Majoris poloniae cives.
MDCCCLXXIX.

*) das eigenste Wort dafür bei Cic. Orat. 48 aus feracisimo.
immortalia?

Wie gesagt, bekomme ich vor meiner Abreise noch etwas Besseres, so sende ich's Dir zu.

Gern hätte ich in Deinem Schreiben auch etwas Persönliches erfahren, wie es Dir und Deinen Kindern geht u. vielleicht ergänzt Du nächstens das diesmal Vermißte. Mein Arm gebietet mir zu schließen. Nimm, bitte, vorläufig mit meinem guten Willen vorlieb. In alter Freundschaft u. Anhänglichkeit Dein

F. Benary."

Ich möchte hier anschließend einiges aus einem Briefe Ferdinand Benarys an eine ihm bekannte Dame mitteilen, die sich an ihn mit der Frage gewandt hatte, ob sie auf den ihr gemachten Vorschlag, Prof. Dr. Gneist zu gewinnen als Verteidiger ihres Sohnes, eingehen solle. Benary schrieb nach einer eingehenden Charakterisierung Gneists das Folgende:

„... Ob Gneist für diesen unglücklichen Prozeß Interesse hat und demnach die Vertheidigung Ihres Sohnes u. seiner Mitangeklagten sein großes Talent zu widmen geneigt ist — wird am besten u. unbefangensten Graf Cieszkowski ermitteln u. wo möglich, ihn auch gewinnen können. Graf C. ist selbst eine wissenschaftliche Größe, dabei, so viel ich weiß, mit Gneist befreundet, sein College im Abgeordneten Hause u. Pole — Eigenschaften, die im Verein keinen anderen so geeignet machen, als ihn Prof. Gneist für Ihre Sache zu gewinnen.

Legen Sie daher, gnädige Frau, dem Grafen C. es ans Herz, daß er mit Prof. Gneist redet, u. wo möglich zur Uebernahme der Vertheidigung beredet. Er selbst wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß Sie Ihre Sache schon halb gewonnen, wenn Sie für dieselbe Gneist gewonnen haben. ...“

Aus dem vermutlich geführten Briefwechsel Gneists mit Cieszkowski ist im Nachlasse des Letztgenannten nichts vorhanden. Immerhin mag eine handschriftlich erhaltene Einladung Gneists an den Grafen vom 20. April 1865 als eine Bestätigung ihrer von Benary angedeuteten freundschaftlichen Beziehungen dienen.

War Cieszkowski auf Reisen im Ausland, bediente er sich des Bankinstitutes von Benarys Sohn; führte ihn eine Reise nach Paris, so hatte er gewiß auch Briefe für den Vetter seines Freundes Benary dort zu bestellen. Verbindend wirkte seine Persönlichkeit, wo sie auch war. —

Natürlicherweise stand Cieszkowski mit vielen Mitgliedern der Philosophischen Gesellschaft in persönlichem Verkehr und in mehr oder weniger regem Briefwechsel; fanden doch auch die Sitzungen der Gesellschaft bei den einzelnen Mitgliedern wechselweise statt.

So fand ich unter anderem Briefe von Dr. Th. Mundt vom 25. März 1846 sowie Dr. Roetscher unter gleichem Datum mit der Bitte, ihr Nichterscheinen zu entschuldigen. Roetscher, der Rezensentenpflichten halber verhindert war, schloß einen Brief folgendermaßen:

„... Da die Versammlung bei Ihnen, Herr Graf, und eine außerordentliche ist, so wird die Fortsetzung der philosophischen Discussion über Ihren schönen und geistvollen Vermittlungsweg doch wohl heute nicht stattfinden. Dies würde mir besonders leid sein. ...“

Wie innig Cieszkowski mit der Philosophischen Gesellschaft verwachsen war, zeigt eingehend sein Briefwechsel mit Professor Michelet, dem ich eine besondere Veröffentlichung zu widmen

beabsichtige. Michelet feierte im Jahre 1891 seinen 90. Geburtstag. Die Philosophische Gesellschaft veranstaltete zu diesem eine Feier und gab zu Ehren Michelets eine Festschrift heraus. In diese Zeit fallen ein Briefentwurf Cieszkowskis und zwei Briefe Spaziers, des mit ihm von der Philosophischen Gesellschaft her verbundenen Professors an der Universität Berlin.

Cieszkowskis Briefentwurf lautet so:

Berlin British Hotel.

„Hochgeehrter Herr Professor.

So gern ich möchte (u. mich auch bemühe) meinen diesmaligen Aufenthalt in Berlin bis Sonnabend zu verlängern, um die Freude zu haben, wieder einmal einer Sitzung unserer phil. Gesellschaft beizuwohnen, so bin ich doch nicht sicher, ob es mir gelingen wird; — was ich umsomehr bedauern würde, da hier die Gelegenheit entginge, unsere neuliche Besprechung des Jubiläums Michelet's fortzusetzen u. zum Abschluß zu bringen. Deshalb will ich noch mit paar Worten näher begründen, was ich Ihnen schon andeutete, als Sie mich aufforderten, die bezügliche Festschrift zu verfassen. Abgesehen davon, daß mir dazu jetzt absolut die Zeit fehlen würde bei dem Drange der Geschäfte, welche auf mich nach jahrelanger Abwesenheit zu Hause harren.

... Mir dünkt, daß ich der Allerletzte dazu berufen würde, denn was könnte ich mehr oder anders von ihm oder über ihn sagen als das, was ich vor bereits einem halben Jahrhunderte in dem offenen Sendschreiben an ihn selbst gesagt habe, und zwar auf Veranlassung eines seiner bedeutendsten Werke, welches ich in der beiliegenden Broschüre besprach, alles Positive an ihm einerseits ... anerkennend, andererseits aber allem Negativen gegenüber die Rechte zur positiven Kritik unbarmherzig ausübend. Freilich könnte ich an ein anderes Werk von ihm anknüpfen, aber wenn ein anderes Mitglied unserer Gesellschaft und vor allem Sie, hochgeehrter Herr Professor, als Präsident derselben wollten auf Veranlassung seiner bandreichen (Gesamtausgabe seiner Werke) oder nur eines kleinen aber bedeutenden zukunftsreichsten von allen, in welchem er ein Stück Geschichte unserer Gesellschaft und in echt platonischem Geiste (und platonischer Gewandtheit) dialogisierte ... nämlich an jene Trilogie, welche ein wirkliches Stück der Geschichte unserer Gesellschaft ausmacht, anknüpfen, und darin wohl manches mehr noch zu loben aber auch anderes zu tadeln finden, in welcher aber ich Gefahr laufen würde und sei es als Urmitstifter der Gesellschaft, sei es als Teilnehmer an jener Diskussion, die Klippen einer Rede pro domo nicht leicht meiden zu können, was alles bei einem Spätergeborenen nicht der Fall wäre. Deshalb dünkts mir, daß jeder andere und vor allem Sie ...“

Spazier beantwortete Cieszkowskis Brief und Sendung folgendermaßen:

Berlin, 19. XI. 91.
N. Schönhauserallee 31.

„Hochverehrter Herr Graf.

Verzeihen Sie gütigst, wenn ich erst heute an Sie schreibe, da ich einige Tage von Berlin abwesend war. — Ihre liebenswürdige Sendung „Gott u. Palingenesie“, sowie „Zur Verbesserung der Lage der Arbeiter etc.“ habe ich trotz der ungenauen Adresse, da ich hier hinreichend bekannt bin, erhalten. Ich bin Ihnen dafür zu großem Dank verpflichtet, den ich hiermit ausspreche. Ihre „Prolegomena“ hatte ich schon längst schätzen gelernt u. alle meine Bemühungen, Ihr zweites Werk zu erhalten, waren bisher vergebens gewesen. Nachdem ich dasselbe erhalten, sind meine Erwartungen weit übertroffen. Ich kenne kaum ein Werk, welches in solcher Kürze und Schärfe die Grundprobleme behandelt, und kann außerdem hinzufügen, daß ich mich Ihnen völlig anschließe. Ich hoffe in meinen Vorlesungen Ihre Gedanken verwerthen zu können, bin ich doch neben Lasson der einzige in Berlin, der in seinen Vorlesungen noch die Philosophie der eigentlich classischen Periode vertritt.

Nehmen also Ew. Hochgeboren nochmals meinen aufrichtigen Dank entgegen für den Genuß u. die Erweiterung meiner Erkenntnis, die Sie mir durch freundliche Uebersendung Ihres geschätzten Buches bereitet haben!

In der Hoffnung, Sie ev. doch noch bei dem Festmahl der „Philos. Ges.“ zu Ehren Michelets begrüßen zu können, zeichne mich mit vorzüglicher Hochachtung als Ew. Hochgeboren dankbar ergebener Dr. Hans Spazier.“

Der zweite Brief Spaziers lautet so:

Berlin, 27. II. 92.

„Hochverehrter Herr Graf.

Ihre Depesche erhielt ich erst heute Nachmittag, da ich am Vormittage nicht zu Hause war; wenn ich dieselbe brieflich beantworte, so hoffe ich in Ihrem Sinne zu handeln.

Der Druck der Michelet'schen Festschrift mußte zunächst wegen des Buchdruckerausstandes hinausgeschoben werden; als dieser Hinderungsgrund überwunden war, gerieth unser Verleger in Konkurs, sodaß ein neuer Aufschub erfolgte. Jetzt ist die Angelegenheit soweit gediehen, daß der Satz begonnen hat; sobald der Ihren werthen Beitrag enthaltende Bogen in meine Hände gelangt ist, werde ich nicht verfehlen, Ew. Hochgeboren denselben zur Correctur einzusenden.

Im Uebrigen kann ich Ihnen noch mittheilen, daß die Michelet-Feier einen würdigen Verlauf genommen hat und der Jubilar sich relativ wohl befindet. Hoffentlich haben wir bald einmal wieder die Ehre, Ew. Hochgeboren in unserer Mitte zu sehen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Spazier.“



Cieszkowskis Beitrag zur Festschrift war sein Jugendbrief aus Warschau vom 18. März 1837, auf den ich bereits bei der Behandlung der deutschen philosophischen Werke Cieszkowskis eingegangen bin.

Von Varnhagen von Ense, mit dem Cieszkowski ebenfalls bekannt war, fand ich einen Brief vom 16. Februar 1855, welchen ich hier folgen lasse:

„Für die gütige Mitteilung der hiebei zurückfolgenden Schrift bin ich Ihnen dankbar verpflichtet; sie ist mit Einsicht, Kenntniß, Maß und Besonnenheit geschrieben, und kann, ihrem nächsten Zwecke gemäß, bei deutschen Lesern einen guten Eindruck nicht verfehlen. Freilich behandelt sie den wichtigen Gegenstand nur aus dem Gesichtspunkte heutiger Mächte, und läßt unbeachtet, daß es noch andere giebt, die jetzt schlummern oder doch schweigen, aber im unerwarteten Augenblick die klügsten Berechnungen zerrütten und der großen Frage eine andere Lösung geben können, als die hier angedeutete. Einstweilen möchte diese wohl genügen, aber die dazu erforderlichen Ausgleichungen und Entschädigungen halte ich für unmöglich, außer durch solche Ereignisse, bei denen jene unnöthig sein würden. Eine wirkliche Herstellung Polens kann meines Erachtens nur im revolutionairen Weg erfolgen. — In großer Hochachtung und Ergebenheit

Ihr gehorsamster

Berlin, den 16. Febr. 1855. Varnhagen von Ense."

Cieszkowski sammelte seine Notizen, Blätter und Ausführungen für sein Werk, den „Ojcze-Nasz", in einer größeren eisernen Kassette. Wie mir sein Sohn sagte, wußte nur der Dichter Sigismund Krasiński von dieser Arbeit. Diese Kassette nun auf allen Reisen mitzunehmen, war unmöglich. Er stellte sie daher Ende der sechziger Jahre bei dem Direktor Carl Theodor Chalybaeus vorübergehend unter, immerhin ein Zeichen seines unbegrenzten Vertrauens. Ein junger Verwandter von ihm besuchte die Schule, welche Chalybaeus leitete; der Entwurf eines Dankschreibens an ihn war noch aufzufinden.

Ein gewisser Verkehr Cieszkowskis fand auch statt mit Alexander von Humboldt, wie aus Briefen und Einladungen im Nachlasse hervorgeht.

Die hier mitgeteilten Funde und Angaben aus dem Nachlasse Cieszkowskis, die mir bei der unter schwierigen Verhältnissen vorgenommenen Durchsicht einer unzähligen Menge von Briefen in vielerlei Sprachen unter die Augen gekommen sind, kann man nur als Symptome betrachten für viel umfangreichere Beziehungen zu namhaften deutschen Gelehrten seiner Zeit. Fragmente und Entwürfe Cieszkowskis deuten auf sie hin, seine Bibliothek enthält Widmungen, die auf manche Spur weisen, seine Werke verraten seine vielseitigen Interessen; aber der Tod des Hüters seiner Bibliothek — von welchem ich noch an anderer Stelle reden werde — und der Weltkrieg haben die einstige Ordnung zerstört.

III.

Cieszkowskis deutsche Beziehungen und Freundschaften vom politischen Leben aus.

Cieszkowskis Interessen lagen nicht nur auf geisteswissenschaftlichem Felde.

Fast gleichzeitig arbeitete er an den „Prolegomena zur Historiosophie“ (Berlin 1838) und dem Werke „Du crédit et de la circulation“, das 1839 in Paris erschien.

Bei Amyot in Paris veröffentlichte er ferner im Jahre 1844 sein Buch „De la pairie“, auf das Agathon Benary in seinem Briefe vom 24. Juni 1844 hinwies.

Im Jahre 1845 wählte man ihn zum stellvertretenden Mitglied in den Provinziallandtag von Posen.

Im selben Jahre hielt er zu Berlin in der zweiten Generalversammlung des landwirtschaftlichen Provinzialvereins für die Mark Brandenburg und die Niederlausitz einen Vortrag: „Zur Verbesserung der Lage der Arbeiter auf dem Lande“, der 1846 in Berlin bei G. H. Schröder auch im Druck erschien, später auch ins Französische und Italienische übersetzt wurde.

Ferner kam 1847 in Paris heraus „Du crédit agricole mobilier et immobilier“.

Als Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, zu welchem Amte er 1849 gewählt wurde, gab er eine „Zusammenstellung von staats- und völkerrechtlichen Urkunden, welche das Verhältnis des Großherzogtums Posen zur preußischen Krone betreffen. Nebst einiger Bemerkungen“ in demselben Jahre noch heraus.

1850 bot man ihm das Finanzministerium an, das er jedoch ablehnte.

Viele Anträge machte er an das Abgeordnetenhaus, um der polnischen Sprache und Kultur zu größerem Rechte im Großherzogtume (Posen) zu verhelfen. Ich erwähne hier nur die im Jahre 1851 erschienenen „zwei Anträge des Abgeordneten Grafen ... die Posener Universitäts- und Unterrichtsfragen betreffend“.

Ich habe bei den Briefen Leopold von Hennings schon darauf hingewiesen.

1856 veröffentlichte er in Berlin bei Moeser seinen „Antrag zu Gunsten der Klein-Kinderbewahranstalten als Grundlage der Volkserziehung. Beitrag zur Bestimmung und Feststellung der Aufgabe des Staates in Beziehung auf Volkswohlfahrt und Cultur.“

Er verfaßte ökonomische Studien mannigfaltiger Art und arbeitete mit am „Journal des économistes“, wie ich auch durch zahlreiche Briefe der Verleger dieser Zeitschrift, Guilleaumin, noch feststellen konnte.

Diese gedrängt gehaltene Übersicht mag immerhin doch erklären, daß Cieszkowski durch seine politische und ökonomische Tätigkeit mit zahlreichen deutschen Männern in Berührung kam,

die in der Zeit des deutschen Idealismus groß geworden waren. Einer großen Anzahl stand er näher, einige gewann er zu Freunden.

Bereits Mitte der vierziger Jahre muß Cieszkowski mit Wilh. Adolf Lette, dem Präsidenten des Revisions-Collegiums für Landeskultursachen, gut bekannt gewesen sein, wie aus einem Briefe desselben vom 25. März 1846 hervorgeht.

Lettes Brief aus Berlin vom 26. April 1857 zeigt durch seinen Inhalt das Gebiet, welches ihn mit Cieszkowski verband: das der Wohltätigkeit, der Kinderfürsorge. ... Er drückt zunächst sein herzliches Bedauern aus, „daß wir Sie im Hause der Abgeordneten vermissen müssen, berichtet weiter, daß Frau v. Marenholtz, eine eifrige Beförderin der Kindergärten, ihn gebeten habe, sie Cieszkowski zu empfehlen; sie werde ihm im September auf dem Congress de bienfaisance aufsuchen und durch ihn ihre Bemühungen fortsetzen wollen. ... Er kommt weiter auf Cieszkowskis Broschüre über die Kinderbewahranstalten als vortrefflich zu sprechen, bittet ihn, den ihm zugehenden Bericht der Pestalozzistiftung mit gütiger Aufmerksamkeit zu lesen. Auch wäre ihm sehr gedient mit Angaben über Zerschlagung und Zusammenschlagung bäuerlicher Güter in Posen. ... Schließlich drückt er noch sein Bedauern aus, von seiner Schrift „Ueber die Verfassungszustände in Preußen" Cieszkowski kein Exemplar geben zu können, da er seinen Freunden in der Kammer so viele gegeben habe, daß ihm selbst keines geblieben sei.

Es ist noch ein Brief Lettes vom 27. November 1858 an Cieszkowski erhalten, aus welchem ich den Anfang und den Schluß zum Abdruck bringen will, weil er zeigt, wie beide Männer menschlich verbunden waren.

„Hochverehrter Freund!

Zunächst sollte ich Ihnen ein Klagelied darüber schreiben, daß Sie uns, Ihre Freunde hier in dem Centralverein, ganz vergessen haben. Ich darf hoffen, daß, wenn Ihre Seele untergetaucht in die Fluth der Lethe, in die schöne Seele einer jugendlichen Gattin, wiedergeboren zu neuer Kraft, sich zu den Erinnerungen früherer Jahre wieder wendet, unter diesen Erinnerungen auch die Bilder alter Freunde und gemeinsamer Bestrebungen für das allgemeine Wohl ihre Stelle wieder erhalten. Doch diesmal gilt mein Schreiben der nächsten Gegenwart, den Wahlen. ..."

„Indem ich die Gelegenheit ergreife, um mich Ihrem Wohlwollen erneuert zu empfehlen und Ihnen die Freude über die Aussicht, Sie im Januar wiederzusehen und mit Ihnen gemeinschaftlich zu wirken, auszusprechen, unterzeichne ich in alter Hochachtung und Ergebenheit Lette."

„Lieber Freund und College" wird Cieszkowski angeredet in einem Briefe von M. Flemming aus Marienberg bei Boppard am Rhein unter dem 6. Dezember 1853: er erinnere sich mit Vergnügen der mit Cieszkowski verbrachten vergnügten Stunden,

kommt auf die kommenden Kammerverhandlungen, die politische Lage und so weiter zu sprechen, und schreibt weiter:

„Graf Krasiński [gemeint ist der Dichter Sigismund Krasiński, Cieszkowskis Busenfreund] und Graf Malochowski ist am 18. November mit dem Fürsten Lubomirski und Gemahlin von hier abgereiset und befindet sich, wie ich höre, noch in Heidelberg; sein Gesundheitszustand soll ziemlich befriedigend seyn, und wünsche ich von Herzen, daß die hiesige Kur eine gute nachhaltige Wirkung auf seine Gesundheit haben möge. ...“

Bemerkenswert ist auch ein Brief von Ferdinand Lassalle an Cieszkowski, welcher ihm von der Philosophischen Gesellschaft her bekannt war:

„Geehrter Herr Graf!

Nicht bloß weil ich persönlich Sie zu kennen die Ehre habe, nicht bloß in Rücksicht auf unsere philosophische Collegialität, sondern vorzüglich in Ihrer Eigenschaft als Chef der polnischen Fraction habe ich die Ehre, Ihnen beiliegend für Sie und die Abgeordneten Ihrer Fraction mehrere Exemplare einer Beschwerde an die Kammer zu übersenden und Ihre und Ihrer Fraction besondere Aufmerksamkeit auf diese Sache zu lenken. Der einzige demokratische Laut, der im vorigen Jahre die Räume der Kammer durchzittert hat — er ist von polnischen Lippen gefallen! Von den polnischen Abgeordneten allein kann ich hoffen, daß sie die Sache in derjenigen Form zu erledigen wissen werden, die sich allein für sie geziemt! Und gerade auf die Form ist hier das Hauptinteresse!

Sehr bedauernd, daß Reconvalescenz von langer Krankheit mich hindert, wie ich sonst sicher gethan hätte, Ihnen bei diesem Anlaß meine persönliche Aufwartung zu machen, zeichne ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener F. Lassalle.

Berlin, 21/1. 1861. Bellevuestr. 13.“

Lange Jahrzehnte hindurch stand Cieszkowski mit Max von Forckenbeck in den besten Beziehungen. v. Forckenbeck war Rechtsanwalt in Elbing, wurde dann Oberbürgermeister in Breslau und später in Berlin. Im Jahre 1864 bat Cieszkowski ihn, für polnische Freunde die Verteidigung zu übernehmen. (Es handelte sich wahrscheinlich um polnische Abgeordnete, die nach den Ereignissen in Polen 1863 inhaftiert waren und für deren Freilassung v. Forckenbeck bereits in der Kammer gestimmt hatte.) v. Forckenbeck lehnte nach schweren inneren Kämpfen diese Aufforderung ab: gerade ihm als Mitglied der Opposition werde es bei der Stellung, die neuerdings ein Teil der Gerichtshöfe in den politischen Gegensätzen in Preußen eingenommen hatte, kaum möglich sein, der Sache zum Siege zu verhelfen, so warm seine Teilnahme für sie auch sei.

Schließlich will ich noch erwähnen, daß Cieszkowski auch mit dem Abgeordneten Dr. Gustav Eberth in freundschaftlicher

Verbundenheit stand, wie ein Brief Eberths vom 22. Januar 1878 bekundet, der mit den Worten „Geehrter Freund und College" beginnt und Cieszkowski in einer Prozeßsache einen befreundeten Justizrat empfiehlt.

Auch von dem hier Mitgeteilten muß man sagen, daß es nur noch Trümmer eines riesigen Briefwechsels sind, der bei den vielen Reisen und Umzügen Cieszkowskis kaum ganz erhalten bleiben konnte.

IV.

Cieszkowskis deutsche Helfer und Freunde Brade und Lehmann.

Cieszkowskis Werke zeigen eine ausgebreitete und gründliche Lektüre von Büchern kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Inhaltes in polnischer, deutscher, italienischer, französischer und englischer Sprache, sowie seine ungemein große Kenntnis der antiken Literatur, der Bibel und der Werke der Kirchenväter.

Seine mannigfaltigen Studien und Interessen brachten es mit sich, daß seine eigene Bibliothek an Zahl und Mannigfaltigkeit des Bestandes einen ungewöhnlichen Umfang hatte. Ich habe zahlreiche, ansehnliche Privatbibliotheken kennen gelernt, aber keine hat auf mich einen so starken Eindruck gemacht wie diejenige August Cieszkowskis in Wierzenica. Bei der genauen Durcharbeitung ihrer Bestände mußte man erkennen, daß man diese Unmenge von Werken gleichsam als äußere Erweiterung des leiblichen Instrumentes Cieszkowskis und als Vergegenständlichung seiner Interessen ansehen könne und müsse. Sie spiegelt seine Wesensrichtung und sein Menschentum in umfassendster Weise wieder.

Die polnischen, deutschen, französischen und italienischen Werke stellen geradezu kleine Bibliotheken für sich dar; englische Werke sind dahingegen weniger, d. h. nicht in demselben erschöpfenden Umfange, vertreten. Die Klassiker der Griechen und Römer fehlen nicht; vollkommen umfassend ist die Sammlung der griechischen und lateinischen Kirchenväter.

August Cieszkowski war sehr viel auf Reisen. Dies machte es nötig, daß er mit der Verwaltung und Ordnung seiner Bibliothek einen Sekretär betrauen mußte. Er fand diesen in einem Deutschen, namens Gottl. Brade. Aus einem umfangreichen Briefwechsel geht nun hervor, daß August Cieszkowski auf seinen Reisen eifrig seine Bibliothek benutzte, deren Standort sein Landsitz Wierzenica war. Eine genaue Katalogisierung war nötig, um den Austausch von Büchern reibungslos zu pflegen. Brade wurde der zuverlässigste Bibliothekar, der gewissenhafteste und treueste Privatsekretär. Cieszkowski selbst schätzte ihn sehr hoch, ließ er ihn doch nicht nur seine geistigen Schätze verwalten, sondern machte ihn auch zu seinem bevollmächtigten Vertreter in vielen seine verschiedenen Besitzungen betreffenden geschäftlichen Angelegenheiten. Es ist durchaus am Platze, wenn man über Cieszkowskis Leben, Wirken

und Werke schreibt, auch dieses Mannes zu gedenken, der ihm bald ein halbes Jahrhundert hindurch in rastloser Arbeit mit seinen besten Kräften zur Seite stand. Letzten Endes hat man ihm die Erhaltung einer solchen umfangreichen Bibliothek zu verdanken, wenn sie auch nicht vor jeglichem Schaden bewahrt bleiben konnte.

Die Bibliothek besaß wohl alle wichtigen Werke des Jahrhunderts 1780—1880. Um nur auf einiges hinzuweisen: Deutsche Dichter von Klopstock bis Immermann; die Philosophen des idealistischen Zeitalters: Kant, Fichte, Schelling, Hegel, ihre Schüler und Gegner; die deutschen theologischen Werke von der Orthodoxie bis zum Radikalismus; die deutschen Staatswissenschaftler und Ökonomen, die Historiker und Juristen, aber auch die Naturwissenschaftler und Techniker sind vortrefflich vertreten. Und die gleiche Fülle von Werken findet sich in französischer Sprache vor. Bei einer Neuaufstellung eines Teiles der Bücherbestände ergab sich die Möglichkeit, deutsche, polnische, französische und italienische Abteilungen zu schaffen.

Die Aufmerksamkeit Cieszkowskis und seines Bibliothekars Brade erstreckte sich auch auf entlegener erscheinende Gebiete; so auf Freimaurerei, Prophetien aller Art, eschatologische Werke und so fort. Auch Werke der französischen und deutschen Mystik wurden gesammelt.

Wie man aus den Werken Cieszkowskis ersehen kann, hatte er einen ausgezeichneten Spürsinn für den Wert und die Bedeutung von Werken als Symptomen der Geistesentwicklung der Menschheit. So konnten ihm Werke bedeutungsvoll werden, die anderen nichts sagten.

Aus Brades Briefen und Aufzeichnungen aller Art lernt man zunächst seine gewissenhafte Berichterstattung, genaue Buchführung, umfassende Aufmerksamkeit und die Vielseitigkeit seiner Interessen hochschätzen. Für Cieszkowski selbst war er mehr als ein guter Privatsekretär und Bibliothekar, er sah in ihm seinen Freund, mit dem er in angenehmen menschlichen Beziehungen leben wollte.

Ich will aus dem sehr umfangreichen Briefwechsel beider Männer, der heute nur noch teilweise erhalten ist, einiges wenigstens mitteilen, was ihre Verbundenheit erkennen läßt.

Am 28. April 1857 schrieb Cieszkowski an Brade aus Sucha, seinem östlich von Warschau gelegenen Gute und Stammsitz der Familie:

„Mein lieber Brade.

Tausend Dank für Ihre Briefe, Glückwünsche u. s. w., die ich sämtlich am Vorabend meiner Abreise aus Warschau, von Sucha aus erhalten habe. Das Factum, welches Ihre guten Wünsche veranlaßte, ist nun vollbracht — und ich bin fest überzeugt, daß, sobald Sie meine Frau kennenlernen werden, was im Zeitraum eines Monats erfolgen wird, Sie auch dieselbe recht bald liebgewinnen

werden, umsomehr, da Sie mit ihr deutsch sprechen werden. Es ist Ihnen wohl nicht unbekannt, daß in ihren Adern ein 1/4 deutsches Blut fließt, folglich werden Sie in ihr bei ganz polnischem Wesen viel deutsche Gemüthlichkeit finden. ..."

Cieszkowskis Ehe dauerte nur vier Jahre; 1861 starb seine Frau bald nach der Entbindung von ihrem zweiten Sohne. Brade schrieb danach am 27. März 1861 von Wierzenica aus an Cieszkowski, und zwar wohl nach Berlin, wo der Leichnam der verstorbenen Gräfin in der Hedwigskirche beigesetzt worden ist:

„Verehrter Herr Graf. So schwer das Schicksal Sie getroffen, dennoch müssen Sie in sich die Kraft finden, es zu tragen, der Kinder wegen. Könnte die Frau Gräfin Ihnen noch eine Bitte aussprechen, es würde wohl die dringendste sein.

Giebt es hier für Sie einen Trost, dann ist es der, Sie waren einander das Beste, was zwei Menschen einander sein können, und sind durcheinander so glücklich gewesen, wie es Menschen möglich ist. Möge nun das reine durch keinen Vorwurf getrübte Andenken mit der Zeit Ihren Schmerz lindern.

Mit der größten Hochachtung ganz ergebenst

Brade."

Den beiden Söhnen Cieszkowskis war Brade herzlich zugetan — und sie haben ihm auch, wie ich noch mündlich von Cieszkowskis Sohne August hörte, ein treues Andenken bewahrt.

Brade hatte es durchaus nicht leicht, die zahllosen geschäftlichen Angelegenheiten zu erledigen. Cieszkowskis viele und oft andauernde Reisen machten eine Unmenge Schreiberei nötig, wie ich aus noch erhaltenen Berichten ersehen konnte. Und Brade war nicht die Natur, die alles ihren Gang gehen ließ. In seinen Berichten und Briefen finden sich öfter Stellen, in denen er auf genaue geschäftliche Disposition dringt und die Grenzen wirtschaftlicher Möglichkeiten vor Augen stellt.

Bei intensiverem Studium von Brades Briefen und beim genaueren Eingehen auf das, was zwischen manchen Zeilen verborgen liegt, gewinnt man den Eindruck, daß Brade sein eigenes Menschenglück seinem Freunde und Herrn geopfert hat. Daß Brade selbstlos wirkte bis in sein hohes Alter hinein, keinerlei Ansprüche für sich stellte, gehörte zu den Bedingungen, daß Cieszkowski so viel auf Reisen sein konnte, seine eigenen Interessen pflegen und ungestört der Ausbildung seines Menschentums sich widmen konnte.

Mit diesen Darlegungen sei keineswegs Cieszkowskis Bedeutung irgendwie angetastet, aber es erscheint mir als eine Pflicht der historischen Gerechtigkeit zu sein, auf seines unersetzlichen Helfers Brade, dieses typischen Deutschen, Lebensleistung hinzuweisen. Brade bewies durch sein Leben, daß er ein deutscher Idealist war. Wenn man die Ausbreitung des deutschen Idealismus als eines Lebensstromes, namentlich im slawischen Osten verstehen will, muß man neben den großen Slawen, die sich wie

Cieszkowski dem deutschen Geiste eröffneten, immer auch die Deutschen miteinbeziehen, die durch stille, unauffällige Arbeit unter den Slawen wirkten, wie es ein Brade tat.

Neben Brade besaß Cieszkowski einen überaus eifrigen und ihm lebenslang ergebenen Freund in Carl Lehmann. Dieser treue und unermüdliche Helfer Cieszkowskis von dessen Studienjahren an hat viel mitgearbeitet an der deutschen Abfassung von Entwürfen für wissenschaftliche und politische Arbeiten, Anträge und so weiter. So hat er Cieszkowskis „Curriculum vitae" von 1838 — augenscheinlich für die Universität Heidelberg, wo dieser promovieren wollte — verbessert und bei dem vielseitigen Interesse Cieszkowskis manches in die richtige Form gebracht, was dieser nur andeutungsweise gab, um zu anderen Arbeiten eilen zu können. So z. B. hat Lehmann den übersichtlichen Auszug der Kommissions-Berichte und der Kammerverhandlungen über Cieszkowskis Antrag wegen der Lehranstalten im Großherzogtume Posen besorgt, der auch gedruckt worden ist. — Lehmann fand sich immer bereit, seinem Freunde viele zeitraubende Arbeiten, sei es in Buchhandlungen, Bibliotheken oder bei Verlegern, abzunehmen und hielt ihn über die Berliner wissenschaftlichen Zustände auf dem Laufenden, wenn Cieszkowski von Berlin abwesend war. Er informierte ihn über Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, machte Besuche bei Privatpersonen und Behörden für ihn und so weiter.

Der erste erhaltene Brief Lehmanns an seinen Freund ist vom 7. Februar 1841 und berichtet unter anderen von Ermittlungen, die Lehmann für ihn in der Berliner Königl. Bibliothek anstellte: Cieszkowski arbeitete damals seine Heidelberger Dissertation über die Jonische Philosophie zu einer Abhandlung für die „Biblioteka Warszawska" um und brauchte hierfür genaue Angaben für Zitate aus Stobaeus und Eusebius.

Unter dem 8. Februar 1845 schreibt er z. B. von Schellings Vorlesung über das Chaos und den Janus und fragt an, was Cieszkowskis philosophische Unsterblichkeitslehre mache, auf die man recht gespannt sei.

Sobald er die „Prolegomena zur Historiosophie" und „Gott und Palingenesie" erwähnt und angeführt findet, teilt er es seinem Freunde mit.

Am 10. Juli 1847 empfiehlt er Cieszkowski die Vorlesungen von Carl Rosenkranz über Goethe als Lektüre, die ihm recht wohl tun werde.

Aus einem Briefe vom 5. September 1853 erfahren wir, daß Lehmann sich mit der Umarbeitung einer Übersetzung des anonym erschienenen ersten Bandes des „Ojcze-Nasz", also von Cieszkowskis „Vater-Unser" ins Deutsche beschäftigte, aber diese Arbeit aufgab, weil sie nicht Cieszkowskis vollen Beifall fand. Das hinderte ihn nicht, bei seinem Freunde dringend die Herausgabe einer authentischen Übersetzung dieses Werkes zu betreiben.

Ein weiterer Brief Lehmanns vom 6. Oktober 1855 zeigt ihn beschäftigt, den Druck und die Korrektur von Cieszkowskis Broschüre „Antrag zu Gunsten der Klein-Kinder-Bewahranstalten als Grundlage der Volkserziehung“ vorwärts zu bringen gegen die Saumseligkeit des Berliner Verlegers. Aus diesem Briefe ersieht man so recht, wie weit die Hilfe Lehmanns für seinen Freund ging, wenn dieser auf Reisen war und ihm alle Arbeit vertrauensvoll überlassen konnte.

Lehmann war damals und noch auf lange Jahre hinaus mit einer theologisch-dogmatischen Arbeit beschäftigt, die er dem Konsistorium zum Zwecke der Erlangung einer Pfarrstelle einreichen wollte, und die ihn — wie er an Brade unter dem 4. September 1855 schreibt — nötigte, „die Heilige Schrift Altes und Neues Testament im Original mit Zuhilfenahme der bedeutendsten Commentarien noch einmal durchzulesen“. — Das machte ihn noch mehr als bei seinen sonstigen Eigenschaften für seinen Freund wie geschaffen, der für die Fortsetzung seines „Vater-Unsers“ auch das Alte und das Neue Testament, die Kirchenväter ... symptomatologisch durchforschte. Und ein noch größeres Glück für Cieszkowski war es, daß Brade und Lehmann, die sich in ihren Arbeiten für ihn so vor trefflich ergänzten, auch selbst miteinander befreundet waren, wie ihre Briefe — soweit sie noch aufzufinden waren — beweisen.

Nach dem Tode seiner Frau, der 1861 erfolgte, kam Cieszkowski auf die Idee, ihr zu Ehren eine landwirtschaftliche Schule zu errichten. Lehmann übernahm es, ihm die Schriften über landwirtschaftliche Lehranstalten zusammenzustellen und besorgen zu lassen.

Charakteristisch für die weitgehende Hilfe bei seinen philosophisch-theologischen Studien ist z. B. ein Brief Lehmanns vom 13. Dezember 1862, der aus Nachschlagewerken, archäologischen Büchern ... geradezu eine Abhandlung über die ἀγάπη herausgearbeitet hat und ein anderer gleich darauffolgender vom 14. Dezember 1862, der noch weitere Angaben enthält, die eine erstaunliche Belesenheit Lehmanns an den Tag legen.

Außer allen Bemühungen auf wissenschaftlichem Felde leistete Lehmann seinem Freunde auch in geschäftlicher Hinsicht große Dienste: er übernahm Verhandlungen über den Verkauf von Wolle, die von Cieszkowski von seinen polnischen Gütern nach Berlin gebracht war; auch über Einrichtung und Miete von Cieszkowskis Wohnungen in Berlin und so fort.

Am 1. Dezember 1865 schreibt Lehmann unter anderem über den mutmaßlichen Schöpfer des allgemeinen Zollvereins, nach dem Cieszkowski ihn gebeten hatte, Ermittlungen anzustellen, und dann über sein eigenes theologisches Werk: „Die Schrift wird aus drei Bden, jeden 30—50 Druckbogen bestehen. Der 1. Band, jedenfalls der stärkste, wird das Wesen der Sünde und den Tod als der Sünde Sold umfassen, zugleich mit einer etwa 10 Bogen langen theol.-philos. Einleitung über den Standpunkt, welcher in der ganzen Behandlung des Stoffes innegehalten ist. Gerade dieser erste Theil

macht mir die meiste Arbeit; denn es fehlt merkwürdiger Weise in d. Theologie an einer ausführlicheren Schrift, in welcher der Tod nach allen Modificationen und Zuständen als das Resultat des sündlichen Lebens, mit seinem Janusgesicht dem irdischen Leben und der Ewigkeit zugekehrt, wissenschaftl. behandelt worden wäre. ... Ich bin also bei der Bearbeitung meistentheils auf mich allein angewiesen und muß mir erst durch die umfassendste Lecture und wiederholtes, immer von Neuem geschärftes Nachdenken alle möglichen Gesichtspunkte vergegenwärtigen. Selbst die Medizin hat kein ordentliches Werk über den Tod in somatischer Hinsicht; auch hier muß man zerstreute Bemerkungen aus Physiologien und Therapien zusammenlesen. ...“

Ein Brief vom 21. Januar 1866 orientiert seinen Freund über die im 2. Semester 1865 neu herausgekommenen Werke. Danach folgt ein weiteres interessantes Verzeichnis mit einer Vorbemerkung:

„Außerdem erlaube ich mir in dem uns beiderseits lieb gewordenen eschatologischen Gebiete noch folgende Schriften anzuführen.“ —

Über seine Arbeit schreibt er nunmehr das Folgende:

„Die Materialien meiner Arbeit werden zu Ostern so ziemlich geschlossen sein. Das Ganze wird höchst wahrscheinlich den bescheidenen Titel: „Eschatologische Studien“ führen. Als einleitender Theil: Prolegomena mit einer ausführl. Erörterung des theolog. und philosoph. Standpunktes und die Erörterung über die Seelenfrage; vielleicht 20 Druckbogen. Dann II. Th. in 2 Abtheilungen: I, über die Sünde; II, über d. Tod der Sünde Sold, III. Theil: 1 Abthlg: Zustände der Seele nach d. Tode bis zur Wiederkunft Christi. 2. Abth. von da durch das Gericht hindurch bis in eternum. ...“

Unter dem 5. März 1867 lesen wir schöne Bemerkungen Lehmanns über den verstorbenen Slawisten Cybulski, mit dem er wie auch Cieszkowski bekannt waren.

Lehmann lebte lange Jahre vom Erteilen von Privatunterricht. — 1869 erst gelang es ihm, eine Verfügung des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten an das Provinzial-Schulkollegium zu erwirken, wonach es ihm gestattet war, Lehrstunden an Höheren Schulen halten zu können.

Sein Brief vom 6. September 1869 ist recht wichtig für den Einblick in die Dienste, die er seinem polnischen Freunde für dessen Arbeit am „Vater-Unser“ geleistet hat: augenscheinlich hatte dieser mit ihm über die Lehre vom Heiligen Geiste gesprochen oder eine Auskunft über die diesbezügliche Literatur erbeten; jedenfalls verschaffte ihm Lehmann wichtige Unterlagen für seine Behandlung der Bedeutung des Heiligen Geistes, den er ja als den Inspirator der dritten Epoche der Geschichte betrachtete. Und Cieszkowski hat um so mehr seinem Freunde zu verdanken, als ihm dieser eine Abschrift seines an das Konsistorium abgegebenen Werkes zur Verfügung stellte.

Lehmanns Abhandlung „Die Sünde wider den Heiligen Geist mit ihren dogmatischen und ethischen Folgerungen und im Zusammenhange mit der Eschatologie“ erregte im Konsistorium große Aufmerksamkeit. Lehmann wurde in die Zahl der Predigtamtskandidaten aufgenommen.

Am 23. Januar 1870 kommt Lehmann unter anderem auf Hegels bevorstehende 100jährige Geburtstagsfeier zu sprechen und macht Cieszkowski den Vorschlag, eine kleine Denkschrift über Hegel zu verfassen; es würde den Manen Hegels zur Genugtuung gereichen, wenn diese Feier nicht nur von der linken Seite der Schule [der radikalen] in die Hände genommen würde.

In den Jahren 1870 und 71 hatte Lehmann sehr viel für seinen Freund zu besorgen, da derselbe in Rom lebte und doch regelmäßig mit Zeitungen, Büchern und so weiter von Berlin aus versorgt sein wollte. Er selbst arbeitete damals an einer neuen wissenschaftlichen Abhandlung über den Einfluß der Hegelschen Philosophie auf die protestantische Theologie.

Die aufrichtige Art und Weise, mit welcher er seinem polnischen Freunde ergeben war, lesen wir aus einem Briefe vom 14. September 1877:

„... Je älter man wird, um so enger zieht sich der Kreis der Bekannten und Freunde zusammen und die Schatten werden immer länger. Nur Sie allein unter einer großen Menge sind mir noch geblieben und haben mir ein freundliches Andenken erhalten; Sie sind ein Stück meines Lebens geworden. Die meisten anderen gehen weit in der Welt umher; ich bleibe zurück und stehe vereinsamt da. Wie oft habe ich es schmerzlich empfunden, daß ich Ihnen und Ihren lieben Söhnen, die mitten in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung begriffen sind, jetzt nicht nützlich und förderlich sein kann, da ich es hundert Anderen gewesen bin. ...“

Unter dem 17. September 1877 schreibt er:

„So eben ist es mir gelungen, Hotho's Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei aufzutreiben. Das Werk ist im Buchhandel bereits vergriffen. Der Ladenpreis der II Theile ist 10 Mark; ich habe es für 5 Mark erstanden. Da ich voraussetzen darf, daß Sie das Buch zu kunsthistor. Studien benutzen wollen, so beeile ich mich, Ihnen dasselbe ganz ergebenst zu übersenden. Es sind Vorlesungen, die Hotho an der hiesigen Universität gehalten hat. Er steht noch immer vor mir in seiner ernsten und doch jugendlich freundlichen Kunstgestalt. Unstreitig war er einer der feinsten Köpfe. — Herzliche Grüße und der ungeheuchelte Wunsch, daß das Augenübel bald schwinden wolle, von Ihrem treuergebenen

Carl Lehmann.“

Die unbedingte Hochachtung, die Lehmanns Briefe noch heute dem Leser abringen können, beruht auf der selbstlosen Art, in der er bei aller sonstiger Überlastung durch eigenes Studium Zeit und Kraft gerne für Cieszkowski und dessen Werk und Leben hergab.



Eine innige, tiefgegründete Religiosität hielt ihn — den geborenen Pastor — auch in der schweren Lebenslage aufrecht, in welche er geriet, da er bei seiner großen Bescheidenheit nicht die Kraft aufbringen konnte, sich durchzusetzen. Lange war er gezwungen, in der inneren Mission mit einer Stellung fürlieb zu nehmen, die seinen hervorragenden Gaben durchaus nicht entsprechend war. Er wirkte viel Gutes auch in ihr für seine Mitmenschen — für sich aber ein sicheres Leben zu schaffen, konnte er nicht erreichen. Cieszkowski verwendete sich wiederholt für ihn. Sein von mir aufgefundener eigenhändiger Entwurf seines Empfehlungsschreibens an den damaligen Oberbürgermeister von Berlin, Herrn von Forckenbeck, mit dem er vom Abgeordnetenhause her befreundet war, verdient hier wiedergegeben zu werden:

„Oefters schon, seit Ihrer ersten Präsidentenwahl bis zur jüngsten Oberbürgermeisterwahl war ich im Begriffe, ein gratulierendes Wort aus der Ferne (denn auch im weiteren Auslande freute ich mich Ihrer Erfolge) — an Sie zu richten. Ich unterließ es aber immer aus Rücksicht auf die Menge der Gratulationen, welche Sie wohl jedesmal empfangen haben werden, sodaß eine mehr oder weniger, und zwar von einem seit so vielen Jahren zurückgetretenen Collegen, kaum in Rechnung kommen könnte. Wenn ich nun heute dies nachhole und die Weihnachtsfesttage dazu wähle, um Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche zu übersenden, so geschieht es, weil es mir vorschwebt, als könnte ich damit ein gutes Werk verbinden und so eine Gelegenheit pflege ich mir nicht entgehen zu lassen. Es schwebt mir nämlich vor, als würden Sie mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen einen alten Universitätscameraden von mir, dessen Fähigkeiten, Arbeitskraft und Gelehrsamkeit sowie dessen biederen und gediegenen Charakter ich seit drei bis vier Dezennien genau kenne, als etwaigen Hilfsarbeiter, sey es in Ihrem Privatsecretariat sey es in der Magistratskanzlei zu empfehlen, namentlich zur Bearbeitung von Schul- und Kirchlichen Fragen, wozu er sich ganz besonders eignet sowohl durch seine genaue Kenntnis der einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen als auch durch seine wissenschaftliche (theologische, philosophische und philologische) Bildung sowie durch seine Gewandtheit in der Geschäftsführung und schriftlichen Expedition mit Erfolg zu verwenden wäre.

Sie werden sich vielleicht wundern, wie ich als Pole und Katholik dazu komme, Ihnen einen streng protestantischen Deutschen zu empfehlen. Wenn Sie sich aber noch meiner nur einigermaßen erinnern, so werden Sie sich wohl darüber nicht wundern, denn unter meinen Fehlern oder wenigstens Schwächen werden Sie wohl den Mangel aller Exclusivität längst bemerkt haben. Aus dieser mir angeborenen Schwäche ist es nun leicht erklärlich, wenn ich einen deutschen Protestanten, dessen Pflichttreue und Gesammtcharakter ich so viele Jahre hindurch erprobt habe und dem ich seiner Zeit bei meinen in Berlin studierenden Landsleuten so viel

Unterrichtsstunden verschafft habe, jetzt, wo er durch Ausbleiben der letzteren, und durch andauernde Kränklichkeit seiner Frau in eine bedrängtere Lage hineingeraten ist, — versuche eine weniger précaire Lebensstellung zu verschaffen, und mich dazu an Sie, verehrtester Herr, als alter Kammercollege wende, in der Hoffnung, daß wenn Sie den von mir empfohlenen Herrn Carl Lehmann, cand. theol. (Oranienstr. 101 wohnhaft) etwa zu sich bescheiden und ihn kennen lernen, Sie mir gewiß nicht verdenken werden, Ihre Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt zu haben."

Diesem Empfehlungsschreiben von Cieszkowski, dem Hegelianer, mag ein Passus aus einer früher abgefaßten Empfehlung des polnischen Schellingianers Joseph Gołuchowski für Lehmann angefügt werden:

„... Was mich zuerst an ihm in einem hohen Grade ansprach, war sein ganzes moral. Wesen. Sein Lebenswandel trägt durchgehends das Gepraege eines wahren Seelenadels und in seinen Grundsätzen, sowohl religiös als politisch, schien er mir eine Bahn zu verfolgen, die fern ist von jenen Excentricitäten, welche die Gegenwart unglücklicherweise so reichlich zu Tage fördert. Still, anspruchslos, bescheiden und uneigennützig wirkt dieser Mann fort und flößt die größte Achtung allen jenen ein, in deren Nähe er zufälligerweise kommt. Gegen ein sehr mäßiges Honorar, das kaum hinreichen dürfte, ihm und seinen Aeltern, die er ernährt, die Existenz zu sichern, widmet er sich dem Privatunterricht, den er aufs gründlichste u. mit dem besten Erfolge ertheilt. Namentlich ist er für meine jungen studierenden Landsleute ein wohlthätiger, ja ich möchte sagen — ein unentbehrlicher Wegweiser geworden, um ihnen das wissenschaftliche Fortkommen auf d. Universität zu erleichtern. Ich war persönlich Zeuge, welch wohlthätigen Einfluß er auf meine Landsleute ausübt. Dieser Umstand verpflichtet mich zum aufrichtigsten Danke gegen denselben, und weil er meinen Landsleuten auf eine so wohlthuende Weise wissenschaftlich behülflich ist, so habe ich darin den nöthigen Muth geschöpft, um Ew. Excellenz mit meinem Schreiben zu belästigen und Ihre hohe Aufmerksamkeit auf diesen Mann zu richten, der es auf jede Weise verdient, im öffentl. Staatsdienst angestellt zu werden. Ich würde mich nicht erkühnen, diese Sprache zu führen, wenn mich nicht ein Pflichtgefühl dazu triebe u. wenn ich nicht d. Ueberzeugung hätte, daß ich für einen Würdigen ein Wort einlege. etc.

Dr. Jos. v. Gołuchowski."

Cieszkowskis herzliche Besorgung um seinen unermüdlichen Helfer und Freund spricht aus einem Briefe vom 22. Januar 1884:

„Ich sehne mich sehr nach Mittheilungen von Ihnen und würde schon längst beim Antritt des Neuen Jahres u. Uebersendung herzlichster Glückwünsche für dasselbe, mir Nachrichten über Ihr Wohlbefinden erbittet haben, wenn ich hier in der That nach zweijähriger Abwesenheit durch vorgefundene Geschäfte und Beschäfti-

gungen nicht erdrückt wäre; — dazumal ich allem selbst, nach Verlust meines unvergeßlichen Heinrich u. bei Abwesenheit meiner Söhne, fortwährender Kränklichkeit meines alten Brade u.s.w. u.s.w. genügen, respective die Stirne bieten muß; — und so anstatt der längst gewünschten „otium cum litteris" vorläufig nur laborem sine litteris vor mir habe. Ich vermute, daß Sie auch fortwährend in solcher Lage sind u. daß Sie sich immer mehr aufreiben in einer Thätigkeit, welche, so verdienstvoll sie auch ist u. so viel Gutes sie auch Manchem bringen mag, doch Ihnen selbst u. auch Ihren jahrelangen Studien geradezu vernichtend ist; — während Sie doch, hätten Sie meinem Rathe folgen wollen u. die schlichte aber ruhige Bibliothekarstelle in Wierzenica angenommen, — jenem langjährigen Studium einen fruchtbaren Abschluß gegeben hätten. Dies bedauere ich immer und immer mehr, je mehr gerade die zwei Lieblingsobjecte jener Ihrigen Studien, nämlich die Eschatologie und die Hagiopneumatologie, für welche Sie eben in Wierzenica eine so reichhaltige Literatur vorgefunden haben würden (wie vielleicht schwerlich anderswo zusammen) — bereits so weit in Ihren Notizen gediehen waren, um nur ein paar Jahre ruhiger Ausarbeitung zu bedürfen, — welche Sie ihnen bei Ihrer jetzigen aufreibenden Beschäftigung schwerlich zu gönnen im Stande sind. Angesammelte Notizen u. vorbereitete Materialien können nur durch den der sie angesammelt und vorbereitet hat, gehörig benutzt u. fruchtbar entwickelt werden, — sonst wird die Arbeit so vieler Jahre verloren.

Ich schreibe Ihnen diese paar Zeilen auf dem seltsamen Briefe, den ich bereits vor einem Monate aus der Moserschen Buch- u. Verlagshandlung erhalten habe u. bis jetzt nicht die Muße hatte zu beantworten. Ist es nicht auffallend und sonderbar, daß eine auf meine Kosten gedruckte, in jenem Verlage erschienene und zum Absatz überlassene Abhandlung, worüber ich niemals auch nur eine Rechnung erhielt, jetzt, wo ich eine Anzahl von Exemplaren brauche, namentlich seit dem ich in Paris darauf Bezug genommen habe und Nachfrage entstanden ist, — nicht mehr zu finden sey!!! Da Sie dies Verhältnis ebenso gut wenn nicht noch besser als ich kennen, würden (Sie) vielleicht durch eine kleine Zuschrift an die betreffende Verlagshandlung, eine ernstere sachgemäßere, u. eingehendere Beantwortung hervorrufen.

Nochmals herzliche Glückwünsche für Sie u. Frau Gemahlin Ihr

A. C."

Einen Einblick in Cieszkowskis damaliges Leben und seine Bemühungen, Lehmanns Situation zu erfahren, gewinnen wir weiter aus dem folgenden Brief vom 28. Oktober 1884:

„Mein lieber Herr Lehmann.

Wir kennen uns so lange, daß wir allerdings, wie Sie richtig sagen, bald ein Jubiläum darüber feiern könnten, deshalb ist es durchaus unnötig zu sprechen davon, was wir voneinander denken u.s.w. Dies versteht sich von selbst — wohl aber davon wie es

uns factisch geht, — u. darüber lieber Freund sind Sie in Ihrem so eben erhaltenen Briefe äußerst lakonisch — so daß ich aus Ihrem Briefe nur das erfahre, was ich weiß u. miterlebte oder mir denken kann, aber durchaus nichts von dem, was ich ignoriere oder nicht zu errathen vermag. Das einzige factische, was ich in Ihrem Briefe vorfinde, sind die Worte: „Ich werde zum 1. April ziehen müssen" — aber wie? aus dem Amte? oder aus der Stadt? Oder nur aus der Wohnung? Wohl vermuthe ich das erste — und bedauere von ganzen Herzen, daß Sie meiner vieljährigen Voraussicht u. wiederholtem Rathe, diese Stellung bei Zeiten selbst aufzugeben, nicht folgen wollten.. Aber weder ich, noch Ihre Frau Gemahlin, welche mich öfters bei meinen Rathschlägen unterstützte, sind keine Hiobs-Freunde, um nur praeterita müßig zu monieren, anstatt futura emsig zu berathschlagen. — Um letzteres jedoch mit möglichstem Erfolg zu können, ist es erforderlich, die Situationen, welche Sie kaum andeuten, ganz genau kennen zu lernen. Und deshalb eben beeile ich mich (von einer sehr traurigen Pilgerschaft erst heute nach Hause zurück. gekehrt) Ihren Brief mit einfachem Fragezeichen (?) zu beantworten, — einem Fragezeichen, welches sich auf alle factische Umstände der Situation sowie auch auf etwaige Wünsche Ihrer Frau Gemahlin wie auch Ihre eigene bezieht, denn ohne darüber etwas genaues zu wissen, bliebe man selbst so rathlos wie etwa ein Arzt, welcher weder den Pulsschlag noch die Zunge des Pazienten angetastet resp. angesehen hätte. —

Schon sehr lange sehnte ich mich nach Ihren Nachrichten und wollte ich Sie interpellieren, — zögerte aber damit fortwährend, um Sie nicht zu betrüben mit den traurigen Verlusten, die ich seit dem Ableben meines lieben Heinrichs Schlag auf Schlag erfahren habe. Nun, muß ich dieselben mittheilen, da Sie gerade danach fragen. Es ist also schon mehr als ein halbes Jahr, daß ich meinen alten guten Brade, und mit ihm nicht nur einen tüchtigen und ergebenen Beamten, sondern auch einen zweiundvierzigjährigen Freund verloren habe! Er starb im März d. J. in Posen, wo ich ihn transportieren ließ, um fortwährend beim Arzte u. unter Pflege unserer barmherzigen Schwester zu seyn (welche er, trotz seiner wenig religiösen Gesinnung, doch während seiner Krankheit so lieb gewonnen hatte, daß er sie Engelchen nannte). Einige Monate später verlor ich meine liebe Marylka, die Tochter meines Freundes Sigismund, Ihre kleine Berliner Schülerin, nach welcher Sie eben fragen, die Gräfin Raczyńska. Sie starb in Trient im August d. J. Ihre Leiche wurde in diesen Tagen nach der Familiengruft zu Rogalin gebracht — u. von dieser traurigen Beisetzung komme ich eben zurück. —

Aber genug aller dieser Hiobsposten. Meine Söhne sind gottlob gesund, ich sowohl moralisch wie physisch leidend. Erfreuen Sie mich baldigst mit umständlichen Nachrichten.

Ihr herzlich ergebener A. C."

Schließlich faßte Cieszkowski den Plan, den Freund auf einem seiner Güter oder Vorwerke unterzubringen. In der Angelegenheit dieser Übersiedlung seines alten Freundes war Cieszkowski mit rührender Aufmerksamkeit und Sorgfalt tätig. Er gewährte ihm auf seinem Gute Żabikowo bei Posen Zuflucht; gerne hätte er ihn näher bei Wierzenica gehabt, um mit ihm gemeinsam arbeiten, ja, um ihn überhaupt nur um sich sehen zu können, aber es fehlte hier an einer geeigneten Wohnung.

Zahlreiche Karten und Briefe gingen wegen dieser Übersiedlung hin und her, die in schönster Weise die innige Freundschaft dieser beiden Männer bekunden. Eine Stelle aus einem Briefe Cieszkowskis vom 11. April 1885 sei hier noch mitgeteilt:

„... Nur ein Wort, um Sie nicht „in Zweifel" zu lassen, daß wir uns vollkommen verstehen; — u. wie könnte es anders seyn, da wir uns seit c. einem Halbjahrhundert nicht nur kennen, sondern auch lieben gelernt haben. Ich verstehe Sie manchmal sogar besser als Sie sich selber — ..."

In Żabikowo nahm Lehmann seine einstigen Bemühungen um die Übersetzung des ersten Bandes des „Vater-Unser" wieder auf. Aus seinen damaligen Briefen geht hervor, daß die Übersetzung als „Nachtrag der Historiosophie" behandelt wurde. Augenscheinlich wollte Cieszkowski das Werk an die „Prolegomena zur Historiosophie" angliedern.

Leider war es mir nicht möglich, von dem großen theologischen Werke Lehmanns, auf welches er auch seinem polnischen Freunde gegenüber öfters zu sprechen kommt, im Nachlasse Cieszkowskis etwas aufzufinden, obwohl vielerlei Notizzettel, die Lehmanns tiefgehende Studien beweisen, sich darin noch erhalten haben.

In Żabikowo ist Carl Lehmann nach einem Leben voller Mühe und Arbeit im Jahre 1892 gestorben.

Im Nachlaß fand ich folgenden Entwurf für die Grabinschrift:

Carolo — Lehman
Phil. Atque. S. Theol. Candidato.
Vivo — Pio. Modesto. Doct. Laborioso.
Olim. Studiorum. Suorum. In. Univ. Berolin. Sodali. Carissimo.
Deinde. Scribae. Suo. Probatissimo.
Amico — Semper — Fidelissimo.
Augustus — Comes — Cieszkowski
Moerens — Posuit.
Vixit. Annos — Obiit. Zabicoviae. a. 1892. d.

Hic. In. Pace. Quiescit.



DIE WAHL LEO v. PRZYŁUSKIS ZUM ERZBISCHOF VON GNESEN UND POSEN 1843/4.[1])

Von

Manfred Laubert.

Keine Bischofswahl war für die preußische Regierung mit so vielen Schwierigkeiten verbunden wie die des Erzbischofs von Gnesen und Posen, weil hierbei neben den kirchlichen Momenten die sehr wichtigen nationalen Berücksichtigung erheischten. Außerdem kam es jedesmal zu Kontroversen über das Verfahren selbst. Mehrere dieser Akte haben bereits eine Darstellung gefunden[2]), während der von 1843/4 ihrer noch harrt.

Am 26. Dezember 1842 starb Erzbischof Martin v. Dunin und schon am 28. teilte der kgl. Generaladjutant v. Thile dem Kultusminister Eichhorn mit, daß Friedrich Wilhelm IV. den lebhaften Wunsch hege, zu seinem Nachfolger den Gnesener Dompropst v. Przyłuski gewählt zu sehen, weil er ihn für den einzigen dortigen Geistlichen halte, der den Platz mit einiger äußerer Würde und der erforderlichen Gewandtheit in der Behandlung seiner Landsleute einnehmen könne. Der Monarch wünsche aber des Ministers Ansicht zu hören, ob ohne Beschränkung der Wahlfreiheit deswegen ein Wink an .die Domkapitel zulässig erscheine. Der frühere Posener Oberpräsident und jetzige Minister des Inneren, Graf Arnim, hatte den deutschen Domherrn Busław, da er mehr inneren Gehalt besitzen sollte, als geeignetsten Kandidaten bezeichnet.

Die Metropolitankapitel wählten Przyłuski für Gnesen und Domdechanten Gajerowicz für Posen zu Verwesern des erzbischöflichen Amts. An sich schien die Bestimmung eines Administrators für beide Sprengel angemessener, doch schon bei den beiden letzten Vakanzen waren ihrer zwei ernannt worden und eine Änderung des-

[1]) Nach Rep. 77. 413. 22; 437. 55/6; Rep. 89. C. XLII. 5 Bd. II u. IV. im Geh. Staatsarchiv zu Berlin; Statthalterakten IX. 1 u. Oberpräsidialakten VIII. Q. 1 u. 1 a; IX. b. 13 a im Staatsarchiv zu Posen.

[2]) B. Frh. v. Selchow: D. Kampf um das Posener Erzbistum 1865. Marburg a. L. 1923. Laubert: D. erste Wahl eines Erzbischofs v. Gnesen u. Posen 1826—28. Hist. Jahrbuch. Bd. 42. Ders.: D. Wahl Martin v. Dunins zum Erzbischof v. Gnesen u. Posen. Jahrbücher f. Kultur u. Gesch. d. Slaven. N. F. Bd. II. H. 3. 1926.

halb schwer erreichbar. Auf beiden Männern lastete kein Vorwurf, der es der Regierung nahelegen konnte, ihnen die Genehmigung für die durch das Vertrauen ihrer Amtsbrüder ihnen übertragene Verwaltung vorzuenthalten. Allerdings waren beide keine unbeschriebenen Blätter.

Przyłuski (geb. 1789) war der einzige übrig gebliebene Edelmann beider Kapitel. Auf Landesanstalten vorgebildet, bezog er noch als Pfarrer in Schrimm und Domherr die Breslauer Universität, wo er den Plan faßte, sich säkularisieren zu lassen, ihn aber als unausführbar aufgab. Von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, wurde er in der bischöflichen Kurie angestellt und stand bei den zwei ersten Erzbischöfen, Grafen Gorzeński und v. Wolicki, in Gunst. Unter letzterem stieg er zum Offizial und Domdechanten auf und war auch häufiger Gast des Statthalters Fürsten Radziwiłł und Religionslehrer von dessen zwei jüngsten Söhnen.

Nach Wolickis Tod hatte er als curator funeris an dessen Grab eine höchst unziemliche Rede des Grafen Titus Działyński geduldet, was den Schluß rechtfertigte, „daß ihn kein so lebendiges Gefühl seiner Pflichten als Untertan und Geistlicher beseelt habe, um ihn vor einem so auffallenden Verstoß bewahren zu können“. Dieses Versehen wurde durch Eichhorns Vorgänger, Frhn. v. Altenstein, mit einem ernstlichen Verweis an das Domkapitel und Przyłuski insbesondere gerügt[3]). Außerdem wünschte deswegen der Oberpräsident Flottwell seine Entfernung aus Posen, wozu der Tod des alten loyalen Weihbischofs v. Siemieński in Gnesen Gelegenheit bot. Andererseits hatte Radziwiłł den Domdechanten mehrmals als gebildeten, edelen Kleriker gerühmt und der Minister war im ganzen diesem Urteil geneigt, wenn er auch einräumte: „Was die politische Seite dieses Charakters betrifft, so kann ich unter den Umständen, die vorgewaltet haben und zum Teil noch bestehen, mich nur dem Urteil des Oberpräsidenten Flottwell als verantwortlichem erstem Provinzialbeamten, der bis zuletzt Augenzeuge und Beobachter des Geschehenen gewesen ist, anvertrauen. ... Ich halte den p. v. Przyłuski für einen von Gemüt weichen, nicht sehr tätigen, mehr gutmütigen als böswilligen Mann, mit Gefühlen, Wünschen, Ansichten und Vorurteilen, die sich aus seiner Abkunft und Stellung erklären, wenn auch nicht durchaus rechtfertigen lassen.“ Eine Verbannung nach Gnesen konnte ihn unter Umständen zu innerer Einkehr bewegen, so daß er seinen Beruf tiefer faßte und ihm die weltlichen Interessen, die sein Gemüt ins Schwanken brachten, unterordnete. Auch in bezug auf sein Verhalten zu Dunin hatte der Oberpräsident seine Entfernung für ratsam erachtet und darin mußte ihm der Freiherr beipflichten. Jener hatte ihn bereits vom Amt des

---

[3]) Das Nähere bei Laubert in Zs. d. Hist. Gesellsch. f. d. Prov. Posen 1911. Es galt als sicher, daß die Testamentsvollstrecker, Przyłuski und der später wegen Landesverrats zur Untersuchung gezogene Regierungsrat Szuman. sich den Text hatten vorlesen lassen. Die Rede erregte bei den Deutschen großen Unwillen.

Offizials wegen Untätigkeit und inurbaner Behandlung der Geistlichkeit entfernt. Seitdem bestand zwischen beiden Männern ein gespanntes Verhältnis, das in den Konduitenlisten von 1831—41 in häufigem Tadel zum Ausdruck kam.

Aber nachdem der König auf Bericht vom 30. Januar 1830 die Versetzung genehmigt hatte, trat prompt die von Altenstein bei der geringen materiellen Verbesserung vorhergesehene Weigerung Przyłuskis ein. Als dieser noch vor einer amtlichen Benachrichtigung von seinem Schicksal Wind bekommen hatte, bat er den Minister am 11. Februar um Rückgängigmachung der Maßregel, welches Gesuch der kalt gestellte Statthalter am folgenden Tag unterstützte. Sofort war Altensteins Festigkeit erschüttert. Er trug dem König den Sachverhalt am 23. März von neuem vor. Als Ablehnungsgründe waren von Przyłuski der Mangel an einem passenden Quartier in Gnesen, die Unmöglichkeit zur Leitung seiner Pfarre von dort aus und die Trennung von seinen Eltern aufgeführt worden. Bei vertraulicher Mitteilung dieser Tatsachen war Flottwell eröffnet worden, daß die offenbar bloß mit schweren Opfern erkäufliche Versetzung „nur durch politische Gründe gerechtfertigt werden könne“, worin sich Altenstein ganz auf seine Ansicht verlassen müsse. Die Auffassung des Oberpräsidenten, daß Geistliche wie jeder andere Staatsdiener sich jeder Versetzung ohne Schmälerung an Rang und Gehalt zu unterwerfen hätten, war nur unter bedeutenden Einschränkungen gültig und im vorliegenden Fall kaum anwendbar, zumal der Grundsatz selbst bei Beamten nicht ohne überwiegende Motive geltend gemacht wurde. Ebenso irrig war Flottwells Meinung, Przyłuski könne zur Kriminaluntersuchung gezogen werden, weil er mehrere dem Trunk ergebene Geistliche über vier Wochen ohne die vorgeschriebene Anzeige an das Oberpräsidium in Klöster verwiesen habe. Hier war eine Bestrafung ganz unzulässig, während eine Rüge wegen der Nichtanzeige wahrscheinlich den Erzbischof selbst traf. Dunins Gründe für die anderweitige Besetzung des Offizialats und Przyłuskis Entfernung waren Altenstein aus mündlichen Unterredungen bekannt. Die Rivalität zwischen beiden Männern war älteren Datums. Przyłuski besaß als Schützling Radziwiłłs und Generalvikar ein Ansehen, durch das sich Dunin in seinen damaligen Verhältnissen bedrückt fühlte. Er wünschte einen von sich abhängigen Beamten zu haben und glaubte durch Entfernung eines so einflußreichen Klerikers freiere Hand zu erlangen. Gegen Przyłuskis politische Gesinnung hatte er keinen Verdacht geäußert, wohl aber durchblicken lassen, daß er bei kirchlichen Reformen von der Verschiedenheit ihrer Ansichten Hemmungen befürchtete, da ein Teil der Geistlichkeit hinter jenem stand.

Hinsichtlich des Hauptpunktes, der Anhänglichkeit an Preußen und seinen Landesherrn, wichen die Urteile Radziwiłłs und Flottwells ab. Bei letzterem waltete wohl mehr ein Mangel an Vertrauen als ein bestimmter Grund zum Mißtrauen vor, das durch Przyłuskis enge Beziehungen zu Wolicki veranlaßt worden war. Ausgezeichnete

persönliche Eigenschaften traute auch der Minister ihm nicht zu, ebensowenig aber eine Pflichtverletzung gegenüber dem König, so daß kein erheblicher Nachteil aus seiner Posener Stellung zu besorgen war. Andererseits vermochte er keine Bürgschaft dafür zu übernehmen, daß er hier nicht unbequem für die Verwaltung werden würde. Der an sich nicht gewichtige Streitpunkt war einer gewissen Anteilnahme von verschiedenen Seiten sicher. Jedenfalls neigte Altenstein wohl einer Rückgängigmachung des früheren Beschlusses zu, wagte dies aber nicht offen vor dem König zu bekennen.

Radziwiłłs Interesse betätigte sich auch in dem Versuch, den Kronprinzen zu interessieren. Am 7. Februar fragte dessen Generaladjutant, Carl v. Groeben, vertraulich bei Flottwell an, ob ein Verbleiben des Domdechanten in Posen das Beste des Staats gefährden würde, da ihn die fürstliche Familie sehr schätzte und er gewissermaßen als Kustos ihrer Grabstätte eingesetzt war. Indessen hatte der Thronfolger keineswegs seine Fürsprache zugesagt und er forderte unter strengster Verschwiegenheit eine rückhaltlose Antwort. Flottwell, dessen Beziehungen zu dem Prinzen damals sehr gute waren, erwiderte, daß die Gründe für die Versetzung noch unvermindert obwalteten. Przyłuski übte offenkundig unseligen Einfluß auf den wohlgesinnten, doch sehr schwachen Dunin bezüglich des Verhältnisses der katholischen Geistlichkeit zur Regierung, „der sich auf eine so entschiedene, bis zu den ärgerlichsten Szenen getriebene Weise äußert, daß der Erzbischof selbst mich auf das dringendste um die Entfernung des v. P. von hier gebeten hat“. Seine antipreußische Stimmung hatte er während des Warschauer Aufstandes durch Konventikel in seinem Haus, durch enge Verbindung mit allen in dieser Hinsicht anrüchigen Personen, namentlich Szuman, durch sein Benehmen bei Wolickis Beerdigung und der Versteigerung seines Nachlasses[4]), „durch sein heftiges, bis zum äußersten Punkt getriebenes Widerstreben gegen die von des Königs Majestät befohlene Anwendung der deutschen Sprache in dem Schriftwechsel mit den erzbischöflichen Behörden, durch die gehässige Verfolgung aller dem preußischen Gouvernement ergebenen Geistlichen usw. an den Tag gelegt“. Außerdem besaß er einen argen geistlichen Hochmut gegen die niedere Geistlichkeit“ und hatte als Offizial „eine solche Gewalt über dieselbe ausgeübt“, daß der Erzbischof ihn entfernen mußte. Unter anderem hatte er gegen alle gesetzlichen Befugnisse und trotzdem ihm die beschränkenden Landesverordnungen ausdrücklich bekanntgemacht waren, mehrere angeklagte Kleriker ohne Urteil und Recht auf Monate und selbst Jahre einzusperren und ihrer persönlichen Freiheit zu berauben versucht. Flottwell hatte deshalb bei Ausbleiben eines Ministerialbescheides den Antrag auf Einleitung einer Untersuchung erneuert und die

[4]) Dieser wurde als Nationalandenken ausgeboten. Der Fingerring wurde aus dem Erlös einer öffentlichen Sammlung als Ehrengabe für Dr. Marcinkowski, den späteren Begründer des Erziehungsvereins, erworben; vgl. Kronthal: Dr. Karol M. Breslau 1925. S. 12.



Freilassung der Angeklagten gefordert. Da dieses Vergehen von jenem als Richter begangen war, erwartete er nach dem Allgem. Landrecht davon außer der durch die Amtsentlassung erledigten Kassation eine verhältnismäßige Festungshaft, wenn auch im niedrigsten zulässigen Umfang. Immerhin erschien bei solcher Bewandtnis ein Verbleiben in Posen nicht ratsam und noch weniger die Beförderung zum Dompropst. Vielmehr mußte eine an Stelle der Haft verhängte, in politischer wie kirchlicher Hinsicht zweckmäßige Verpflanzung in eine entlegene Provinz Przyłuski zu dankbarer Anerkennung der seitens der Regierung geübten Milde veranlassen. Dagegen war eine Versetzung nach Gnesen unter gleichzeitiger Beförderung kaum eine Strafe zu nennen. Flottwell hätte sie bei Kenntnis der erwähnten Vorgänge nicht angeregt. Als Buße konnte sie jedoch insofern erscheinen, weil damit Przyłuskis Hoffnung auf Besteigung des erzbischöflichen Stuhls herabgemindert wurde, eine Hoffnung, die kein treuer Diener des Königs teilen konnte (14. Februar).

Diese eindringliche, zehn Jahre später von Friedrich Wilhelm allerdings vergessene Mahnung hat damals augenscheinlich den Kronprinzen von allen ferneren Schritten zurückgehalten. Ebenso blieb sein Vater fest und erklärte am 1. April, daß er in Altensteins neuem Bericht keinen Grund zur Zurücknahme der Versetzung finden könne. Auch eine letzte Anstrengung, eine Immediateingabe Przyłuskis, für die er sogar die Fürsprache Luise Radziwiłłs erbat, verpuffte. Der König erlaubte nur, daß hinsichtlich seiner persönlichen Verhältnisse jede durch die Umstände gestattete Erleichterung eintrat, in der Erwartung, daß jener in der neuen Stellung sich dem Staat und der Kirche nützlich erweisen werde (Order 30. Mai). Hieran änderte eine nochmalige Gegenvorstellung nichts. Von einer Ahndung oder Versetzung in eine andere Provinz war indessen keine Rede. Przyłuski wurde dann mehr und mehr der geistige Leiter des Gnesener Kapitels und führte vorsichtig und zähe den Kampf für seine ehrgeizigen Ziele und gegen alle eindeutschenden Bestrebungen fort.

Der in Posen vorgebildete Gajerowicz (geb. 1784) gab zur Zeit Gorzeńskis durch seinen sittlichen Wandel Veranlassung zu Tadel, wurde auch des Eigennutzes geziehen und daher nach Gnesen versetzt, wo er unter Wołicki Domherr und Offizial war. 1834 erfolgte seine Ernennung zum Posener Domdechanten.

Eichhorn wollte die weit zurückliegenden, gegen beide Männer sprechenden Tatsachen erst bei ihrer etwaigen Erhebung zum Erzbischof näher begründen; für den Augenblick schienen sie ihm nicht von ausschlaggebender Bedeutung, zumal sie spätere Gnadenbezeugungen nicht verhindert hatten. Altenstein bestätigte die Wahlen der Kapitel von sich aus ohne königliche Genehmigung, aber sein Nachfolger hielt sich zu deren Einholung für verpflichtet, weil die erwähnten Bedenken vorlagen und weil die Bestellung von Kapitularverwesern bei der gestiegenen Wichtigkeit der Bischofs-

wahlen sehr gewonnen hatte (Immediatbericht 13. Januar 1843). Der König gestattete ihm jedoch die Genehmigung vorbehaltlos (Order 19. Januar).

Schon am 27. Februar reichten beide Domkapitel beim Monarchen die Bitte um Beschleunigung der definitiven Erwählung des Erzbischofs ein, worauf Friedrich Wilhelm eigenhändig vermerkte: „Ich glaubte die Wahl bereits eingeleitet und halte dafür, daß sie je eher, je besser zu machen sey.“

Einleitungen waren indessen schon getroffen. Oberpräsident v. Beurmann hatte mit verschiedenen Kapitularen vertrauliche Verhandlungen gepflogen. Er schloß daraus, daß sich von keinem Bewerber mit einiger Sicherheit die Vereinigung der nötigen Stimmenmehrheit voraussetzen ließ. Wahrscheinlich würden die Administratoren eine Anzahl Voten erlangen, der Rest sich auf drei andere Kandidaten verteilen. Dem Oberpräsidenten blieb daher nichts übrig, als nach Maßgabe der für einen solchen Fall erhaltenen Ermächtigung die Kapitel zur Anfertigung einer auf absoluter Stimmenmajorität beruhenden Wahlliste zu veranlassen. Er zweifelte nicht an deren Einverständnis und Willfährigkeit, dem Ersuchen Folge zu leisten. Dann sagte es sicherlich den konfessionellen und nationalen Gefühlen der polnischen Bevölkerung zu, wenn für das ehemals vom Statthalter bekleidete Amt des Wahlkommissars wieder ein ehrenamtlicher Vertreter vom König ernannt wurde. Eichhorn vermutete freilich, daß die nach ihrer Stellung am besten geeigneten Fürsten Wilhelm und Boguslaw Radziwill „die Mitwirkung ... aus besonderen Gründen zu vermeiden wünschen“. Nächst ihnen erfreute sich der Landtagsmarschall Graf Potworowski und Eduard Graf Raczyński einer gewissen Volkstümlichkeit. Wurde aber von diesem Moment abgesehen, dann besaß Beurmann den meisten Anspruch auf den Ehrenposten (Immediatbericht 16. März). Auf Befehl des Königs wurde jedoch zuerst Wilhelm Radziwill um seine Mithilfe ersucht und da er sich gern bereit zeigte, am 4. April zum Wahlkommissar ernannt.

Unerwartete Schwierigkeiten türmten sich aber auf durch die Renitenz der Domkapitel. Während sie einerseits die Wahl nicht erwarten konnten, hegten sie andererseits sofort Bedenken gegen die Aufstellung einer Liste, nach Eichhorns Meinung aus einer irrigen Ansicht von deren Bedeutung und Zweck, da sie sonst hätten erkennen müssen, daß ihnen dadurch die vollständige Erledigung der ihnen obliegenden kirchlichen Pflichten durchaus nicht erschwert wurde. Er ließ sie deshalb durch Beurmann mit den Gründen bekannt machen, aus denen die Aufstellung verlangt werden mußte, und zwar in Verbindung mit einer ernsten Aufforderung, die Sache nicht länger zu verzögern. Es war anzunehmen, daß die Domherren bei ihrer Weigerung nicht auf den Beifall des römischen Hofes rechnen konnten und sich hiervon selbst überzeugen würden, da dieser in den letzten drei Jahren anstandslos die mit Zugrundelegung einer Kandidatenliste vorgenommenen Bischofs-

wahlen zu bestätigen pflegte (Immediatbericht Eichhorns und Schreiben an Beurmann 3. März).

Aber die Hoffnung, daß die Kapitel von selbst ihre Bedenken fallen lassen würden, trog. Sie erklärten sich vielmehr außer Stande, eine andere Form als die Wahl anzunehmen, um sich über die nach dem Willen des Königs in Betracht zu ziehenden Personen Gewißheit zu verschaffen. Sie hatten von der ihnen für diesen Fall durch Beurmann erteilten Ermächtigung Gebrauch gemacht und sich an die päpstliche Kurie gewendet. Darüber gingen dreiviertel Jahre hin! Eichhorn teilte nun dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ausführlich die Phasen des Wahlverfahrens unter dem Ersuchen mit, die Gesandtschaft in Rom danach zu instruieren, damit sie durch vertrauliche Besprechung mit dem Kardinalstaatssekretär jeder einseitigen Auffassung des Gegenstandes vorbeugen und ein dem königlichen Interesse gemäßes Resultat erzielen konnte (die Kapitel an den Papst und Beurmann 30. Oktober; Immediatbericht 7. Dezember).

Nun griff der spätere Finanzminister v. Düesberg durch Beleuchtung des Falles energisch ein (Denkschrift 21. Dezember). Die Absicht der Domherren, in Gnesen sechs Polen, in Posen aber fünf Polen und vier Deutsche, war unverkennbar auf Erlangung völliger Wahlfreiheit in der Art gerichtet, daß sie, ohne sich zuvor über die Qualität des Kandidaten als persona regi grata bestimmt zu vergewissern, sogleich zur feierlichen Wahl schreiten und das Geschäft mit einem Akt erledigen konnten. Wenn sie sich in ihrem Schreiben an den Heiligen Vater auf die beiden vorigen Wahlen bezogen, wo allerdings nur ein Akt notwendig war, so verschwiegen sie den Kernpunkt, nämlich, daß ihnen vor der Wahl durch den Kommissar die persona grata mit dem Bedeuten bezeichnet war, daß nur bei deren Wahl eine Bestätigung erfolgen werde. Alles das geschah indessen vertraulich und ohne Erwähnung in den offiziellen Wahlakten, weil sonst die Wahl als unkanonisch vom Papst verworfen worden wäre. Die Kapitel konnten daher diese Dinge auch in ihrem jetzigen Bericht nicht zur Sprache bringen, aber das Wahlverfahren erschien deshalb nach ihrer Darstellung in ganz anderem Licht, als es sich in Wahrheit abgespielt hatte. Aufgabe der Gesandtschaft war es mithin, der Kurie den ihr übrigens nicht unbekannten Sachverhalt klarzulegen. Die Kapitel versuchten, das frühere Scheinverfahren in die Wirklichkeit umzusetzen und uneingeschränkte Wahlfreiheit zu erschleichen. „Diesem muß die Staatsregierung entschieden entgegentreten und wird, wie kaum zu bezweifeln, mit dem Verlangen, daß die Kapitel vor der Wahl eine Kandidatenliste aufstellen, auch in Rom durchdringen. Dabei wird der Papst niemals formell nachgeben, daß der König hinsichtlich der Bezeichnung des Wahlkandidaten die Initiative ausübe, da ein solches Recht des evangelischen Landesfürsten von dem römischen Hofe grundsätzlich nicht zugestanden wird.“ Eine Rückkehr zu dem früheren Verfahren mußte aber sehr bedenklich sein ohne die Gewiß-

heit des einstimmigen Einverständnisses der Domherren, da es nur der Anzeige eines einzigen Mitgliedes in Rom bedurfte, um die Wahl zu vereiteln. Auf solches Einverständnis war aber nicht nur nicht zu rechnen, sondern die Kapitel waren durchaus nicht gewillt, sich ferner auf diesen Modus einzulassen. Zudem war kaum von einem Mann der höheren Posener Geistlichkeit sicher anzunehmen, daß, wenn ihn die Regierung vorschlüge, er die Stimmenmehrheit erlangen würde. Unter diesen Umständen blieb nur der vom Minister gewählte Ausweg.

Hierauf erklärte sich auch der Monarch mit den Gegenmaßregeln als ganz zweckmäßigen einverstanden und wollte weiteren Bericht abwarten (Order 29. Dezember).

Aber wieder verging ein langer Zeitraum, ohne daß die Sache vom Fleck rückte. Erst am 10. April 1844 folgte ein päpstliches Breve an die Kapitel, worin Gregor XVI. das Verlangen der Regierung nach Vorlegung einer Wahlliste im allgemeinen zurückwies, es im vorliegenden Einzelfall aber ausnahmsweise zugestand.

Das gemeine kanonische Recht, die Bulle de salute animarum und Pius' VII. Wahlbreve vom 16. Juli 1821 verpflichteten allerdings die Domkapitel zur Vorlegung einer Wahlliste nicht. Preußen hatte bei den Verhandlungen 1820/1 diese ihm damals angebotene Wahlform abgelehnt. Es konnte daher bezweifelt werden, ob es ein Recht zum Erfordern einer solchen Liste besaß, aber man war auch dem Kapitel nicht mit diesem Verlangen als einem Recht entgegengetreten, sondern hatte ihm nur die Anwendung dieser Form überlassen, falls es keinen anderen Weg vorzuschlagen wisse, um sich über die dem König mißliebigen und wohlgefälligen Personen Gewißheit zu verschaffen. Hätte sich der römische Hof in seinem Breve auf die Verneinung eines Rechtes, das aber staatlicherseits gar nicht aufgestellt war, beschränkt, so wäre nach Eichhorns Ansicht darin nichts Auffälliges enthalten gewesen. Aber die Entscheidung vom 10 April ging viel weiter: „Sie lobt die Metropolitankapitel von Gnesen und Posen, daß dieselben sich der Vorlegung einer Kandidatenliste enthalten haben, denn so sei es ganz recht. Nicht aus der Anzahl derer, deren Wahl die Regierung im voraus namentlich genehmigt, seien die Bischöfe zu wählen", sondern „ob eine von den Kapiteln für die bischöfliche oder erzbischöfliche Würde in Aussicht genommene Person dem König nicht unangenehm sei, darüber haben die Wähler sich selbst ein Urteil zu bilden, und zwar entweder nach dem Charakter und der Stellung dieser Person oder nach anderen geeigneten Gründen." Diese Art der Verwerfung des Wahllistenverfahrens erachtete der Minister sachlich für ungerechtfertigt. Das Breve von 1821 verpflichtete die Domkapitel, niemanden zum Bischof zu wählen, der dem Landesherrn nicht genehm war, und sich darüber vor der Wahl zu informieren. Eine Verfügung der päpstlichen Staatskanzlei an das Domkapitel zu Trier vom 15. März 1837 gestattete sogar,

dieserhalb vorsichtige Erkundigung beim Ministerium einzuziehen. Die Kapitel mußten demnach vor der Wahl in irgend einer Weise, am natürlichsten durch Verabredung, d. h. durch Vorwahlen, über die in Aussicht zu nehmenden Personen sich verständigen und das Ergebnis dieser Verständigung auch der Regierung mitteilen, also der Sache nach eine Wahlliste einreichen dürfen. So war die Anwendung der hier in Betracht kommenden Wahlform, sowohl für die Regierung als die Kapitel, ein erlaubtes Verfahren. Daraus, daß in den genannnten Urkunden dieser Form nicht gedacht wurde und daß Preußen sich früher weigerte, sie als die einzig gültige Norm anzuerkennen, ließ sich nicht schließen, daß sie überhaupt und namentlich auch in dem Falle unstatthaft sei, wo beide Teile über ihre Anwendung einig waren.

Die erst jetzt bestimmt ausgesprochene entgegengesetzte Ansicht der Kurie war doppelt auffällig angesichts der „geflissentlichen Bemühungen", mit denen sie sowohl 1820/1 wie in neuester Zeit eben diese Wahlform vermittelst einer Kandidatenliste dem preußischen Hof „annehmlich zu machen" versucht hatte. Die Kapitel zu Breslau, Paderborn und Trier hatten in dieser Weise gewählt und Rom ließ darüber kein Wort fallen. Es hatte Veranlassung genug, zu diesen Vorgängen nicht zu schweigen, wenn es den Gebrauch der Kandidatenliste nicht für gerechtfertigt, „wenn es sein Recht dadurch für verletzt hielt". Das jetzige Breve gab aber noch zu besonderen Bedenken Ursache. Wurde die darin enthaltene Vorschrift buchstäblich angewendet, „so eröffnete sich eine breite Bahn zur Vereitelung der landesherrlichen Exclusiva". Saß jemand dank königlicher Gunst schon in einem höheren Kirchenamt oder verdankte er ihr eine andere Auszeichnung, so lag die Folgerung nahe, das Kapitel habe „die Vermutung" hegen dürfen, ein solcher Mann sei keine mißfällige Person; er habe mithin gewählt werden dürfen und die Regierung müsse sich die Wahl gefallen lassen.

„Wenn ich", fuhr der Minister fort (Immediatbericht 24. Mai), „den in thesi den Interessen der Regierung so wenig günstigen Inhalt des vorliegenden Breve mit demjenigen vergleiche, was noch außerdem von der Diplomatie des römischen Hofes aus letzter Zeit zu meiner Kenntnis gelangt ist, so glaube ich in alle diesem, namentlich in dem Bemühen, den Inhalt der Verabredungen von 1821 zu umdeuten und deren Kraft und Wirkung in Zweifel zu ziehen, die deutliche Spur eines Strebens zu erkennen, dessen letztes Ziel ist, Preußen dahin zu bringen, daß es mit Rom eine neue Unterhandlung eröffne, um sich von demselben die Wahl vermittelst einer Kandidatenliste, wie sie 1821 angeboten, aber damals ausgeschlagen wurde, als Konzession zu erwerben." Dabei gewann Rom 1. formal das Recht, auch seinerseits Wünsche äußern und diplomatische Anliegen geltend machen zu können. Daß es an solchen nicht fehlen würde, ließ sich aus einer Verbalnote des päpstlichen Staatssekretärs vom Februar 1835 entnehmen; 2. sachlich durch Einführung der fraglichen, in Süddeutschland und

Hannover rezipierten Wahlform einen zwiefachen Vorteil: a) daß der landesherrliche Einfluß diplomatisch auf den negativen Standpunkt eingeschränkt und jedem etwaigen Versuch der Regierung, die Initiative zu ergreifen, vorgebeugt wurde; b) ging für den Landesherrn das Ehrenrecht verloren, einen Bevollmächtigten an die Wahlversammlung abzuordnen, weil dann eine solche Sendung überflüssig erschien. Rom nahm indessen an der Ausübung dieses Ehrenrechts durch evangelische Fürsten Anstoß, da es dessen formale und wesentliche Wichtigkeit richtig einschätzte.

Für die Regierung entstand dagegen der Nachteil, daß sie genötigt wurde, wofern sie nicht jeder Einwirkung auf die Wahl sich begeben wollte, die ihr mißliebigen Namen von der Liste zu löschen, wodurch sie möglicherweise in die Lage geriet, sehr achtbaren Männern wehe zu tun und bei der öffentlichen Meinung anzustoßen. Auch waren die preußischen Domkapitel weder so eingerichtet noch so besetzt, daß sich von der förmlichen Annahme des Wahlmodus mit vorgängiger Einreichung einer Liste ein für König und Staat „heilsamer Erfolg durchgängig erwarten ließe". In dem vorliegenden Spezialfall wollten die Kapitel am 30. d. M. zur Listenaufstellung zusammentreten. Das Ergebnis war zugleich mit ihrem Bericht abzuwarten und bei ihrer Bescheidung bot sich wohl Gelegenheit, auf die dem staatlichen Interesse abträglichen Äußerungen des Breve vom 10. April angemessen zu erwidern, so daß ein unmittelbares Zusammentreffen mit dem päpstlichen Stuhl vermieden und doch den Gerechtsamen der Regierung nichts vergeben wurde[5]).

Der Monarch bezweifelte sofort, ob durch Eichhorns Absicht, zur Wahrung der landesherrlichen Gerechtsame gegen die Auslegung des Wahlbreve vom 16. Juli 1821 durch das Breve vom 10. April 1844 den Kapiteln eine passende Erwiderung auf letzteres zugehen zu lassen, „der beabsichtigte Zweck für die Zukunft zu erreichen sei, indem nicht mit Sicherheit darauf gerechnet werden kann, daß die Domkapitel nach diesem Breve, dessen Inhalt bald öffentlich bekannt werden wird, sich ferner zur Einreichung einer Kandidatenliste werden bereit finden lassen, einer Weigerung derselben aber von Seiten der Staatsregierung, welche diese Wahlform bei den Verhandlungen über die Bulle d. s. a. selbst abgelehnt hat, nicht entgegengetreten werden kann. In welcher Weise alsdann bei dem jetzigen Stande der Sache Verwickelungen in Beziehung auf die Bischofswahlen zu vermeiden sind, darüber enthält Ihr Bericht keine näheren Andeutungen, obwohl Sie andererseits eine die Verpflichtung der Domkapitel zur Vorlegung einer Kandidatenliste feststellende Uebereinkunft mit dem römischen Stuhle, auf welche derselbe in dem Breve vom 10. April d. J. selbst hindeutet, für bedenklich halten. Ich will daher diesen wichtigen Gegenstand Ihrer sorgfältigen Erwägung anheimgeben und da nach einer Andeutung in

[5]) Im Kabinett mit einem Fragezeichen versehen.

Ihrem Berichte bereits Erörterungen dieserhalb im Gange sind, Ihren und des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten gutachtlichen Bericht hierüber erwarten." Eigenhändig setzte Friedrich Wilhelm hinzu: Sobald Graf v. Brühl[6]) aus dem Bade zurück ist, erscheint seine Zuziehung höchst wünschenswert (Order 9. Juni, Entw. v. Düesberg).

Auf der Kandidatenliste der Domkapitel und Ehrendomherren des Erzstifts vom 30. Mai waren inzwischen aufgeführt worden: Przyłuski, Weihbischof Brodziszewski und Domherr Zienkiewicz vom Gnesener, Gajerowicz, Weihbischof Dąbrowski und Domherr Jabczyński vom Posener Kapitel (Immediatbericht Eichhorn 6. Juni). Am 10. Juni ließ sich der Minister eingehend über das Ergebnis aus. Da Dąbrowski an erster, Przyłuski an zweiter Stelle genannt war, ließ sich vermuten, daß die Wahl zwischen ihnen stand. Ersterer genoß mehr die Sympathien des Klerus und der katholischen Kirche, sein Rivale die des Adels und der deutschen Beamtenschaft. Die Chancen der anderen Bewerber waren gering.

Joh. Dąbrowski (geb. 1791) wurde nach Besuch der Piarenschule in Warschau 1814 Priester bei der dortigen Missionarienkongregation und später Professor der Theologie am Seminar in Kulm, mit dem er nach Pelplin übersiedelte. 1836 erhielt er die Stelle als Regens des praktischen Priesterseminars in Gnesen. Als am 30. Oktober 1837, also in einem bischöflichen Monat, durch Tod des Weihbischofs und Domkapitulars v. Chałkowski die vierte Domherrenstelle in Posen frei wurde, nannte ihn Dunin als Nachfolger, wozu der König am 15. März seine Bestätigung gab. Bei Vorlegung der Bestallungsurkunde befahl er jedoch die Vollziehung wegen der inzwischen ausgebrochenen kirchlichen Wirren auszusetzen und andere Anträge abzuwarten. Bis Ende 1840 erschien es bei Fortdauer des Mischehenstreites bedenklich, einen neuen Antrag zu stellen. Dann ersuchte Dunin um die Einführung und lobte Dąbrowski nach jeder Hinsicht. Auch Flottwell kannte ihn hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Bildung von vorteilhafter Seite. Hingegen glaubte er, daß die loyale Partei im Kapitel an seiner kirchlichen und politischen Gesinnung keine Stütze finden würde, weil er nach Anzeige des Gnesener Landrats v. Greveniz bei sonst sehr zurückhaltendem Benehmen sich doch als Anhänger des Erzbischofs und Offizials Brodziszewski zu erkennen gegeben hatte. Außerdem stand er in Kulm zu der als religiöse und politische Schwärmerin bekannten, anläßlich einer Expedition des berüchtigten Emissärs Zawisza schwer kompromittierten Gutsbesitzerin v. Wilkrzycka in intimster Beziehung. Ihrem Einfluß sollte er die Gunst Dunins und seine rasche Beförderung verdanken. Innige Freundschaft verband ihn auch mit Brodziszewski, mit dem er in Gnesen fast ausschließlich Verkehr gepflogen hatte. Nach Ausbruch der „Irrung über die gemischten Ehen" wurde Dąbrowski bei jedem

[6]) Seit Juni 1840 preußischer Unterhändler in Rom.

Besuch Dunins in Gnesen zu Rate gezogen. Dann wurde er durch heimliche Verbreitung der Schrift des Konvertiten Wilh. v. Schütz über die Mischehen in polnischer Übertragung bloßgestellt und stand im Verdacht, sie selbst übersetzt zu haben. Die gegen ihn verhängte gerichtliche Geldbuße wurde nur durch die Amnestie von 1840 niedergeschlagen[7]). Trotzdem glaubte Flottwell bei seiner sonstigen Würdigkeit und der Wiederherstellung des kirchlichen Friedens, daß gegen seine Bestätigung kein Bedenken bestehen könne, zumal der Landesherr sie nur bis zur Beendigung des Konflikts hatte aussetzen wollen (Bericht 22. März 1839). Da Eichhorn eifrig die gleiche Ansicht vertrat, gab der König am 19. Dezember sein Einverständnis.

Bereits im Mai 1841 suchte der Erzbischof aber die landesherrliche Genehmigung für Dąbrowskis Beförderung zum Weihbischof in Posen nach. Eichhorn betraute das Oberpräsidium mit sorgfältigen Erkundigungen bei unbefangenen Gewährsmännern hinsichtlich Person und politischer Gesinnung des Kandidaten, denn die Stellung des Weihbischofs war in der Hierarchie nicht unbedeutend, da ein solcher Prälat mit den einer Diözese vorstehenden Bischöfen den ordo oder bischöflichen Stand gemein hatte und im Rang sich ihnen unmittelbar anschloß. Auch kam er bei Ausspendung des Sakraments der Firmung auf dem Land und in kleinen Städten mit dem Klerus und Adel und den Notablen des dritten Standes häufig in nahe Berührung. Es durfte darum der Regierung nicht gleichgültig sein, von welchen Gesinnungen ein solcher Mann beseelt war (Erlaß 17. Juni).

Sehr ungünstig lautete das Urteil des Polizeidirektors Frhrn. v. Minutoli. Danach folgte Dąbrowski der ultramontanen Richtung und war „ein würdiges Pendant des Herrn Brodziszewski, mit demselben auf das engste verbunden und der unentbehrliche Ratgeber bei den Konferenzen, welche beide in allen wichtigen kirchlichen Angelegenheiten zusammen hatten“. Er lebte ganz seinem Berufe und war Dunin mit „unbeschreiblicher Verehrung“ zugetan. Ohne zum Redner bestimmt zu sein, hatte er bei dessen erstem Besuch in Gnesen nach seiner Kolberger Haft seine Verdienste „so feurig“ geschildert, daß er am Schluß auf die Knie sank und die Versammlung zu gleichem Tun aufforderte, da „man einem Heiligen nur so gebührend huldigen könne“. Dieses Benehmen erregte bei dem übrigen Klerus großes Mißfallen und die meisten begnügten sich mit einer Verbeugung.

Dem Oberpräsidium erschien die Ernennung schon nach den in Eichhorns Erlaß aufgeführten Tatsachen „sehr bedenklich“ und obendrein wurde Minutolis Urteil durch eingezogene Nachrichten und von Greveniz durchaus erhärtet (Bericht 18. Juli).

---

[7]) Das Nähere bei Laubert: Studien z. Gesch. d. Prov. Posen. Posen 1908. S. 326 ff.

Eichhorn war von dieser Wendung jedoch unangenehm berührt und wandte sich nach Eintreffen des neuen Oberpräsidenten Grafen Arnim noch an ihn (27. März 1842). Das Amt war nach der Bulle d. s. a. von dem verstorbenen König auszustatten. Es ließ sich mindestens nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen nicht behaupten, daß die Diözesanbischöfe als solche die Stelle zu vergeben hätten, sondern kirchlich tat dies der Papst. Mit ebensowenig Grund konnte dem Erzbischof ein Vorschlagsrecht zugebilligt werden, so daß die Würde dem Mann seiner Wahl de jure zuteil werden müßte, denn es fehlte dazu an einem Titel. Er war bloß das amtliche Organ, durch das vorkommenden Falles die päpstliche Autorität von der Vakanz benachrichtigt und zur Wiederbesetzung veranlaßt wurde, ohne an die erzbischöflichen Vorschläge gebunden zu sein. Viel eher ließ sich behaupten, der König habe als Dotator den Kandidaten zu bezeichnen. Rom würde diesen Satz unbedenklich zugeben, wenn es überhaupt in bezug auf die Provisionen, die es sich vorbehielt, ein Patronat evangelischer Fürsten anerkennen würde. „Das aber liegt über allen Zweifel hinaus, daß dem kgl. Stifter ein unbedingtes Veto zukommt, und eine Person, deren Beförderung zu einem solchen Ehrenamte dem Landesherrn aus irgendeinem Grunde mißfällig wäre, zu Rom nicht vorgeschlagen werden darf.“. Nach Dąbrowskis Lebenslauf stünde der Ernennung ein erhebliches Bedenken nicht entgegen, doch gehörte er zu Brodziszewskis engen Freunden, „dessen überwiegendem Einfluß die seit 1837 eingetretene bis zur Übertreibung scharfe Richtung der erzbischöflichen Verwaltung beigemessen wird“ und so würde es ein politisch auffallender Übelstand sein, Beförderer dieser Richtung zu den obersten Würden erhoben zu sehen. Daher wurde der Graf ersucht, sich nach den persönlichen Verhältnissen und dem Ruf des Anwärters zu erkundigen, worüber bei Arnims Beförderung zum Minister wieder eine sehr lange Zeitspanne verstrich.

Erst am 14. Juni erstattete das Oberpräsidium Bericht. Die Nachforschungen hatten kein nachteiliges Ergebnis gezeitigt. Mit Rücksicht auf die früheren Vorkommnisse konnte Beurmann aber „ebensowenig entschieden günstig“ über Dąbrowski sprechen. Er lebte sehr zurückgezogen, war verschlossen und hatte in Posen keinen engen Umgang. Die öffentliche Meinung neigte jetzt scheinbar mehr dazu, ihn für versöhnlich zu halten. So hatte er sich auch im Gespräch mit Arnim über einzelne Geschäftsgegenstände geäußert. Insbesondere sollte er in diesem Sinn auf Dunin bei dem Hirtenbrief vom 21. Februar 1842[8]) günstig eingewirkt haben. Wenn auch auf Worte bei einem solchen Charakter nicht viel zu geben war, so blieb doch zu erwägen, daß Dąbrowski, falls er wirklich dem Staatsinteresse nicht entsprechende Ansichten hatte,

[8]) Durch diesen hatte D., ohne seinen Standpunkt hinsichtlich der Eheschließung irgendwie zu verändern, die Seelsorger angewiesen, bei geschlossenen Ehen die Gatten mit Schonung und Milde nach den für den Beichtstuhl geltenden Grundsätzen zu behandeln.

auch in seiner gegenwärtigen Position zu Dunin sehr schaden konnte. Deshalb glaubte der Referent in Erwägung aller Umstände die Beförderung befürworten zu können.

Der Erzbischof hatte am 12. April betont, daß dem ausgedehnten Sprengel schon im fünften Jahre ein Weihbischof fehle, er aber allen Anforderungen an sein Amt beim besten Willen wegen der Firmung und Kirchenweihe nicht genügen könne. Um diesem Übelstand abzuhelfen, hatte er „vermöge des ihm zustehenden Ernennungsrechts" Dąbrowski ausgewählt als Anerkennung für dessen makelloses Leben und seine Tugend und Verdienste um Kirche und Staat an den Seminaren zu Kulm, Gnesen und Posen. Diese Ernennung war am 27. Mai 1841 dem Kultusministerium mit der Bitte um die königliche Bestätigung und päpstliche Genehmigung eingereicht und zweimal betrieben worden, worauf am 29. Januar 1842 geantwortet war, daß Eichhorn die Berufung unausgesetzt im Auge behalten habe, die Sache jedoch noch in mehrfacher Hinsicht einer näheren Erörterung bedürfe. Nun reichte der Prälat Zeugnisse für die Würdigkeit des Kandidaten ein, um die eine Förderung des sittlichen Wohls der Erzdiözese und die Ausbildung der Katholiken zu pflichttreuen Untertanen betreffende Angelegenheit zu beschleunigen. Da noch immer kein Bescheid ergangen war, wurde Arnims Fürsprache erbeten in Anbetracht der Bedürfnisse des Sprengels und der abnehmenden Kräfte seines Oberhauptes.

Aber erst nach einem Immediatgesuch Dunins vom 3. November erstattete Eichhorn am 10. Dezember seinen Abschlußbericht. Die Stellung des Weihbischofs berührte zwar die Staatsregierung nur mittelbar, da seine amtlichen Funktionen sich auf die Stellvertretung des Bischofs in Vollziehung der Pontifikalhandlungen beschränkte, aber sie erhielt doch insofern eine nicht unbedeutende Wichtigkeit, als sie ihrem Inhaber einen erhöhten Rang und dadurch vermehrten Einfluß auf Klerus und Volk verschaffte, mit denen er dienstlich in Berührung kam. Die Streitigkeiten über den Domherrn Regenbrecht verzögerten indessen die Entscheidung und erst nach Beilegung jenes Konflikts hatte der Minister die Sache wieder aufgenommen [9]). Nach dem Lebensgang des Kandidaten waren die eigentümlichen Charakterzüge, die erfahrungsgemäß bei der großen Mehrzahl der polnisch-katholischen Geistlichen hervortraten, auch bei ihm vorhanden, doch erschien die Ernennung unter den obwaltenden Umständen nicht länger bedenklich. Die Notwendigkeit eines Weihbischofs für die Posener Erzdiözese unterlag bei ihrem Umfang und dem Alter des seit kurzem auch kränklichen Dunin keinem Zweifel. Darum legte dieser auf seinen Antrag vorzüglichen Wert und bei dessen Ablehnung war vielleicht binnen kurzem ein noch anstößigerer Vorschlag zu er-

---

[9]) Es handelt sich um die schikanöse Behandlung des deutschen Domherrn R. durch den Erzbischof; vgl. Laubert in Dt. wissenschaftl. Zs. f. Polen. H. 1. Posen 1923.

warten. Auch konnte Dąbrowski in seiner Verärgerung seinen Einfluß leicht in anderer Richtung geltend machen als es in letzter Zeit geschehen war. Daher stellte der Minister dem Monarchen die Entscheidung in Übereinstimmung mit Flottwell und Beurmann anheim und sie fiel positiv aus [25. Dezember] [10]).

Im übrigen sprach und schrieb Dąbrowski deutsch nur „sehr unvollkommen“ und war auch des Französischen nicht mächtig. Seine theologische Bildung wurde allgemein anerkannt. Äußerlich war sein Auftreten würdig, wenn auch steif, so daß der geistliche Charakter stark durchschimmerte. In der Unterhaltung war er besonders mit fremden Glaubensgenossen und Staatsbeamten von behutsamer Reserve und auch Beurmann hielt ihn für berechnend und diskret. Auffallend war es, daß Dąbrowski, der bei einer Vorwahl die meisten Stimmen beider Kapitel auf sich vereinigt hatte, während der im Sommer wegen der Wahl herrschenden Spannung in mehreren Kirchen der Gnesener Diözese zelebrierte, wobei er eine herzgewinnende Freundlichkeit an den Tag gelegt und in Schubin während eines Festmahls bei dem dortigen Propst ein begeistert aufgenommenes Hoch auf den König ausgebracht haben sollte, was den Verdacht nahe legte, daß er sich durch dieses Auftreten die Herzen zuwenden wollte (Quartalsbericht des Regierungspräsidenten Frhrn. v. Schleinitz an Arnim 29. Juli 1844).

Über Przyłuski trug Eichhorn noch nach (Bericht 10. Juni 1844), daß ungünstige Gerüchte über seinen Wandel umliefen und die Geistlichkeit gegen ihn unfreundlich gestimmt war. Auch seine Vermögensverhältnisse waren unerfreulich, aber im Fall der Wahl Bloßstellungen von dieser Seite nicht zu befürchten [11]). Er besaß jene Art von Bildung, die ein Mann der besseren Gesellschaft im Elternhaus, auf Reisen, im Verkehr und aus guter Lektüre zu erwerben pflegte, ohne daß irgend eine wissenschaftliche Strömung bei ihm zu tieferer Auffassung gereift war. Hingegen war er des Deutschen, Französischen und Italienischen kundig und verfügte über die Formen der vornehmen Welt. Er war gastfrei und hatte in Gnesen den Mittelpunkt der Gesellschaft gebildet. Er gab sich mit scheinbarer Offenheit und verstand es überhaupt, die Zuneigung der Menschen zu gewinnen. Daher war er zum Administrator gewählt und von Gregor XVI. ganz besonders mit oberhirtlichem Segen bedacht worden.

Brodziszewski (geb. 1776) war ein asketischer Fanatiker, nur des Polnischen und Lateinischen mächtig, in seiner Heimat gebildet. Er galt für den Urheber der kirchlichen Wirren und hatte als Generalvikar in Gnesen im September 1837 als erster Kleriker der östlichen Provinzen ein Verbot der Einsegnung gemischter Ehen

---

[10]) Die persönlichen Data entstammen z. T. einem Immedber. Eichhorns v. 7. Dez. 1840.

[11]) Sie wurden später dadurch behoben, daß der König dem Erzbischof aus den Sedisvakanzgeldern 10 000 r. schenkte; vgl. Laubert in Jahrb. f. Kultur u. Gesch. d. Slaven a. a. O. 45.

erlassen, das Dunin dann desavouierte. Als dieser gleich darauf selber den Kampf aufnahm, wurde Brodziszewski seine Hauptstütze. Dieser war den Satzungen seiner Kirche bis zur Übertreibung zugetan, folgerecht, streng gegen sich und andere, von ausschweifenden Begriffen bezüglich der kirchlichen Freiheit im Verhältnis zum Staat. Darum scheute er keinen Konflikt mit den irdischen Mächten. Er genoß und verdiente die Verehrung des gemeinen Mannes wegen der Überzeugungstreue, mit der er seiner Ansicht anhing.

Gajerowicz konnte deutsch und verfügte über eine mehr auf Routine als wissenschaftlicher Durchbildung begründete Kenntnis des kanonischen Rechts. Als Administrator in Posen hatte er sich weder besonders tätig, noch den Anträgen der Regierung geneigt gezeigt. Infolge seiner Wohlbeleibtheit machte er äußerlich keinen ansprechenden Eindruck und seine Gesichtszüge waren „unter gewöhnlich“. Auch wurde sein Charakter als schwankend eingeschätzt.

Zienkiewicz hatte in Breslau und Wien studiert, war Hauskaplan bei dem Gesandten Fürsten Hatzfeld gewesen und beherrschte das Deutsche vollkommen. Wissen und Bildung waren ihm nicht fremd. 1831 wurde er Domherr, 1841 Offizial in Gnesen. Er war von untadelhaften Sitten, gemäßigt in seinem ganzen Wesen, so daß er sich von den Parteiungen fern gehalten hatte und Achtung erwarb. Politisch fiel ihm nichts zur Last, denn daß er lieber einige Tage Gefängnis erduldet, als gegen Dunin vor Gericht Zeugnis abgelegt hätte, gestützt auf die Vorschriften des kanonischen Rechts, durfte ihm nicht als Auflehnung gegen die Regierung ausgelegt werden. Beurmann behauptete freilich, wenn auch ohne nähere Belege, daß er keine Charakterfestigkeit besäße.

Der erst nach zweimaliger Abstimmung auf die Liste gekommene Jabczyński endlich war Schüler der Universitäten zu Breslau und Bonn und dann Land- und Stadtpfarrer bis zur Ernennung zum Domherrn 1834. Diese stieß auf Bedenken, weil er den Umtrieben Szumans nicht fernstehen sollte, doch in Wahrheit hatte er sich nur dessen Kinder nach Abführung des Vaters mit seelsorgerischer Liebe angenommen. Am Priesterseminar hatte er freiwillig als Lehrer gewirkt. Sein sittlicher Wandel war ohne Anstoß, wogegen er wenig gesellschaftliche Bildung besaß.

Faßte man die Liste scharf ins Auge[12]), so schien sich zu ergeben, daß die Ermahnung des Breve vom 14. April 1844: „mit Verleugnung aller Nebenrücksichten und menschlicher Affekte eine möglichst große Anzahl ausgezeichneter, auch mit der nötigen Erfahrung und Lebensklugheit ausgerüsteter Männer auf die Wahl zu bringen“, „keinen tiefen Eindruck gemacht habe“. Die Wähler hatten sich auf das Gremium beider Kapitel beschränkt; kein fremder Geistlicher, nicht einmal ein Ehrendomherr, war in Vor-

[12]) Ausdruck Eichhorns. In Wahrheit fällt schon bei oberflächlicher Betrachtung das Bestreben auf, keinen Deutschen, denen noch der Domherr Ritter zugehörte, auf die Liste zu bringen.



schlag gebracht. Die nicht in der Provinz oder im alten Polen gebürtigen Mitglieder, Regenbrecht, Busław, Frank, standen den Kandidaten an Bildung nicht nach und die beiden letzteren waren des Polnischen mächtig, aber trotzdem übergangen.

Beurmann schlug nun vor, „von der Prärogative der königlichen Macht den ausgedehntesten Gebrauch zu machen" und alle Namen bis auf Przyłuski und Jabczyński zu streichen, was des ersteren Wahl sichern würde. Auch mußten die anderen ihr Los leichter verschmerzen, wenn jedermann einleuchtete, es sei der Regierung bei der Streichung bloß um den positiven Zweck der Erhebung ihres Mitbewerbers zu tun gewesen.

Eichhorn besorgte aber, durch so weitgehende Kürzung die kirchlich gesinnte Partei zur Opposition und Wahl des minder befähigten Jabczyński zu treiben. Dann war zu erwägen, daß der römische Stuhl eben jetzt das Recht der Regierung beanstandet hatte, die Vorlegung einer Wahlliste zu begehren, also dieser Vorschlag auf künftige Bischofswahlen wie die baldige in Breslau störenden Einfluß üben könne und insbesondere die auf die Wahlfreiheit eifersüchtigen Kapitel zu schärferer Abwehr der staatlichen Mitwirkung anreizen möchte. Ferner schien es nach den vorliegenden Personalien nicht ganz zweifelsfrei, ob die Regierung Ursache habe, Przyłuskis Beförderung sich positiv angelegen sein zu lassen und sie mit Hintansetzung anderer Interessenten selbst zu betreiben. An einem Bistumskandidaten suchte man zuerst völlig makellosen Ruf und konnte sich nicht verhehlen, daß ein Geistlicher, der anscheinend längere Zeit seine Amtspflichten versäumt und wenigstens das standesgemäße Decorum nicht sorgfältig beachtet hatte, den Anforderungen nicht restlos entsprach. Da jedoch die Wähler für die Würdigung dieser hauptsächlich in den kirchlichen Bereich fallenden Momente verantwortlich waren, konnte sich der Staat bei deren Urteil beruhigen. Auf der anderen Seite mußten der Vorzug adeliger Geburt, ein dadurch vermittelter Einfluß auf die ersten Familien des Landes, die Vertrautheit mit den Umgangsformen der höheren Gesellschaft, die Beherrschung mehrerer Sprachen und Beliebtheit bei den Deutschen hoch angeschlagen werden. Wolickis Beerdigung lag 14 Jahre zurück und der Aufstand von 1830 hatte der ganzen polnischen Nation eine sehr harte Lehre gegeben. Darum pflichtete der Minister dem Urteil des Oberpräsidenten bei, daß bei begründeter Aussicht auf Erfolg Przyłuski nicht minder wie jeder andere Pole für die Wiedererneuerung seiner Nation wirken würde, „daß aber, eben wegen der Allgemeinheit dieser Geistesrichtung und weil eine solche Aussicht sehr in der Ferne liegt, auf jenes Moment jetzt kein entscheidendes Gewicht gelegt werden dürfe".

Beurmann war jedenfalls für Ausschluß von Dąbrowski, Gajerowicz und Brodziszewski, bei letzterem wegen seines schroffen Wesens und seiner mangelnden Sprachkenntnisse. Ebenso schien die Streichung hinreichend begründet bei Gajerowicz, der kränklich, körperlich unbehilflich und nicht besonders geachtet war. Hingegen



besaß Dąbrowski kirchliche Reputation und war primo loco vorgeschlagen. Zwar genügten seine Sprachkenntnisse nicht und er war wissenschaftlich nicht weitblickend. Schwerlich würde er als Erzbischof geneigt sein, für die Erweiterung des geistigen Gesichtskreises der Kleriker zu wirken oder wirken zu lassen, „vielmehr den dahin zielenden Bestrebungen des Gouvernements einen überlegten Widerstand entgegensetzen, der von den drei anderen Kandidaten nicht so leicht zu besorgen wäre". Es mußte für die Behörden schwer sein, auf ihn Einfluß zu gewinnen, den er stets abweisen würde. Da Beurmann dem Schauplatz näher stand als Eichhorn, konnte dieser die Verantwortung für die Durchführung der entgegengesetzten Ansicht nicht tragen und pflichtete deshalb am Ende auch Dąbrowskis Streichung bei. Für unratsam erachtete er aber die Ausdehnung dieser Maßnahme auf Zienkiewicz, bloß um Przyłuskis Wahl herbeizuführen. Er stellte dem König anheim, die Liste auf die drei übrig bleibenden Namen in der Weise zu beschränken, daß ausgesprochen wurde, die Maßregel sei durch erhebliche Gründe veranlaßt worden, solle aber nicht als Beweis persönlicher Ungnade gegen die Betroffenen betrachtet werden.

Nunmehr erklärte Friedrich Wilhelm (Kabinettsorder 8. Juli, Konzept von Kabinettsrat Uhden): „Es würde Mir am angenehmsten gewesen sein, die ... angezeigte Wahlliste ... völlig unverändert zu lassen, da Ich gern zu den Kapiteln das Vertrauen habe, daß sie nur einen Mann wählen werden, der das Wohl der Kirche und des Staats zu bewahren und zu befördern am geeignetsten sein würde. Ein Umstand bestimmt Mich aber, ... Dąbrowski und ... Brodziszewski von der Wahlliste auszuschließen, unbeschadet ihrer Mir sonst gerühmten Eigenschaften, nämlich, daß beide der deutschen Sprache unkundig sind und auch nicht einmal die französische Sprache verstehen. Es wird dadurch eine Verständigung mit den Behörden zu sehr erschwert und Mir selbst würde dadurch die Gelegenheit entzogen werden, wenn auf einen von ihnen die Wahl fallen sollte, mit demselben sprechen zu können. Beide Geistlichen mögen daher ihre Ausschließung nicht als einen Beweis Meiner Ungnade ansehen. Es hat mich übrigens gefreut, aus Ihrem Bericht ersehen zu haben, daß der Papst Gregor XVI. in dem Kondolenzbreve an die beiden Kapitel, welches dieselben ermahnt, dem verstorbenen Erzbischof einen würdigen Nachfolger zu wählen, ... Przyłuski namentlich vor allen übrigen Kapitularen seinen oberhirtlichen Segen erteilt, was unzweifelhaft andeutet, daß dessen Wahl ihm besonders lieb sein würde. Ich überlasse Ihnen, die Kapitel hierauf und daß um deswillen auch Mir die Wahl angenehm sein würde, auf geeignete Weise aufmerksam zu machen."

Trotz der aufgewendeten Vorsicht führte die Angelegenheit zunächst zu unerquicklichen Zwischenfällen in der Presse. Ein der Allgemeinen Deutschen Leipziger Zeitung entnommener Artikel der Vossischen Zeitung vom 3. August 1844, Nr. 180, über die Wahl verriet die Streichung von Dąbrowski und

Brodziszewski und erregte das höchste Mißfallen des Königs, der eine Bestrafung der vorgefallenen Verletzung des Amtsgeheimnisses und die Veröffentlichung eines Gegenartikels durch Eichhorn befahl, um so mehr, als die zwei Weihbischöfe nicht gestrichen, sondern Friedrich Wilhelm nur auf die aus ihrer Nichtkenntnis des Deutschen und Französischen entspringenden Schwierigkeiten hingewiesen hatte. Allein die Sache war bei den Staatsbehörden sehr behutsam behandelt worden und so lag die Vermutung nahe, daß die Indiskretion eines Domkapitulars oder einer mit dem Kapitel eng verbundenen Persönlichkeit die Schuld trug. Diese Annahme verdichtete sich nach einem Bericht Beurmanns an Arnim vom 28. August „fast bis zur Gewißheit", da sich keine Spur eines Versehens bei den Oberpräsidialbehörden auffinden ließ, wogegen das Posener Kapitel aus den Wahlvorgängen „durchaus" kein Geheimnis machte. Da es zur Staatsregierung nicht im Verhältnis einer Behörde, sondern einer Korporation stand, ließ sich hier keine Verschwiegenheit erzwingen und der Sache keine Folge geben. Auch eine Widerlegung war bei der Korrektheit der Notiz und da der Ausschließungsgrund, die Nichtbeherrschung des Deutschen, nur durch Beurmann gelegentlich inoffiziell den Beteiligten und Kapiteln mitgeteilt werden sollte, nicht gut möglich. Um aber den Absichten des Königs nach Kräften zu entsprechen, hatte Eichhorn einen erläuternden Artikel, der die Indiskretion rügte und den „wahren Grund der Streichung in halbamtlicher Weise durchschimmern läßt", entwerfen lassen. Er wurde durch Vermittelung Arnims in die Leipziger Allgemeine Zeitung gebracht und von da in die Vossische Zeitung aufgenommen (Immediatbericht Arnims 14. August; Eichhorn an Uhden 11. September)[13]).

Ein neuer Artikel der Vossischen Zeitung Nr. 207, der die Wahlliste preisgab, gewährte bei allem Unwillen des Monarchen nach den Zensurgesetzen keine Handhabe zu einer Rüge an den Zensor. Thile wollte daher die Sache auf sich beruhen lassen, denn die notwendige Erweiterung der Zensurbestimmungen mußte mehr Aufsehen erregen, als die Angelegenheit bei der Seltenheit solcher Fälle wert war (Notiz auf Schreiben Arnims vom 22. September). Welche tollen Blüten der Enthusiasmus von Przyłuskis Freunden trieb, zeigte ihre Erdichtung einer angeblichen Absetzung des Bischofs Tomaszewski in Kalisch auf päpstlichen Befehl durch ihren Schützling, wodurch sie den Verdacht zerstreuen wollten, als sei dieser dem Heiligen Vater nicht angenehm. Deshalb drapierten sie ihn als

[13]) Die Mitteilung von der Listenkürzung entnahm die Zeitung des Großherzogtums Posen in Nr. 185 der Allg. Deutschen Ztg., aus der sie in Nr. 212 die offizielle Widerlegung abdruckte: „Ob diese Nachricht tatsächlich begründet sei, müssen wir dahingestellt sein lassen." Wenn sie es wäre, könnte die Veröffentlichung nur als tadelnswerte Indiskretion bezeichnet werden. Die Schuld der Streichung wird auf die mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache geschoben. (Mathis an Eichhorn 7. Aug.; Antw. 14. Aug.; J. B. Arnims 14. Aug.; Eichhorn an Uhden 11. Sept.)

dessen getreuen Gehilfen, der sogar vor gefährlichen Unternehmungen nicht zurückschreckte (Immediatbericht Eichhorns 17. September)[14]).

Die Wahl vom 21. Oktober 1844 fiel dann auf Przyłuski, dem der König auf seine Anzeige antwortete, er erwarte, daß er zum Wohl der Gemeinde und des Staates wirken werde (Immediatbericht Eichhorns 23. Oktober)[15]).

Das Ergebnis wurde bis zum letzten Augenblick als zweifelhaft betrachtet, zumal die Wähler von den verschiedenen Parteien tüchtig bearbeitet waren. Besonders für Zienkiewicz war man tätig, wogegen bei Przyłuski sich unter der fanatischen Bewohnerschaft der Wallischei heftige Abneigung geltend machte und durch die Bevölkerung ein Druck auf die Kapitel ausgeübt wurde. Radziwiłłs Bemerkung gegenüber dem Kanonikus Grzeskiewicz, daß dem König Przyłuski genehm sein würde, fand indessen Anklang. Grzeskiewicz ersuchte den Fürsten, sich im gleichen Sinne zu den anderen Wählern zu äußern, denen auch er diese Bemerkung mitteilte. Immerhin war es sicherlich kein Zufall, daß der Fürst bei seinen Visiten stets drei bis vier Domherren zusammen antraf und sich deshalb in Schweigen hüllen mußte, um auch den Schein einer Wahlbeeinflussung zu vermeiden. Przyłuski als ältester leitete den Akt, bei dem er sofort die größte Stimmenzahl (7) gegen 5 für Zienkiewicz, 4 für Jabczyński und 3 für Gajerowicz erhielt. Der zweite Gang ergab seinen unbestrittenen Sieg (12 Stimmen, Zienkiewicz 6, Gajerowicz 1), wie Regenbrecht proklamierte. Es folgte dann ein glänzendes Diner für die eingeladenen Gutsbesitzer und Kleriker von 3 bis 8 Uhr zu etwa 150 Personen, das Przyłuski durch einen polnischen, dann deutsch wiederholten Toast auf den König verschönte, während dann General v. Colomb auf die Königin und das Regentenhaus, Beurmann auf die Kapitel und die Provinz sprach. Radziwiłł ehrte den neuen Erzbischof durch eine polnisch-deutsche Rede, der Brodziszewski durch eine nur polnische auf den Fürsten antwortete.

Über Przyłuski urteilte Regierungsvizepräsident Graf Itzenplitz (Quartalsbericht an Arnim 3. November), die Wahl scheine den richtigen Mann getroffen zu haben, denn seine ersten Äußerungen seien offen und dreist gewesen und der Regierung nicht zuwider. Aber es blieb abzuwarten, ob er die nötige Vorsicht mit einem festen Willen verbinden werde, für die wirkliche religiöse und sittliche Fortbildung der katholischen Glaubensgenossen zu wirken.

Eine lange Auseinandersetzung ergab sich noch wegen des an die Kapitel am 10. April erlassenen Breve. Eichhorn

---

[14]) Der Artikel in Nr. 216 d. Ztg. des Großherzogtums Posen.

[15]) Radziwiłł wohnte ihr bei in Begleitung von Oberappellationsgerichtsrat v. Chełmicki u. Oberlandesgerichtsrat v. Krzywdziński. Man hatte also nur Polen hierfür ausgesucht! (Ztg. d. Großherzogt. Posen Nr. 248.)

legte am 16. Juli den Entwurf einer Verfügung an die Kapitel dem Monarchen vor. Das Breve beseitigte zwar deren Bedenken bei dem schwebenden Wahlgeschäft, ging jedoch bezüglich der preußischen Bischofswahlen auf allgemeinere Erörterungen ein, die in Rücksicht auf die früher mit der Kurie getroffenen Vereinbarungen einer näheren Erläuterung bedürftig erschienen. Zur Behebung möglicher Mißverständnisse eröffnete der Minister den Empfängern mithin: Das Breve quod de fidelium vom 16. Juli 1821 hatte die Punkte, über die sich die Kapitel vor der Wahl Gewißheit zu verschaffen hatten, genau in klarer, unzweideutiger Fassung bestimmt. Die Kapitel waren danach gehalten, sich vor der förmlichen, feierlichen Wahlhandlung sorgfältig zu überzeugen, daß ihr Wahlkandidat dem König nicht mißfällig war. Die Ausdrücke noscere und constare schlossen in dieser Beziehung jedes bloß persönliche Dafürhalten aus; sie legten den Kapiteln ausdrücklich die Verpflichtung auf, sich über den fraglichen Punkt eine tatsächlich begründete Überzeugung, eine vollständige Gewißheit zu verschaffen. Eine solche konnte sich aber nicht aus dem persönlichen Charakter oder der amtlichen Stellung bestimmter Personen, überhaupt nicht aus bloßen Indizien oder Vermutungen, welcher Grad von Wahrscheinlichkeit ihnen auch in einzelnen Fällen zur Seite stehen mochte, sondern einzig und allein aus einem unmittelbaren Benehmen mit der Staatsregierung ergeben, indem diese ausschließlich imstande war, eine jeden Zweifel aufhebende Antwort auf die Frage zu erteilen: ob ein bestimmtes Mitglied des Klerus im Moment der obwaltenden Sedisvakanz und in bezug auf die Neubesetzung eines bestimmten erzbischöflichen oder bischöflichen Stuhles eine dem König mißfällige Person sei. Besondere Beweise der Anerkennung und des Vertrauens waren allerdings geeignet, die Aufmerksamkeit der Kapitel auf den damit begnadeten Geistlichen zu lenken; „ein Erkennen und Gewißsein ..., wie es das Breve fordert, würde aber aus einem solchen Umstande noch nicht resultieren", denn so gewiß die Tätigkeit eines Priesters in kirchlicher Hinsicht segensreich und würdig sein mochte, ohne daß ihm nach Ansicht der Kapitel dasjenige Maß von Fähigkeiten und Eigenschaften eigen war, das die Verwaltung des bischöflichen Amts erforderte, so gewiß konnte auch die Regierung dem Wirken eines solchen Mannes in seinem bisherigen Berufskreis volle Anerkennung zollen, ohne seine Erhebung zu einer so schwierigen Stellung, wie das Episkopat es war, für angemessen zu erachten. Die Notwendigkeit einer Verständigung vor der förmlichen Wahl lag in diesen Verhältnissen von selbst, wenn sie auch nicht, wie doch geschehen, durch das Breve bedingt worden wäre. Stand fest, daß der Kandidat keine dem Landesherrn mißfällige Person sein durfte, so leuchtete ein, daß, da es sich hierbei um eine persönliche Willensäußerung des Landesherrn handelte, „eine Gewißheit hierüber nur auf offiziellem Wege, d. h. durch ein unmittelbares Benehmen mit der Staatsregierung gewonnen werden kann". Von diesem Standpunkt war

auch Preußen bei den Verhandlungen mit dem römischen Hof vor Erlaß der Bulle d. s. a. ausgegangen, als deren Ergebnis das Breve quod de fidelium anzusehen war. Eine solche vorangehende Verständigung lag auch im eigenen Interesse der Kirche als alleinige Garantie für die Anerkennung des Neoeligendus von Staats wegen, mithin als das einzige Mittel, durch das einer maßlosen Ausdehnung der Sedisvakanz und der damit für eine wohlgeordnete Diözesanverwaltung unausbleiblich verbundenen Mißstände vorgebeugt werden konnte. Daß das kanonische Recht, die Bulle d. s. a. und das genannte Breve die Vorlegung einer Kandidatenliste nicht erwähnten, war richtig. Das Breve insbesondere bestimmte keine Einzelheiten über die Art und Weise, in der die Kapitel vor der Wahl Gewißheit über die Eigenschaft des Ausersehenen als persona grata gewinnen sollten. Daraus folgte von selbst, daß jede Form des Einvernehmens an sich für statthaft und zulässig zu erachten war, sofern sie keinem besonderen kanonischen Bedenken unterlag. Übrigens war die Staatsregierung nie der Ansicht gewesen, daß die Vorlegung einer Wahlliste die alleinige und ausschließliche Verständigungsform sei; sie legte vielmehr auf diese wie jede andere Form nur insoweit Wert, als sie geeignet war, ihren Zweck zu erfüllen, d. h. den Kapiteln die nötige Gewißheit in einer jeden Zweifel verbannenden Weise zu gewähren. Daher war diesen schon vor der Anfrage in Rom durch Beurmann eröffnet worden, daß, wenn sie statt der Vorlegung einer Liste ein anderes ebenso sicheres Mittel zu bezeichnen wüßten, man ihre Vorschläge gern entgegennehmen wolle. „Hiernach wird auch in künftigen Fällen verfahren werden"; davon aber, daß sich die Kapitel vor der Wahl im Weg unmittelbarer Verständigung mit der Staatsregierung von der Eigenschaft des Bewerbers als persona grata Gewißheit verschaffen, „wird niemals abgegangen werden, indem bei der ungeschmälerten Aufrechterhaltung dieses Prinzips die Majestätsrechte des Landesherrn, sowie die wichtigsten Interessen nicht bloß des Staates, sondern auch der Kirche auf eine tiefer greifende Weise beteiligt sind".

Eichhorn hatte dem Erlaß gemäß den im Bericht vom 18. Juni 1844 entwickelten Ansichten eine Färbung zu geben versucht, die einesteils den Kapiteln über die Art und Weise, wie die Regierung ihre Rechte rücksichtlich der Bischofswahlen verstand und aufrecht zu halten entschlossen war, „keinen Zweifel läßt, andererseits aber dem römischen Hofe, wenn demselben, wie vorauszusetzen, diese Mitteilung bekannt werden sollte, keinen Anknüpfungspunkt zu Verhandlungen darbietet, welche zu vermeiden unter den gegebenen Umständen im diesseitigen Interesse liegt". Der König fand den Entwurf ganz angemessen und hatte keine Einwände gegen seine Absendung (Finanzminister v. Bodelschwingh an Eichhorn 20. Juli).

Die Kapitel glaubten nach reiflicher Überlegung aber vorstellen zu müssen: Wenn sie verbunden sein sollten, sich vor der

Wahl durch unmittelbare Verständigung mit den Staatsbehörden die Gewißheit zu verschaffen, ob ihr Kandidat dem König genehm war, es hierzu kein anderes Mittel geben würde als die Vorlegung einer Wahlliste; sie könnten wenigstens keines vorschlagen. Durch das Breve vom 10. April war aber dieses Verfahren ausdrücklich für unstatthaft erklärt und überdies der Sinn von noscere und constare im Breve vom 16. Juli 1821 dahin interpretiert worden, daß hiernach die Kapitel keineswegs vor der Wahl sich mit der Regierung über die Zulässigkeit bestimmter Personen zu verständigen hätten, vielmehr selbst darauf Bedacht nehmen sollten, ihre Wahl nur auf solche mit den sonstigen kanonischen Eigenschaften versehenen Männer zu richten, von denen sie zugleich nach deren persönlicher Stellung und Charakter oder nach vorgekommenen Äußerungen der Behörden oder nach Anwendung sonstiger zur Erkenntnis der Sache passender Mittel „dafür halten können“ (censeant), daß solche dem König nicht mißfällig seien. Daher war augenscheinlich die Bedingung des Ministers mit der Anweisung des apostolischen Stuhles nicht in Einklang zu bringen und die Wähler würden dem päpstlichen Breve geradezu entgegen handeln, wenn sie bei einer künftigen Wahl vor derselben auf irgend eine Weise ein Einvernehmen mit der Regierung darüber herstellen wollten, ob diese oder jene Person dem König mißliebig wäre. Angesichts ihrer Verpflichtung, sich an die Interpretation der das Breve erlassenden Autorität zu halten, baten sie, Eichhorn möge sie bei künftigen Wahlen hiernach verfahren lassen, eventuell aber diese Differenzen im diplomatischen Weg mit dem apostolischen Stuhl bereinigen (Schreiben 18. November).

Trotz der augenscheinlichen Unvereinbarkeit der Auffassungen erwiderte Eichhorn am 8. März 1845 mit Billigung des Königs durch den Hinweis, daß das Breve quod de fidelium sich einerseits verbreitete über die Rechte der Kapitel in bezug auf die Erzbischofswahl, andererseits aber Verpflichtungen vorschrieb, die sie dem Landesherrn gegenüber zu erfüllen hatten. Das beruhte wie die Bulle d. s. a. auf vorherigen Verhandlungen der preußischen Regierung mit dem päpstlichen Hof, und dieser Zustand hatte die königliche Bestätigung nur erhalten, weil er wie der Inhalt der Bulle mit diesen Verabredungen im Einklang stand. Welches also auch der Sinn des Breve vom 10. April 1844 sein mochte, so durfte er keine mit dem älteren Breve in Widerspruch stehenden Anweisungen erteilen, denn eine einseitige Änderung des dadurch festgesetzten, bei den Bischofswahlen in Preußen verfassungsmäßig geltenden Rechtszustandes durch den Papst war unzulässig. Das Breve von 1821 besaß vielmehr für die Kapitel die Kraft einer ihre Rechte und Pflichten bemessenden statutarischen Bestimmung, die nur mit Einwilligung beider Parteien abgeändert werden konnte. Wie also die Regierung die gesetzlichen Rechte der Kapitel immer achten würde, „so darf sie auch von den Hochwürdigen Metropolitankapiteln erwarten, daß dieselben auch ihrerseits die landes-

herrlichen Gerechtsame, wie solche durch das Breve quod de fidelium nach dessen Inhalt und den demselben zugrunde liegenden Verabredungen bestimmt sind, gebührend beachten werden, und wird die Staatsregierung eine dem entgegenlaufende Erzbischofswahl niemals weder gestatten und noch weniger anerkennen".

Damit hatte Eichhorn in der Theorie die Rechte des Staats erfolgreich verteidigt, in praxi war aber keine Klärung herbeigeführt und bei der Wahl Przyłuskis auch politisch für Preußen gar nichts gewonnen, denn abgesehen von dessen starrer Behauptung der kirchlichen Befugnisse entpuppte er sich in der bald eintretenden Krisis der polnischen Aufstände als unzuverlässiger, die polnische Propaganda zielbewußt fördernder Prälat, der sich in dieser Richtung seinen Vorgängern als gleich gesinnt anschloß[16].

---

[16]) 1845 tauchte in verschiedenen Zeitungen das Gerücht auf, es sei auf Antrag Przyłuskis ein päpstliches Breve ergangen, wonach in der Posener Diözese die durch Dunin verdrängte mildere Behandlung der Mischehen, nämlich deren Einsegnung ohne vorherige Versprechungen hinsichtlich der Kindererziehung, wieder zugelassen werden sollte. Schon Eichhorn maß dieser Nachricht sehr wenig innere Wahrscheinlichkeit zu, bat aber Beurmann, den Erzbischof auf geeignetem Wege um Aufschluß zu bitten, doch handelte es sich nur um das Breve Gregors XVI. v. 30. Aug. 1845, das keine Änderung in dem fraglichen Punkt vorschrieb.

II
MISCELLEN

POLNISCHE STUDENTEN IN LEIPZIG

Von D. Dr. Theodor Wotschke, Pratau.

Hat Wittenberg als die Lutherstadt und Königsberg als die Residenz des Herzogs Albrecht, des unermüdlichen Förderers reformatorischen Lebens, hat Heidelberg als das calvinische Zion und Altdorf um des Unitarismus willen, der hier von einigen im geheimen gepflegt wurde, bis nach dem entlegensten Osten hin auf die wissensdurstige Jugend Anziehungskraft ausgeübt, so hatte Leipzig einen Ruf als die erste deutsche Universität, als Prag zur čechischen nationalen Hochschule geworden war, so wirkten hier auch die reichen Handelsbeziehungen mit, dieser Hochschule aus dem fernen Sarmatien Studenten zuzuführen. Ja, selbst Wittenberg mußte hier den polnischen Zuzug mehren. Wer die Leucorea gern kennen lernen wollte und doch nicht öffentlich als ihr Schüler gelten mochte, wen das Verbot des Königs Sigismund, der den Besuch des Ketzernestes untersagt hatte, schreckte, ging nach Leipzig, um von hier aus im geheimen und gelegentlich einmal herüberzueilen, die Männer zu sehen und zu hören, die eine mehr als tausendjährige Entwicklung in Trümmer schlugen und zurücklenkten zur Quelle christlicher Erkenntnis. Und als Wittenberg später offen aufgesucht werden konnte, Hunderte auch aus dem Osten hierhin eilten, war es für viele selbstverständlich, auch Leipzig mitzunehmen, die kleine Stadt an der Elbe, wenn auch nur für kurze Zeit, einmal mit der großen an der Pleiße zu vertauschen.

Ein Litauer begegnet uns bereits unter den Studenten in Leipzig, die von Prag herübergekommen waren. Wir kennen nur seinen Vornamen Gregor, er hat 1409 an der Konstituierung der neuen Hochschule teilgenommen. In den folgenden Jahren finden wir unter den Studenten verschiedene Krakauer, Deutsche, wie denn Polens Hauptstadt damals fast noch eine ganz deutsche Stadt war. Ihnen folgten in den weiteren Jahrzehnten deutsche Bürgersöhne aus den anderen Städten des Ostens, aus Kalisch, Kosten, Posen, Fraustadt, Storchnest, Krotoschin, Reisen, Lissa, Meseritz, Nakel. Auffallend groß ist die Zahl der Fraustadter, 21 bis 1500; verschiedene von ihnen haben in Leipzig auch einen akademischen Grad erworben, die bacca laurea. Sie begegnen uns unter den Bakkalarianden. Einer von diesen, Petrus Zimmermann, 1447 Bakkalar in Leipzig, war später Altarherr in seiner Vaterstadt, die anderen sind in die Nacht der Vergessenheit untergetaucht. Von den 24 Posenern, die wir im 15. Jahrhundert an unserer Hochschule finden, entstammen einige namhaften Patrizierfamilien, von ihnen seien genannt für das Jahr 1438 Stanislaus und für das Jahr 1499 Sebastian Görlin, für 1442 Andreas und für 1459 Johannes Lindener, für 1442 Simon und für 1498 Thomas Bedermann, dieser vielleicht ein Enkel jenes und ein Sohn des Andreas Bedermann, der im Jahre 1500 an der Spitze der Stadt Posen als Bürgermeister stand. Er hat später an der Krakauer Akademie, dann in Posen am Lubranskischen Gymnasium

doziert, wo Clemens Janitius, der polnische Tibull, sein Schüler war, damals der erste Gelehrte Großpolens, ein tüchtiger Kenner des Griechischen, noch mehr des Lateinischen, in dem er als Redner und Dichter sich hervorzutun suchte. Von der Posener Familie Grätz trat ein Paul 1486, ein Johann 1499 vor den Rektor und bat um Immatrikulation, der letztere ist 1525 Posener Stadtschreiber geworden und hat seinen Namen in Grodzicki polonisiert. Noch sei des Patriziersohnes Leonhard Held gedacht, 1491 in Leipzig. Er war ein Bruder des späteren Bürgermeisters Ulrich Held, Sproß eines Geschlechtes, das zu den angesehensten in Großpolens Hauptstadt gehörte, vielfach auch verschwägert mit Nürnberger Familien.

Doch nicht sowohl den deutschen Studenten aus dem Osten soll diese Studie gelten, sondern den polnischen. Von ihnen sind zu vermerken 1446 ein Jakob Ruszczycki, 1463 ein Sigismund aus dem Geschlechte der Lissaer Grafen, 1477 ein Albert, Andreas und Petrus und wiederum 1490 ein Matthäus Gorski aus der Fraustadter Hauptmannsfamilie, von denen Petrus später auch die Würde einnahm, die in seiner Familie fast erblich war. Zusammen mit Matthäus Gorski sehen wir einen Hieronymus Rozdrazewski in Leipzig, während der Sohn des Posener Bannerträgers Petrus, nur der Vorname wird uns genannt, schon vier Jahre vor ihnen zu unserer Musenstadt gezogen war. Vor allen aber sei genannt der Pole, der 30 Jahre alt, schon 1445 zu den Füßen Leipziger Lehrer gesessen hat, Johann Długosz, der bekannte Geschichtsschreiber und spätere Lemberger Erzbischof, dessen Historia polonica von unschätzbarem Werte ist, der sich mit diesem Werke ein Denkmal gesetzt hat, dauernder denn Erz und Marmelstein. Es ist bezeichnend, daß dieser große Historiker einen wesentlichen Teil seiner wissenschaftlichen Ausbildung einer Hochschule Deutschlands verdankt. Weitere Studenten aus dem Osten für das 15. Jahrhundert wollen wir hier nicht nennen, sondern nur bemerken, daß ihre Zahl etwas über hundert beträgt. Sie ist nicht gerade hoch, doch schlägt damit Leipzig jede andere fremde Universität. Noch hatte der Zug nach dem Westen unter der polnischen Jugend nicht eingesetzt, waren Studienfahrten in die Ferne nicht allgemein üblich geworden, noch war der Geist der neuen Zeit nicht aufgegangen, der die Wahrheitsdurstigen zu den Stätten neuen Lebens zwang.

Deshalb ist auch zunächst in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts der polnische Zuzug noch schwach. Wir nennen hier Nikolaus Herbart von Follstein aus bekannter Adelsfamilie, aus der noch 1563 ein Johann zu unserer Hochschule gekommen, nach zwei Jahren aber nach Wittenberg weiter gezogen ist, Thomas Lubranski (erst zehn Jahre nach seiner Leipziger Studienfahrt hat der Bischof, den seine Familie Posen geschenkt, hier die bekannte Lubranskische Akademie gegründet), für 1513 die drei Brüder Johann, Lukas und Stanislaus Zbanski oder von Bentschen aus der kleinpolnischen Linie. Der letzte der Brüder ist zum Kastellan von Chelm aufgestiegen, sein Erbgut Kurow ein Vorort des Evangeliums im Lubliner Lande geworden. Seinen Sohn Stanislaus finden wir seit 1554, seinen Enkel Abraham seit 1593 an unserer Hochschule. Jenem hat der Professor Michael Barth seine „Disticha de serenissimis Poloniae regibus" gewidmet, zu denen ihm der Präzeptor dieses kleinpolnischen Edelsohnes Briccius Przerembski den geschichtlichen Stoff geliefert hat, dieser ist früh, noch ein Jüngling, verstorben. Das Denkmal, das ihm in Lublin errichtet ist, hat Starowolski beschrieben. Andere Nachkommen sehen wir auf den verschiedensten evangelischen Universitäten, zuletzt noch Stanislaus und Boguslaus Zbanski 1650 ff. in Frankfurt und Leiden, deren Vater Johann, den Vertreter der reformierten Kirchen des Lubliner Landes 1645 auf dem Thorner Religionsgespräch, schon 1617 in Heidelberg, dem Zion der Calviner, und in Leiden. Der Chelmer Kastellan und Leipziger Student des Jahres 1513, Stanislaus von Bentschen, ist noch innerhalb der römischen Kirche geblieben, erst sein Sohn Abraham, wie sein großpolnischer Vetter gleichen Vornamens, 1543 in Wittenberg gebildet, eröffnet die evangelische Epoche seines Geschlechts. 1516, da der berühmte Mosellan, der Melanchthon Leipzigs, seine Lehrtätigkeit anhob, finden wir inskribiert den Lubliner

Johann Lubemelski. Er sandte 1546 auch seinen Sohn Erasmus zur Hochschule, der er das Beste verdankte. Ein Andreas aus seinem Geschlecht ging aber acht Jahre später (1554) zur Leucorea, um Melanchthon zu hören. 1517, da der Wittenberger Mönch das Blatt der Weltgeschichte wendete und eine neue Zeit heraufführte, finden wir unter den Studenten den Graudenzer Hauptmann Jaroslaus Sokołowski und seinen Sohn Paul und 1519 im Jahre der Leipziger Disputation aus Posen den Patriziersohn Wolfgang Lindener, der zehn Jahre später uns noch an der Krakauer Akademie begegnet und 1532 die Erhebung des Krakauer Archidiakons Joh. Chojenski auf den Przemysler Bischofsstuhl mit einer schwungvollen Ode begrüßt hat, Sohn jener Posener Patrizierfamilie, die schon im 15. Jahrhundert zwei Söhne nach Leipzig geschickt hat, hierher noch 1544 seinen jüngsten Bruder entsandt, Kaspar, den namhaften Arzt, des Wittenberger Professors und Superintendenten Paul Eber Freund und Korrespondenten, den Trzecieski gepriesen hat „ob des heiligen Lorbeers um seine Stirn".

Mit den Jahren 1521, 1522 schwillt die Zahl der polnischen Edelsöhne in Leipzig an. Wir sehen, wie die Tat des Wittenberger Mönchs sich auszuwirken beginnt, polnische Große selbst nach Leipzig eilen oder ihre Söhne dorthin schicken, damit sie, ohne sich durch den Besuch Wittenbergs zu verdächtigen, die neuen Ereignisse aus der Nähe verfolgen könnten. 1522 kam so mit seinem Bruder Christoph zur Hochschule der Nakeler Hauptmann Christoph Danaborz, der fünf Jahre später im Gefolge des preußischen Herzogs bei einem Wettkampfe unfern Heiligenbeil so tragisch sein Leben verlor. Sein Urgroßvater Wladislaus hatte wegen seiner antihierarchischen Stellung 1467 in Kalisch das Schafott besteigen müssen. Auch er stand Rom ablehnend gegenüber, war nach Leipzig gezogen, um nur Wittenberg nahe zu sein, und ist dann zu dem evangelischen Hohenzollern auf Preußens Herzogsthron gegangen. Mit ihm sehen wir in Leipzig den Kruschwitzer Hauptmann Ambrosius, den Krakauer Kanonikus Johann Gorski mit seinem Bruder Stanislaus, einen Rochus Kosminski, einen Johann Nowomieski, ferner Wenzel Zaremba, den Sohn des Wojewoden von Kalisch, der später die Kastellanei Nakel erhielt, seinen Sohn Johann 1547 nach Königsberg sandte, hier höfische Sitte und evangelisches Wesen zu lernen. Ein Nikolaus Zaremba lenkte noch 1549 zu unserer Hochschule seine Schritte, während Andreas Wenzel und Petrus Zaremba 1542 bzw. 1550 und 1554 zur Leucorea wallfahrten. Neben den Genannten zogen 1522 noch durch Leipzigs Tore Martin Dambrowski, der 1528 Andreas Zebrzydowski ins Ausland begleitete, dann dem Erasmus als Schreiber diente, als Posener Archidiakon 1550 verstorben ist, und die Brüder Johann und Andreas Czarnkowski, von denen der letztere 1552 bis 1562 in Posen die Mitra trug. Von anderen ihres Geschlechts sehen wir an unserer Universität 1545 Stanislaus und Albert Czarnkowski (einen Albert und Wenzel Czarnkowski nennt unter dem Jahre 1543 auch die Wittenberger Matrikel), den späteren Hauptmann von Kosten und Kastellan von Schrimm, dessen Söhne uns dann 1567 wieder in Frankfurt begegnen, einer von ihnen auch als Ehrenrektor der Viadrina. Noch suchte von diesem Magnatengeschlechte, das zu den ersten Großpolens gehörte, ein Sendivogius 1570 Leipzig auf. Im folgenden Jahre (1523) erbaten die Immatrikulation Stanislaus Mirek aus Lublin, Martin Załoga aus Posen und Stanislaus Bninski, später einer der Führer der Lutheraner im Posener Lande, der neben Matthias Gorski, der vier Jahre später zu den Füßen Leipziger Professoren saß, die Einladung unterschrieben hat zur Synode, die 1567 im Gorkaschen Palaste zu Posen zusammentrat, und der als weltlicher Abgeordneter seiner Kirche an der Generalsynode zu Sendomir 1570 teilnahm. Es entsprach der Entwicklung, daß aus seiner Familie ein Johann und Sigismund 1554 dem Studium in der Lutherstadt den Vorzug gaben.

In den Jahren 1525 bis 1527 haben alljährlich etwa fünf aus dem Osten um Immatrikulation gebeten, unter ihnen aus Posen Matthias Beranek, Albert Amandus und Thomas Sundel, wohl Schmiedel. Aus Krakau ließen sich aufnehmen Lazarus Jedwath, der spätere an der Pest früh verstorbene



Notar in seiner Vaterstadt, und zwei Brüder Pankratii, aus Kosten ein Bürgersohn Johann Gerthen, ferner aus adligen Familien Arnulf Lynbodzieski, Johann Radziminski Koniecpolski, aus dessen Familie auch ein Johann 1557 heranpilgerte, ein Stanislaus aber, der Wieluner Hauptmannssohn, 1556 zur Leucorea ging. Johann Bialosliwski eröffnete 1525 für seine Familie in Leipzig das Studium an deutschen Universitäten. Von ihr wandte sich ein Michael im Januar 1571 zur Lutherstadt, ein anderer Johann kam 1578 wieder nach unserem Leipzig. An der Spitze der polnischen Studenten des Jahres 1528 steht hier Matthias Drzewicki, der besondere Schüler des jungen Humanisten und Professors des Griechischen Christoph Hegendorf, jenes begeisterten Freundes der Sprachen, auch empfänglichen, nur nicht immer standhaften Anhängers der Wittenberger. Er wurde von seinem Lehrer in das Evangelium hineingeführt, erhielt von ihm auch eine katechetische Unterweisung gewidmet, vermittelte ihm seinerseits die Bekanntschaft mit den Humanistenfreunden des Ostens, brachte ihn in Briefwechsel mit den Bischöfen Andreas Krzycki, der am 22. November 1529 an ihn schrieb, und Johann Lubranski, der ihn wenig später an die von ihm in Posen neugegründete Akademie zog, damit in eine auf die Dauer natürlich unhaltbare Stellung brachte. So geeignet Hegendorf war, den Leipziger Humanismus nach Großpolens Hauptstadt zu verpflanzen, sein evangelisches Bekenntnis mußte ihn an der bischöflichen Schule unmöglich machen. 1536 folgten seinem Schüler Drzewicki die jüngeren Brüder Jakob und Adam zur sächsischen Universität, und noch 1570 sehen wir hier einen Martin Drzewicki. Wieder beobachten wir, wie die Hochschule durch verschiedene Geschlechter hindurch ihre Anziehungskraft auf eine Familie ausgeübt hat. Neben dem Hegendorfschüler ließen sich 1528 noch sieben Söhne des fernen Ostens inskribieren. Sie werden an der katholischen Universität unter dem Einfluß des reformatorisch gerichteten Professors der griechischen Sprache gestanden haben. Einer von ihnen, Lukas Jankowski, der Erbherr von Psarski bei Posen, hat sich denn auch später den böhmischen Brüdern angeschlossen und ist ein mannhafter Vertreter der evangelischen Erkenntnis unter der Szlachta geworden. Sein Bruder Andreas ist ihm sechs Jahre später zur Hochschule gefolgt. Sein Grabmal zeigt noch heute die Kirche in Ceradz (Schlehen), die er einst der Reformation erschlossen hat, die nun aber längst wieder rekatholisiert ist.

Für das Jahr 1529 verzeichnen wir zwei Brüder Garbacki, denen 1556 noch ein dritter ihres Geschlechts folgte, einen Johann Wilamowski und Johann Niemsta. Sein Sohn Georg, der spätere Warschauer Hauptmann, suchte 1560 gleichfalls Leipzig auf, vorher (1559) schon Wittenberg, dann mit Andreas Balicki 1562 Basel, 1564 Zürich. Von seiner Dankbarkeit gegen seinen Lehrer Castellio zeugt in Basel noch heut dessen Grabdenkmal. In Verbindung mit Stanislaus Starzechowski, dem Sohne des Wojewoden von Podolien, und den Scharfenorter Grafensöhnen hat er es ihm errichtet. Vergebens bemühte er sich später, in Warschau ein evangelisches Gotteshaus zu erbauen. Auch sein Sohn Nikolaus kam 1592 zu unserer Hochschule, um nach zwei Jahren nach Heidelberg zu gehen. Samuel Niemsta wanderte 1610 nach Basel, ein Johann Niemsta Kula 1597 nach Altdorf. Noch sei gedacht des Johann Niemsta aus dem Krakauer Lande, den sein Vater selbst 1623 auf das Thorner Gymnasium, der ersten evangelischen Bildungsstätte im alten Polen, brachte.

1530 beanspruchen unter den Leipziger Studenten unsere Aufmerksamkeit zwei Krakauer, Paul Hosius, ein Verwandter des bekannten Kardinals Stanislaus Hosius, und Hieronymus Pisarski, der im folgenden Jahre zur Leucorea gezogen ist, vielleicht identisch mit Hieronymus Piekarski, dem späteren Pastor von Biala, westlich von Brest-Litowsk, und Antitrinitarier. Sein Sohn wäre dann der Hieronymus Piekarski, der Leipziger Student des Jahres 1570. Neben ihnen nennen wir Kaspar Gorzewski und Stanislaus Michowski und den Posener Matthias Koschmider, aus dessen Familie ein Johann 1545 Wittenberg, ein Nikolaus 1574 wieder unserer Universität zuzog, schließlich den Masowier Simon Lowicz und Johann Bohoslawski.

Zehn Polen traten 1531 vor den Rektor, als erster Stanislaus Orzechowski aus Reußen („gente Ruthenus“ pflegte er sich zu bezeichnen), der unbeständige, dünkelhafte, leidenschaftliche Gegner und Verteidiger Roms, der bald gegen den Papst und den Zölibat, bald gegen die Reformationsfreunde seine Pamphlete schleuderte, als katholischer Priester in den Ehestand trat, doch schnell seinen Frieden mit der alten Kirche machte, der erste polnische Publizist in großem Stil, wie man ihn genannt hat. Ganz sein Gegenteil war sein Leipziger Studiengenosse Stanislaus Iwan Karminski. Der Reformation, der er sich angeschlossen, hat er unwandelbare Treue gehalten, freudig, opferwillig immer zu seiner Kirche gestanden, ihr länger als 50 Jahre als Senior gedient, für verfolgte, bedrängte Glaubensgenossen immer eine offene Hand gehabt, z. B. Lismanino, Ochino unterstützt, eine Lichtgestalt der Reformation im Osten. Sein Gut Alexandrowice wurde der Kirchort der Evangelischen Krakaus, als nach der dritten Zerstörung ihres Gotteshauses von dem Pöbel der Stadt ihnen der Wiederaufbau der Kirchen verboten wurde. Noch hat er das folgende Jahrhundert erlebt, erst 1603 ist der treffliche Mann heimgegangen. Neben den Typen des Wankelmutes und der Treue studierten damals in Leipzig Stanislaus Czechowski und Stanislaus Brochowski aus Masowien, bald von Hegendorf mit der Widmung eines Schriftchens beehrt, Jakob Brochimowski, Petrus Chwalzewski und andere. Aus der Familie des letzteren ist ein Georg 1562 an unserer Hochschule vorüber zur Leucorea gezogen.

Den Genannten folgte 1532 Jakob Ostrorog aus einem der ersten Magnatengeschlechter Großpolens, Erbherr von Scharfenort, tatkräftiger Schutzherr der böhmischen Brüder, 1566 General von Großpolen. Zu früh für die Reformation hat er 1568 seine Augen geschlossen. Keiner seiner Familie ist ihm nach Leipzig gefolgt, sein Bruder Stanislaus, Erbherr von Grätz und Schutzherr der Lutheraner, ist nur bis zur Viadrina gezogen, und seine Söhne Wenzel und Johann haben 1558 Wittenberg, dann Heidelberg, Basel, Zürich aufgesucht. Das reformierte Zion am Neckarstrande haben schließlich neben Straßburg und Basel auch seine Enkel bevorzugt. Der nächst ihm unter die Studenten sich aufnehmen ließ, Stanislaus Lasocki, der Erbherr von Pelsznica in Kleinpolen, ähnelte ihm in vielem. Auch er hatte ein warmes Herz für die evangelische Kirche und hat ihr treu gedient, an ihrem Aufbau auf vielen Synoden mitgewirkt, Laskis und Lismaninos rechte Hand. Zu früh für die Kirche hat auch er schon 1563 auf dem Petrikauer Reichstage, wo er die Gemeinden vertrat, seine Augen geschlossen. Von Leipzig war er noch 1538 nach Wittenberg gepilgert, hierher allein, während ihm nach Leipzig 1533 seine Brüder Jakob, Bartholomäus und Thomas gefolgt sind. Noch vor ihm war zur Leucorea gezogen sein Leipziger Kommilitone Johann Pempowski, der Erbherrnsohn aus Biechowo bei Pleschen, Enkel des Wojewoden von Sieradz Ambrosius Pempowski, dessen Brüder uns auch in der Lutherstadt, vorher schon in Frankfurt begegnen. Sonst verzeichnet die Matrikel für das Jahr 1532 noch einige Bürgersöhne aus dem Osten, aus Krosno in Galizien einen Valentin Hesner und Kilian Laurentius, aus Lublin einen Stanislaus, weiter für das Jahr 1533 aus Kobylin einen Nikolaus Konarski, dazu Nikolaus Maciejowski aus jener Familie, die Krakau einen tüchtigen Bischof, Polen einen hervorragenden Diplomaten geschenkt, 1582 auch einen Sohn Samuel nach Altdorf gesandt hat, Johann Kostka, den späteren Kastellan von Danzig, Stanislaus Kobylnicki und Valerian Mielecki. In welcher Verbindung stand der letztere zu Nikolaus Mielecki, dem späteren Wojewoden von Podolien, der fünf Jahre später zur Reformationsstadt gezogen ist, hier einen tiefen Eindruck von Luther empfing, von Skarga, dem Jesuiten, aber wieder zur alten Kirche zurückgeführt wurde? Aus Kobylnickis Familie hat noch im Oktober 1573 einen Johann der Drang seines Herzens nach Wittenberg geführt.

1534 steht ein großpolnischer Magnatensohn an der Spitze der Studenten aus dem Osten, Stanislaus Kościelecki, ein Neffe des Reformators Laski, da seine Mutter, die Gattin des Kalischer Wojewoden Nikolaus Kościelecki, eine Schwester des polnischen Reformators war. Er ließ es



mit einem Studium in Leipzig bewenden, aber seine Brüder Johann und Andreas zogen 1536 zur Leucorea, ohne jedoch für die Reformation gewonnen zu werden. Johann, später Wojewode von Sieradz und Hauptmann von Großpolen, wurde sogar ein ausgesprochener Gegner der Reformation. Gleichwohl hat er mit Melanchthon wegen der Erziehung seiner Söhne korrespondiert, dieselben, Johann und Stanislaus, sogar in den letzten Tagen des Jahres 1559 nach Wittenberg geschickt, dann auch nach Leipzig gehen lassen. Weiter baten 1534 um Immatrikulation Andreas und Martin Myszkowski aus namhafter kleinpolnischer Familie, Petrus Przeclawski, Andreas Myśliborski und Andreas Łącki. Aus seiner Familie ist ein Nikolaus mit den Posener Bürgermeistersöhnen Martin und Johann Skrzetuski im April 1564 nach Wittenberg gegangen, dann im folgenden Jahre auch zu unserer Hochschule gekommen. Noch müssen wir von ihren Studenten des Jahres 1534 nennen Andreas Lypcziński. Unter dem 4. Februar 1534 hatte der König Sigismund das Studium in Wittenberg verboten, so zog Lypzinski nur heimlich herüber zur Lutherstadt und erbaute sich hier am evangelischen Leben. Später suchte er es daheim zu pflegen, in vielem des evangelischen Grafen und Hauptmanns Andreas Gorka († 1551) rechte Hand. Als Bürgermeister von Posen wechselte er 1549 mit Melanchthon Briefe, um einen evangelischen Lehrer für die Pfarrschule zu gewinnen, zog dann Gregorius Pauli heran, den späteren Antitrinitarier. Sein Haus öffnete er den Predigern der böhmischen Brüder. Nach Posen führt uns auch der Student Stanislaus Unger, der drei Jahre später trotz des königlichen Verbots nach Wittenberg ging. Wie sein Vater, der 1535 ob seiner evangelischen Gesinnung vor den Bischof gefordert wurde, war er der Reformation zugetan, dagegen der Gatte seiner Schwester Polixena, Joseph Struthius, der bekannte Arzt, streng katholisch, ebenso sein zweiter jüngerer Schwager Blasius Winkler, der Posener Stadtschreiber. Ein Johann Unger aus Posen, ein Mündel des schon genannten Arztes Kaspar Lindener, hat noch 1570 Leipzig zu seiner Studienstadt gemacht.

Im Januar 1535 verschied gelegentlich eines Besuches in Leipzig an einer Lungenentzündung Nikolaus Anianus, ein Klient Laskis und von diesem unter des gelehrten Andreas Fricius Leitung nach Wittenberg geschickt. Einen Mitarbeiter am Reformationswerke hatte der Gnesener Dompropst sich in ihm heranziehen wollen. Groß war der Schmerz der polnischen Studenten, die Anian besucht hatte, noch größer das Leid Melanchthons, der am 2. Februar seine Trauer an Laski schrieb. Zugewandert kamen in diesem Jahre Lorenz Kierski aus dem Kalischer Kreise, Martin Karnkowski, dem vier Jahre später sein Bruder oder Vetter Johann folgte, und der Krakauer Franz Michol. War der Albert Michael aus Polen, der das Jahr zuvor sich in Wittenberg hatte einschreiben lassen, sein Bruder? Die weiteren Studenten des Ostens übergehe ich, nenne auch von den acht Immatrikulierten des folgenden Jahres nur Johann Seklutian, Abraham Culvensis und Nikolaus Wojnowski, in dem ich den Vater des Jeremias Wojnowski vermute, „des guten Poeten und Historikers", der 1564 in Frankfurt, 1567 in Heidelberg, das Jahr darauf in Basel studierte. Die beiden anderen haben ihre Namen unauslöschlich der polnischen und litauischen Reformationsgeschichte eingegraben. Seklutian hat in Posen als Beamter am Zoll evangelische Gedanken vertreten, dann vor den Schergen des Bischofs 1543 in den Gorkaschen Palast flüchten müssen, ist von hier unter dem Schutze des Herzogs Albrecht nach Königsberg gezogen und hat dort als Prediger, Schriftsteller, Verleger aufs segensreichste gewirkt, ganz allein seinem Volke eine evangelische Literatur geschenkt, immer wieder fromme Bücher, Katechismen, Bibeln, Gesangbücher, Postillen drucken lassen. Zu ihrem Verkauf ist er herumgezogen, hat sich deshalb verschiedentlich auch in die Heimat gewagt. Culvensis aber ist der evangelische Apostel und Märtyrer Litauens geworden, hat als erster Psalmen ins Litauische übersetzt, anfänglich als Lehrer in Wilna gewirkt, dann von hier vertrieben in Königsberg das Partikular, die Vorschule der Universität, geleitet, hier besonders der litauischen Schüler sich angenommen, ohne

darüber die Heimat und ihre geistliche Versorgung zu vergessen. In der Heimat hat er gelegentlich eines Besuches auch die Augen geschlossen, wohl vom Gifte dahingerafft, das ihm seine Gegner gegeben.

Im April 1537 eilte Johann Laski von Krakau nach Leipzig, traf hier zufällig mit Melanchthon zusammen, aber von seinen Landsleuten hat er keinen der Hochschule zugeführt. Hier war in den Jahren 1537 bis 1541 der Zuzug aus Sarmatien sehr gering. Zuerst waren es noch zwei, drei, die sich einschreiben ließen, in den Jahren 1540, 1541 gar nur je einer, sie alle Bürgersöhne aus verschiedenen Städten. Der bekannteste von ihnen ist Stanislaus Chrościewski aus Ciechanow, der noch 1538 in Leipzig ein Trauergedicht auf den Heimgang des Posener Bischofs erscheinen ließ, 1544 in Padua seine Studien fortsetzte, wohin ihm aus Posen die Ärzte Erasmus Esuriens und Joseph Struthius vorangegangen waren, Stephan Mikan folgte. Später hat er auf die Karlsbader Heilquellen eine Elegie veröffentlicht und in Posen als Arzt gewirkt, daneben als treues und eifriges Glied der evangelischen Gemeinde sich betätigt. Der Evangelist Trepka war sein Freund, mit Vergerio, dem päpstlichen Exlegaten und Feinde Roms, der 1557 durch Posen reiste, hatte er eine Begegnung. In der evangelischen Zeit Posens war er 1567 erster Bürgermeister der Stadt. Sein Sohn Johann, auch Arzt in Posen, hat Leipzig 1570 aufgesucht, hier als Niger sich einschreiben lassen, dann auch wie der Vater in Padua studiert. Er wurde 1611 gleichfalls Bürgermeister, ging aber andere Wege wie der Vater, kehrte zur alten Kirche zurück. Von den Studenten, die neben Chrościewski an der Universität hörten, seien noch Sebastian Scultetus und Georg Graue aus Posen, Sebastian Windtreiber aus Krakau und Valentin Saleske aus Konitz genannt.

Im Jahre 1539 starb Georg der Bärtige, Sachsens Herzog, Leipzig wurde eine evangelische Stadt. Evangelisch wurde allmählich auch die Universität, in Joachim Camerarius, dem Busenfreunde Melanchthons, erhielt sie einen Gelehrten von europäischem Rufe. Dies brachte es mit sich, daß 1542 wieder ein starker Zuzug aus Polen einsetzte. Aus Krakau kamen Stanislaus Graner, Melchior Pyrnus, Lukas Fugger, Georg Guttheter und Andreas Samuel. Dieser letzte war in Posen Prädikant an der Marienkirche gewesen, hatte um seiner evangelischen Überzeugung willen weichen müssen und studierte nun mit Unterstützung Herzog Albrechts an der Hochschule, die reformatorische Lehrer erhalten hatte. Er hat später in Preußen ein Pfarramt gefunden. Guttheter war der Sohn einer weit verzweigten reichen, in Krakau, Lemberg und wieder in Breslau und Nürnberg ansässigen Kaufmannsfamilie, die schon 1520 Söhne nach Wittenberg gesandt hat, auch später noch etliche dahin schickte, aber schließlich Altdorf, Tübingen, Heidelberg bevorzugte. Zur Leipziger Hochschule zogen 1551 die Brüder Petrus, Jost und Erasmus, 1555 Sigismund Guttheter, der dann noch nach Straßburg, Frankreich und Italien gepilgert ist, der der in Deutschland gewonnenen evangelischen Erkenntnis unerschütterliche Treue gehalten hat, der Freund und Gönner des Christoph Thretius, der spätere angesehene Ratsherr und Kirchenälteste in seiner Vaterstadt, der 1573 auch die Warschauer Konföderation unterschrieben hat. War seine Tochter jene Ursula Guttheter, die dem vlämischen Glaubensflüchtling Nikolaus von Hoverbeck die Hand gereicht und ihm in Alexandrowice 1606 einen Sohn Johann geboren hat, den späteren brandenburgischen Residenten in Warschau? Aus Lemberg erschienen in jenen Jahren, da die Universität reorganisiert, ja fast neugegründet war, Anton Antosiewicz und Albert Sopychowski, aus Posen ein Jakob Bayer, aus Grätz Cyprian Lwowicki. Sopychowski hat mit Adam Konarski, dem späteren Bischof von Posen, im Dezember 1542 Wittenberg aufgesucht, hier Freundschaft geschlossen mit dem Posener Evangelisten Eustachius Trepka, aber auch mit dem Deutschböhmen Kaspar Bruschius, dem bekannten Humanisten und Gelehrten, von ihm einige Verse zugeeignet erhalten, auch für seine verstorbene Mutter ein Epitaphium. 1563 sandte er seinen Sohn Martin zu unserer Hochschule, die ihn neben der Leucorea gebildet hatte. Auch für das Jahr 1545 haben wir einen Krakauer Bürger-

sohn anzumerken, Friedrich Schilling, den Sohn einer Emigrantenfamilie, die aus Weißenburg in Polens Hauptstadt eingewandert, hier schnell zu Ansehen und Reichtum gekommen ist, dann auch in Posen und Breslau sich ausgebreitet hat, die Wissenschaften gepflegt, aufstrebende Talente gefördert hat. Neben dem Bürgersohne verzeichnet die Matrikel die schon oben erwähnten Magnatensöhne Stanislaus und Albert Czarnkowski und aus der einfachen Schlachta Matthias Szremski und Martin Niegolewski, der von Frankfurt kam, der später den großpolnischen Superintendenten Glitzner förderte und von ihm ein Schriftchen zugeeignet erhielt. Weshalb mag er Leipzig bevorzugt haben, da sein Bruder Stanislaus in derselben Zeit nach Wittenberg ging?

Söhne des Adels traten auch 1546 vor den Rektor, so Erasmus Lubomelski, Martin Szewkowski und Hieronymus Makowiecki, der spätere Hauptmann von Kleck, der Frühjahr 1563 mit dem jungen Nikolaus Christoph Radziwill nach Straßburg zog, auf Bitte des Unitariers Simons Budny auch Bullingers Ansicht über das Recht des „Filioque" im abendländischen Glaubensbekenntnis einholen sollte. In Kleck hat er eine evangelische Schule errichtet, hierher einen Lehrer aus Königsberg berufen. 1569 sandte er seinen Sohn Stanislaus zur Hochschule, der er selbst seine Bildung verdankte. Neben ihm finden wir in den Bursen Leipzigs Johann Dersznıak, der trotz des schmalkaldischen Krieges im November 1547 nach der Lutherstadt ging, Stanislaus Hynek, der ihm hierher im April 1549 folgte, Stanislaus Słupecki und Johann Osmolski. Unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen diese beiden letzten. Słupecki, der von Wittenberg kam, wurde Kastellan von Lublin und hat als treuer Evangelischer an zweiter Stelle die Beschlüsse der Krakauer Septembersynode des Jahres 1573 unterzeichnet. Sein Sohn Felix ging 1586 zur Ruperta am Neckarstrande, 1592 nach Altdorf. Das Jahr zuvor hatte ihm der Professor Daniel Toussin eine antirömische Schrift gewidmet. Gleichwohl trat er später zur alten Kirche zurück. Johann Osmolski wurde eine Säule der Reformation im Lubliner Lande, ist in den achtziger Jahren nach Nürnberg gezogen und hat von hier Briefe mit dem Baseler Grynäus ausgetauscht. Auch die beiden Bürgersöhne aus Posen, die neben den genannten Adligen sich 1546 einschreiben ließen, Johann Graf und Konrad von Watt beanspruchen unsere volle Aufmerksamkeit. Graf gehörte später zu den wohlhabendsten Bürgern Posens und war verschwägert mit den einflußreichsten Geschlechtern, seinen Sohn Georg schickte er 1569 zu der Hochschule, durch deren Kollegien er selbst gegangen war. Watt war der Sohn jenes Konrad von Watt, des Bruders des St. Gallener Reformators und Geschichtsschreibers Joachim Vadian, der um 1510 aus der Schweiz in Posen eingewandert war und bekannt ist als ein eifriger Anhänger der Reformation. Seinen ältesten Sohn Stanislaus hatte er 1525 nach Wittenberg geschickt. Noch im achten Jahrzehnt des Jahrhunderts hören wir von Beziehungen seiner Familie zur Schweiz und besonders St. Gallen.

Die Unruhe in Deutschland, der schmalkaldische Krieg, der eine Belagerung brachte, schädigte die Universität schwer, in den Jahren 1547 und 1548 unterblieb jeder Zuzug aus dem Osten, doch 1549 waren es bereits wieder neun Studenten, die aus Polen um Aufnahme baten, unter ihnen der Posener Julian Węgorzewski, aus dem Rawer Lande Nikolaus Leonhard Konarski, aus dem Kalischer der Wojewodensohn Nikolaus Zaremba, dazu Dobrogost Sobocki und Martin Gołkowski, der im August 1551 unsere Hochschule mit der Leucorea vertauschte. Aus Sobockis Familie hatte ein Jakob und Thomas, der Großkanzler, schon 1525 zu Luthers und Melanchthons Füßen gesessen. 1550 stellte Krakau und Posen einige Bürgersöhne, Litauen den jungen Grafen Johann Chodkiewicz, der 1549 schon an der Königsberger Albertina sich hatte immatrikulieren lassen. Sein Vater Hieronymus war der Kastellan von Troki, er selbst wurde Hauptmann von Samogitien, erst Förderer der Reformation, dann, von Hosius der alten Kirche zurückgewonnen, ihr eifriger Gegner und Bekämpfer trotz seiner Ehe mit Christiane Zborowska, der Tochter des treu evangelischen Wojewoden von Krakau. 1562 folgte ihm zu unserer Hochschule des litauischen Vor-

schneiders Georg Chodkiewicz Sohn Konstantin, während seine Vettern daheim den Unterricht des Johann Mylius aus Liebenroda, des späteren Jenaer Professors, genossen. Johann Hieronymus Chodkiewicz suchte 1612 mit drei Gefährten das katholische Freiburg auf.

Dreizehn Polen zogen 1551 durch Leipzigs Tore, als erster der junge Andreas Opalinski. Er hat im April 1559 die Tochter des Hauptmanns von Großpolen Johann Kościelecki heimgeführt, Jakob Küchler, der Latinist von Hirschberg, einst Wittenberger Student, der viele Jahre in Posen wirkte, hat ihm das Hochzeitslied gesungen, der Böhme Augezdecki in Samter in Gorkas Schloß es gedruckt. Aus seiner Familie sehen wir 1559 einen Johann und Petrus an unserer Universität, einen Andreas und Petrus Opalinski 1617 wieder in Basel. Neben ihm studierten Johann Bukowiecki, wohl ein Schlichting aus der Bauchwitzer Linie, und weiter aus Großpolen Nikolaus Kynowski und Johann Witowsławski, dessen Familie sonst ihre Söhne nach Wittenberg, Heidelberg, Altdorf gesandt hat, und Matthias Solikowski. Mit zwei Brüdern Christoph und Stanislaus Bardski und mit Georg Wysocki aus Konitz kam der junge Graf Johann Latalski, der Sohn des Posener Wojewoden Johann Latalski, der im Sommer 1557 seine Augen schloß, zur Universität.. Ihm folgte 1553 sein Bruder Georg. Ihr Lehrer war Kaspar Geschkau, der 1558 zum Abt des Klosters Oliva gewählt wurde. Bei dem Festessen, das die neuen Magister im Januar 1556 gaben und an dem er mit seinen Herren teilnahm, beschimpfte er die anwesenden Professoren. Sie hätten seinen Herren nicht die erforderliche Ehre erwiesen, sie nur Barone, nicht Grafen tituliert. Es entstand darüber ein großer Streit, in den auch Stanislaus Bardski und Briccius Przerembski, von dem wir noch hören werden, eingriffen und deshalb auf zwei Jahre von der Universität verwiesen wurden. Bardski ging nach Wittenberg, wo er sich am 14. Juni einschreiben ließ. Dies gab den jungen Latalski Anlaß, auch ihrerseits Leipzig zu verlassen. Von ihnen hat Georg, der spätere Erbherr von Dembnica bei Gnesen, dessen jüngster Sohn Andreas 1591 das Danziger Gymnasium aufsuchte, sich später den Reformierten angeschlossen, einen älteren Sohn Georg 1580 auf das Casimirianum nach Neustadt an der Hardt, weiter nach Straßburg, Basel, Zürich und Genf gesandt. In Leipzig erschien 1559, von Frankfurt kommend, noch Nikolaus Latalski, der in Stawiszyn Schutzherr der Reformation wurde. Ein Georg Latalski bezog 1638, ein Nikolaus, Johann und Stanislaus 1643 das akademische Gymnasium in Thorn, Johann 1648 auch die Viadrina. Für Leipzig stellte 1552 noch Litauen einen hochadeligen Studenten, Jakob Sapieha, der 1548 schon Königsberg aufgesucht hatte und dem aus seinem Geschlechte nach Leipzig 1567 folgte Georg, der auch die Leucorea aufgesucht hat, und 1570 Leo, der spätere litauische Kanzler, nach seiner Absage an Wittenberg der Förderer aller antievangelischen Bestrebungen, ja der eigentliche Gegenreformator Litauens. Noch 1592 zog aber ein Johann Sapieha zum reformierten Zion am Neckarstrande.

Im Jahre 1553 sehen wir zu den Füßen Leipziger Lehrer Petrus Zabienski, den es im August des folgenden Jahres zu Melanchthon zog, Matthias Studzinski und Hieronymus Brudzewski, den Sohn des Wojewoden von Łęczyca. Seine Schwester Anna hat seinem Leipziger Kommilitonen Johann Latalski die Hand zum Ehebunde gereicht, der Schlesier Kaspar Pridmann ihr das Hochzeitslied gesungen. Neben den Genannten studierte Franz Gosław Nadarczycki aus einem Dörfchen bei Wreschen. Er ist in die Dienste des Hauptmanns von Großpolen Jakob Ostrorog getreten, hat 1562 dessen Söhne Wenzel und Johann nach Heidelberg und Basel als Präzeptor begleitet und nach seiner Rückkehr 1566 das Notariat des Kreises Peisern erhalten, gelegentlich auch sich als Schriftsteller betätigt, so 1578 bei Nehring in Posen verschiedene kleine Schriften erscheinen lassen. Stanislaus Gostomski, der die Reihe der Polen 1554 eröffnet, war der Sohn des Kastellans von Plock und Wojewoden von Rawa Anselm Gostomski, wie sein Vater ein überzeugter Anhänger der Reformation. Er bewahrte ihr auch die Treue, während sein Bruder Hieronymus, der Nakeler Kastellan, ihr Gegner wurde. Zur Thorner Synode 1595 hat er einen Gesandten ge-

schickt, wie sein Vater als Rawer Wojewode sein Leben beschlossen. Neben den Magnatensohn treten zwei vornehme Bürgersöhne, der Posener Thomas Schmiedel, der im Oktober 1559 noch zur Leucorea ging und früh verstarb, dessen Grabdenkmal Starowolski beschreibt, und der Krakauer Jakob Boner, der noch nach Frankfurt sich wandte und hier jäh durch eine Krankheit dahingerafft wurde. Der Humanist Schosser hat ihm das Grablied gesungen. Joachim Camerarius war er näher getreten. Auf seine Veranlassung widmete dieser seinem Onkel, dem bekannten Johann Boner, der auf seiner humanistischen Wanderfahrt 1531 fünf Monate in Freiburg an des Erasmus Tische gesessen, 1555 die Rede des Synesius über die Pflichten eines Königs. Von den Söhnen dieser bekannten deutschen Krakauer Bürgerfamilie, die in die Schlachta aufgenommen worden ist, hat noch ein Franz Boner 1559 und ein Andreas Boner, der 1577 schon Altdorf aufgesucht hatte, 1579 in Leipzig studiert. Noch 1608 finden wir einen Severin Boner auf dem Danziger Gymnasium. Des kleinpolnischen Stanislaus von Bentschen haben wir schon oben gedacht, hier verzeichnen wir seinen großpolnischen Vetter Abraham, den weitgereisten, vielerprobten Erbherrn von Bentschen, der schon die Schweiz und Italien durchwandert hatte. Der Glogauer Arzt Joachim Cureus, der bekannte Schüler Melanchthons, rühmt sein lebendiges humanistisches Interesse; „philosophisches Denken ist ihm angeboren", schreibt er. Auch in Wittenberg ist er gewesen, aber 1570 der Reformation untreu geworden. Bekannter als er, der Edelmann, ist sein Reisebegleiter und Studiengenosse Martin Czechowicz, Pastor in Wilna, in Kujawien und Lublin, der Anabaptist und Unitarier, in Wort und Schrift für seine Überzeugung unermüdlich wirkend. Briccius Przerembski, der aus Sieradz 1554 kam und 1556 relegiert wurde, haben wir schon oben erwähnt. Ist er identisch mit dem Briccius Polonus 1559 in Bologna? Petrus Przerembski studierte 1557 in Padua.

In dem denkwürdigen Jahre 1555, da der Petrikauer Reichstag den Glauben freigab, haben gegen 20 Söhne des fernen Ostens Wittenberg aufgesucht, aber neun lenkten ihre Schritte auch nach Leipzig, unter ihnen Johann Parabowski aus Posen, Nikolaus Kochanowski aus Krakau, Simon Stenger aus Belz, zwei Brüder Bruinski und ein Hieronymus Chojenski. Ein Petrus aus dieser Familie ging 1561 lieber nach Wittenberg. Im folgenden Jahre waren es wieder neun, die vor den Rektor traten und um Aufnahme nachsuchten, unter ihnen drei, die schon in Wittenberg gewesen waren, Franz Zabłocki, Johann Gloskowski und Christoph Warszewicki, der Sohn des Warschauer Kastellans Johann Warszewicki, der königliche Sekretär, Historiker, Redner und Schriftsteller. Sein Bruder Stanislaus, der Übersetzer des Heliodor, der Jesuit, hat in Wittenberg 1550 zu Melanchthons Füßen gesessen, ist 1556 aber noch nach Padua gezogen. Seinen Begleiter auf der Wittenbergfahrt Balthasar Podlodowski hatte Christoph Warszewicki in der Elbstadt durch den Tod verloren. Ist der Andreas Trzecieski, dessen Namen uns die Matrikel in diesem Jahre bietet, der bekannte Humanist, der im Oktober d. J. als Radziwillscher Gesandter nach Königsberg kam und hier sein Triumphlied auf den Fortschritt der Reformation drucken ließ? Hat ihn zu Anfang des Jahres eine Reise, von der wir nichts Näheres wissen, nach Leipzig geführt oder haben wir an einen anderen Trzecieski zu denken? Jedenfalls ließ sich ein junger Student dieses Namens noch 1563 an unserer Hochschule inskribieren. Der vornehmste polnische Student des Jahres 1556 war Johann Komorowski, der Sohn des Kastellans Johann Komorowski, aus dessen Geschlechte ein Stanislaus 1572 und wiederum 1587 an unserer Universität erschien, ein Paulus und Johann aber 1597 nach Altdorf zogen, ein Raphael noch 1646 in Leiden erscheint.

1557, da in Wittenberg verhältnismäßig wenig Polen sich einfanden, waren es 15, die Leipzig zuzogen. Wir nennen von ihnen die Brüder Joachim und Petrus Morski, die das Jahr 1559 zur Reformationsstadt an der Elbe gingen, Johann Dębinski, der im März 1560 ihnen nach der Lutherstadt folgte und der aus seiner Familie einen Kaspar und Erasmus, die Söhne des Hauptmannes von Sandec, 1563 und einen Samuel 1579 nach sich zog. Kaspar wurde Hauptmann von Sandec, seine Söhne Johann und Kaspar

brachte die Mutter 1612 in die Prima des Thorner Gymnasiums und in das Haus des Pastors Turnowski. Weiter nennen wir von den Studenten des Jahres 1557 Johann Koniecpolski, der in Dobrkow am rechten Ufer der Wislocka in Galizien die Reformation einführte, und Johann Patruus, den geschäftskundigen Posener Buchhändler und eifrigen Anhänger der alten Kirche, ferner die Brüder Johann und Sigismund Czyzowski, von denen der letztere 1560 nach Basel zog. Als Landbote des Sendomirer Kreises hat er 1573 die Warschauer Konföderation unterzeichnet. Auf dem Erbgute seiner Familie Czyzow unfern der Weichsel hat bis ins 17. Jahrhundert der evangelische Glaube eine Pflegstätte gehabt. Verschiedene haben 1557 ihre Studien in Leipzig begonnen, sie aber hier schon 1558 abgebrochen, um sie in Wittenberg fortzusetzen, so Valentin Kasprowicz aus Lublin, der im Oktober 1558 zur Leucorea sich wandte, so Hieronymus Balinski, ein Neffe des bekannten Verwalters der Krakauer Salzbergwerke Hieronymus Buženski, der später als pädagogischer Schriftsteller, aber auch als Polemiker gegen das, was er in Wittenberg und Leipzig gelernt und verehrt, sich einen Namen gemacht, so Johann und Matthäus Załuski, Michael Palczowski aus Brzeznica. Diesem ist 1592 aus seiner Familie noch ein Christoph Palczowski zu unserer Hochschule gefolgt.

Von den vier Studenten des Jahres 1558 fesselt unsere Aufmerksamkeit der Posener Georg Politek, ein Verwandter des kursächsischen Kanzlers Brück, für dessen Vater Melanchthon einige Male an den Grafen Johann von Tarnow geschrieben hat, und von den elf Studenten des folgenden Jahres seien Albert Glembocki und Sebastian Lubomirski genannt. Siebzehn Söhne des Ostens verzeichnet die Matrikel unter dem Jahre 1560. Acht von ihnen kamen aus Wittenberg: Stanislaus Lanckoroński, der Sohn des Hauptmannes von Skala in Galizien, der schon unter dem Jahre 1529 erwähnte spätere Warschauer Hauptmann Niemsta, Balthasar Liestiewski, Valentin Kołudzki, Johann Ostrowski, Nikolaus Czarnotulski und die beiden Brüder Kościelecki, deren auch oben bereits gedacht ist. Kołudzki war Erzieher der Kościelecki. Schon 1536 hat ein Nikolaus Kołudzki zwei Kościelecki gen Wittenberg geführt. Dagegen zogen von den 1559 in Leipzig inskribierten Studenten wieder nach Wittenberg: 1567 Martin Lipinski, Nikolaus Ostrowski und Swientoslaus Orzelski, der Hauptmann von Radziejewo, der hervorragende Redner und bekannte Historiker, auch Präsident der Thorner Generalsynode, dazu sein Bruder Johann. In Wittenberg begegnet uns auch ihr Bruder Matthias, der spätere Richter von Nakel, die verschiedenen Brüder übrigens auch schon Ende der fünfziger Jahre in Frankfurt. Aus dieser Familie ist noch 1593 ein Swientoslaus Orzelski nach Leipzig gekommen, dagegen hat sein Bruder oder Vetter Johann aus Boszwiewice 1596 Altdorf und nach wenigen Monaten Basel aufgesucht.

Noch müssen wir eines Polen gedenken, der Anfang 1560 nach Leipzig gekommen ist, seit 1553 schon in Königsberg studiert hatte, Martin Quiatkowski. Seine Reise hat er selbstverständlich über Wittenberg genommen, hier den Präceptor Germaniae aufgesucht und von ihm die Anregung empfangen, die Augsburger Konfession ins Polnische zu übersetzen und herauszugeben. Er tat es während seiner Studienzeit und widmete die Übertragung Leipzig, den 13. Mai 1561 dem Erbherrn des westpreußischen Straßburg Raphael Działyński. Da Briefe polnischer Studenten aus ihrer Leipziger Studienzeit recht selten sind, bemerke ich, daß wir von Quiatkowski ein langes, leider recht schwülstiges und deshalb inhaltleeres Unterstützungsgesuch an Herzog Albrecht besitzen. Auch sonst hat er als Schriftsteller und Übersetzer sich betätigt. Seine polnische Augustana ist stark angefochten worden, der Senat der Königsberger Albertina hat sogar ihre Drucklegung zu hindern gesucht, doch Nikolaus Rey sie auf dem Petrikauer Reichstage 1562/3 empfohlen.

Joachim Camerarius, Leipzigs berühmtesten Professor, hatte der Krakauer Student Johann Biedrzycki aus seinen Schriften liebgewonnen. Er beschloß, sich von ihm tiefer in das Griechische einführen zu lassen. So zog er denn von der Weichsel zur Pleiße. Sein Lehrer Jakob Gorski öffnete

ihm durch ein Empfehlungsschreiben den Zugang zu dem großen Humanisten. Seit 1561 studierte er unter ihm, vermittelte auch seinen Briefwechsel mit seinem Krakauer Lehrer. 1564 zog er nach Frankreich weiter. Außer ihm ist 1561 nur noch ein Pole nach Leipzig gekommen, aber 1562 bereits wieder 17, einige von ihnen von dem nahen Wittenberg, so die Söhne des Vizehauptmanns von Lemberg Adam Siemuszewski Johann und Kilian mit einigen Begleitern und der Krakauer Jost Rabe, der schon in Straßburg studiert hatte und von der sächsischen Hochschule zur thüringischen ging, ein Enkel des Krakauer Kaufmannes, Gelehrten und Diplomaten Jost Ludwig Dietz. Was er auf deutschen evangelischen Hochschulen gelernt, hat er in der Folgezeit von sich geworfen. Er ist Jesuit geworden und hat in seiner Heimat, aber auch in Siebenbürgen und in der Moldau als solcher gewirkt. Petrus Korsak kam aus Tübingen, wohin ihn Vergerio 1560 gezogen. Sein Geschlecht hat in Georg Korsak der Kirche 1591 ff. einen Provisor oder Pfleger geschenkt. Ihm folgten die Familienglieder Daniel und David 1594 bzw. 1597 nach Altdorf, zwei Jahre später nach Heidelberg. Schließlich sei von den Studenten des Jahres 1562 noch Stanislaus Piotrowski genannt. Sein Bruder (?) Johann entschied sich im Oktober des folgenden Jahres für Wittenberg. Doch Vespasian Piotrowski von Dalowice 1594 wieder für Leipzig. Johann Trzebuchowski kam von der Leucorea, die er im Mai 1559 aufgesucht hatte und an der sein Onkel, der königliche Kämmerer Nikolaus Trzebuchowski, sich von Melanchthon hatte einschreiben lassen.

In dem Jahre 1563 erreicht der polnische Zuzug seine größte Stärke. Gegen 40 Söhne des Ostens traten damals vor den Rektor, als erster Petrus Jazłowiecki, ein Sohn des Wojewoden von Podolien, der auf seinem Erbgute Jazłowiec an der Grenze der Bukowina der reformatorischen Verkündigung eine Tür aufgetan und dem der Züricher Simler neben anderen Gliedern des Hochadels seine gewichtige Verteidigung der altkirchlichen Trinitätslehre zugeeignet hat. Ein Bruder von ihm zog dagegen 1585 zum katholischen Ingolstadt. Jazłowiecki folgten die Söhne des Hauptmanns von Sandec Erasmus und Kaspar Dębinski. Der Litauer Melchior Goderitz oder Gedrotius, der schon 1551 in Königsberg studiert, im Februar 1560 sich in Wittenberg hatte einschreiben lassen, dann im August dieses Jahres junge Litauer nach Tübingen geführt hatte, erschien auf dem Rückwege zur Heimat mit Friedrich Skumin. Den beiden folgten von der württembergischen Universität Valentin Maslovius, der im November 1562 nach Tübingen gezogen, vorher schon 1561 in Wittenberg hospitiert hatte, Joseph Wołłowicz und Johann Wesołowski, während aus Basel Johann Pieniazek heranzog, wo er mit seinem Bruder Stanislaus seit 1559 studiert hatte. Wesołowskis Bruder Petrus, der 1558 schon die Königsberger Albertina aufgesucht, dann gleichfalls Tübinger Professoren gehört hatte, wurde später litauischer Schatzmeister. Zu Johann Pieniazek, der auf seiner Wanderung nach Basel etliche Monate in Tübingen gerastet, stieß sein Bruder Petrus. Er wurde der Bannerträger des Przemysler Landes. Seine Söhne Prokopius und Petrus schickte er 1600 nach Altdorf, wo ihnen der Philosoph Taurellus 1602 seine „Emblemata physico-ethica" zueignete. Von Wittenberg kam wieder zur Pleißestadt 1563 Christoph Rej, der Sohn des polnischen Hutten, seinem Vater gleich an entschiedenem Eintreten für eine Erneuerung der entarteten Kirche, 1595 Teilnehmer an der Thorner Generalsynode. Ein Martin Rej, der Besitzer der alten Erbgüter der Familie Naglowice und Oksza und mannhafte Vertreter der evangelischen Belange auf dem Krönungsreichstage 1633, ist noch 1608 zu unserer Hochschule gekommen, im folgenden Jahre zur Paläocome weitergezogen. Der Alexander Rey, der 1606 das Danziger Gymnasium bezog, war wohl sein Bruder. Die großpolnischen Vettern Stanislaus, Johann, Andreas Rej sehen wir schon 1598 in Altdorf, 1600 in Leiden, dort auch Glieder der folgenden Generation, einen dieses Geschlechts auch 1607 in Marburg. Aus der Heimat kamen wieder 1563 nach Leipzig die Söhne des verstorbenen Kämmerers Nikolaus Mniszech, Johann, der Hauptmann von Luck, und Georg, der Hauptmann von Sokal, weiter direkt aus der Heimat Petrus Jaroszewski, ein Krakauer, und Stanislaus Suszka, ein Posener.

Beide gingen später (Oktober 1564) nach Wittenberg. Auf Leipzig beschränkten ihr Studium die Brüder Valentin und Andreas Fredro. Ein Stephan Fredro ist schon 1550 nach Wittenberg gewallfahrt. Aus Königsberg, wo er seit 1561 studiert hatte, erschien der Kauener Stanislaus Widra, um sich schließlich doch nach Wittenberg zu wenden.

Im Jahre 1561 hatte Lorenz Zemlinus seine Schüler Stanislaus und Andreas, die Söhne des evangelischen, bald unitarischen Reiterführers, dann Bieczer Kastellans Stanislaus Cikowski nach Zürich in Bullingers Haus geführt, im Frühjahr 1563 brachte er sie über Basel, Heidelberg, wo sie im Kreise der polnischen Studenten frohe Stunden verlebten, zu unserer Hochschule. Aber Krankheit und andere Anstöße ließen ihn und seine Zöglinge in Leipzig des Lebens nicht froh werden. Sie sehnten sich nach „Vater und Mutter Bullinger", sie gedachten immer wieder der „Tigurinae commoditatis et facilitatis". Das Schreiben, das Zemlinus am 19. Februar 1564 von Leipzig nach Zürich sandte, ist ein rechter Klagebrief. Es hat auch kein Cikowski mehr seine Schritte nach Leipzig gelenkt, Christoph Cikowski von Woysławice ging 1623 nach Basel, Andreas und Stanislaus 1622 bzw. 1623 nach Frankfurt. Es waren die Urenkel des Bieczer Kastellans.

Im Jahre 1564 waren es nur zehn, die aus dem Osten um Aufnahme bei der Universität nachsuchten, unter ihnen verschiedene Litauer, ein Stanislaus Clemens und die Wilnaer Thomas Franckowicz und Martin Tomaskowicz. Von Polen seien erwähnt: Johann Boratynski aus bekannter Familie und Nikolaus Ostrowski, ein Glied der Familie, die auf ihrem Gute Swierczynek in Kujawien dem Evangelium eine Tür auftat. Beide sind im Februar des folgenden Jahres nach Wittenberg gegangen. 1565, wo etwa ebensoviele Polen heranzogen wie das Jahr zuvor, fesseln unsere Aufmerksamkeit Nikolaus Semp Szarzynski (im Mai 1565 schon in Wittenberg inskribiert), der viel verheißende Dichter, der warmes religiöses Empfinden in glatte Verse zu gießen vermochte, aber früh verblich, Johann Srzetuski, der Sohn eines Posener Bürgermeisters, Paul Orzechowski, der Kämmerer des Chelmer Landes und Hauptmann von Suraz in Podlasien, der hier auch den Unitariern eine Freistätte schuf. Er hat seine Söhne Paul und Stanislaus, von denen die Blätter der unitarischen Kirchengeschichte melden, 1603 nach Marburg geschickt. Stanislaus Tarnowski, aus dem evangelischen Zweige der sonst katholischen Familie, hatte in Reminium seine Heimat, jener Burg, auf der 1562 Verhandlungen zwischen Stancaro, dem ränkesüchtigen Italiener, und den reformatorischen Pastoren stattfanden. In seinem Gefolge waren die Brüder Sebastian und Michael Budzyński, gewiß Söhne des Laskischen Sekretärs und Kirchenhistorikers Stanislaus Budzyński, ferner Christoph Gosthek, der auch durch Wittenbergs Kollegien gegangen ist. Stephan Glandinus, der das Jahr darauf ihnen folgte und nach zweijährigem Studium zur Lutherstadt weiterzog, ist Stephan Aichler, der Sohn des Krakauer Notars Stanislaus Aichler, der als zwölfjähriger Knabe einst 1530 den jungen Johann Boner auf seiner Auslandsreise begleitet und mit ihm in Freiburg bei Erasmus Wohnung genommen hatte.

Einer der mächtigsten Schutzherren der evangelischen Kirche im Osten war Johann Firlej, seit 1561 Wojewode von Lublin, seit 1571 von Krakau, der erste Magnat des Reichs. Bekannt ist, wie er bei der Krönung Heinrichs von Valois 1573 über die Rechte und Sicherheit der Kirche gewacht, am Altare dem zaudernden Könige zugerufen hat: „Si non iurabis, non regnabis." Sein Tod am 27. August 1574 löste darum bei allen Evangelischen die tiefste Trauer aus. Seine Söhne Andreas und Felix hat er 1567 zu unserer Hochschule geschickt, im Oktober 1570 auch hinüber nach Wittenberg. Von ihnen ist Andreas, 1591 Kastellan von Radom und Hauptmann von Kowel, ganz in die Fußstapfen seines edlen Vaters getreten, doch war er ihm nicht gleich an Macht und Einfluß. Seine Söhne hat er 1601 nach Heidelberg, 1604 nach Basel gesandt. Felix ist wieder katholisch geworden, ebenso seine Brüder Johann, der Schatzmeister, und Peter, der Kastellan von Biecz, die mit ihrem Vetter Andreas Boner aus deutscher Kaufherrnfamilie 1579 nach Leipzig kamen, nachdem sie schon zwei Jahre das akademische Gymnasium

in Altdorf besucht hatten. Ein Studiengenosse der älteren Brüder Firlej in Leipzig war Andreas Męcinski, der spätere Kastellan von Wielun. Auch er war ein Hüter der evangelischen Rechte, liebte deutschen Glauben und deutsches Wesen. Seinen Sohn Christoph sandte er 1589 zum greisen Johann Sturm nach Straßburg. Doch der Knabe war den Anstrengungen der weiten Reise nicht gewachsen, am 4. August 1590 starb er. Sein älterer Sohn Albert war schon 1584 nach Altdorf gegangen. In einer Zeit, da der Abfall des evangelischen Adels von der evangelischen Verkündigung fast allgemein war, hielt er an ihr fest. Zu evangelischen Bildungsstätten sandte er deshalb auch seine Söhne, Andreas und Christoph. Sie gingen 1635 nach Leiden. Sein Bruder Andreas im Bieczer Distrikte gab 1627 seine Söhne Stanislaus und Albert auf das Thorner Gymnasium. Sie wurden hier in die zweite Klasse aufgenommen, da sie wohl die Dialektik des Lossius bereits daheim durchgenommen, aber in eigenen Stilübungen sich noch nicht versucht hatten.

Weiter sehen wir in der Umgebung der Firlej Nikolaus Grabionka und Felix Zulinski. Sie begleiteten die Wojewodensöhne auch nach Wittenberg. Unabhängig von ihnen sind wohl Anselm Samborzecki, ein Sohn der Erbherrnfamilie, die in Okrzeja zwischen Warschau und Lublin die Reformation einführte, Stanislaus Suchorzewski aus dem Geschlechte, das in Klein-Lublin und Bronischewitz bei Pleschen die evangelische Predigt heimisch machte, und Adam Naramowski unserer Hochschule zugewandert. Aus Posen kam Stanislaus Spławski, obwohl sein Bruder Johann 1560 den Weg nach Wittenberg genommen hat. Ihnen folgten 1568 Jakob Robocki und Nikolaus Wilkowski, dazu zwei Brüder Potocki, Johann, der Wojewode von Braclaw, und Andreas, der Kastellan von Kamieniec in Podolien. Beide haben auch für ihr Herz und Glaubensleben viel von der evangelischen sächsischen Hochschule mit in die ferne Heimat genommen. In Paniowce an der Grenze der Moldau haben sie eine evangelische Predigtstätte, Schule und Druckerei geschaffen, auch in Jablonow an der Grenze der Bukowina und in Kamieniec viel für die Kirche getan. Später sind die Potocki nach Altdorf, Heidelberg, Basel, Straßburg, Leiden gegangen; auch auf dem Thorner Gymnasium finden wir einige von ihnen. Ihnen gleich in der Liebe zur reformatorischen Verkündigung war Fürst Jaroslaus Hołowczynski, der Sohn des Hauptmanns von Kauen, der mit dem Breslauer Andreas Drischel zur Hochschule kam. 1591 begegnet er uns unter den Pflegern der Kirche. In Hołowczyn, Tajmanow und Neubychow an dem Dniepr waren er und andere seines Geschlechts ihre Schutzherren.

Leipzig war damals die deutsche Hochschule des polnischen Hochadels. Er gab ihr vor Wittenberg den Vorzug. An den Humanisten Camerarius reichte ja kein Lehrer der Leucorea heran. So finden wir an seiner Universität 1569 den Lissaer Grafen Johann, der mit seinem Bruder Andreas, dem Wojewoden von Brest, 1572 nach Heidelberg ging, dazu zwei Brüder Krzystoporski, Johann und Stanislaus, Söhne des Kastellans von Sieradz Johann Krzystoporski, der einst 1537 zu Melanchthons Füßen gesessen, auch von ihm mit einer Schrift über das Fegefeuer beehrt worden ist. Noch 1605 hat ein Johann Krzystoporski, in Thorn vorgebildet, unsere Hochschule besucht, ein Stephan und Paul auch 1612 das Thorner Gymnasium bezogen. Doch „disciplina nostra eis non placuit", bemerkt der Rektor. Von dem eben genannten Brester Wojewoden und Lissaer Grafen Andreas sind mit ihrem Lehrer Johann Wundergast, dem Rektor von Bełzyce und Oksza, die Enkel Andreas und Raphael, vom Thorner Gymnasium und Frankfurter Hochschule kommend, 1625 Bürger unserer Akademie geworden. Ihre Brüder Boguslaus und Wladislaus gingen hinwieder 1632 bzw. 1637 nach Leiden. Noch fesselt von den Studenten des Jahres 1569 unsere Blicke Johann Antonius aus Krakau, der Sohn jenes Arztes aus Kaschau in Ungarn, der in Krakau, Padua, Basel studiert, hier Erasmus aufgesucht, dann in Krakau sich niedergelassen hatte, Schwager des aus Zürich in Krakau 1557 eingewanderten Arztes Anton Schneeberger, durch seine Mutter ein Neffe jenes Goldschmieds Joachim Zimmermann in Krakau, der 1541 zur Leucorea ge-

zogen war. Er hat eine Schrift seines Schwagers Schneeberger über Bewahrung vor der Pest ins Polnische übersetzt.

Das Jahr 1570, da die Generalsynode zu Sendomir ein einigendes Band um die drei evangelischen Bekenntnisse in Polen schlang, brachte wie 1569 Magnatensöhne, so Andreas Zebrzydowski, den Sohn des Brester Wojewoden Balthasar Zebrzydowski. Er ging im November des folgenden Jahres nach Heidelberg und wurde hier ein Hausgenosse des Arztes Erast, der ihm ein kleines Büchlein zugeeignet hat, schließlich auch noch nach Basel. Aus noch edlerem Geschlechte war der schon unter dem Jahre 1552 erwähnte Leo Sapieha, der spätere litauische Kanzler, aus dem vornehmsten aber die drei Brüder Georg, Albert, Stanislaus Radziwill, die Söhne des schon 1565 verstorbenen Wilnaer Wojewoden Nikolaus Radziwill, des Schwarzen, des Freundes des Herzogs Albrecht in Königsberg, des großen Schutzherrn der evangelischen Kirche, der durch die Bibelübersetzung, die er veranstaltet, sich einen besonderen Namen gemacht hat. Der Arzt Simon Simonius, der die Studien der jungen Fürsten in Leipzig überwachte, ein Italiener, der später noch nach Polen gekommen, hier Leibarzt des Königs Stephan geworden ist, war nicht der Mann, die jungen Herzen zu festigen. Sie haben alle drei den Glauben ihres Vaters aufgegeben. Georg starb als Bischof von Wilna 1600 in Rom, Albert als Marschall von Litauen bereits 1592. Noch haben zwei andere Radziwill Leipzig zur Stadt ihrer Studien gemacht. Während Georg Radziwill, der Sohn des Wojewoden von Nowogrodek gleichen Vornamens, und sein Vetter Johann 1596 mit sechs anderen Edelleuten Basel zupilgerten, ist 1601 der Fürst Christoph mit einem großen Gefolge wieder zu unserer sächsischen Hochschule gekommen, erst 1603 nach Basel weiter gezogen. Aber der am 20. November d. J. erfolgte Tod seines Vaters Christoph Nikolaus, des Wojewoden von Wilna und Hauptmanns von Litauen, rief ihn bald wieder zurück. Als er auf der Heimreise Leipzig berührte, veranstaltete die Universität zur Ehrung seines Vaters eine Gedächtnisfeier und veranlaßte den Druck verschiedener Trauergedichte. 1628 kam sein Sohn Janusz zu unserer Universität, wurde auch im folgenden Jahre ihr Ehrenrektor, während Polykarp Leyser II, der Professor und Superintendent, als Prorektor die Geschäfte der Universität besorgte. Im Januar 1631 ging er nach Altdorf, dort seine Studien fortzusetzen. Aber ein Rangstreit bestimmte ihn, die Paläocome bald wieder zu verlassen. Schon im folgenden Mai ließ er sich mit den zahlreichen litauischen Edelleuten, die ihn begleiteten, in Leiden einschreiben.

Von den Söhnen des niederen Adels gingen 1570 durch die Kollegien Leipzigs drei Brüder Chlewicki, Petrus, Jakobus und Lorenz, ein Stanislaus Karwicki (zwei Brüder Karwicki, Stanislaus und Paul, 1624 auch in Frankfurt), ein Stanislaus Krajewski und viele andere. Jakob und Lorenz Chlewicki kamen aus Pawlowice und haben ihr Studium lang ausgedehnt, noch im Dezember 1578 wandten sie sich zur Leucorea. Auch 1571 ließen sich elf Polen einschreiben, Träger unbekannter Namen. Thomas Sławinski kam aus Posen, ebenso Johann Kossucki. Einen Stanislaus Kossucki, den königlichen Bibliothekar und Übersetzer des Lorichius ins Polnische, finden wir bereits 1544 in Wittenberg. Ob der Benedikt Woyna ein Sohn des Kastellans Simon Woyna oder des litauischen Unterkanzlers Gabriel Woyna war? Ein Litauer Abraham Woyna studierte 1589 in Königsberg, er war wohl evangelisch, doch die drei Woyna, die im Mai 1619 Freiburg aufsuchten, selbstverständlich katholisch. Der Tod des Königs Sigismund August am 7. Juli 1572 zu Knyszin in Podlachien unterbrach die Studienfahrten nach dem Auslande. Die verschiedenen Reichstage, die jetzt gehalten werden mußten, die Krönungsfeierlichkeiten boten für die Jugend so viel des Lehrreichen. Nach dem nahe gelegenen Frankfurt zogen wohl einige, aber in Wittenberg, Leipzig und vollends in Heidelberg und Basel ließ sich 1573 niemand aus dem Osten blicken. Noch 1572 war Albert Ciswicki, dessen Familie nach einigen Jahrzehnten Bentschen erwarb, nach Leipzig gekommen, ferner aus Posen Georg Roth, doch wohl ein Sohn des Patriziergeschlechtes der Ridt, das schon 1568 einen Sohn nach Frankfurt geschickt hat, dann einen Konrad

1579 nach Altdorf, diesen mit Christoph Chełmski aus dem Krakauer Lande auch 1585 nach Heidelberg, 1587 nach Freiburg, 1592 nach Padua gehen ließ.

1574, da der berühmteste Lehrer unserer Hochschule, Camerarius, seine Augen schloß, erschienen fünf Söhne des Ostens, unter ihnen Samuel Gizicki und Christoph Sieprawski. Im folgenden Jahre pochten wieder 13 Polen an Leipzigs Tore, als erster Andreas Szafraniec. Seine Familie hatte sich als eine der ersten in Kleinpolen der Reformation zugewandt und sich um sie und den Aufbau der evangelischen Kirche die größten Verdienste erworben, ihrem Superintendenten in Secymin den Sitz geboten. Auch unser Andreas hat auf seinen Erbgütern Sąspow und Sułoszowa über sie gewacht, schon 1608 ist er verstorben. Ihm folgte zur sächsischen Hochschule, von Wittenberg kommend, Hieronymus Moskorzewski, der sich den Unitariern anschloß, den Rakauer Katechismus in lateinischer Sprache herausgab, in Czarkow an der Weichsel eine Gemeinde gründete, hier sich verschiedentlich als Mäzen und Wohltäter seiner Glaubensgenossen bewiesen hat. Fausto Sozino hat ihn geschätzt, ihm auch sein Buch wider Erasmus Johannes gewidmet. Mit ihm kam von der Leucorea der Kleinpole Johann Goluchowski, der 1579 aus seiner Familie die Brüder Andreas und Petrus nach sich zog. Der letztere, der 1585 mit dem Wojewodensohne Andreas Krotowski und anderen Polen noch zu Bezas Füßen gesessen und in Thorn auf der Generalsynode 1595 die Kirchen des Sendomirer Landes vertreten hat, ist um seiner Opferwilligkeit und Verdienste willen 1591 zum Provisor oder Pfleger der Kirche gewählt worden. Er war der Schutzherr der Gotteshäuser in Radzanow bei Radom und Alexandrowice bei Krakau, wo er in des verdienten Iwan Karminski Fußstapfen trat. Sein Sohn Samuel aber ging andere Wege, schloß das Gotteshaus in Alexandrowice und entweihte es, um seinen ehemaligen Glaubensgenossen einen Tort anzutun. Doch ist auch er durch deutsche und evangelische Schulen gegangen, 1614 hat er in Altdorf studiert. Andere Söhne dieses Geschlechts finden wir besonders nach 1600 in Wittenberg, Altdorf, Herborn, Heidelberg, Frankfurt, Leiden, auch auf dem Thorner Gymnasium. Erst im 18. Jahrhundert bleibt diese Familie evangelischen und deutschen Bildungsstätten fern. Aus Wittenberg kam weiter 1575 nach Leipzig Samuel Stadnicki, der 1569 mit seinen Brüdern Nikolaus, Johann und Andreas schon Frankfurt aufgesucht hatte, von ihnen folgte ihm auch der jüngste Bruder zu unserer Hochschule. Ihr Vetter Stanislaus Stadnicki, der Teufel von Lancut, war schon 1566 zur Ruperta an den Neckar gewandert, Johann Georg Stadnicki gab 1600 dem katholischen Freiburg den Vorzug. Weiter zogen von der nahen Leucorea heran Nikolaus Wengierski, Nikolaus Rosumtius aus Wieruszow, wo sich unter dem Schutze des Gnesener Kastellans Johann Tomicki eine evangelische Gemeinde gebildet hatte, und Georg Swietosławski, dagegen direkt aus der Heimat Peter Niszczycki aus jenem polonisierten Zweige der Familie von der Goltz, der in Niszczyce unfern Plozk sein Erbgut hatte. Hier hat unser Leipziger Student später auch der evangelischen Predigt eine Stätte geschaffen, die einzige im Plocker Lande. Er ist Wojewode von Belz geworden. Auch seine Söhne Christoph, Paul und Stanislaus sind 1603 nach Leipzig gekommen, zwei Jahre darauf nach Basel weiter gezogen. Das Thorner Gymnasium hatte sie vorgebildet, Paul auch die Viadrina schon besucht.

In den Jahren 1576 und 1577 begann Altdorf für den Osten Anziehungskraft zu gewinnen. In dem letzteren Jahre sind dort elf polnische Studenten immatrikuliert, während nur einer seine Aufnahme in Leipzig nachgesucht hat. Vielleicht wirkt sich aber hierin auch der schwere Tatareneinfall des Jahres 1575 aus. 1578, da die hohe Schule Nürnbergs auch wieder zehn Polen in die Matrikel eintragen konnte, waren es in Leipzig wieder 15, die vor den Rektor traten. Ich nenne mit ihrem Lehrer Albert Paprocki Adam und Stanislaus Potulicki, denen drei Jahre später ihr Bruder Johann folgte, Söhne des Wojewoden von Brest Peter Potulicki, der 1548 Frankfurt, 1555 Wittenberg aufgesucht und die Liebe, die er hier zur reformatorischen Predigt gefaßt, in seinem Städtchen Murowana Goslin betätigt, ihr hier die

Kanzel seiner Kirche eingeräumt hatte. Von seinen Söhnen gingen Stanislaus und Johann im Wintersemester 1582 hinüber zur Lutherstadt, um aus derselben Quelle zu schöpfen, wie fast 30 Jahre zuvor ihr Vater. Noch sehen wir in jenem Jahre in Leipzig neben dem Lehrer Albert Paprocki seinen Bruder Stanislaus, beide auch nach Wittenberg ziehen, ferner Valentin Brzezinski, dem 20 Jahre später aus seiner Familie ein Johann folgte, ferner Samuel Widawski und Samuel Otwinowski; diese beiden letzten unter der Leitung des Krakauer Melchior Codicius, der sie nach zwei Jahren auch nach Altdorf geleitete, als Präzeptor anderer polnischer Edelleute 1583 uns auch in Ingolstadt und Tübingen begegnet.

Von den 13 Polen des Jahres 1579 seien nur die drei Brüder Czerny von Witawice, von denen zwei, Nikolaus und Georg, aus Altdorf kamen, Johann Chotecki und Paul und Johann Zielinski genannt, deren jüngere Brüder auch in Leipzig später erscheinen, 1591 Georg, das Jahr vorher schon Stanislaus, der verdiente kleinpolnische Senior und Schutzherr des Evangeliums in Lucjanowice östlich von Krakau, der auch Heidelberg, Freiburg, Altdorf aufgesucht hat, nach Italien gegangen ist, überall um die Freundschaft der Gelehrten sich bemüht hat. Seitdem Bartholomäus Zielinski 1539 zu Melanchthons Füßen gesessen, war dies Geschlecht der Reformation zugetan. Noch sei Johann Spinek erwähnt, der Sohn einer Familie, die wir verschiedentlich auf den kleinpolnischen Synoden sehen. Mit Widawski und Otwinowski ist er 1580 nach Altdorf weitergezogen. Zwei Brüder Stanislaus und Paul Spinek, Söhne des Christoph Spinek, Stiefsöhne des Hauptmanns von Horodlo Stanislaus Gabriel Zborowski, finden wir seit dem Mai 1620 in Thorn, 1624 in Frankfurt, 1626 in Leiden. Die in den nächsten fünf Jahren durch die Kollegien unserer Universität gingen, sind meist nur dem Namen nach bekannt. Wir verzeichnen von ihnen hier nur den Posener Zacharias Barth, einen Mediziner, der 1580 schon die Leucorea aufgesucht, später nach Padua sich gewandt, in seiner Vaterstadt sich als Arzt niedergelassen, über die Pest geschrieben hat, und Lukas Białobrzeski, Georg Żakrzewski, der mit anderen seines Geschlechts an der Generalsynode zu Thorn teilnahm, und die beiden Brüder Jakob und Stanislaus Swiatopolk Bolestraszycki. Bekannter als sie ist der dritte Bruder Samuel, der des Petrus Molinäus Buch „Heraklit sive de vanitate et miseria vitae humanae" 1624 ins Polnische übertragen und der Prinzessin Anna gewidmet hat, vom Petrikauer Tribunal deshalb für infam erklärt worden ist. Doch der Reichstag kassierte dies unglaubliche Urteil. Lukas Kosmowski kam 1582 aus Posen. Seine Neffen Johann und Stanislaus, Söhne seines Bruders Johann, gingen 1622 nach Thorn aufs Gymnasium; Hieronymus Ridt empfahl sie. Andreas Gozdzki stammte aus Gozdow im Chelmer Lande unweit Krylow, dem Sitze einer kleinen unitarischen Gemeinde. Glieder der dortigen Erbherrnfamilie haben ein Jahrzehnt später Straßburg und Leiden für das Studium bevorzugt, ein Johann Gozdzki hat sich schon 1558 nach Basel, 1560 nach Zürich gewandt. Noch sei auf zwei deutsche Bürgersöhne Fraustadts hingewiesen, die wieder unsere Universität aufgesucht haben, der ihre Landsleute vor 150 Jahren vor anderen Hochschulen den Vorzug gegeben, auf Georg Enoch, den späteren deutschen Prediger in Posen, und auf Valerius Herberger, den weltberühmten Prediger in seiner Vaterstadt, den frommen Schriftsteller und Dichter.

Nur sieben Sarmaten erbaten 1584 die Immatrikulation, aber sie verdienen sämtlich unsere volle Beachtung, an erster Stelle die Brüder Jakob und Christoph Sieninski, die Söhne des Wojewoden von Podolien. Sie zogen noch im Dezember des Jahres nach Heidelberg, dann nach Basel. Trotz ihres Studiums an einer lutherischen und zwei reformierten Akademien gingen sie zu den Unitariern über, Jakob wurde besonders seit dem Jahre 1599 ihr Förderer und Wohltäter. In seiner Stadt Rakow errichtete er ihnen das bekannte Athenäum und machte dadurch den kleinen Ort zur Hochburg der polnischen Brüder. Hier hatten sie auch ihre Druckerei, hier hielten sie ihre Synoden, bis die Katastrophe des Jahres 1638 ihnen alles nahm. Zu den Unitariern haben wir auch ihre Leipziger Freunde zu rechnen,

die von süddeutschen Universitäten heranzogen, schon in Altdorf, z. T. auch in Ingolstadt und Tübingen studiert hatten: Johann Młoszowski und die Brüder Nikolaus und Johann Przypkowski samt ihrem Lehrer Paul Codicius. Johann Przypkowski wurde Richter des Zathorer Kreises und schloß 1631 seine Augen, Nikolaus, Senior der Lusławicer Gemeinde, starb 1612. Er ist der Vater des bekannten Samuel Przypkowski, des Theologen, dessen Werke z. T. in der Bibliotheca fratrum Polonorum Aufnahme gefunden haben. Er hat in Altdorf und Leiden studiert, hier viel von den Arminianern sich angeeignet. Seine jüngeren Brüder Alexander und Petrus sind 1628 wieder nach Leipzig gekommen, Janusz Radziwill haben sie hierher begleitet, Alexander hat 1615 mit dem Unitarier Cyrill Taszycki, Andreas Pilarowski und Paul Kroker, dem Rektor des Rakauer Gymnasiums, in Basel studiert. Młoszowski war der Sohn des Krakauer Unterrichters Stanislaus Młoszowski und Paul Codicius einer jener Präzeptoren, die mit den ihnen anvertrauten Zöglingen von Hochschule zu Hochschule zogen. Sein Bruder Martin, 1582 in Altdorf, 1583 in Tübingen der Famulus unserer Studenten, kam 1586 nach Leipzig und ist 1591 zur Leucorea weitergezogen. In Basel hat er dann Medizin studiert, auch disputiert. Noch nennt der liber nationis Polonicae unserer Hochschule einen Andreas Koß. Ihm ist 1590 ein Johann Koß gefolgt, der mit seinem Bruder Raphael seit 1582 als Gymnasiast zu den Füßen Danziger Lehrer gesessen hat.

In den achtziger Jahren zogen die Söhne des Ostens in immer steigender Zahl nach Heidelberg, der gelobten Stadt der Calviner, der Hochburg freieren Protestantismus. An Wittenberg gingen sie meist vorüber, Leipzig nahmen sie höchstens auf der Durchreise mit, pflegten hier einige Monate ihre Studien, um sie dann an der Ruperta fortzusetzen. Auch Frankfurt und Königsberg suchten nur noch einzelne auf. Allein Altdorf, wo man nicht ängstlich auf Rechtgläubigkeit sah, freieren Ansichten Raum gewährte, wo der Philosoph Taurellus gegen Aristoteles und den Autoritätsglauben den Kampf eröffnet hatte, hatte von den lutherischen Akademien noch Anziehungskraft für die sarmatischen Geschlechter, die vom Luthertum zum reformierten Bekenntnis, z. T. auch zum Unitarismus übergegangen waren. Immerhin erschienen von deren Söhnen in Leipzig noch mehr als im kleinstädtischen Wittenberg, der sächsischen Schwesteruniversität. 1583 ließ sich Petrus Lehwald Powalski immatrikulieren, vielleicht ein Sohn jenes Balthasar Lehwald, der seit dem 28. April 1550 in der Reformationsstadt zu Melanchthons Füßen gesessen hat, dann in die Dienste des Fürsten Nikolaus Radziwill getreten, von diesem mit seinem ältesten Sohne nach Straßburg und Tübingen geschickt worden ist, von hier mit Bullinger korrespondiert hat. 1586 waren es sieben Polen, die in Leipzig um Inskription nachsuchten, unter ihnen drei Söhne des Martin Olesnicki aus dem Belzer Lande, Sebastian, Markus, Kaspar und ihr Vetter Jaroslaus. Dem ältesten ist die Stadt der Studien zur Todesstadt geworden, 1588 raffte ihn eine Krankheit dahin. Der Professor und Pastor Selnecker hat ihm die Leichenpredigt gehalten. Neben ihm hatten sich einschreiben lassen Stanislaus Pasinski, Andreas Snopkowski und Petrus Broniewski, der 1579 schon Basel aufgesucht hatte. Doch Martin und Jakob Broniewski, die 1595 auf der Generalsynode zu Thorn uns begegnen, gaben in jenen Jahren der Ruperta den Vorzug, Jakob ist auch 1582 nach Basel zu Grynäus, 1585 zum Patriarchen Beza nach Genf, 1591 nach Heidelberg, im folgenden Jahre nach Padua gepilgert. Martin hatte im Mai 1581 auch Wittenberg aufgesucht. Noch sehen wir einen Prokopius Broniewski 1615 in Basel.

Für 1587 verzeichne ich die Söhne des Nakeler Kastellans, Hauptmanns von Deutsch-Krone, Usch, Schneidemühl Stephan Grudzinski Samuel und Sigismund. Ein dritter Sohn Stephan zog 1600 zur Ruperta. Sigismund ist zum Wojewoden von Kalisch emporgestiegen. Der größte Grundbesitzer in Großpolen, Herr der Städte Kurnik, Bnin, Flatow, Lobsens, Schwersens, war er unablässig bemüht, durch Heranziehung deutscher Kolonisten und Bürger seine weiten Besitzungen in Flor zu bringen. Durch Reklameblätter lockte er besonders die Exulanten, die die Religionsbedrückungen und der

lange Krieg aus Schlesien vertrieben hatten, zur Niederlassung in seinen Städten und Dörfern. Deutsches Wesen liebend, ließ er seine Söhne wieder aus dem deutschen Geistesleben schöpfen. Johann Stephan sandte er 1616 mit Johann Orlitz, dem Älteren, nach Frankfurt, dorthin 1620 auch Gabriel und Alexander. Wegen der kriegerischen Unruhen in Deutschland ließ er seinen Sohn Petrus Samuel aber 1630 mit dem Schlesier Eberhard Rogau nach Leiden gehen. Neben den Grudzinski studierten in Leipzig Albert Gajewski, der Sohn des um die Reformation verdienten Posener Landrichters Johann Gajewski aus Blociszewo. Aus seiner Familie hatte ein Erasmus schon 1567 seine Schritte zur Lutherstadt gelenkt. 1589 trat unter die Studenten Martin Cieklinski. Aus dem westpreußischen Straßburg erschien der Hauptmannssohn Paul Działynski, aus Krakau der Bürgersohn Stanislaus Gelhorn. Jener ging in die Heimat zurück, dieser wanderte im Oktober 1592 weiter nach Heidelberg. Dorthin zog auch im Mai 1594 der Wojewodensohn Anselm Gostomski mit seinem Begleiter Christoph Trzylatowski, dessen Vater, der Radomer Unterhauptmann, als Abgesandter seines Wojewoden uns auf der Thorner Generalsynode begegnet. 1592 waren sie zu unserer Hochschule gekommen. Sein Vetter Johann, der Sohn des Nakeler Kastellans Hieronymus Gostomski, war dagegen von einem verräterischen Hauslehrer gegen den Willen des Vaters der Posener Jesuitenschule zugeführt worden. Noch studierten an unserer Universität 1592 Johann Norski und die beiden Brüder Christoph und Alexander von Portugall auf Kutschbarwicz. An der Ruperta setzten ihre Studien weiter fort der Warschauer Hauptmannssohn Nikolaus Niemsta und Stanislaus Kierzynski, der 1593 in Leipzig sich hat einschreiben lassen, während Alexander Pelka aus Sendomir, der das Jahr darauf die Immatrikulation erbat, im Mai 1595 nach Altdorf weiterging. Johann Kierzynski hat wohl nur eine Breslauer Schule besucht, der Humanist Andreas Calagius ihm ein Epigramm gewidmet. Mit den Kollegien in Leipzig begnügten sich Karsznicki (vielleicht ein Bruder des Posener Pastors Lorenz Karsznicki oder des Matthias Karsznicki, den die Miloslawer Julisynode des Jahres 1607 zum Senior des Fraustadter Kreises gewählt hat), der Krakauer Hieronymus Prasnicki, Nikolaus Kuczkowski, Johann Kussowski und Swientoslaus Orzelski, während Johann Orzelski 1596 nach Altdorf, im folgenden Jahre nach Basel gegangen ist.

Der Posener Matthäus Bodoch, den die Matrikel unter dem Jahre 1594 verzeichnet, ist der Vater des Lorenz Bodoch, der 1607 in Posen geboren, in den Franziskanerorden eintrat, später die Kutte ablegte, 1636 in Königsberg studierte, schließlich Professor der Eloquenz in Rostock wurde und hier 1661 verstarb. Neben ihm nennt die Matrikel Vespasian Piotrowski, Johann Ramult (Rambolt) von Solec (ein Johann Rambolt auch 1613 in Altdorf), Georg Romanowski (sein Sohn Johann 1619 in Heidelberg, 1622 in Frankfurt), Matthias Werzicki aus Nakel und Remigius Chełmski, ein Enkel des Bannerträgers des Krakauer Palatinats Remigius Chełmski, der einst mit Bullinger korrespondiert, seinen Sohn zum Studium nach Straßburg gesandt hatte. Ein Stephan Chełmski hat 1619 noch die hohe Schule zu Herborn aufgesucht, hier seinem Onkel Stanislaus Zielenski, den Brüdern seines Vaters Christoph und Marcian, dem Bannerträger des Krakauer Kreises, eine Disputation gewidmet. Adrian Miaskowski, der Sohn des Erbherrn Johann auf Miaskowo bei Kriewen, war 1580 zur Leucorea gezogen. Jetzt kam 16 Jahre später sein jüngerer Bruder nach Leipzig, neben ihm ein Georg Sadowski, während ein Martin Sadowski 1603 nach Altdorf zog, und die beiden Brüder Friedrich und Nikolaus Math, Söhne eines verdienten Posener Kirchenältesten, der den Pastor Gerike in sein Haus aufgenommen hat, durch ihre Mutter Barbara Enkel des Gorkaschen Kanzlers Matthias Poley, eines Wittenberger Studenten vom Jahre 1538. Der ein Jahr nach ihnen in Leipzig erschien, Johann Gilowski, kam aus Heidelberg, das er 1594 aufgesucht hatte, vielleicht ein Sohn des bekannten Seniors des Zathorer Distrikts Paul Gilowski. Neben ihm, richtiger wohl unter seiner Leitung studierten Stanislaus und Nikolaus Miekicki aus Köbnitz bei Bentschen, deren Familie sich den böhmischen Brüdern angeschlossen, zwei

andere Söhne Andreas und Johann schon 1581 nach Wittenberg, 1585 nach Heidelberg gesandt hatte, später wegen des Krieges in Deutschland 1634 einen Ladislaus und Adam nach Leiden schickte. Christoph Miekicki, den die Miloslawer Synode 1607 zum Senior des Meseritzer Kreises gewählt, hat wohl keine deutsche Hochschule besucht. Nach Heidelberg wandte sich zur Fortsetzung seiner Studien im Juni 1600 Nikolaus Ossolinski, der das Jahr zuvor in Leipzig vor den Rektor getreten war, ein Enkel des Hieronymus Ossolinski, des Kastellans von Sendomir, des eifrigen Vertreters der Evangelischen, noch eifrigeren Verfechters der Adelsrechte. Mit seinem Bruder Jakob hat er (Nikolaus) seit dem Januar 1597 schon in Altdorf studiert. Er hat hier auch disputiert und seine Thesen dem Kanzler Zamojski, seinem Onkel, gewidmet. Noch 1605 sehen wir ihn mit Hieronymus Cikowski, Roman Hoyski, dem späteren Kijewer Kämmerer, in Basel. Während die anderen seines Geschlechts alle zur römischen Kirche zurückgekehrt waren, blieb er, später Kastellan von Dorpat, der reformierten Erkenntnis treu. In seinem Hause in Krakau predigte während des Krönungsreichstages 1633 der Pastor von Wiatowice Christoph Rozanowicz. Nach Heidelberg zogen 1603 schließlich von Leipzig auch die Brüder Johann und Sigismund Dunikowski, die 1600 ihr Studium an unserer Hochschule begonnen hatten, Söhne eines Geschlechts, das in Kusienice südwestlich von Przemysl die Reformation eingeführt, einen Sohn Matthäus schon 1555 zur Lutherstadt geschickt hat. Neben ihnen waren zur sächsischen Hochschule gekommen Stephan Kopyczynski, Johann Dąbrowski und Bernhard Suchorabski. Ein Matthias Suchorabski suchte im folgenden Jahre die Paläocome auf.

Auch nach 1600 haben Polen noch vereinzelt Leipzig zu ihrer Musenstadt gemacht. Der beiden Radziwill, die mit einem stattlichen Gefolge 1601 bzw. 1628 hierher gekommen sind, haben wir bereits gedacht. Aber mit dem Rückgang des Luthertums im Osten und bei der steigenden Spannung zwischen den beiden Richtungen im Protestantismus verminderte sich selbstverständlich mehr und mehr die Zahl derer, die aus dem Osten nach dem streng lutherischen Leipzig kamen, und dann unterband der lange Religionskrieg jeden Zuzug. Von den Studenten des Ostens in den beiden ersten Jahrzehnten seien kurz genannt: Stanislaus und Christoph Artomius aus Thorn, die Söhne des Pastors Artomius, des Wittenberger Studenten vom Jahre 1577, der auch in Warschau zu wirken versucht hat, der Herausgeber eines wertvollen polnischen Gesangbuches. Christoph Artomius, der 1616 die Brüder Lukas und Gabriel Szemeth der Paläocome zugeführt hat, zog im nächsten Jahre nach Basel und trieb hier neben Samuel Makowski aus Lobsens, dem Lublin später schwere Verfolgung brachte, medizinische Studien. Des Stanislaus Artomius Sohn Peter hat 1630 das Thorner Gymnasium bezogen. 1605 erschien in Leipzig der Litauer Nikolaus Abramowicz, der Sohn des Smolensker Wojewoden Johann Abramowicz. Er wurde Hauptmann von Starodub und stieg trotz seines evangelischen Bekenntnisses unter dem Könige Wladislaus zu den höchsten Würden empor, starb 1651 als Wojewode von Troki. Einen Samuel Abramowicz finden wir seit 1636 auf dem Thorner Gymnasium. Die Niszczycki, die sich 1603 und 1605, den Martin Rej, der sich 1608 einschreiben ließ, haben wir schon verzeichnet, ebenso den Johann Krzystoporski, der 1605 vor den Rektor trat. 1609 suchten die Immatrikulation nach Adam und Swientoslaus Grodzicki, 1613 Wladislaus Ossowski aus dem Posener Lande, der mit seinem Bruder Petrus schon in Frankfurt studiert hatte, ferner Albert und Andreas Niemojewski aus Kujawien, Söhne des Martin Niemojewski, den wir mit seinen Brüdern Lorenz und Alexander 1595 auf der Thorner Generalsynode sehen, Enkel des streitbaren Vorkämpfers der Reformation Jakob Niemojewski, der sich einst in Königsberg und Wittenberg gebildet hat. Ihre Brüder Lorenz und Stanislaus sehen wir in demselben Jahre, da sie nach Leipzig zogen, auf das Thorner Gymnasium gehen. Dorthin folgte ihnen im April 1615 ihr entfernter Vetter Petrus, ein Sohn des Nikolaus Niemojewski.

1616 begehrten die Immatrikulation ein Christoph Goraj, während andere dieses Geschlechts schon drei Jahre zuvor die Ruperta aufgesucht hatten,

1617 ferner verschiedene Posener Bürgersöhne, so Johann Boetius, ein Goldschmiedssohn, der vom Thorner Gymnasium kam, so Lukas und Zacharias Erb, die Söhne des Lukas Erb, eines Regensburgers, der 1592 das Bürgerrecht in Großpolens Hauptstadt erworben hat. Von ihnen ist Lukas, der spätere Älteste der Posener lutherischen Gemeinde, auch ihr Vertreter auf dem Thorner Religionsgespräch 1645, 1617 noch nach Heidelberg gegangen. Seine Brüder Heinrich und Johann finden wir in demselben Jahre auf dem Thorner Gymnasium, den letzteren 1623 auch in Frankfurt, einen Johann Erb aus Posen 1636 auch in Padua. 1619 kam nach Leipzig mit seinem Bruder Petrus Stephan Bojanowski, der im folgenden Jahre nach Jena und Altdorf zog, der Gründer der Stadt an der schlesischen Grenze, die seines Geschlechts Namen trägt, der verdiente Senior der großpolnischen lutherischen Kirche, ihr Vertreter 1645 in Thorn. Sein Bruder Petrus hatte seit 1614 das Thorner Gymnasium besucht. Dort sehen wir auch einen Wladislaus und Samuel Johannes Bojanowski, während nach Leipzig 1621 noch Christoph, Jaroslaus und Michael Bojanowski kamen, 1625 auch die Grafen von Lissa Andreas und Raphael, die Söhne des Wojewoden von Belz. Schließlich aber kamen aus dem Osten nur noch deutsche Bürgersöhne, gelegentlich auch einige wenige junge Pastoren des Posener Landes, sich in Leipzig die Weihe für ihr Amt zu holen.

An Studenten aus Polen haben in alter Zeit sich etwa 750 in Leipzig einschreiben lassen. Rechnen wir die mit, die aus Versehen in die Matrikel nicht eingetragen sind oder sich aus mancherlei Gründen absichtlich nicht haben inskribieren lassen, werden es weit über 800 gewesen sein. Die meisten von ihnen haben verschiedene Jahre die Leipziger Kollegien besucht. Geistliche und weltliche Würdenträger, Wojewoden, Kastellane, Starosten, Juristen, Mediziner, Geschichtsschreiber, Redner, Dichter haben hier ihre Ausbildung empfangen und dann in der Heimat weitergegeben und verwertet, was sie an der sächsischen Hochschule gelernt. Kein Gebiet Polens, das nicht Söhne nach Leipzig geschickt, das nicht von seiner Hochschule befruchtet wäre, das entfernte Kleinpolen nicht minder als das naheliegende Großpolen, das Grenzland im Südosten an der türkischen Grenze sowohl wie im Nordosten, wo Moskaus Machtbereich anhob.

Noch eine persönliche Bemerkung. Vor 30 Jahren habe ich mir die Erforschung der polnischen Reformationsgeschichte zur Aufgabe gemacht, in mühsamer Arbeit ihre Urkunden gesammelt, mit anderen Forschern des Posener Landes einen kirchengeschichtlichen Verein gegründet und ein Jahrbuch herausgegeben. Nach dem Schicksalsjahr 1918 hat ein mir sonst unbekannter Herr Glaß in Warschau, der aber als Präsident des lutherischen Warschauer Konsistoriums bei den Seinen wohl Geltung hat, unser Jahrbuch und damit auch meine Arbeiten als unwissenschaftlich geschmäht. Sie hätten im Dienste der Politik gestanden, sie sähen in den Lebensäußerungen des Protestantismus immer und überall deutsche Einflüsse und Anregungen. Ich habe in einem offenen Briefe Herrn Glaß darauf hingewiesen, daß seine Behauptungen der Wahrheit nicht entsprechen, schon unser erstes Jahrbuch nur Arbeiten über das Hussitentum und die böhmischen Brüder in Großpolen bringt, also den tschechischen Einflüssen nachgeht. Er hat darauf sein Urteil nicht einmal öffentlich zu rechtfertigen gewagt. Aber gerade weil ich in meinen Studien zur polnischen Reformationsgeschichte ausschließlich Nichtdeutschen Monographien gewidmet hatte, einem Seklutian, Andreas Samuel, Thretius, Trepka, Culvensis, Kwiatkowski, Glitzner, Lismanino, Stancaro, hielt ich es nun für erforderlich, den Einflüssen der deutschen Reformation im Osten im einzelnen näher nachzugehen, die Bedeutung der deutschen Hochschulen für Polen im 16. Jahrhundert zu zeigen. So sind meine Untersuchungen über die polnischen Studenten auf den verschiedenen deutschen Universitäten entstanden. Für ihre Veröffentlichung spreche ich dem Herausgeber dieser Jahrbücher meinen ergebensten Dank aus.



III
BÜCHERBESPRECHUNGEN

Schweinfurth, Philipp: Geschichte der russischen Malerei im Mittelalter. Mit 8 Lichtdrucktafeln und 169 Abbildungen. — Haag, Martinus Nijhoff, 1930. XII, 506 S. 20 Gld.

Durch die in verschiedenen Städten Westeuropas in den letzten Jahren veranstalteten russischen Ikonenausstellungen wurden auch die weiteren Kreise mit einer Kunst bekannt gemacht, die für die gesamte Kultur und Weltanschauung des alten Rußland von größter Bedeutung ist. Fürst Eugen Trubetzkoj: Die religiöse Weltanschauung der altrussischen Ikonenmalerei, Paderborn 1928, hat mit Recht darauf hingewiesen, daß es sich hier nicht nur um rein formale Probleme, sondern um die konkrete Darstellung der altrussischen Weltanschauung handelt. Die gesamte Lebenseinstellung und Weltauffassung des russischen Menschen kommt hier zum Ausdruck. Aus diesen Ikonen erfahren wir, wie er dachte, was er liebte, wie sein Gewissen urteilte und wie er in jenem tiefen Lebensdrama, das er durchlebte, seine Lösung fand. Durch eine wunderbare Farbensymbolik und Farbenskala trennt der Ikonenmaler das Jenseits vom Diesseits, weiß er die innere Welt menschlicher Gefühle und Stimmungen wiederzugeben. Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist ebenfalls in der altrussischen kirchlichen Malerei wiedergegeben worden, es ist eine „Weltanschauung in Farben". Die Ikonenmalerei ist ein Widerhall des grenzenlosen Lebensschmerzes, der dem Russen eigen ist und der bei Dostoevskij den tief gefühltesten dichterischen Ausdruck findet. Auch Fanina Halle: Altrussische Kunst (Orbis Pictus Band 2) betont mit Recht, daß die altrussische Kunst erst in zweiter Linie als Ausdruck eines bestimmten Formempfindens, eines rein visuellen Verhältnisses zur Welt der Erscheinungen aufzufassen ist, daß sie nicht der Ausdruck einer sensuellen, sondern ausschließlich religiösen Weltanschauung ist. Kein Gottsuchen, sondern ein Gotterleben, ein visionäres Gottschauen, eine inbrünstige Andacht, ein Gottesdienst der Seele. Das Ringen der Seele um Gott, das dem russischen Menschen eigen ist und das für Dostoevskij das Grundproblem bildet, kommt hier zur plastischen Darstellung. Welche Bedeutung diese Ikonen auch für die Theologie haben, zeigt der Aufsatz Alpatovs: La Trinité dans l'art byzantin et l'icone de Roublew, Echo d'Orient 1927, 150/186.

Diese Hinweise zeigen, daß die russische Malerei nicht nur für den Kunsthistoriker von Interesse ist. Die russische Malerei des Mittelalters stellt vielmehr einen wesentlichen Ausschnitt der russischen Kultur dar; das, was die Bylinen und die alten Volksüberlieferungen poetisch zum Ausdruck bringen, wird hier künstlerisch dargestellt. Schweinfurth, der seit Jahren sich mit der russischen Kunstgeschichte befaßt, war durch die Kenntnis der einschlägigen Literatur, durch ein tiefes, verständnisvolles Einleben in das Wesen der byzantinisch-russischen Kunst wie kaum ein anderer berufen, der deutschen Forschung einen Einblick in die russische Kunstgeschichte des Mittelalters zu geben. Er ist auch wohlvertraut mit der abendländischen und der vorderasiatischen Kunst, so daß er die Probleme, welche gerade heute durch die Forschungen Strzygowskis aktuell geworden sind, durch feinsinnige und

verständnisvolle Bemerkungen zu fördern imstande ist. Im Nachstehenden kann natürlich nur ein kurzer Überblick über das inhaltsreiche Buch gegeben werden.

In der Einleitung behandelt Sch. den Begriff des Mittelalters im Bereich der römischen und griechischen Kirche. Das Wesen der östlichen Kunst ist besonders dadurch charakterisiert, daß hier die Renaissance ausblieb, daß der Bilderstreit zu einer strengen Verkirchlichung und zur mystischen Auffassung führte. Die Geschichte der russischen Malerei im Mittelalter ist die einer andauernden Rückbildung der byzantinischen Formen ins Rein-Lineare, bis zum Bildornament. Auf dem einmal aus der Reduktion der byzantinischen Vorbilder gewonnenen Eigenstil ist die russische Kunst stehen geblieben. Die höheren Formen der russischen Kunst des 11. bis 13. Jahrhunderts waren in Kiev, Vladimir und Novgorod zentralisiert; sie kann als Ausdruck des byzantinischen Kunstschaffens auf russischem Boden gelten. Der Einfluß kaukasisch-armenischer Elemente, die durch das verschollene Reich von Tmutarakan vermittelt sein soll, ist nicht ganz zu leugnen, ist aber nicht an erster Stelle zu nennen. Die Türen von Korsun zeigen einen deutschen Bronzeguß des 12. Jahrhunderts. Aber gerade Novgorod, das bekanntlich in jener Zeit in engster Handelsverbindung mit dem germanischen Westen stand, zeigt, daß der Einfluß der romanischen Kunst gering war.

Die russische Wandmalerei des 11. bis 13. Jahrhunderts wird durch die Denkmäler in Kiev illustriert: Die Sophienkirche, die in ihrem Bau, den Mosaiken und Fresken der byzantinischen Kunst nachgebildet ist, die Mosaiken des Michaelklosters, die nur byzantinischen Ursprungs sein können, die Fresken in der Kirche des Klosters des hl. Kyrill von Alexandria, aus dem Jahre 1179, die wegen des schlechten Erhaltungszustandes die Beurteilung erschweren. Die Denkmäler in Vladimir (die Fresken in der Kirche Mariae Himmelfahrt, die den Typus der mittel-byzantinischen Kreuzkuppelkirche aufweisen) zeichnen sich durch ihre leuchtenden Farben aus, sind aber nur schlecht erhalten. Auch für die Wandmalerei der Demetriuskirche wird man byzantinische Meister annehmen müssen. Die allgemeine kunstgeschichtliche Bedeutung dieser Fresken muß nachdrücklich hervorgehoben werden. Bei den Denkmälern in Novgorod und Pskov verdient besonderes Interesse der Kopf des hl. Lazarus, ein Fresko in der Erlöserkirche von Nereditsa bei Novgorod aus dem 12. Jahrhundert. Dieser zeigt nämlich den Einfluß der buddhistischen Mönchskunst Kleinasiens, die Verbindung ist vermutlich durch die christliche Mönchskunst von Kappadokien herzustellen. Als leitende Kräfte für die Wandmalereien dieser Kirche können aber nur Byzantiner angenommen werden.

Im dritten Abschnitt behandelt Sch. die russische Tafelmalerei des 11. bis 13. Jahrhunderts. Über die Tätigkeit selbständiger russischer Maler der ältesten Zeit gibt das „Väterbuch" des Kiever Höhlenklosters Bescheid. Hier erfahren wir, daß ein Mönch Alipij Ikonen malte und restaurierte, daß das Bestellen von Tafelbildern durch Laien eine gewöhnliche Erscheinung war. Bei zahlreichen Ikonen aus dieser Zeit kann aber der russische Ursprung nicht einwandfrei nachgewiesen werden. Sicher ist aber eine Tafel mit der Darstellung des Evangelisten Johannes und der Heiligen Georg und Blasius ein russisches Frühwerk des 13. Jahrhunderts.

Im zweiten Teil wird die russische Malerei des 14. bis 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß des spätbyzantinischen Stils dargestellt. Außer Novgorod, das im 14. Jahrhundert einen großen Reichtum an Wandmalereien zeigt, tritt nunmehr Moskau in den Vordergrund. Andrej Rublev und Daniel der Schwarze sind die hervorragendsten Meister der Moskauer Schule des 15. Jahrhunderts. Die Bedeutung der Kunstschulen von Moskau und Novgorod kann man mit der Bedeutung von Venedig und Florenz vergleichen. Neben Novgorod und Florenz gab es Lokalschulen: Pskov, Rostov, Susdal, Tver, Jaroslavl, Nord-Dvinagebiet, Vologda. In den russischen Malerbüchern, die seit dem 17. Jahrhundert vorliegen, finden sich ausführliche Angaben über die Technik der Ikonenmalerei. Als ikonographische Grundzüge der russischen

Ikonenmalerei kommen besonders in Betracht: die Dreieinigkeit, Christus als Pantokrator, des Acheiropoeten, ferner die Gottesmutter im Typus der Hodegitria, der Blachernotissa, sowie die mütterlichen Typen, von den Engeln werden nur Michael und Gabriel genannt, außerdem Johannes der Täufer, Apostel, Elias und zahlreiche Heilige, die ökumenischen Konzile, die göttliche Weisheit (Sofia), ferner Ikonen symbolischen Inhalts. Der Abschnitt über die Bilderwand ist wohl deshalb etwas kurz, weil diese in der zu behandelnden Periode nur vereinzelt und in ihren ersten Anfängen nachzuweisen ist. Die Tendenzen der Novgoroder Schule (S. 242 ff.) waren von der Moskauer Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts sehr verschieden, doch gab es auch gewisse Verbindungslinien. In der Spätperiode der Novgoroder Kunst (zwischen 1478 und 1570), werden die Darstellungen schwer, die Zeichnung stockend, die Farben dunkler.

In dem Kapitel über die Ikonenmalerei in Moskau und den zentralrussischen Provinzschulen des 14. bis 15. Jahrhunderts wird ausführlich die Tätigkeit des Theophanes, Rublev und Dionisij geschildert.

Im dritten und vierten Teil seines Werkes wird der Einfluß der westeuropäischen Malerei auf die russische behandelt. Der Verfasser weist zunächst auf die drei Erscheinungsformen der byzantinischen Kunst im 13. und 14. Jahrhundert hin: die Maniera greca, der spätbyzantinische Stil und die italo-byzantinische Schule. Der italo-byzantinische Einfluß innerhalb der altrussischen Malerei bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts hat sich nur in zufälligen und nebensächlichen Zügen geäußert. Dagegen hat die altrussische Malerei im 14. und 15. Jahrhundert der italo-byzantinischen Schule einige Motive der in der Gotik ebenso wie in der italienischen Frührenaissance überreich entwickelten abendländischen Madonnendarstellung entlehnt, die der byzantinischen Kunst ihrem Wesen nach fremd waren. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts beginnt der Einfluß der italo-byzantinischen Kunst die altrussische Malerei auch formal zu bestimmen. Die russischen Ikonenmaler des 18. Jahrhunderts schwanken unsicher zwischen den Stilformen der spätbyzantinischen Kunst, der italo-byzantinischen Schule und denen der westeuropäischen Vorlagen. Der Verfasser widerlegt die Behauptung der russischen Kunsthistoriker, daß sich seit Peter d. Gr. die russische Kunst als eine selbständige, dem westeuropäischen Wesen gleichwertige Leistung entwickelt habe, daß sie sich die Gesamtheit der europäischen Kunstprobleme zu eigen gemacht habe. Die russische Geistlichkeit hat scharf gegen den in Moskau aufkommenden Mischstil protestiert. Trotzdem wurde die „fränkische Art“ fortgesetzt und brachte eine Verbindung der altrussischen kalligraphisch-flächenhaften Art mit der plastischen westeuropäischen Form zustande. Durch die Begründung der Akademie der Künste in Petersburg im Jahre 1757 wurde die kirchliche Malerei Rußlands endgültig durch westeuropäische Formen bestimmt. Sie verliert damit die ihr bisher eigene kirchliche Bedeutung.

Besonderer Dank gebührt dem Verlage, der durch das reiche Anschauungsmaterial und die würdige Ausstattung den Wert des Werkes in jeder Hinsicht gefördert hat, wie auch der Verfasser im Vorwort betont.

Breslau. F e l i x H a a s e.

Posensches Geschlechterbuch. Bd. 1. Herausgegeben von Bernhard Koerner und Ernst v. Busse. — Görlitz 1929. C. A. Starke. 619 S. 19 RM.

Der vorliegende, mit reichem Bildschmuck ausgestattete 62. Bd. des Deutschen Geschlechterbuches behandelt die 15 Familien Busse, Franke, Graebe, Herzberg, Hinsch, Jahnz, Jockisch, Klawiter, Koerner, Kunkel, Mittelstaedt, Nehring, Remus, Wehr und Weil. Gerade dieser Band darf eine über den gewöhnlichen Rahmen derartiger genealogischer Veröffentlichungen hinausgehende Bedeutung beanspruchen, da er ein strittiges Grenzgebiet behandelt und deshalb hohen nationalpolitischen Wert besitzt. Gegenüber

den von polnischer Seite immer wieder unternommenen Versuchen, das Deutschtum der Ostmark als ein spätes Kunstprodukt staatlicher Gewaltpolitik zu schildern, wird hier der bündige Beweis für die oft bis in das Mittelalter zurückreichende Bodenständigkeit kerndeutscher Geschlechter erbracht, die als Landwirte großen Besitz in ihren Händen vereinigten oder als Kaufleute und Gewerbetreibende, namentlich in der aristokratischen Tuchmacherinnung, und gleichzeitig als Ratsmänner und Bürgermeister dem städtischen Leben das Gepräge gaben. Der Name Koerner taucht schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Westpreußen auf, ein Herzberg wird im Gründungsjahr von Frankfurt a. O. 1253 daselbst erwähnt. Die Jockisch sind als altes Tuchmachergeschlecht aus Meseritz seit etwa 1560 bekannt. Auch die Busses und Mittelstaedts gehen im Osten auf die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück.

Alle diese Familien haben ihr Volkstum trotz vielfacher Bedrückung fast völlig rein gewahrt; polnische Namen sind überaus selten, wenn auch polonisierte Entstellungen ähnlich wie heut in amtlichen Beurkundungen den äußeren Schein eines Pseudopolonismus zu erwecken versucht haben. So werden in den Kirchenbüchern zu Czarnikau die Koerners zu Kierners und unter den Taufzeugen wandelt sich ein Ziegler in einen Cyglerowicz, eine Kreuz in eine Krecowa, jeder Gottlob in einen Bogumil (S. 535 ff.).

Es ist natürlich, daß unter den behandelten Persönlichkeiten sich eine Reihe von Männern aus dem Milieu harter, wetterfester bürgerlicher Tüchtigkeit oder des zivilen und militärischen Staatsdienstes — in letzterem hat namentlich eine große Zahl von Busses sich erfolgreich betätigt — heraushebt. Es sei nur verwiesen auf das Dichterdioskurenpaar Paul Busse-Palma und Carl Busse und die mutigen Vertreter der deutschen Interessen im polnischen Parlament, den Senator Georg A. Busse und den Sejmabgeordneten Oberstleutnant a. D. Kurt Graebe.

So ist das Buch ein Wahrzeichen deutscher Treue und deutscher Arbeit, dessen Fortsetzung wir mit Freude entgegensehen dürfen.

Breslau. M. Laubert.

IV
ZEITSCHRIFTENSCHAU

Allgemeines

M. Vasmer: Beiträge zur alten Geographie der Gebiete zwischen Elbe und Weichsel. — Zeitschrift für Slavische Philologie, 5 (1928/29), S. 360—370.

Für eine Reihe von Ortsnamen auf ostdeutschem Boden, die weder deutscher noch slavischer Abstammung sind und mehrfach als Sprachreste eines zwischen Deutschen und Slaven ehemals wohnhaften keltischen Stammes angesehen worden sind, bringt V. Analogien aus illyrisch-thrakischem Gebiet bei, die mit mehr oder weniger Beweiskraft den auch andererseits vertretenen Gedanken, daß hier ehemals eine illyrische Einwohnerschaft gesessen, stützen. Auf diese Weise sind die Namen: Netze, Drawa, Schrimm, Radęca, Drewenz, Ihna, Neisse, Drama und Opava gedeutet.

Emmy Haertel.

Eugène Aničkov: Les survivances manichéennes en pays slave et en occident. — Revue d'études slaves. 8 (1928), S. 203 bis 225.

Die Meinung, daß durch die Abwanderung bulgarischer Bogomilen nach dem Westen der Manichäismus in den Sekten der Katharer und Albigenser angeregt und verbreitet worden sein soll, hat sich, dank der Schriften von C. Schmidt „Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois" (Paris 1849) und Rački „Bogomili i Patareni" (Rad. 7, 8, 9. 1869) bis heut erhalten. Tatsächlich enthält die slavische Literatur des Ostens und Südostens eine Menge apokrypher Schriften mit ausgesprochen manichäisch-dualistischem Charakter, und mehrere von ihnen sind scheinbar nicht aus dem Griechischen übersetzt. Sie unterscheiden sich dadurch von der übrigen slavischen Literatur und sind andererseits nur in dieser bekannt. Es sprechen auch glaubwürdige Berichte davon, daß zwischen Südslaven und Albigensern im 12. und 13. Jh. ein Kontakt stattgefunden hat. Auf dieser These hat Jordan Ivanov sein „Bogomilski knigi i legendi" (Sofija 1925) aufgebaut. Verf. kann sich ihr nicht anschließen, sondern hält dafür, daß die Glaubensvorstellungen, um die es sich hier handelt, bereits seit Jahrhunderten da vorhanden waren, wo später die neuen Sekten entstanden. Daß die Bogomilen Neo-Manichäer gewesen sind, ist nicht zu bestreiten, wichtig wäre es aber zu wissen, wo die Quellen dieses Glaubens zu suchen sind. Mazedonien, wo sich die ersten Spuren der Bogomilen auffinden lassen, ist keineswegs ein rein slavisches Land gewesen, dort aber traf dieser Glaube auf einen jungfräulichen Boden. In den folgenden Untersuchungen will A. nachweisen, daß sich zwischen dem westlichen und dem bulgarischen Bogomilismus wohl Parallelen finden lassen, daß das aber auch das einzige Band zwischen beiden sei, und daß man nicht von Ursache und Wirkung sprechen dürfe. Wenn in Mazedonien von Süden aus der Manichäismus gleichzeitig mit dem Christentum eindringt, so läßt sich dasselbe in Calabrien beobachten, von wo der erstere nach

Aquitanien und der Provence ausstrahlte, nur daß hier bereits manichäische Traditionen bestanden. Sie blühten dort unter außergewöhnlichen Umständen und in einer hohen geistigen Kultur wieder auf. Dieselben Glaubensvorstellungen lassen sich in der fruchtbaren Phantasie der Troubadours und in der kaum entstandenen Literatur der Slaven wiederfinden, freilich dort meistens in den Apokryphen, vereinzelt aber auch in der mündlichen Überlieferung. Man kann also von dem ersten Zusammenklang der beiden Welten sprechen.

A. hat folgende Parallelen festgestellt:

Verherrlichung natürlicher Söhne. In den bulgarischen Apokryphen ist Konstantin d. Gr. der Sohn einer jungen, ungewöhnlich geistvollen Witwe und des Konstantin Porphyrogenitos. Das entsprach der ehefeindlichen Einstellung der Bogomilen. Es ist bezeugt, daß sie mit Konkubinen verkehrten. In den Artussagen stellt gleich König Artus selbst einen natürlichen Sohn dar. Weitere Beispiele folgen. — Die gefährliche Brücke und der Flammenfluß. Gaston Paris hat in weltlichen, altfranzösischen, Tichonravov in kirchlichen russischen Gesängen, nämlich in denen der kaliki perechožie, das gleiche Motiv nachgewiesen. — Spuren der manichäischen Kosmogenie. Nach manichäischen Vorstellungen bewohnten die Geister der Finsternis einen ungeheuren Abgrund unter Wassern. Sie kämpfen dort gegeneinander, bis sie sich auf ihre Feinde, die himmlischen Heerscharen, stürzen. Ähnliches weist A. in der Artussage nach. — Die beiden Drachen am Turm von Vortingern. Hier werden serbische Parallelen nachgewiesen im Lied von der „Vgrabena nevesta" und die Nachwirkung fernerhin im Volksbrauch des Vergrabens eines lebenden menschlichen Wesens beim Bau eines neuen Hauses. —

Zum Schluß zieht A. die Studien von A. Dufourcq über den Neo-Manichäismus heran, in denen dieser die Ansicht vertrat, daß der Manichäismus des 5. und 6. Jhs. die Fortsetzung desjenigen vom 3. und 4. Jh. war, und daß der Katharismus ein direktes Erbe der germanischen und fränkischen Epoche gewesen ist. Wie ist dann aber der Name bulgres oder bougres für die neuen Sektierer zu erklären und die mehrfachen Bestätigungen in textlichen Überlieferungen, daß es sich um bulgarische Einflüsse handelte? A. hält Mazedonien für dasjenige Land, wo der Bogomilismus die tiefsten Wurzeln geschlagen hatte, eine Meinung, die auch anderenorts vertreten wird, nur daß man dort zwischen Mazedonien und dem eigentlichen Bulgarien nicht scharf genug unterscheidet. A. schließt aber aus textlichen Überlieferungen, daß dorthin von Kleinasien aus zuerst der Manichäismus eingedrungen. Eine starke Einwanderung erfolgte auch nach Calabrien und Sizilien, von wo sie nach dem Norden ausstrahlte. Doch waren immer die Ursprungsländer: Kleinasien, Mazedonien und Calabrien stark von Griechen bewohnt, und höchst wahrscheinlich sind es die Griechen gewesen, welche, noch vor den Lateinern, das Wiederauftreten des Neomanichäismus als eine slavische Sache erklären wollten. Die slavischen Urkunden dagegen stellen in der Folgezeit den Popen Bogomil als Verbreiter des Manichäismus dar. Es ist auffallend, daß in den Prozessen gegen die Sektierer im 11. Jh. die Meinung vorherrscht, sie wären italienischen Ursprungs. Erst Mitte des 12. Jhs. spielen in einem katharischen Konzil die Bulgaren eine wichtige Rolle, und zwar wird dort zwischen Bulgaren und Mazedoniern unterschieden. In der zweiten Hälfte des 12. Jhs. wird das slavische Land durch die Kreuzfahrer „entdeckt"; vorher werden einzelne Persönlichkeiten von Mazedonien aus dahin vorgedrungen sein. Unter den Slaven waren damals aber die Bulgaren am bekanntesten. Papst Innozenz trat mit Ivan Asen in Verbindung, obgleich damals die Lateiner mit den Bulgaren Krieg führten, von denen ein Teil schismatisch, der andere sektiererisch war (in der Frage der Gottessohnschaft Satans oder des vollkommenen Dualismus). Die Griechen werden, obgleich sie wohl selbst schismatisch waren, bemüht gewesen sein, unter den Lateinern eine sehr üble Meinung über deren neue Gegner zu verbreiten. So wäre es wohl möglich, daß das Schimpfwort bougre aufgekommen ist.

Die Schlußfolgerungen Aničkovs sind also negativ. Die Bedingungen, unter denen der Okzident im 12. und 13. Jh. die Slaven kennen lernte, waren für die letzteren ungünstig, es kann also von einem slavischen Einfluß nicht die Rede sein. Emmy Haertel.

Bulgarien

Kr. Mijatev: Madarskijat konnik. — Izvestija na Bŭlgarskija Archeologičeski Institut. T. 5 (1928/29), S. 90—123.

Das Felsrelief des „Madarischen Reiters", in seiner Ausnahmestellung in der Kunst Europas und Asiens charakterisiert, die Literatur darüber und Mijatevs neue Gesichtspunkte betreffs seiner Deutung, dazu reiches Bildmaterial: das alles gibt dem vorliegenden Aufsatz eine Bedeutung, die weit über die eigentliche Zielsteckung hinaus, Verhältnisse der ostslavischen Kunstgeschichte allgemein aufhellt, während das Denkmal selbst, streng genommen, zur Kunst der Türkvölker gehört. Das Relief, welches in Lebensgröße einen Reiter, einen ihn begleitenden Hund und einen erlegten Löwen darstellt, ist auf die verschiedenste Weise gedeutet worden. Durch die Entzifferung der es umgebenden Inschrift in griechischer Sprache durch Geza Feher ist nun der Anlaß zu seiner Entstehung aufgehellt. Omurtag hat damit seinem Vorgänger Krum ein Denkmal setzen wollen. Der Zweifel, ob genannte Inschrift nicht etwa eine spätere Zutat zu dem Denkmal sei, wird dadurch behoben, daß ein und dieselbe rote Paste, die ehemals das ganze Denkmal überzog und dort vereinzelte Spuren zurückgelassen hat, auch zur Füllung der Buchstaben gedient hat. Außerdem war auch durch Studien von Kacarov und von Feher nachgewiesen worden, daß Kleidung, Haarschopf, Waffen des Reiters damaligen Moden entsprachen. Pferderasse und Gestalt des Hundes entsprechen den im Orient, bzw. in Innerasien, beliebten Rassen. M. verweilt eingehend bei der ästhetischen Würdigung des Denkmals und bemängelt es, daß seine Vorgänger sich darum nicht genügend gekümmert. Die Formen ergeben sich als naturalistisch, die Situation als Darstellung einer Jagd, der feierlich-monumentale Zug in der Haltung des Reiters aber und die Schale in ausgestreckter Hand, lassen erkennen, daß mehr dargestellt werden soll als eine bloße Jagdszene. Anderseits fehlt jede Andeutung, die eine Auslegung als kultische Handlung zuließe. Damit fällt die vielfach vertretene Ansicht, der Reiter von Madara gehöre zur Gruppe der sog. thrakischen Reiter, denn nach Kacarov haben Darstellungen dieser Art immer Anzeichen für einen kultischen Grundgedanken. Zudem ist auf diesen Darstellungen immer der Löwe als Jagdtier, nicht als Jagdtrophäe, dargestellt. Ebenso sind die früher zur Erklärung herangezogenen sassanidischen Felsreliefs als direkte Vorbilder des bulgarischen Denkmals kaum anzunehmen, da sie zeitlich zu weit von seiner Entstehung abliegen (das letzte persische Relief stammt etwa von 620 n. Chr., das bulgarische aus dem 9. Jh.). Etwaige Zwischenstufen sind bisher weder gesucht, noch nachgewiesen worden.

Feher hatte, in der Meinung, Omurtag habe Krum mit dem Relief ein Grabdenkmal stiften wollen, die in der Kunst der verschiedensten Türkvölker üblichen Steinfiguren, zu denen z. B. auch die in Südrußland vertretenen „kamennye Baby" gehören, zum Vergleich herangezogen, Figuren, die in gröbsten Linien männliche oder weibliche Gestalten wiedergeben, deren „alter ego" sie zu vertreten haben, wenn man sie bei den Gräbern aufstellt. Doch weist M. nach, daß einmal diese Art Figuren durchweg dreidimensional sind, und es nach der Vorstellung der betreffenden Völker auch sein müssen — deshalb wurden Reliefdarstellungen und Malereien verschmäht —, und daß andererseits in der Inschrift am Madarischen Reiter nur von den Siegestaten Krums, nicht von seinem Tode die Rede ist, also kein Grund vorliegt, darin ein Grabdenkmal zu sehen.

M. sieht als hauptsächlichsten Grund für die Entstehung eines solchen Ehrendenkmals für einen bulgarischen Herrscher die relativ sehr hohe

Kulturstufe an, die Bulgarien im 9. Jh. erreicht hatte, außerdem lagen für die Verherrlichung der Herrscherwürde, wie sie aus der feierlich-erhabenen Geste von Roß und Reiter deutlich zu ersehen ist, in bildlicher Überlieferung grade im Kulturgebiet der aus Innerasien übergesiedelten Völkerschaften in Südosteuropa vielfach Typen vor, die zur Nachahmung anregen konnten. M. bringt Abbildungen skythischer Herrschergestalten und Goldreliefs vom kymerischen Bosporus als Beispiele, wo auch in den Gesten der Reiter der Eindruck erhabener Würde erweckt werden soll. Diese, ursprünglich, iranischen Vorstellungen spiegeln sich auch in den persischen Felsreliefs. Daneben war, auch ausgehend vom Orient, die Jagd eines der beliebtesten Motive für die Kleinkunst, und byzantinische Seidenstoffe von Herrschergewändern (M. bringt hier die Abbildung eines Stoffes vom Gewande Pipin des Kurzen aus Lyon) zeigen ganz ähnliche Kompositionen wie das Steinrelief von Madara. Grade auf dem Stoff aus Lyon zeigt z. B. der Löwe eine auffallende Ähnlichkeit mit dem von Madara, nämlich in der Bewegung des Schwanzes, der so in die Höhe gedreht ist, daß er sich fast mit dem linken Vorderfuß des Pferdes berührt. Diese Linienführung in dem Felsrelief läßt auf irgendwelche Nachahmungen schließen, da sie bei dem getöteten Löwen unmotiviert ist und nicht der übrigen naturalistischen Behandlung der Tierkörper entspricht. Die Prachtliebe des Omurtag, die sich auch in anderen Denkmälern seiner Epoche ausspricht, wird der Anlaß gewesen sein, daß alle zur Verfügung stehenden Kunstmittel der damaligen Zeit in Anwendung kommen sollten bei dem Denkmal, das er seinem Vorgänger setzen wollte. Emmy Haertel.

Cvětan Radoslavov: Titlitě na bŭlgarskitě vladěteli. — Izvestija na Bŭlgarski Archeologičeski Institut. T. 5 (1828/29), S. 159—186.

R. schickt den Untersuchungen über die bulgarischen Herrschertitel im einzelnen eine Betrachtung über die Bedeutung der Herrschertitel allgemein in der alten Geschichte voraus. Sie bezeichneten anfangs nicht eine hohe Würde, sondern benannten bloß die Amtspflicht des Ausübenden. So sind ursprünglich rex, dux usw. zu verstehen, es gab z. B. auch einen rex sacrorum. Demnach fielen Rangunterschiede innerhalb der Herrschertitel fort. Erst allmählich bildete sich bei den verschiedenen Völkern der Begriff der Amtspflicht zur bestimmten Würde aus, und dementsprechend änderten sich die Bedeutungen der Titel. Mit dem Bewußtsein der alleinigen Ausnahmestellung gegenüber dem Volke an Würde und Macht wuchs auch der Wunsch der Herrscher nach Erblichkeit dieser Vorrechte. So legten sich die Nachfolger von Oktavian und Augustus den Titel Caesar bei, um ihn ihren Nachkommen zu vererben. Schließlich erklärt sich aus diesem Bewußtsein der Erhabenheit auch das „von Gottes Gnaden" in neuerer Zeit. Diese Verhältnisse spiegeln sich auch bei den Slaven wider, die ja ihre Herrschertitel von den Germanen übernahmen. Anfangs haben kŭnjaz und cěsar' für sie die gleiche Bedeutung gehabt. Erst in späterer Zeit verstanden sie unter cěsar' den Beherrscher des römischen Imperiums und unter kŭnjaz die Herrscher anderer Völker. Die bulgarischen Herrscher von Asparuch bis Simeon nannten sich zuerst Chan, später kŭnjaz. Wenn der letztere Titel den ersteren verdrängt, ist unbekannt. Entgegen anderen Meinungen hält R. das χανας oder χανε; in alten Steininschriften für gräziertes Chan, nicht für kŭnjaz. Handschriftlich läßt sich kŭnjaz erst zur Zeit von Boris I. nachweisen. Der Rang der bulgarischen Herrscher bis Simeon entspricht vollkommen dem rex, βασιλεύς usw. Von byzantinischen Geschichtsschreibern werden sie ἄρχων, ἡγεμών usw. genannt, zur Unterscheidung von dem Titel der eigenen Herrscher; außerdem werden sie mit ἄρχων auch nicht „Herrscher" gemeint haben, sondern bloß „Anführer". Die Byzantiner nannten auch die Herrscher anderer Völker nicht βασιλεύς.

Komplizierter ist die Frage der bulgarischen Herrschertitel von Simeon ab. Hier muß die damalige Bedeutung von βασιλεύς im Vergleich zur früheren herangezogen werden, denn dessen ehemalige Bedeutung von rex hatte sich in imperator umgewandelt, und dieser Titel unterschied sich wieder von cěsar'. R. weist hier auf die Bedeutung der römischen Prokonsularwürde hin, die anfangs nur militärische Gewalt, später auch Zivilgewalt in sich schloß und bei dem Anwachsen des römischen Reiches durch die verschiedenen Provinzen geeignet war, die Zentralmacht einigermaßen zu beeinträchtigen. In demselben Maße wie die Bedeutung der Prokonsuln wuchs, stieg auch die Schätzung des ursprünglich nur ihnen, als siegreichen Feldherren, verliehenen Titels imperator, bis er schließlich zum Titel des obersten römischen Herrschers überhaupt wurde. Die Imperatoren ihrerseits erinnerten sich aber stets der Tatsache, daß ihr Titel aus der Konsularwürde hervorgewachsen war und strebten danach, diese und andere hohe republikanische Würden in ihre Hand zu bekommen, unter ihnen auch die oberste geistliche Gewalt; und daraus erklärt es sich, daß im 1. und 2. Jh. n. Chr. auf ihren Münzen das pont. max. trib. pot. cos. cens. mitgeprägt wurde. Schließlich wurden bei wachsender Despotengewalt diese Zusätze überflüssig und verschwanden. Unter Konstantin hatte die Selbstgewalt der Imperatoren den Höhepunkt erreicht. Das römische „imperator" wurde bei den Griechen zum βασιλεύς, obgleich in hellenistischer Zeit unter diesem Titel nur die mehr oder weniger beschränkte römische Königsgewalt verstanden worden war. Man hatte aber auch die asiatischen Despoten ὁ μέγας βασιλεύς genannt. Während das βασιλεύς für den römischen Imperator gebraucht wurde, traten die sonst noch üblichen καῖσαρ, αὐτοκράτωρ an Bedeutung zurück und dienten zur Titelverleihung an Verwandte des Kaiserhauses. Erst im 11. und 12. Jh. erhielten sie ihre ursprüngliche Bestimmung zurück. Die bulgarischen Herrscher von Simeon bis Ivan Šišman legten sich den dem byzantinischen βασιλεύς entsprechenden Titel cěsar' und samoďržec bei; sie führten also den Imperatorentitel in anderer Gestalt, und dieser wurde ihnen auch von anderen Herrschern und den Päpsten im allgemeinen zuerkannt. Das Wort „kral'" ist in Bulgarien nie volkstümlich gewesen und nur zeitweise von Serbien aus eingedrungen. Im Volksbewußtsein Bulgariens bestand der Unterschied von künjaz und cěsar' schon vor der Regierungszeit Simeons, denn man nannte damals den eigenen Herrscher künjaz, den byzantinischen Kaiser cěsar'. R. widerlegt die Ansicht, daß der von Simeon angenommene Titel cěsar' von seiten der Byzantiner als ein minderer Begriff der Herrscherwürde angesehen und von Byzanz aus den bulgarischen Herrschern zugewiesen worden sei. Er hält dafür, daß Simeon sich diesen Titel selbst zugelegt hat. Man hat dagegen in Byzanz gefürchtet, daß Simeon, indem er sich den Kaisertitel beilegte, auch Anspruch erheben könnte, als römischer Kaiser gelten zu wollen, um so mehr als seine Absicht der Eroberung von Konstantinopel offenbar war. R. zitiert eine Reihe historischer Daten zur näheren Erklärung dessen, wie man in Byzanz über den Titel der bulgarischen Herrscher gedacht hat.

R. legt die Gründe dafür auseinander, weshalb das bulgarische car' eine Entlehnung aus dem Gotischen, oder überhaupt Germanischen sein muß, und beschäftigt sich eingehend mit der Lautgestalt des Wortes. Er konnte nur im Bulgarischen zu car' werden und ist von da aus in die übrigen slavischen Länder gedrungen. Schließlich bemerkt er, daß, um Zweideutigkeiten zu vermeiden, da wo von der alten Geschichte Bulgariens geschrieben wird, für die bulgarischen Herrscher bis Simeon nur künjaz der zutreffende Titel ist, oder je nachdem König, roi usw., jedenfalls aber nicht, wie z. B. Ireček das getan, Fürst oder prince. Die heutige Bezeichnung „deutsche Fürsten", worunter die regierenden Häupter verstanden werden, darf nicht als Beweis dafür angesehen werden, daß für die alte Zeit Fürst gleich König gesetzt werden könne. Auch der russische und bulgarische Titel knjaz darf nicht irre führen. Ebenso ist es unrichtig, für die bulgarischen Herrscher von Simeon ab Kaiser oder empereur zu sagen, hier ist

nur car' zulässig. Anders ist es mit dem heutigen Titel car', denn der Begriff dieses Wortes hat sich gewandelt. Der russische Carentitel war von Peter I. in Imperator eingetauscht worden, und der alte Titel sank in seiner Bedeutung etwa zu „König" herab. In diesem Sinne nannten sich unrichtigerweise die russischen Herrscher später „Car polski", während sie sich richtiger „korol" genannt hätten. Inoffiziell blieb für die russischen Herrscher aber der Carentitel bestehen. Anders ist es mit dem bulgarischen Carentitel. Er entspricht dem Begriff „König" und hat seit der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens v. J. 1908 diesen Sinn gehabt.

Emmy Haertel.

N. A. Mušmov: Novootkriti srědnověkovni pečati ot Bŭlgarija. — Izvestija na Bŭlgarskija Archeologičeski Institut. T. 5 (1928/29), S. 224—246.

M. hat unter im Nationalmuseum in Sofia als „noch nicht definiert" bezeichneten Petschaften eine sehr wertvolle Entdeckung gemacht. Er hat das eine Stück als ein Siegel von Boris definieren können, welches, von geringen Unterschieden an Gewicht und Größe abgesehen, eine genaue Entsprechung hat in einem später gefundenen Petschaft, das in Varna verwahrt wird. Das Petschaft enthält, im Gegensatz zu den byzantinischen Kaisersiegeln der gleichen Zeitt, kein Bild des Herrschers, sondern Bilder der Gottesmutter und des Heilandes und die Inschrift:

ΘΚΕ ΒΟΗΘΗ ΜΗΧΑΗΛ ΑΡΧΟΝΤ[Α ΒΟΥΛΓΑΡΙΑC]

M. findet, daß sich in diesem Petschaft die fromme Gesinnung dieses Herrschers in sehr charakteristischer Weise ausspricht. Die griechische Textabfassung entspricht damaligen Gebräuchen. Während die Gestalt der Gottesmutter denen auf byzantinischen Münzen sehr ähnlich ist, glaubt M., daß die Christusfigur, mit dem Kreuz im Hintergrunde, eigens für die Taufe des Boris gefertigt worden sein mag, da aus dieser Zeit ähnliche Darstellungen nicht bekannt sind. Vielleicht hat eine Silbermünze von Michael III. dazu die Anregung gegeben. Die Zeit der Prägung ist bald nach 865 anzusetzen. M. sieht in diesem Petschaft ein wertvolles Denkmal aus den ersten Zeiten nach der Christianisierung Bulgariens. Es folgen noch Beschreibungen anderer Siegel.

Emmy Haertel.

Kr. Mijatev: Noovotkrit olovenpečat na bŭlgarski archiepiskop. — Izvestija na Bŭlgarski Archeologičeski Institut. T. 5 (1928/29), S. 249—262.

I. J. 1927 ist bei Ausgrabungen der Ruinen eines großen Gebäudes in der Nähe des Reiters von Madara ein Petschaft mit dem Bilde der Gottesmutter und des Christuskindes gefunden worden, aus dessen Inschrift hervorgeht, daß es einem Erzbischof gehört hat. Sein Name ist stark beschädigt. M. liest ihn, nach den vorhandenen Buchstaben, als ΛΕωΝΤΙω, d. h., Dativ von Λεόντιος Aus der Güte des Fabrikats geht hervor, daß das Siegel Ende des 9., bzw. Anfang des 10. Jhs., gefertigt sein mag, da zu jener Zeit das Kunsthandwerk Bulgariens in besonders hoher Blüte gestanden hat. Um diese Zeit müßte Leontios gelebt haben. M. zieht alle bisher ermittelten Daten über kirchliche Würdenträger Bulgariens heran, um sich zu vergewissern, ob zu jener Zeit ein Leontios zu ermitteln ist. Der Schreibung des Dativs nach müßte man als Besitzer des Siegels einen Leontij vermuten, der im Sinodik des Caren Boril unter den Patriarchen von Preslav genannt wird, und von dem man annimmt, daß er zu Zeiten des Caren Simeon gelebt hat. Da könnten die aus dem Siegel zu erschließenden Auskünfte geeignet sein, irrige Annahmen, infolge ungenauer Überlieferungen im Sinodik, zu korrigieren. Ihre Niederschrift ist erst in späterer Zeit erfolgt und kann zu Fehlschlüssen geführt haben. Das Siegel aber bezeugt deutlich, daß der bewußte Leontij nicht Patriarch von Preslav

war, sondern nur Erzbischof. Aus dem Umstand, daß die Inschrift des Siegels in griechischer Sprache geprägt ist, zieht M. den Schluß, daß die bulgarische Kirchensprache länger, als man vermutet, doppelsprachig gewesen ist, und er führt die Gründe, die dafür sprechen, an.

Emmy Haertel.

Jugoslavien

Primo Fumagalli: La costituzione del Vidov-Dan. (Forts.) — L'Europa Orientale. Anno 8, 11—12 (1928), S. 371—393. — Anno 9, 1—4 (1929), S. 56—68, 118—148.

F. bringt den Wortlaut der serb.-kroat.-slovenischen Verfassung in italienischer Übersetzung nach Oscar Randi „La Jugoslavia" (Roma. L' Europa Orient. 1922), da ihm kein französischer Originaltext zur Verfügung stand. Er weist auf gewisse Übereinstimmungen von Art. 1—3 der Verfassung mit den im Vertrag von Korfu getroffenen Abmachungen betreffs Staatsgemeinschaft, Name, Wappen und Fahne des südslavischen Staates hin. Die Gründe für die endgültig festgelegte Namensgebung (Priorität Serbiens!) werden kurz dargelegt. F. erinnert daran, daß Gesamtnamen von Staaten, welche keine natürliche Fusion von Einzelgebieten darstellten, in der Geschichte immer kurzlebig waren. Hier kommt als Nachteil noch dazu, daß dem Namen nach jede Gesamtvereinigung mit den Bulgaren ausgeschlossen bleibt. Auch ist es ungenau, von einer serb.-kroat.-slovenischen Sprache zu reden, da es eine solche Sprache nicht gibt. Betreffs Art. 4—21 der Verfassung, wo Rechte und Pflichten des Staatsbürgers festgelegt sind, weist F. auf den in „Revue de droit international privé" erschienenen Aufsatz von Perić hin, wo die Frage behandelt wird, wie weit sich hier der Begriff „Staatsbürger" mit dem des im Staate lebenden Ausländers deckt. Aus der Tatsache, daß es neben einer allgemeinen staatsbürgerlichen Zugehörigkeit im Staate SHS noch eine besondere gibt, resultieren gewisse gesetzliche Konflikte in bezug auf Eheschließung (z. B. regionale Widersprüche hinsichtlich Anerkennung der Ziviltrauung), ebenso wie auf Erlangung und Verlust des Bürgerrechts. Es ist z. B. nicht gesagt, daß bei Annahme des Bürgerrechts irgendwo im Auslande das Bürgerrecht in SHS automatisch erlischt. Große Bedeutung hat Art. 12 über die politische Bedeutung der Konfessionen. Die orthodoxe Kirche ist als Staatskirche anerkannt und durchaus national orientiert, während die katholische Kirche mit ihrer universellen Einstellung andere Prinzipien vertritt. Aus diesen grundsätzlichen Schwierigkeiten bei Regelung konfessioneller Fragen ist wohl auch zu erklären, daß nach neun Jahren der staatlichen Existenz noch immer kein Konkordat mit dem Vatikan zustande gekommen ist. Es folgt hier ein kurzer Abriß der Kirchengeschichte in den Einzelgebieten des Staates SHS. einschließlich der Versuche zu einer Regelung der konfessionellen Fragen in den letzten Jahren. Bei Erörterung des öffentlichen Unterrichts, der bei der Natur dieses Staates besonders wichtig und schwierig ist — Versuche, die heterogenen Landesteile durch einheitliche Lehrprinzipien zu verschmelzen, andererseits Rücksichtnahme auf die zwei verschiedenen Alphabete und auf die große Masse der Analphabeten — zeigt die Statistik von staatlich angestellten Lehrkräften (nach Randi) und Hörern im Hochschulunterricht die bemerkenswerte Tatsache, daß die Zahl der letzteren stark zurückgegangen ist, während die der ersteren anstieg. Man muß hierin die Folgeerscheinung der serbischen Zentralisationsbestrebungen sehen, welche dem scheinbaren Liberalismus von Art. 16 der Verfassung in der Praxis widerspricht. F. macht auf die Inkonvenienzen aufmerksam, welche die durch Art. 18, nach deutschem Muster, geregelte Frage der Verantwortlichkeit bei Verfehlungen im Lehramt zur Folge haben kann. Hiernach wird die betreffende Behörde, nicht der betreffende einzelne Beamte, zur Verantwortung gezogen, während bei den in Italien geltenden Bestimmungen, nach englischem Muster, der einzelne zur Verantwortung gezogen wird.

Zu Art. 22—24, die Soziales und Wirtschaftliches regeln sollen, bemerkt F., in Übereinstimmung mit Perić, daß das Staatsprinzip der Nachkriegszeit überall und ebenso auch in SHS daraufhin abzielt, das wirtschaftliche Leben der einzelnen Staatsbürger in feste Normen zu bringen, während früher die dafür getroffenen Normen nur den Zweck hatten, staatsfeindliche oder für andere gefährliche Operationen zu verhindern. Besonders tritt hier der Schutz der Arbeit und des Arbeiters in den Vordergrund. Selbst der Streik ist gestattet, dahingegen jede Konzession an den Kommunismus verpönt. Die Kommunisten sind von jedem öffentlichen Amt ausgeschlossen. Die Rechte des Staates, wirtschaftliche Fragen privater Natur zu regeln, gehen so weit, daß selbst Verträge, die vor dem Weltkriege abgeschlossen wurden, als nichtig erklärt werden können, wenn sie den öffentlichen Interessen zuwider laufen. Auch das absolute Eigentumsrecht, wie es z. B. das römische Recht kennt, ist fraglich geworden. Perić bejaht sogar die Frage, ob die bloße Unterlassung einer Rücksichtnahme auf die Öffentlichkeit, hinsichtlich des Privatbesitzes, als unerlaubt gelten kann. Die Verfügungen von Art. 37, wo über die zulässigen Grenzen des Eigenbesitzes gesprochen wird, und zwar in so allgemeinen Wendungen, daß die Interpretation schwierig sein kann, zeugen nach Perić von großer politischer Weisheit. F. vertritt hier eine entgegengesetzte Anschauung. — Die Agrarfrage und das Gesetz über teilweise Enteignung großen Grundbesitzes nimmt F. zum Anlaß, die territorial verschiedenen Verhältnisse des ländlichen Grundbesitzes in Serbien, Kroatien-Slavonien, Dalmatien und Bosnien und der Herzegovina darzustellen, namentlich die sehr komplizierten des letzteren Gebietes, das durch die türkische Herrschaft ganz eigene Formen angenommen hat. Die von Rußland ausgegangene Bewegung griff auf den Staat SHS. über und hat das Gesetz vom 25. Februar 1919 „Vorläufige Bestimmungen zur Vorbereitung der Agrarreform" veranlaßt. In Rücksicht auf die großen Waldungen hat die jugoslavische Regierung nicht nur ihr Eigentumsrecht in einzelnen Fällen geltend gemacht, sondern sogar die von der früheren Regierung mit ausländischen Unternehmern abgeschlossenen Verträge rückgängig gemacht, um Jugoslaviens wirtschaftliche Unabhängigkeit zu sichern. Nach der Meinung Fumagallis ist das Land aber zu kapitalsarm und technisch noch nicht entwickelt genug, um sich ganz loszusagen vom Ausland. Auch die genossenschaftliche Bewegung zu gemeinsamer Anschaffung von landwirtschaftlichen Maschinen und Werkzeug, zwecks rationeller Bewirtschaftung des Bodens, bespricht F. und kommt zu dem Schluß, daß die bestehenden Pläne nur ausführbar gewesen wären bei Wegfall von Opposition interessierter Kreise, bei freiwilliger Mitarbeit der zuständigen Behörden und bei dem Vorhandensein einer numerisch ausreichenden, intellektuell fähigen Klasse, die ein so ausgedehntes genossenschaftliches Werk hätte in die Hände nehmen können. Im folgenden wird den Satzungen über die Thronfolge besondere Beachtung geschenkt, F. zitiert hier längere Abschnitte eines Aufsatzes des Professors für Verfassungsrecht an der Univ. Belgrad, Jovanović, über den Präzedenzfall, der durch den Tod König Peters in Serbien der Vorkriegszeit geschaffen worden war. Schließlich wird noch das Schicksal des serbischen Senats des näheren besprochen und die administrative Organisation nebst der regionalen Einteilung des Staates, wobei die Gesichtspunkte der beiden hauptsächlichsten Interessenvertreter: Smodlaka für die „Demokratische jugoslavische Liga" und Minister Protić einander gegenübergestellt werden.

Emmy Haertel.

Umberto Urbani: Božo Lovrić. — Rivista di letterature slave. Anno 4, 2—3 (1929), S. 164—175.

U. vergleicht Lovrić mit Nazor. Dieser ist der echte Nationaldichter der Kroaten, der slavische Mythologie und kroatische Könige besingt. Lovrić, ebenso wie Begović, sind dagegen die am meisten italienischen Vertreter der ästhetischen Richtung, die in Kroatien in der Zeit zwischen



1895 und 1910 geherrscht hat. Der Modernismus in Kroatien ist durch die Studenten eingeführt worden, die in Prag, Wien, München studiert hatten und 1895 von der Universität Agram ausgeschlossen worden waren, weil sie dort die zu Ehren des Kaisers Franz Joseph gehißten ungarischen Fahnen verbrannt hatten. Es folgte damals auf Romantik, Realismus und die Periode der Vojnović und Tresić-Pavičić die kosmopolitisch eingestellte Dekadenz, die heut dem Futurismus und der Halbanarchie im Reich der Dichtung gewichen ist. Lovrić ist, nach dem Urteil des čechischen Kritikers Urban, von der serbo-kroatischen Kritik nicht gerecht genug beurteilt worden. Man habe nicht genügend beachtet, daß L. sich von Wilde, D'Annunzio und den Präraphaeliten freizumachen versucht hat, um seinen eigenen Weg zu finden. U. erwähnt eine Episode aus Lovrić' Schaffen. Eine von ihm während eines Konzertes des römischen Dirigenten Molinari in Prag i. J. 1925 improvisierte Dichtung „Concerto sinfonico" (so in der italienischen Übersetzung von Pietro Kasandrić), hat in solchem Grade den Beifall Mussolinis erregt, daß er für ihre Veröffentlichung im „Tevere" unter dem von ihm selbst gegebenen Titel „Un poeta jugoslavo al Maestro Molinari" sorgte. Den Hauptruhm Lovrić' bilden aber seine Dramen, die U. kurz bespricht. Nach seiner Meinung hat L. auf dem Gebiet des Dramas nur Kosor und Krleža als Nebenbuhler, er überragt aber Kosor ganz entschieden und Krleža in vielen Punkten. Er hat sich sowohl von russischen wie čechischen Vorbildern freigemacht. Krleža ist in Moskau ganz zum Leninisten und Verehrer des „dritten und letzten Roms" geworden. L., der in die Kunst Dostoevskijs und Turgenevs eingedrungen, hat sich nicht russifiziert und noch weniger „leninisiert". Seine Gestalten sind für jedes Land und jeden Meridian verständlich. Emmy Haertel.

Rußland

A. Guščin: L'art indigène preéchrétien de la Russie Kiévienne. — Revue d'études slaves. 8 (1928), S. 194—202.

Im Anschluß an die von Rostovcev in seinem „Iranions and Greeks in South-Russia" entwickelten Ideen über die Geschicke des russischen Landes in vorrussischer Zeit, als deren Fortsetzung man die Anfänge der russischen Geschichte ansehen kann, weist G. an der Hand russischer archäologischer Funde nach, daß man mit der bisher allgemein üblichen Anschauung, das älteste Rußland habe seine Kunst fix und fertig von Byzanz übernommen, brechen muß. Ein Volk, das soeben erst die neolithische Epoche zurückgelegt hatte, konnte nicht befähigt sein, eine so raffinierte, reife Kunst zu verstehen und nachzubilden. Es ist durch Pokrovskij und Aničkov nachgewiesen worden, daß das russische Volk zu Anbruch seiner Geschichte in seinen religiösen Anschauungen ausgesprochen animistisch war, Feuer, Wasser, Sonne usw. anbetete. Das Christentum wurde widerwillig angenommen und nur sehr oberflächlich assimiliert. Die mit dem Christentum übernommene kirchliche Kunst veränderte unter der Hand russischer Nachbildner ihren Stil, wenn auch die Motive die alten blieben. Diese Kunst blieb ebenso offiziell wie die Kirche selbst. Die Chroniken dürfen in dieser Hinsicht nicht als alleinige Auskunftsquelle gelten. Wollte man, um über die Kunstverhältnisse im ältesten Rußland zur Klarheit zu kommen, nur die Chroniken befragen, so würde man nie über Mutmaßungen hinauskommen. Die archäologischen Funde lassen erkennen, daß es, sicherlich schon in vorchristlicher Zeit, auf russ. Boden zwei verschiedene Stilrichtungen gegeben hat, einen rein geometrischen von großer Primitivität, der aus eben diesem Grunde für eigene Erfindung der Russen angesehen werden darf, und einen figürlichen, in dem Pflanzenornamente und menschliche und besonders tierische Figuren, oft in heraldischer Anordnung auftreten. Während die erstgenannte Gattung, die auf einfachen Töpferwaren, Knochen- und Bronzegegenständen vorkommt, wahrscheinlich die Kunst der ländlichen Bevölkerung darstellte, wird man die

zweite Art, die an Schmuck und Waffen vorkommt, als die städtische Kunst im Kiever Staat ansehen können. Ein Vergleich der russ. Handschriften in den der Christianisierung folgenden Jahrhunderten zeigt, daß zuerst byzantinische Muster kopiert werden, dann der Tierstil mehr und mehr auftritt und schließlich das byzantinische Muster ganz verdrängt. Schon Viollet-le-Duc hatte die Vermutung ausgesprochen, daß der zoomorphe Stil nicht aus Byzanz übernommen worden ist, sondern einer orientalischen Quelle entstammt. Gleich, aus welcher asiatischen Kunst die erste Anregung hervorgegangen sein mag: wenn dieser Stil, der im 12. Jh. in den Miniaturen der Handschriften den byzantinischen verdrängt, genau dem entspricht, der auf archäologischen Funden aus dem 9. Jh. nachgewiesen werden kann, so kann als erwiesen gelten, daß schon in vorchristlicher Zeit im ältesten Rußland eine einheimische Kunst existiert hat. H. Kühn hat neuerdings, ebenso wie Rostovcev früher, darauf aufmerksam gemacht, daß die Kunst Westeuropas im Mittelalter durch die Osteuropas, und zwar im Anschluß an die Einwanderungen von Asien aus, stark beeinflußt worden ist. Emmy Haertel.

N. Gudzij: Die altrussische Literaturgeschichte in den Jahren 1914—1926. T. 1. — Zeitschrift für Slavische Philologie, 5 (1928/29), S. 153—175.

Eine bibliographische Übersicht, welche, wie Verfasser einleitend bemerkt, insofern Lücken aufweisen wird, als möglicherweise während der Kriegsjahre in Westeuropa erschienenes Material und in den ersten Jahren der russischen Revolution erschienene Literatur nicht restlos erfaßt werden konnte. G. hat zur altrussischen Literatur, wie das vielfach geschehen, auch Denkmäler gezählt und gestellt, welche nicht eigentlich als literarische Leistungen zu betrachten sind, wie Predigten, Pilgerliteratur usw., da er sie zur Skizzierung der ganzen Epoche für notwendig erachtet, dahingegen sind offensichtlich einer ganz bestimmten, nicht literarischen Kategorie zuzuzählende Schriften, wie kanonische und kirchengeschichtliche Denkmäler, fortgelassen. Erzählungen, Apokryphen usw., gleich ob aus der vormongolischen wie nachmongolischen Zeit, sind mit berücksichtigt. Verf. weist hier auf die verdienstvolle Zusammenstellung von Perec „Istorija drevnei russkoi literatury v rabotach russkich učenych 1917—1923" (Slavia 3 und 4) hin. Emmy Haertel.

S. Jacobsohn: Ein unbekanntes Gedicht von Fedor Tjutčev. — Zeitschrift für Slavische Philologie, 5 (1928/29), S. 408—410.

Ein in der Handschriftenabteilung der Preuß. Staatsbibliothek zu Berlin verwahrtes Gedicht Tirutčevs, „Znamja i Slovo" betitelt, ist bisher unveröffentlicht geblieben. Dieses Gedicht ist Varnhagen von Ense gewidmet, der mit T. persönlich bekannt gewesen ist. J. hat den unveröffentlicht gebliebenen Teil der Tagebücher Varnhagen v. Enses, gleichfalls in der Handschriftenabteilung der Preuß. Staatsbibliothek, durchgesehen und ihnen nähere Notizen über dessen Beziehungen zu T. entnommen. Emmy Haertel.

J. v. Laziczius: Fr. Hegels Einfluß auf V. Bělinskij. — Zeitschrift für Slavische Philologie, 5 (1928/29), S. 339—355.

Während in manchen Fällen, bei Einschätzung des Einflusses der deutschen Philosophie auf die russische Geisteswelt im 19. Jh., Ungewißheit zu herrschen scheint, ist eine solche bei Bělinskij kaum zu spüren. Hier besteht die Formel, daß B. nur am Ende der 30er Jahre von Hegel beeinflußt worden ist, in der folgenden Petersburger Periode aber von den französischen Sozialpolitikern und Utopisten. Man berief sich dabei auf den Brief Bělinskijs vom 1. März 1841 an Botkin, in dem er die Hegelsche Philosophie als „vzdor suščij" bezeichnet. L. mißt diesem Ausspruch be-

dingten Wert bei und beurteilt die Petersburger Zeit B.'s, auf Grund der in Frage kommenden Schriften, anders. Über den Anfang dieser Zeit ist man genau unterrichtet, aber ihr Ende gilt als fraglich, sicher ist nur, daß nach Anfang 1841 von Hegelschen Einflüssen nicht mehr die Rede sein könne. L. weist hier zunächst darauf hin, daß wohl das H.'sche System als Ganzes von B. abgelehnt wurde, daß aber seine Ästethik, auch in der sozialistisch orientierten Periode B.'s, für ihn von Bedeutung blieb. L. untersucht die Kritik der literarischen Tätigkeit Fonvizins und Zagoskins daraufhin und glaubt, daß die darin eingehend dargelegte Charakteristik der französischen und deutschen Geistesart nur von Hegelschem, nicht von Schellingschem Einfluß herrührt. B. hatte diese Beobachtungen in der Einleitung zur Kritik der beiden russ. Schriftsteller gebracht, dann aber den Aufsatz nicht zu Ende geführt; er setzte aber diese Gedankengänge fort bei Besprechung von Glinkas „Očerki Borodinskago sraženija" (1839).

Der Hegelsche Organismusgedanke läßt sich aber auch in Schriften aus den 40er Jahren verfolgen. So bei der Definition der Kunst in „Ideja iskusstva" und bei seiner Dreiteilung des Denkens in: Religion, Kunst und Philosophie. Bělinskijs Hauptinteresse gilt darunter der Kunst, insbes. der Literatur, wobei wieder der Gedanke zugrunde liegt, daß jedes Volk der Träger einer bestimmten Idee ist, die sich in seiner Literatur ausspricht. Der Organismusgedanke veranlaßt B. sogar, früher gefällte Urteile einer Revision zu unterziehen. Er erreicht den Höhepunkt in der Abhandlung über Puškin. Doch nicht nur der Organismusgedanke weist auf Hegel, sondern auch die Einteilung der Künste in dem Aufsatz „Razdělenie poezii na vidy i rody" (1841), wo vollkommene Übereinstimmung mit Hegel herrscht. B. hält sich aber in einzelnen Fragen nicht streng an Hegels Aussprüche, z. B. hinsichtlich der Bewertung der individuellen Dichtung, doch herrscht in bezug auf die Endziele der Künste wieder vollste Harmonie. B. hat aber Hegels Anschauungen über die symbolische Kunst nicht geteilt. In seinen späteren Schriften, als Bělinskijs Interesse für die Gesellschaftsprobleme immer größer wurde, ist ein Abgehen von Hegelschen Anschauungen merklich zu spüren. Er gab da aber frühere Überzeugungen auf, ohne schöpferisch neue an ihre Stelle zu setzen und hat der neuen realistischen Richtung kein theoretisches Fundament gegeben.

Unter den Kritikern Bělinskijs hat Skabičevskij am meisten für diese negative Seite seiner Entwicklung ein offenes Auge gehabt; er war auch der einzige, welcher dem Einfluß Hegels mehr Bedeutung beilegte, als sonst üblich. Emmy Haertel.

S. Jacobsohn: Briefe von und über L. N. Tolstoj. (Aus dem Nachlaß von Raphael Löwenfeld.) — Zeitschrift für Slavische Philologie, 5 (1828/29), S. 371—390.

J. schildert die Bedingungen, unter denen Löwenfeld zur Ausführung seines Planes, eine Biographie Tolstojs zu schreiben, schritt. Sein erster Besuch in Jasnaja Poljana fällt in das J. 1890. Seine Reise dorthin ist von L. selbst in seinem „Gespräche über und mit Tolstoj" beschrieben, doch der ihr nachfolgende Briefwechsel zwischen L. und dem Ehepaar Tolstoj ist bisher unveröffentlicht geblieben. Manches darin ist wertvoll für die Textkritik der Werke von Tolstoj, und besonders ist es die Rolle, welche darin der Gattin Tolstojs zufällt, in Rücksicht auf die z. Z. viel umstrittene Frage über ihre Beziehungen zu Tolstoj. Es sind hier Briefe aus dem Zeitraum von 1890—98 zum Abdruck gelangt. Emmy Haertel.

Ettoro Lo Gatto: „Sua Altezza il servo Piter Komondor." — Rivista di letterature slave. Anno 4, 4 (1929), S. 264—269.

Die Phantasie der russischen Dichter hört nicht auf, sich mit der dämonischen Persönlichkeit Peters d. Gr. zu beschäftigen. Merežkowskij hatte Legende und Wahrheit zu einem Bilde zu vereinen versucht, das manchen

Vorzug hat gegenüber einer historischen Darstellung wie die Waliszewskis, in der das Anekdotische einen so großen Raum einnimmt. Neuerdings sind zwei Bücher über Peter entstanden, die sicher nicht historisch Dokumentiertes zur Grundlage haben: „Den' Petra" von Aleksej Tolstoj und „Ego Veličestvo Kneeb Piter Komondor" von Boris Pilnjak (ersch. 1921 und 1919). Tolstoj hatte sein Werk in Paris veröffentlicht, ehe er nach Rußland zurückkehrte, Pilnjak, der Rußland überhaupt nicht verlassen hat, veröffentlichte das seine dort. Gegen beide Bücher hat der Historiker Platoner Protest erhoben. Da alle drei hier Genannten in Sovjetrußland leben, handelt es sich also bei diesem Streitfall nicht um Russen der Emigration und solche im Lande. Plat. verteidigt Peter vor der Verunglimpfung, als schmutziger Säufer und Kranker dargestellt zu werden, und er behauptet mit seinen gelehrten Demonstrationen das Feld. Die moderne russ. Geschichtsschreibung sieht in Peter ein Kind seiner Zeit, Erben der Menschen aus dem 17. Jh., und schreibt ihm, bei allen seinen bemängelnswerten Eigenschaften, eine strenge Ehrenhaftigkeit, Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit in Staatsgeschäften zu. Man fragt sich, wie zwei talentvolle Dichter, Männer von Bildung, die die Vulgatameinung über Peter kennen müssen, dazu gekommen sind, ein dem historisch Beglaubigten so diametral entgegengesetztes Bild von ihm zu zeichnen. Vielleicht war Tolstoj als schriftstellerischer Vorwurf der rohe, zu grausamen Exzessen geneigte Monarch anziehender und interessanter. Bei Pilnjak ist die Erklärung leichter, sie wird in dem Neoslavophilismus zu suchen sein, der auch sonst in seinen Büchern triumphiert: weg von Peter und seinen Nachahmungen und zurück zum elementaren, primitiven Rußland. P. geht hier noch über die Slavophilen hinaus. Chomjakow erkannte immer noch Peters geistige Größe an. Für Pilnjak besteht seine ganze Genialität darin, daß er es verstand, Komödie zu spielen. Er leugnet, daß Peter ein viele Millionen vereinendes Reich geschaffen habe. Er sei bis zum letzten Augenblick ein großes Kind geblieben, das spielen wollte. Er spielte Krieg, Marine, Paraden, und schließlich auch Europäisierung Rußlands. Diese Einschätzung erscheint paradox. Aber ist denn nicht insoweit etwas Wahres darin, als die ganze Epoche nach Peter bis zur letzten Revolution ein unablässiger Kampf des Autochthonen gegen das Neueingeführte gewesen ist? Lag nicht in Peters Glauben, gesiegt zu haben, ein Irrtum? Und liegt nicht auch ein Irrtum in dem Glauben an den Sieg des Marxismus im heutigen Rußland? Der Historiker mag Recht haben, wenn er sich auf vergilbte Dokumente beruft, aber seine Entrüstung bleibt wirkungslos gegenüber dem ideologischen Peter, wie ihn der Neo-Slavophilismus ausgestaltet und ins Gebiet der Kunst hinüberprojiziert. Emmy Haertel.

Ettore Lo Gatto: Uno Scrittore Sovietista Neo-Borghese. — Rivista di letterature slave. Anno 4, 4 (1929), S. 270—276.

Der Fall Bulgakov ist einer der interessantesten der heutigen Sovetliteratur. Sein in der Zs. „Rossija" 1924 veröffentlichter Roman „Dni Turbinych", der in Buchform nur in Riga 1927 erschienen ist, wird von dem Vorredner Pilskij als „tendenzfrei" genannt, Gorbačev in seiner „Sovremennaja russkaja literatura" (Lgrd. Priboj. 1928) behauptet, daß B. sowohl in dem Roman, wie in seiner Dramatisierung tendenziös sei. Pilskij hat auch das Drama für tendenzfrei erklärt, während Mustangov in „Pečať i revoljucija" (1927, 4) sagt, die Turbiny wären idealisiert. Werke wie das Bulgakovs stehen der psychologischen Wirklichkeit zu nahe, als daß sie tendenziös sein könnten, sie können aber in hohem Grade tendenziös erscheinen, weil sie unmöglich die „gesamte" Realität einer Epoche einzubeziehen vermögen. Die Familie Turbin besteht aus Durchschnittsmenschen, denen jede idealisierende Aureole fehlt, sie spiegeln die Wirklichkeit wider und reagieren auf sie, wie der Durchschnitt im Alltagsleben darauf zu reagieren pflegt. Das Wesentliche des Romans besteht im Leiden des einzelnen, der in eine allgemeine Tragödie hinein-

gezogen wird. Die Bolševiken kommen darin gar nicht vor, man erfährt nur, daß sie allerseits gehaßt werden. Trotzdem hat man sich in der Sovetkritik so über das Buch aufgeregt. Gorbačev wirft B. vor, daß er nur Weißgardisten von außergewöhnlicher Ehrenhaftigkeit dargestellt habe, der Gerechtigkeit halber hätte er auch darauf hinweisen müssen, wie sehr sie zu ihrer Umwelt im Kontrast standen. Da er das nicht getan, hat man hier eine Apologie der caristischen Offiziere als Klasse und „eine romantische Erzählung aus den unvergeßlichen Tagen der Vorrevolution". Lo Gatto hält es für ausgeschlossen, daß B., der seinen Roman in Sovetrußland veröffentlichte, damit eine Apologie der caristischen Offiziere beabsichtigt hätte. B. ist ein Schriftsteller von außergewöhnlicher psychologischer Feinfühligkeit, als solcher hat er eine Episode aus jenen stürmischen Tagen in realistischer Weise festgehalten, und wenn die von ihm geschilderten Typen so sympathisch berühren, wird man vermuten können, daß er solche gesehen und beobachtet hat. Ob Gorbačev glaubt, daß die sovetistischen Schriftsteller objektiv sind, die nur die guten und edlen Eigenschaften der „Roten" schildern? Der Fall Bulgakov ist lehrreich für die Ausländer, die das Leben in Sovetrußland aus den literarischen Reflexen kennen lernen wollen. Gorbačev hat B., zusammen mit Tolstoj und Erenburg, in die Kategorie der neuen Bourgeoisie eingereiht, obgleich er glaubt, daß Bulgakov bereit sei, sich der sovetistischen Staatsordnung unterzuordnen und anzupassen. Wie dem immer sei, dieser Roman wird bleibenden Wert haben.

Emmy Haertel.

B. Tomaševskij: La nouvelle école d'histoire littéraire en Russia. — Revue d'études slaves. 8 (1928), S. 226—240.

Im J. 1917 erlebte die russische Dichtung eine Krise, eine neue Strömung widersetzte sich der bisherigen weiblichen Kunst der Symbolisten. Unter den russischen Futuristen gilt die Parole: slovo kak takovoe! Es entstanden die Sborniki po teorii poetičeskago jazyka. Gegen 1918 wird das Obščestvo izučenija poetičeskago jazyka gegründet, nach Art der militärischen und revolutionären Kurzworte genannt Opojaz. Nach dreijährigen Polemiken hatten die „Formalisten" das Feld erobert und unter großen Schwierigkeiten eine Literarische Fakultät gegründet, deren Hauptstreben darauf abzielte, sämtliche Perioden der russischen Literatur gründlichst zu erforschen. Erst heut können diese Probleme in Angriff genommen werden. Drei Richtungen hatten sich innerhalb der Literaturgeschichte herausgebildet: eine biographische, eine soziale und eine philosophische, und den ihnen eigenen Gepflogenheiten wurde nun der Krieg erklärt. Die biographische Methode wurde ganz verworfen, man verglich ihre Vertreter mit subalternen Agenten einer alles herausschnüffelnden Geheimpolizei. Die Publizisten betrachten die Literatur wie eine Urkundensammlung der sozialen Geschichte. Die Helden Puškins, Lermontovs usw. werden als historische Persönlichkeiten und als Typen bestimmter politischer, sozialer und moralischer Anschauungsarten angesehen. Das wirkliche Leben gilt als durch die Romane entstellt. Die philosophische Schule, die durch die Symbolisten vertreten war, wurde als phantastisch und widerspruchsvoll abgelehnt. Die Anhänger des Opojaz unterschieden genau zwischen dichterischer und praktischer Sprache; eine neue Doktrin auf rein linguistischer Grundlage entstand. Die Vertreter dieser Richtung und ihre „Sondertendenzen" werden vom Verf. des näheren besprochen. Auch gegen die früher übliche Methode, in dem Dichtwerk zwischen Inhalt und Form mehr oder weniger äußerliche Unterscheidungen zu machen, wendet man sich; hier aber hatten bereits die kritischen Aufsätze von Andrej Belyj, Vjačeslav Ivanov und Valerij Brjussov vorgearbeitet. Die sogenannten „Formalisten", welche sich der Unterscheidung von Inhalt und Form widersetzten, haben es ihrem Namen zu danken, daß man im Publikum ihre Tendenzen mißversteht. Die alte historische Methode hatte nur die zeitliche Folge der Schriftsteller im Auge gehabt und den jeweils als Meister hervortretenden allein des Inter-

esses wert gehalten, er blieb Sieger, die Besiegten wurden verspottet, wie z. B. die französischen Dichter des 16. Jhs. Dieser pazifistischen Methode wurde eine kampflustige entgegengesetzt. Der positive Einfluß, d. h. durch Anziehung, wurde ersetzt durch den negativen, d. h. abstoßenden. Die Formel „Erbschaft des Onkels an den Neffen" wurde Mode, womit gesagt werden sollte, daß Widerstände gegen die vorherrschende Strömung des Jahrhunderts die literarische Evolution bewirken. Man verfolgte besonders die sekundären Erscheinungen, Polemiken einzelner Gruppen usw. Gerade die Jetztzeit ist geeignet, einen Einblick zu gewähren in den Mechanismus der literarischen Bewegung. Man möchte nun die innere Determination dieser Bewegung ergründen und lenkt dabei sein Augenmerk auf die nationalen Ursachen, die bei Übernahme ausländischer Muster mitgespielt haben. Die Formalistik hatte in ihren ersten Etappen das Studium eines Dichtwerks aufs äußerste zu spezialisieren versucht: Rhythmus, Sprache, Satzmelodie, das alles und noch mehr wurde einzeln untersucht. Schließlich kommt man aber doch dazu, das Werk als Ganzes erfassen zu wollen.

Der augenblickliche Stand der Doktrinen der neuen Schule ist schwer zu verfolgen, denn, nachdem die hauptsächlichsten Kämpfe ausgefochten, haben sich die vorher fest zusammenhaltenden Gesinnungsgenossen wieder zerstreut. Jeder geht seinen Sonderstudien nach. Man kann von drei Gruppen sprechen: den Orthodoxen, den Unabhängigen und den Einflußnachgebenden. Die Orthodoxen sind die Getreuen des Opojaz, ihre Hauptvertreter: Šklovskij, Eichenbaum, Tynjanov. Die Unabhängigen, erst in gewisser Abhängigkeit von den Formalisten, haben sich doch jetzt einen eigenen Weg gewählt, so Žirmunskij und Vinogradov. Was die Einflußnachgebenden anbelangt, so läßt sich ihre Zahl nicht bestimmen. Die Formalisten und ihre Anhänger haben jedenfalls anregend und befruchtend gewirkt, wenn man auch im einzelnen über ihre Errungenschaften verschiedener Meinung sein kann. Sie haben das Interesse an literarischen Fragen unter unzählige Leser gebracht, die Jugend mobilisiert und die Literatur aus den akademischen Hörsälen auf die Straße getragen.

Emmy Haertel.

A. Voznesenskij: Die Methodologie der russischen Literaturforschung in den Jahren 1910—1925. Forts. III—VII. — Zeitschrift für Slavische Philologie, 5 (1928/29), S. 175—199.

III umfaßt die kritische Sichtung der Literatur über das Gebiet „Form und Gehalt". IV „Poetik", mit den Unterabteilungen: methodologische Grundlagen der Poetik, künstlerische Phonetik (dieser Abschnitt wieder untergeteilt in Lautsymbolik usw.), Komposition u. a. m. In V wird Literaturgeschichte dargestellt. VI enthält eine allgemeine bibliographische Übersicht zur Literaturgeschichte. VII, als Zusammenfassung, behandelt noch einmal in großen Zügen die besprochenen Gebiete. Emmy Haertel.

N. De Baumgarten: Sui rapporti storici tra la Russia e la Polonia. — L'Europa Orientale. Anno 9, 7—8 (1929), S. 285 bis 293.

Dieser Aufsatz von rein informatorischem Charakter beleuchtet die Ursachen, welche, nach Jahrhunderten reibungslosen Nebeneinanderbestehens der beiden Völker (die Kämpfe um Rotrußland?) zu erbittertem gegenseitigen Haß geführt haben. Die Geschichte der konfessionellen Gegensätze und Kämpfe wird in großen Zügen gezeichnet und die beiderseitige Intoleranz getadelt, ebenso wie die Unterdrückung der sprachlichen und völkischen Sonderheiten der Weiß- und Kleinrussen durch das Russische Reich. Da Weißrußland in kultureller Hinsicht mehr zu Polen gehört, in ethnographischer mehr zu Rußland, wird es wahrscheinlich immer ein Streitapfel zwischen beiden Ländern bleiben, um so mehr, als die Intelligenz des Landes selbst zwischen beiden Strömungen schwankt.

Emmy Haertel.

Ukraine

Eugenio Onatsky: Russia e Ucraina. (Dall' archeologia all' attualità.) — L'Europa Orientale. Anno 9, 5—6 (1929), S. 170 bis 202.

O. hatte in H. 7—8 der Europa Orientale v. J. 1928 in dem Aufsatz „Il problema Ucraino attraverso la storia" den separatistischen Standpunkt der Ukrainer darzulegen und zu begründen versucht, worauf Fürst A. Volkonskij in H. 3—4 ders. Zeitschr. v. J. 1929 den gegnerischen Standpunkt dargelegt hat. Beide Auffassungen werden hier noch einmal der öffentlichen Meinung Italiens zur Beurteilung vorgelegt.

1. Pro domo suo. O. tritt der von V. geäußerten Meinung, das russ. Land habe im Lauf der ersten 400 Jahre nach seinem Eintritt in die Geschichte immer nur „Rus'" geheißen, entgegen. Die Namensfrage ist eine sehr komplizierte und, bei der Kürze des ersten Aufsatzes von O., bedarf sie hier einer eingehenderen Behandlung. Die Vielnamigkeit der Ukraine: russisch, ruthenisch, kleinrussisch, südrussisch, kosakisch, ukrainisch, so und noch anders wird sie der Reihe nach genannt, hat Anlaß zu den verschiedensten politischen Spekulationen gegeben. Zum Beweis: die polnischen Reichstagsabgeordneten Österreichs v. J. 1849 haben die galizischen Ruthenen für Polen erklärt, während die russ. Regierung die Ukrainer für Russen ansah. O. zitiert die Aussprüche der beiden Čechen: Palacky und Rigier, die damals der polnischen Auffassung entgegentraten. Der Standpunkt der Petersburger Akademija Nauk (Denkschrift v. 20. Febr. 1906) in der Frage der sprachlichen und ethnischen Sonderstellung der Ukrainer innerhalb der großen slavischen Völkerfamilie entkräftet sie gleichfalls. Auch ist in den moskovitischen Urkunden hinsichtl. der Ukraine nie die Identität der Rasse betont, sondern nur die Glaubensgemeinschaft.

2. Identität des ukrainischen Volkes mit dem altrussischen. V. hält dafür, daß die ukrainischen Chauvinisten einen neuen Staat mit Namen „Ukraine" gründen wollen. O. betont demgegenüber, daß Stolypin in einem Rundschreiben v. Januar 1910 die Ukrainer „fremdrassig" genannt und in einem 1911 an den Senat gerichteten Zirkular dazu aufgefordert hat, ihre Idee, die „alte Ukraine wieder aufzurichten", zu bekämpfen.

Er hält den Anschauungen von Pogodin und Sobolevskij betreffs der Identität von Alt-Kiev und Großrussen die von Jagić und Krymsky entgegen, vor allem aber sieht er den eigenen Standpunkt gestützt durch Šachmatov (Žurnal Ministerstva Narodn. Prověščenija. 1899, 4), der nicht nur die sprachliche Sonderheit der Ukrainer anerkannte, sondern auch der Auffassung entgegentrat, die in der Nestorchronik genannten einzelnen Stämme hätten ein ethnisches Ganze gebildet. Er hat gerade den Feindseligkeiten der Stämme untereinander (d. h. nördl. oder südl. angesiedelter), auch in bezug auf die Geschichte der ewigen kriegerischen Verwicklungen der verschiedenen Fürstentümer untereinander große Bedeutung beigemessen. V. aber stützt sich gerade auf die aus der ethnographischen Einheit resultierende Vereinigung aller damaligen slavischen Stämme in dem „Rus'" genannten Staatengebilde.

3. Der Name „Rus'". O. erinnert an die bekannte Tatsache, daß dieser Name schon lange vor der Besitzergreifung Kievs durch die Waräger und überhaupt vor der sogenannten Berufung für den russ. Süden üblich gewesen ist. Das „chacanus" der Bertinianischen Annalen v. J. 839 beweist ihm, daß, da sich die Kiever Fürsten bis ins 12. Jh. hinein mit diesem Beinamen schmückten, er auch schon anfangs des 9. Jhs. dort üblich war, und daß die in den Annalen erwähnten Gesandten Schweden waren, die im Dienste des Kiever Staates ausgezogen waren. Auch die zahlreichen Verheerungen, welche die Russen im 9. und 10. Jh. auf ihren Raubzügen ausgeübt, scheint ihm das Vorhandensein eines militärisch straff organisierten Staates zu beweisen. Zahlreiche sonstige Daten sprechen dafür, daß

unter „Rus'" der Kiever Staat zu verschiedenen Zeiten der altruss. Geschichte verstanden worden ist, ja daß man ihn mit „Land der Poljanen" gleichsetzen kann. Erst von dort hat sich später dieser Name weiter verbreitet und ist gelegentlich ganz zu Unrecht angewandt worden. Im moskovitischen Staat ist der Name Rußland erst zu Peters d. Gr. Zeiten angenommen worden, und nach den russischen Grundgesetzen v. J. 1906 (Art. 69—71) hießen alle Untertanen des Reiches, ohne Rücksicht auf ihre ethnische Zugehörigkeit, Russen. Die großruss. Sprache war offiziell, und die der eigentlichen Russen des alten Kiever Staates wurde unterdrückt. Alle Lehrer der Ukraine rechts des Dnjeprs bezogen bis z. J. 1918 eine besondere Monatsvergütung „za obrussenie kraja". Der Name „Russe" dient also zu dreierlei Bezeichnungen: 1. für die alten Rusbewohner, 2. für die Großrussen oder Moskoviter und 3. für jedwelchen Untertan des ehemaligen russ. Reiches.

Der Name „Kleinrusse" datiert erst aus den Intrigen, die Andrej Bogoljubskij angestrengt, um für Vladimir einen eigenen Metropoliten zu erlangen. Als der Metropolit von Kiev seinen Sitz nach Vlad. verlegt hatte, erbat sich der Fürst von Galič einen eigenen Metropoliten, und dieser wurde von Byzanz aus als Metropolit von Kleinrußland eingesetzt. Der von Vladimir galt als Metropol. von Großrußland. Das Fürstentum Galič nennt sich erst seit dem 13. Jh. „russisch". Die Päpste haben späterhin, anstatt Rußland in minor und major zu teilen, richtiger magna und parva in ihren Bullen gesagt. Die Bezeichnung „Kleinrußland" verdankt ihre Entstehung dem Bürokratismus der Kanzleien und ist unpopulär geblieben. Dem ukrain. Volkslied blieb sie fremd.

Der Name „Ukraine" ist nach der Meinung Volkonskijs nicht anwendbar für die vormongolische Zeit, er hat aber selbst zugeben müssen, daß dieser Name schon im 12. Jh. für die Grenzgebiete des ukrain. Landes vorkommt. Daß für das gesamte Volksgefühl der Ukraine aber dieser Name gleichzusetzen ist mit Heimatland (und nicht bloß Grenzland), geht aus seiner ständigen Anwendung im Folklore hervor. Dort begegnet nur sehr selten der Name „Rus'" und gar nicht „Kleinrußland".

Emmy Haertel.

Pr. A. Wolkonsky: „Russ" del Sud e „Russ" del Nord. — L'Europa Orientale. Anno 9, 5—6 (1929), S. 203—213.

Volkonskij nimmt noch einmal Stellung zu allen Einzelheiten des Aufsatzes von Onackij. Er weist auf dessen propagandistischen Charakter hin und auf die seit einem Jahrzehnt in steter Ausbreitung begriffene Propagandaliteratur über die ukrainische Frage. Eingehend verweilt er bei der Namensfrage und formuliert sein Endurteil folgendermaßen: „Ich werde nicht „Ukraine" sagen, wenn ich vom 10. Jh. spreche, ich werde so sagen, wenn vom 17. Jh. die Rede ist, und ich werde es niemals sagen, wenn ich von Galizien spreche." Einen Punkt von besonderer Wichtigkeit bildet sein Widerspruch gegen die von O. auf S. 173 gemachten Bemerkungen über die Denkschrift der Petersburger Akademie d. Wiss. v. J. 1906, in der der kleinrussische Dialekt als eine besondere slavische Sprache gekennzeichnet worden sein soll. V. behauptet, daß eine derartige Denkschrift nie existiert habe, sie sei eine Erfindung der „ukrainischen" Partei. In einer Anmerkung äußert sich der Hrsg. E. Lo Gatto in dem Sinne, daß ihm eine Nachprüfung, ob diese Denkschrift existiere oder nicht, nicht möglich sei, daß er aber in anderweitigen Veröffentlichungen der Akademie v. J. 1905 und 1906 Bemerkungen darüber gefunden, daß die ukrainische Sprache nun Heimatrecht erlangt habe in Rußland und keine Zensurschwierigkeiten mehr zu fürchten brauche. Auf jeden Fall bedürfe aber dieser Streitpunkt der Nachprüfung und Klärung. V. bringt zum Schluß noch Bemerkungen darüber, wie die ukrainische Bewegung, besonders nach der Seite der sprachlichen Differenzierung hin, künstlich in den deutschen und österreichischen Konzentrationslagern gefördert worden sein soll. Nach der Dar-

stellung von Augenzeugen sind ukrainische Kriegsgefangene dazu gezwungen worden, gegen die russ. Armee zu kämpfen. Nach erfolgter Weigerung sollen sie zu Hunderten erschossen worden sein.

Emmy Haertel.

D. Dorošenko: P. Kuliš im Lichte der neuesten Forschung. — Zeitschrift für Slavische Philologie, 5 (1928/29), S. 482—490.

Nach kurzem Überblick über Leben und Wirken von P. Kuliš weist D. auf das erstaunliche Anwachsen der Literatur über ihn in der Nachrevolutionszeit hin, erstaunlich deshalb, weil man den, meistens marxistisch eingestellten Literaturforschern kaum Interesse für einen typischen Vertreter des Kleinadels, wie das K. gewesen, zutrauen sollte. D. zitiert die in den Zeitschriften „Knigar", „Literaturno-Naukovij Vistnik" „Zapiski ist. filolog. viddilu" der Kiever Akademie d. Wiss. und „Ukraina" erschienenen Aufsätze, unter den letzteren besonders eingehend Hruševskijs „Socialno-tradicijni pidosnovi Kuliševoj tvorčosti", um den Anschauungen Hruševskijs die eigenen gegenüberstellen zu können. Außer diesen Zeitschriftenaufsätzen sind auch Sammelbände erschienen, die gleichfalls zitiert werden. Auch außerhalb der Ukraine sind Werke über K. erschienen in letzter Zeit, so in der polnisch gewordenen Westukraine und in Leipzig von Dorošenkos Hand die Schrift „P. Kuliš, sein Leben und seine Tätigkeit auf dem Gebiete der Literatur und des öffentlichen Lebens" (1924). D. fragt schließlich, ob es dieser neuen Kulišliteratur gelungen sei, die komplizierten Fragen seines Ideenwandels zu klären und gibt das nur teilweise zu. Die von vornherein festgelegte Ideologie der Forscher allein ist nicht das geeignete Rüstzeug zur Durchdringung einer so komplizierten Persönlichkeit wie K. sie gewesen. Seine Zugehörigkeit zum Kleinadel kann ebensowenig alles erklären. Kuliš' Persönlichkeit müsse, nach der Meinung Dorošenkos, vom historischen Standpunkt aus erfolgen, wobei die ukrainischen Traditionen im Leben Kuliš' ebenso ins Auge zu fassen wären, wie die neuen Ideen, die von Westeuropa aus auf ihn gewirkt haben. Hruševskij ausgenommen, haben die Kulišforscher nicht genügend beachtet, daß K. ausgesprochen staatsbejahend eingestellt war, und daß sich hieraus auch seine feindliche Stellung gegen das Kosakentum erklärt. Das Fehlen einer Gesamtausgabe der Werke von K. erschwert, nach Dorošenkos Meinung, außerdem den Überblick über sein gesamtes Denken.

Emmy Haertel.

Čechoslovakei

Wolfango Giusti: Karel Sabina. — Rivista di letterature slave. Anno 4, 2—3 (1929), S. 85—99.

S. wäre sicher einer jener Gefeierten geworden, nach denen man Straßen, Gesellschaften usw. benennt, wenn ihn nicht die tragische Schwäche eines Augenblicks in den Augen seiner Landsleute ausgestoßen hätte aus der Reihe der „anständigen Menschen". Und doch ist er einer der ersten gewesen, die eine Auffrischung der čechischen Literatur bewirkt haben. Daß er, um Geld zu verdienen, oft zu weitschweifig wurde, bleibt eine Schwäche mancher seiner Werke. Daß er die, von seinen Zeitgenossen bewunderte und selbst von seinen Gegnern anerkannte Gabe besaß, über alle Probleme und überhaupt alles mögliche zu schreiben, wird man heut eher als seinen größten Fehler ansehen. Bei der Beurteilung der „Tragödie" seines Lebens seitens der čechischen Schriftsteller hat, nach der Meinung Giustis, Antal Stašek (Vzpominky. Praha. 1926) das objektivste Urteil gefällt, der Sabinas Spitzeldienste weder als Verräterei, noch als Gaunerei bezeichnen möchte, so unverzeihlich sie auch sind. S. hatte sich bei der

Rückkehr aus dem Gefängnis verlassen und gemieden gesehen, befand sich dazu in elenden Verhältnissen, und zu dieser Zeit war es der Polizei, die gutes psychologisches Verständnis besitzt, gelungen, ihn in das Garn zu locken. G. bespricht das literarische Schaffen Sabinas. Die ersten Gedichte stehen unter dem Zeichen des zeitgemäßen Weltschmerzes; Macha und der Abglanz der Romantik sind noch in seinem „Hrobník" zu spüren, es steckt viel drin, was an den typischen Schauerroman erinnert. S. mag manches von Hoffmann im Sinne gehabt haben, dessen tief schürfende Psychologie ging ihm aber ab. Außerdem ist, vielleicht unter dem Druck des Schreibens um des Verdienstes willen, auch die Struktur des Romans nicht genügend ausgearbeitet. Reifer zeigt sich S. in „Oživené hroby". Interessant ist die Psychologie der von ihm geschilderten Gefangenen, z. B. seine Charakteristik der čechischen, die sich alles gefallen lassen und doch am längsten im Gefängnis bleiben. S. hat hier historisch Wichtiges geschaffen, denn der Gemütszustand der politischen Gefangenen Österreichs in den fünfziger Jahren wird in lebensvoller Weise geschildert. Für eine Entgleisung hält G. die deutsch geschriebenen, aber der Verherrlichung der Čechen dienenden „Sturmvögel der Revolution in Österreich vor dem März 1848", in denen die Hauptfiguren in kindlicher Symbolik die politischen Verhältnisse repräsentieren sollen. Zudem erschien dieses Werk, nachdem der Sturm vorüber war, aus der Feder des geheimen Polizeiagenten. S. ist gestorben, ohne eine politische oder eine literarische Tradition zu hinterlassen. Er starb, verleugnet von denen, für die er gekämpft hatte. Doch erscheint jetzt, 50 Jahre nach seinem Tode, der Schatten über seinem Leben weniger düster und manches Verdienst Sabinas größer, als seine Zeitgenossen es ansahen. Emmy Haertel.

Wolfango Giusti: Conclusione sul „Buon Soldato Švejk" di J. Hašek. — Rivista di letterature slave. Anno 4, 4 (1929), S. 238—243.

In Anno 3 ders. Zeitschrift hatte G. die ersten Bände des „Švejk" besprochen. Er nimmt hier zu den kritischen Stimmen über ihn Stellung. Deutsche Kritiker sehen im „Švejk" die Verherrlichung des „Dolchstoßes von hinten", der die Zentralmächte zugrunde gerichtet hat, čechische dagegen halten ihn für das Symbol elender Feigheit, die jeden kriegerischen Heldenmut und jede prinzipielle Autorität lächerlich macht. Von beiden Seiten wird die Unmoralität des Buches gebrandmarkt. Verglichen mit „Le feu" von Barbusse oder mit Remarques „Nichts Neues im Westen", ist der „Švejk" viel weitgreifender: nicht nur der Kollektivausdruck des Lebens und Denkens eines Bataillons, einer Kaserne usw., sondern ein Darüberhinausgehen an Tiefe und an Menschlichkeit. Man kann ihn ohne Übertreibung mit dem Don Quichote vergleichen. Nur bei sehr oberflächlichem Lesen kann man den Švejk für bloß dumm oder für einen Schlaufuchs halten, der für dumm gehalten werden will. Seine Ironie wird durch die Umstände hervorgerufen und äußert sich ganz ungewollt, sie ist die Ironie desjenigen, der den Vorgesetzten: Militärärzten, Offizieren usw. gegenüber keine andere Waffe zur Verfügung hat. Švejk ist ein Mensch mit Verstand und Herz und macht nie den Eindruck, bloß erfunden zu sein, um die Vorgesetzten, die ihn quälen, lächerlich zu machen. Er soll auch keineswegs ein „Symbol" des leidenden čechischen Volkes sein. Er ist überhaupt gar kein Symbol und weiß gar nicht, daß er etwas vorstellen soll. Auch der Vorwurf der zynischen Verspottung jedes Heroismus ist ungerecht. Švejk ist mutiger als alle jene Helden, „die Russen, Italiener und Serben von der Ferne aus wie Fliegen massakrieren möchten". G. hält Hašeks Kunst für weder realistisch noch naturalistisch. Sie erinnert an die Arbeiten der Kubisten, die die verschiedensten Schnitzel aneinander setzen, um ein realistisches Ganze zu erhalten, nur, daß Hašek diese Harmonie auf die einfachste Weise und ohne alle Anstrengung erreicht. Emmy Haertel.

Józef Pieniążek: Z pracowni mistrza Alfonsa Muchy. (Aus der Werkstatt von Meister Alfons Mucha.) — Tęcza 1928, Nr. 51.

Der čechische Maler Mucha, bekannt vor allem als Schöpfer des noch unvollendeten Zyklus „Geschichte der Slaven", verdient den Beinamen eines čechischen Matejko. Den Siebzigern nahe, steht er noch in ungebrochener Kraft. Seine Technik ist wenig von „modernen" Einflüssen gestreift, eine Mischung von Piloty-Schule, Realismus der Achtzigerjahre, und byzantinischen Elementen. Die ideologische Grundlage ist der Mythos von den tugendhaften, friedlichen Slaven, die zuletzt über ihre kriegerischen Nachbarn im Namen des Guten triumphieren. Kostümtreue, etwas zu geschickte Komposition. prächtige Farbengebung zeichnen die Bilder Muchas aus. ... Das muß man zwischen den Zeilen des Aufsatzes von Pieniążek lesen oder diesem hinzufügen, um aus dem Panegyrikus eine zutreffende Vorstellung vom Wesen dieser Kunst zu gewinnen. Otto Forst-Battaglia.

Polen

Władysław Bogatyński: Siedziby króla Jana Sobieskiego. (Die Residenzen König Jan Sobieskis.) — Tęcza 1929, Nr. 33.

Kazimierz Tymieniecki: W trzechsetną rocznicę urodzin Jana Sobieskiego. (Zum 300. Geburtstag Jan Sobieskis.) ibid.

Der 300. Geburtstag Sobieskis (17. August 1629—1929) hat weder in Deutschland noch in Österreich stärkeres Echo gefunden. Auch in Polen war die Feier nicht so, wie man es hätte erwarten können. Unter den Gedenkartikeln nehmen die des hervorragenden Historikers Tymieniecki, der eine meisterhafte und knappe Wertung des edlen, großen und unglücklichen Monarchen, und Bogatyńskis geschichtliche Skizze über die von ihm bewohnten Schlösser, Oleski, Podhorce, Złoczów, Pomorzany, Wilanów, einen ausgezeichneten Rang ein. Schöne Aufnahmen schmücken Bogatyńskis Abhandlung. Otto Forst-Battaglia.

Władisław Bogatyński: Problem upadku Polski w świetle nauki. (Das Problem des Untergangs von Polen im Lichte der Wissenschaft.) — Przegląd Współczesny Bd. 26 (1928), S. 508 — 518.

Die Schuldfrage, sie hatte aktuelles Interesse, solange der Verurteilte an den Folgen des Urteils litt. Seit der Wiederaufrichtung Polens hat die Diskussion über die Verantwortung für die Katastrophe des alten Reiches merklich an Intensität verloren. Zum letzten Mal war sie, während des Weltkriegs, in einem Sammelwerk „Przyczyny upadku Polski" (Die Ursachen des Falles von Polen) von einer Elite der polnischen Historiker allseitig behandelt worden. Damals haben auch Bobrzyński, Balzer, Chrzanowski, Halecki, Siemieński, J. K. Kochanowski in Zeitschriftenaufsätzen und Broschüren das Wort ergriffen. Zakrzewski, Brzeski brachten die Frage im historischen Fachorgan (Kwartalnik Historyczny) zur Erörterung. Es war ein letzter Nachklang aus den Zeiten der Fremdherrschaft: lernt aus den Sünden der Vergangenheit die Fehler der Zukunft vermeiden. Hat es indes überhaupt, auf polnischer Seite, Sünden gegeben, als deren Folgen die Teilungen und die Katastrophe geschahen? Publizisten wie Chołoniewski leugneten es. Ein Historiker vom Rang Askenazys hatte längst festgestellt, daß die Ursache des Falles nur in der Politik der Nachbarn lag. Den Vertretern der „Krakauer Schule" wurde es schwer, die eifrig verfochtene Ansicht zu bewahren, daß die Unbotmäßigkeit und Anarchie Polen den Garaus gemacht hatte. Bobrzyński, der überlebende Nestor der Stańczyken, nahm es auf sich, noch einmal und vorsichtig, die Meinung zu vertreten, die

im Mittelpunkt der galizischen Ideologie durch ein halbes Jahrhundert gestanden hatte.

Bogatyński zieht die Summe aus dem verstummten Streit der Meinungen: weder die Optimisten wie Askenazy, hätten Recht, die Polen ganz von Schuld freisprechen, noch die Pessimisten, die ihm allein die Verantwortung zuschreiben. Es sei kaum möglich, ein definitives Ergebnis zu erzielen, denn der Fall Polens habe nirgends eine Analogie.

Meines Erachtens liegt die Lösung und zugleich die Kompliziertheit einer sehr einfachen Tatsache in der Verwirrung, die bei den polnischen Gelehrten zwischen den Begriffen „Schuld" und „Ursache" herrscht. Die Vermengung ethischer und soziologisch-historischer Momente hat das Chaos angerichtet, hinter dem sich die eindeutig von der Geschichtsforschung auch ohne Analogien — die übrigens nicht fehlen, siehe Armenien, das Königreich der Khmer in Hinterindien, Korea — zu findende Wahrheit birgt: Ursache am Fall Polens war seine militärische und politische Unterlegenheit gegenüber einer überlegenen Koalition von Nachbarn. Ob die nationalpsychologischen und soziologischen Tatsachen, die jene Unterlegenheit herbeiführten, als Schuld im ethischen Sinn zu betrachten ist, hängt von der Weltanschauung des Urteilenden ab. Otto Forst-Battaglia.

Adam Czartkowski: Z pamiątek po księżnej Łowickiej. (Einige Erinnerungen an die Fürstin von Łowicz.) — Tęcza 1929, Nr. 24.

Im April 1929 wurden die sterblichen und, wie sich bei der Eröffnung des Sarges zeigte, noch wohlkonservierten Überreste der Fürstin von Łowicz, Joanna Grudzińska, Gattin des Großfürsten Konstantin, aus Leningrad nach Polen überführt. Czartkowski erinnert nun an die tragische Gestalt der engelsguten Frau, die zwischen einen närrischen und im Grunde gar nicht so bösen Gatten und die polnische Gesellschaft gestellt, der sie durch ihre Geburt angehörte, kurze Zeit nach der Novemberrevolution von 1830 ihr junges Leben endete. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Kozicki: Delegacja polska w Paryżu. (Die polnische Delegation in Paris.) — Tęcza 1929, Nr. 25, 26.

Am 16. Januar 1919 richtete der französische Außenminister Pichon an das Polnische Nationalkomitee die Aufforderung, für die bevorstehenden Friedensverhandlungen Delegierte zu bestimmen. Es wurden, im Einvernehmen mit der damals mit Paris in gespanntem Verhältnis stehenden Warschauer Regierung, Dmowski und Paderewski als Delegierte nominiert, die im Laufe des folgenden Jahres durch Władysław Grabski, Patek, zuletzt durch Maurycy Zamoyski, Eustachy Sapieha und Erazm Piltz abgelöst wurden. Neben diesen leitenden Persönlichkeiten wirkte ein ganzer Stab von Sachverständigen, Beratern und Sekretären unter der Leitung Stanisław Kozickis, der hier rein sachlich von den Geschehnissen berichtet, deren gutunterrichteter Zeuge er war. Otto Forst-Battaglia.

Chesterton en Pologne. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 25.
G. K. Chesterton: What Poland is. — ibid.

Chesterton weilte im Frühjahr 1927 in Polen. Der Besuch hatte politische Bedeutung, denn er sollte den polenfeindlichen Strömungen in England durch die Berichte des polenfreundlichen populären Schriftstellers, die z. B. in den London News einen ungeheueren Leserkreis haben, entgegenwirken. Chesterton hat schon als militanter Katholik lebhafte polnische Sympathien, die noch durch die Polonophobie der englischen Hochfinanz verstärkt werden, der Chesterton seinerseits ein Dorn im Auge ist. Der recht offiziell gehaltene Bericht über Chestertons Polenreise und die dabei gehaltenen Reden usw. sind als Material beachtenswert, Chestertons, gewissermaßen den



Epilog seiner Reise darstellender Vortrag im Londoner Essex Hall, ist reizvoll als persönliches Bekenntnis und originelle Deutung der polnischen Geschichte. Otto Forst-Battaglia.

Egisto de Andreis: La Polonia sul Baltico: Danzica e Gdynia. — L'Europa Orientale. Anno 9, 5—6 (1929), S. 165—169.

Ein kurzer Überblick über die Schicksale der Freien Stadt Danzig im Zusammenhang mit den, durch die erfolgte Neuordnung der Sachlage geschaffenen Bedingungen für das weitere Gedeihen oder Nichtgedeihen ihres Handels. Danzig hat erkannt, daß seine Lebensinteressen aufs engste verknüpft sind mit dem polnischen Hinterland und seine Einstellung diesem gegenüber geändert. Die Frage, ob das neugeschaffene Gdynia (Gdingen) Polen in die Lage versetzen könne, Danzig eines Tages in seiner Bedeutung zu schwächen„ verneint Verf., ausgehend von dem Gesichtspunkt, daß sich beide Häfen ergänzen und daß auch, nach der Gründung von Gdynia, Polen ein Interesse daran haben muß, sich Danzigs als Hafenstadt weiter zu bedienen. Emmy Haertel.

Gustav Morcinek: O wielkim Ślązaku. (Über einen großen Schlesier.) — Tęcza 1929, Nr. 19.

Ein von warmer Bewunderung getragenes Lebensbild des Prälaten Londzin, der im ehemals österreichischen Schlesien eine ähnliche Rolle als Erwecker des polnischen Nationalgefühls bei der ländlichen Bevölkerung und als Führer im geistigen und wirtschaftlichen Kampfe spielt wie etwa Marcinkowski einst im Posenschen. Er war der Sohn eines Lehrers. Sein ganzes Wirken blieb dem Volk gewidmet, aus dem er stammte. Als Redakteur der „Gwiazdka Cieszyńska" und Reichsratsabgeordneter, später als Senator der polnischen Republik hat er vor der Öffentlichkeit seine engere Heimat repräsentiert. Mit schlichter Würde und ohne je die Gebote christlicher Duldsamkeit gegenüber dem Gegner zu verletzen. Nationale oder konfessionelle Engherzigkeit war diesem vortrefflichen Priester und großen Patrioten fremd. Morcineks Charakteristik trifft zu. Wer, wie ich, Londzin persönlich kannte, wird sie bestätigen. Otto Forst-Battaglia.

Władysław Leopold Jaworski: Ze studjów nad konstytucją. (Einige Glossen zur Verfassung.) — Przegląd Współczesny Bd. 26 (1928), S. 353—373.

Professor Jaworski war nicht nur ein hervorragender Staatsrechtslehrer und ein praktisch erfahrener Politiker — er war während des Weltkriegs erst Vizepräsident, dann Präsident des vielverlästerten N. K. N., der Zentralorganisation der austrophilen Polen —, sondern auch ein philosophischer Kopf, der kraft seiner historischen Bildung weite Strecken der menschlichen Entwicklung übersieht und mit dichterischer Feinfühligkeit das Wesen der Begriffe und Erscheinungen ahnt, wo der nüchterne Formalist nicht weiter kann. Er war dazu ein origineller, unabhängiger und mutiger Mann, den weder der Vorwurf der Rückständigkeit, noch der des politischen Träumers schreckte. So wagte er die bedeutenden Glossen zur polnischen Verfassung, die dadurch an Wichtigkeit gewinnen, daß sie von einem Autor herrühren, der auf die im Zuge befindliche Revision des Staatsgrundgesetzes nicht nur theoretischen Einfluß ausübte.

Jaworski verwirft aus schwerwiegenden Gründen die Phraseologie der meisten modernen Konstitutionen, die — darin Erben der französischen Revolution — in eine wesentlich normative Urkunde theoretische Erörterungen und historisch-soziologische Konstruktionen aufnehmen. An die Spitze des Jaworskischen Verfassungsentwurfs wurde dagegen folgender erste Artikel gestellt: „Einziges Organ, das die im Polnischen Reich verkörperte Rechtsordnung verwirklicht, ist der Präsident der Republik. Dem Präsidenten der Republik kommt die Gewalt zu, Zwangsmittel in den Grenzen des Rechts

zu gebrauchen. Der Präsident übt seine Gewalt nach den Grundsätzen der christlichen Moral aus und kann dabei durch keine Norm beschränkt werden." Dem Nichtfachmann wird nicht sofort klar, welche revolutionäre (oder, wenn man will, reaktionäre) Umwälzung in diesen Bestimmungen enthalten ist. Es geschieht hier die legale Formulierung einer neuen Staatsform, die die absolute Gewalt in die Hände eines gewählten Staatsoberhaupts legt (das übrigens, wie spätere Paragraphen und die tatsächliche Entwicklung zeigen, nicht nur einer mechanischen Wahl, sondern seiner bereits bewährten Befähigung und Macht seine Würde danken muß). Und diese Gewalt soll im Sinn eines überstaatlichen Kodex, sagen wir es gerade heraus, des römischen Katechismus, also eines — rein irdisch gesprochen — ethischen, universellen Systems gebraucht werden. Es ist das die Parallele zur italienischen und russischen Wirklichkeit, wo über und hinter der Verfassung die Normen der Ethik des Fascismus und Bolševismus, also metaphysisch und historisch begründeter Systeme, erscheinen.

Freilich bleibt Jaworski dabei konsequent seinen Prinzipien getreu. Daß er die Staatsgewalt im Sinne der christlichen Grundsätze ausüben läßt, gleicht nur äußerlich den philosophischen Behauptungen der demokratischen Konstitutionen, die Gewalt gehe vom Volke aus, ein bestimmter Staat sei eine demokratische Republik usw. Jene Behauptungen sind entweder ethische Postulate oder meist falsche, historische Werturteile, während Jaworskis Satz normativ ist und sich auf ein subsidiäres überstaatliches Gesetzbuch mit klaren Normen beruft, die christliche (katholische) Moral.

Die weiteren Paragraphen des Entwurfs behandeln die Befugnisse der einzelnen Staatsorgane: des Präsidenten der Republik, der Regierung, der Selbstverwaltungs-Körperschaften als der die Rechtsordnung verwirklichenden und die von Reichstag, Verwaltungsgerichten, Finanzkontrollebehörden, des Verfassungsgerichts als der kontrollierenden Staatsorgane... — Jaworski ändert die Montesquieusche Gewaltenteilung in diesem Sinne ab. — Es folgen Kapitel über Individuen als Organe der Rechtsordnung (die gewöhnlichen Gerichte).

Sehr scharfsinnig führt der Autor aus, daß dem Parlament keine, daher auch nicht die im Montesquieuschen Sinn gesetzgebende Gewalt eigne. Es mangle ihm das Imperium, die Befugnis, bei Strafe zu gebieten oder zu verbieten. Erst die Vollziehung der Gesetze durch den Präsidenten und die anderen Staatsorgane schaffe Gebot und Verbot. Das Parlament sei nur ein kontrollierendes Staatsorgan. Der Beschluß von Gesetzen sei ein Beschluß über Kriterien der vom Parlament besorgten Kontrolle.

Die sogenannten Grundrechte der Staatsbürger sieht Jaworski als sekundäre Erscheinungsformen der im Individuum sich verwirklichenden Rechtsordnung an. Zwischen die amerikanisch-englische Auffassung vom ursprünglichen Charakter der angeborenen Menschenrechte und der russisch-bolševikischen vom primären Recht des Staates gestellt, neigt Jaworski eher der letzteren zu. Er leugnet dem Menschen die Existenzmöglichkeit und die Existenzberechtigung als allein lebendes Einzelwesen. Deshalb hat die Gruppe und hat der Staat primäre Befugnis, die denen des Individuums vorangehen und diesen erst Rückhalt gewähren.

Der gesamte Verfassungsentwurf Jaworskis, eine glänzende Leistung juristischer Konstruktion und gedanklicher Reife, bemüht sich, im polnischen Bereich die Civitas Dei, die christliche Form des universalistischen Staates im Gegensatz zur individualistisch-liberalen der westlichen Demokratie und dem Herdentum des materialistischen Staatsautomaten in den S. S. S. R. zu verwirklichen. Otto Forst-Battaglia.

Paweł Krzowski: Szymon Szymonowicz w Czernięcinie nad Purem. (Szymon Szymonowicz in Czernięcina am Pur.) — Tęcza 1929, Nr. 18.

Zum 300. Todestag des Dichters, der mit anderen Koryphäen des verkannten 17. Jahrhunderts nun wieder zu Ehren kommt, erinnert Krzowski

daran, wie die Umwelt des 1598 zum Landsitz erworbenen Czernięcina sich in den Idyllen, den bekanntesten lyrischen Poesien Szymonowiczs, widerspiegelte. Auf dem bescheidenen Gutshof, im Schatten der von seinem Protektor Zamoyski verkörperten urpolnischen Tradition, hat der Autor, nicht mehr ein an abstrakten Vorbildern sich vergnügender Humanist, sondern ein mit echtem Naturgefühl begabter, für die Natur nicht blinder Poet, seine Verse geschrieben. Otto Forst-Battaglia.

Edward Łepkowski: Walenty Wańkowicz. — Tęcza 1928, Nr. 46.

Walenty Wańkowicz (1799—1842), ein Schüler Rustems, bildete sich an der Kunstakademie zu Wilna zum vorzüglichen Miniaturmaler aus. Kollege und Freund von Adam Mickiewicz, hat er dessen Jugendbildnis uns überliefert. Die Entwicklung des sehr talentierten Künstlers, der im reifen Mannesalter sich vorzüglich dem Historiengemälde zugewandt hatte, wurde durch die Berührung mit dem Towianismus unterbrochen. Wańkowicz verließ sein litauisches Gut und begab sich nach Paris, wo ihn, inmitten des Kreises der messianistischen Schwärmer, ein früher Tod hinwegraffte. Seine letzten Jahre waren der Kunst verloren.

Otto Forst-Battaglia.

Ignacy Chrzanowski: Poezja Krasińskiego. (Die Dichtung Krasińskis.) — Pamiętnik Literacki Bd. 25 (1928), S. 238—251.

Otto Forst-Battaglia: Krasiński, der Dichter der „Ungöttlichen Komödie". — Pologne Littéraire 1928, Nr. 27.

Manfred Kridl; Tadeusz Pini: Polemik im Pamiętnik Literacki Bd. 25 (1928), S. 515—521.

Leon Płoszewski: Zagadka „Korespondencji z Palermo" Zygmunta Krasińskiego. (Das Rätsel der „Korrespondenz aus Palermo" Zygmunt Krasińskis.) — Ruch Literacki Bd. 4 (1929), S. 97—105.

Bogdan Suchodolski: Geneza „Psalmu miłości" Zygmunta Krasińskiego. (Die Genesis des „Psalmes der Liebe" von Zygmunt Krasiński.) — ibid. S. 6—15.

Die wesentlichen Einwände, die ich gegen Chrzanowskis Synthese der Krasińskischen Dichtung vorzubringen habe und meine Zustimmung zum Kern von Chrzanowskis These habe ich bereits in Bd. 4, 348 ff. dieser Jb. abgedruckt. Hier sei noch auf den Schluß der besprochenen Abhandlung hingewiesen. Chrzanowski rühmt an Krasiński die religiöse Vertiefung einer sämtliche Dichtungen, von der „Ungöttlichen Komödie" bis zum „Unvollendeten Poem" durchziehenden philosophischen Tendenz, die, vereinsamt inmitten der wesentlich pessimistischen Romantik, im Danteschen Sinn das Leben als Commedia, als ein Drama mit „sub specie aeternitatis" gutem Ausgang sieht. Chrzanowski gibt freilich zu, daß man auch bei Krasiński mitunter Spuren quälenden Zweifels an der Stichhaltigkeit seiner optimistischen Zukunftsfreude bemerkt. Diese Zweifel aber verschwinden vor der Stärke und Echtheit jener christlichen Überzeugung, die — nicht ganz glücklich — mit Tolstojs Glauben an das Gute im Menschen verglichen wird. Chrzanowski. der feine Literaturkritiker, hört eine Weile auf den nationalistischen Politiker, wenn er sich dann gegen die Ideologie von Krasińskis „Ressurecturi" wendet und, während wir den christlichen Gedanken der politischen Konzeptionen des Dichters Beifall spenden sollen, uns vor der im Bereich des Politischen unzulänglichen Passivität des hoffenden Duldens warnt. Die Exkurse ins Aktuelle würden wir nicht ungerne in Chrzanowskis Abhandlung vermissen. Wie man auch zu Fr. W. Foerster und seinem Kreise stehen mag: ihn als Repräsentanten einer

deutschen Umkehr hinzustellen, geht nicht an. Und es wäre um Krasińskis Ideologie schlecht bestellt, müßte man sie an der politischen Moralität des Nachkriegs erproben. Chrzanowski verstrickt sich in ein Mißverständnis: die „Richtigkeit" von Krasińskis Thesen ist hienieden nicht, und auch durch keine historischen Argumente zu erweisen: sie hängt davon ab, ob wir an die jenseitige Rechtfertigung einer christlichen Staatskunst glauben, die sich von ewigen Normen lenken läßt.

Die ethischen Werte Krasińskischer Poesie liegen indes auch für den zutage, der nicht auf dem Boden des Christentums steht: sie gipfeln in der Annäherung der Dichtung an ihre Schwester, das Gebet; in der nie verleugneten höheren Sende des poetischen Schöpfers. Daß Krasińskische Ideen nicht immer mit Krasińskis Taten im Einklang sich befanden, raubt den ersteren nichts von ihrer national-pädagogischen Bedeutung, darf nur nicht von den Biographen übersehen werden.

Pinis und Kridls wichtige Kontroverse, die von der Anzeige des Pinischen „Krasiński" durch Kridl (vgl. diese Jb. 4, 348 ff.) ihren Ausgang nahm, dreht sich um diesen Punkt. Kridl wirft dem letzten Monographen des Autors der „Ungöttlichen Komödie" Mangel an Pietät und Distanz vor. Indes, wie die Franzosen sagen, „Un chat regarde bien un évêque" und es wäre um die Literargeschichte übel bestellt, dürften nur Ebenbürtige über die Dichterfürsten kritisch berichten. Das Dilemma: Krasiński als ehrlicher Verfechter seiner Theorien oder ein Komödiant, sollte der vortreffliche Kenner der modernen Psychologie Kridl nicht so drastisch stellen. In Einzelheiten wird man bald Kridl, bald Pini beipflichten. Für den Außenstehenden ergibt die Polemik der beiden Gelehrten wertvolle Anregungen. Man bedauert, daß zu viel böse Worte dort fallen, wo eigentlich die Differenz im wesentlichen gar nicht so groß ist.

Forst-Battaglias-Skizze ist, für dem Thema ferne Stehende zur ersten Orientierung bestimmt, eine Übersicht über Krasińskis Leben, Ideen und Werke. Sie berührt sich mit der in diesen Jb. (4, 592 ff.) erschienenen Abhandlung. Suchodolski untersucht das Verhältnis von Krasińskis „Psalm miłości" zu den geschichtsphilosophischen Theorien von H. Kamieński. Das Ergebnis: Nach einer ersten Niederschrift in der ersten Hälfte des Jahres 1844 erhielt der „Psalm der Liebe" im Frühjahr seine endgültige Form. Er war zwar nicht die Antwort auf Kamieńskis „Prawdy żywotne", (da Krasiński jene Schrift erst 1845 kennen lernen konnte), sondern auf die gesamte politisch-soziale Tätigkeit der radikalen Elemente, die sich um Kamieński gruppierten.

Płoszewski löst das Rätsel der „Korrespondenz aus Palermo", die mit dem Krasińskischen „Przedświt" in so engem Zusammenhang steht und uns den Schlüssel zum Problem „Krasiński und der Towianismus" darbietet. Die im „Dziennik Narodowy" 1842 veröffentlichten Briefe, von Krasiński kaum zum Druck bestimmt, und erst von Mickiewicz einem weiteren Kreise zugänglich gemacht, zeigen uns den Autor der Korrespondenz inmitten einer halb sinnlichen, halb mystischen Ekstase. An der Seite Delfina Potockas war er damals, unter dem frischen Eindruck von Danielewicz's, seines Freundes, Tod, in den Bannkreis der Towiańskischen Ideenwelt, geraten. Mickiewicz sah den schon Hochberühmten als sicheren Adepten der „Sprawa" an. Doch es kam weder zu einem geplanten Zusammentreffen, noch zur völligen gedanklichen Gemeinschaft. Krasiński fügt sich dem Gebot seines Vaters und kehrt nach Polen zurück. Der ungeliebten, um des Splendor familiae willen geehelichten Gattin zur Seite: ein doppelter Verräter an Delfina und an der messianischen Idee. Der Magnat, der Sohn, der Realist in Krasiński haben den Dichter, den Geliebten, den Träumer erschlagen.

Otto Forst-Battaglia.

Feliks Araszkiewicz: Z lat szkolnych Bolesława Prusa. (Aus Bolesław Prus' Schultagen.) — Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 294—297.



Otto Forst-Battaglia: Bolesław Prus' Leben und Wirken. — Pologne Littéraire 1929, Nr. 29.

Derselbe: Die Gestalten der Prus'schen Tragicomédie humaine. — ibid. Nr. 30.

Forst-Battaglia gibt einen kurzen Lebensabriß des Autors. Er charakterisiert ihn als Schriftsteller und als Menschen. Hernach werden die Figuren der Prus'schen Werke nach ihrer literarischen Zugehörigkeit gegliedert. Beide Artikel sind aus Vorstudien zu der größeren Arbeit hervorgegangen, die über Prus in diesen Jb. 5, 511 ff. veröffentlicht wurde.

Araszkiewicz stellt eine Reihe von Daten zur Jugendgeschichte des Dichters sicher. Aus dem Staatsarchiv zu Lublin erfahren wir, daß Alexander Głowacki der spätere Bolesław Prus, von 1856/57 bis 1860/61 die vier unteren Klassen der Realschule zu Siedlce besuchte. Hernach empfing er den Unterricht an der zum Gymnasium umgestalteten Anstalt, bis zur Absolvierung der 5. Klasse. Im Juli 1862 begab sich der tatenlustige Jüngling nach Warschau, wo er alsbald in die Verschwörungsarbeit hineingezogen wurde. Am Aufstand nahm er teil. Im Herbst 1863 wurde er verwundet, dann verhaftet, eingekerkert, bis er am 7. Mai 1864 das Gefängnis zu Lublin verließ und.. auf die Schulbank zurückkehrte. Indes nicht nach Siedlce. In Lublin wurde er in die 6. Gymnasialklasse aufgenommen und im Juni 1866 hat er die Anstalt als Absolvent, nach der 7. Klasse beendet. Er zählte damals schon 21 Jahre. Das bisher angenommene Datum von 1847 scheint auf einem Irrtum oder — wie z. B. bei Napoleon I. — auf einer schulpolitischen Zwecken dienenden Fälschung zu beruhen. Prus muß 1845 geboren sein. Der Tag (20. August) mag stimmen. Araszkiewicz teilt ferner einiges über die Knabenfreundschaften des späteren Dichters mit. Wir finden unter dessen steten Gefährten u. a. den Erzähler Klemens Junosza Szaniewski, und einen sonst herzlich unwichtigen Zeitgenossen, den Lubliner Gemeinderat Józef Pieńkowski, aus dessen Warschauer Studentenerlebnissen indes Prus den Stoff zu manchen Episoden der „Lalka" geschöpft hat.

Otto Forst-Battaglia.

Irena Drozdowicz-Jurgielewiczowa: Twórczość Stefana Żeromskiego. (Stefan Żeromskis Schaffen.) — Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 228—232.

Artur Górski: O rodzie i rodzinie Stefana Żeromskiego. (Über Stefan Żeromskis Herkunft und Familie.) — Tęcza 1928, Nr. 43.

Helena Jastrzębska: Stefana Żeromskiego „Wiatr od morza". (Stefan Żeromskis „Wind vom Meere".) — Ruch Literacki Bd. 4 (1929), S. 65—69.

Manfred Kridl: Studja o Żeromskim, Reymoncie i Kasprowiczu. (Abhandlungen über Żeromski, Reymont und Kasprowicz.) — Przegląd Współczesny Bd. 29 (1929), S. 165—171.

Leon Pomirowski: O „Popiołach" po angielsku. (Zur englischen Übersetzung der „Aschen".) — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 17, 34.

Frau Drozdowicz erörtert den Stand der Forschung über Żeromski. Die Quantität der vorhandenen Arbeiten ist größer als ihre Qualität. Nach Ausschaltung der publizistischen Artikel bleiben als wertvoll die ästhetischen Beiträge von Brzozowski, Sten (geschrieben, noch ehe Żeromski seinen Zenith erreicht hatte), Matuszewski, Rakowiecki, Borowy, Zygmunt Wasilewski, zum Biographischen die auf Familienerinnerungen und Archivalien beruhende Jugendgeschichte des Dichters von Piołun-Noyszewski. Die Forschung hat also so ziemlich noch alles zu tun. Ehe die Zeit für eine anschließende Monographie gekommen ist, gilt es die Bibliographie und, was die Verfasserin zu bemerken unterließ, das Itinerar, die Chronologie

Żeromskis sicherzustellen. Einzeluntersuchungen müssen der Wirkung Żeromskis auf die Mitwelt und auf die Späteren, den auf ihn geübten literarischen Einflüssen, seiner aktiven politischen Rolle, überhaupt seiner Weltanschauung gewidmet werden. Es wären insbesondere sein Verhältnis zum Ausland, zur historischen Wahrheit, zum Sozialismus, zur nationalen Idee in gesonderten Beiträgen zu erörtern. Für des Dichters Verhältnis zur Religion, speziell zum Christentum und zum Messianismus, hat Adamczewski („Niedosięgłe oczy", Droga 1929, Nr. 3 ff.) wertvolle Vorarbeit geleistet; keineswegs genug. Verhältnismäßig gut steht es um die Kenntnis von Żeromskis Stil und Sprache. Die Untersuchungen von Józef Birkenmajer (Język polski 1926), Janusz Herlaine (Echo Tygodniowe 1928. Nr. 6, 11), Tadeusz Pini (Kurjer Polski 1928, Nr. 159, 266) und vor allem Ułaszyn (Przegląd współczesny Bd. 17, 1926) können den Ausgangspunkt für eine allgemeine Betrachtung des wichtigen Themas bilden. Irena Drozdowicz selbst hat zur Technik Żeromskis eine fleißige, wenn auch wenig originelle Schrift beigesteuert („Technika powieści Żeromskiego" 1929). Am dringendsten scheint mir aber die endliche Klarstellung der künstlerischen Position des Mannes, der zuletzt als der „Hetman" der polnischen Literatur gegolten hatte; von dem, sechs Jahre nach seinem Tod, das Charakterbild, von der Parteien Gunst und Maß verwirrt, in der Literaturgeschichte auf das stärkste schwankt. Herlaines ungerechter und Skiwskis wohlfundierter Angriff müssen jetzt von ernsthafter Verteidigung und dieser Kampf der Meinungen sollte von einem vorläufigen Urteil der Nachwelt gefolgt sein. Übrigens hat Frau Drozdowicz mehrere, nicht unerhebliche Beiträge übersehen, so Papées feine Studie zum Drama Żeromskis. Auch meine Arbeit im „Gral", die im „Ruch Literacki" ausführlich und rühmend besprochen war, hätte angeführt und berücksichtigt werden sollen.

Górski veröffentlicht Ergänzungen zu den von Noyszewski veröffentlichten genealogischen Nachrichten über die Żeromski. Danach war das „Wappen" der Familie: Sarjusz. Die Studie des übereifrigen und dilettantischen Gelegenheitsgenealogen erwies sich als böser Hereinfall. Denn Górski hatte von dem inzwischen erschienenen, frühere Zeitungsartikel Noyszewskis weit überholenden Buch über Żeromskis Jugend keine Ahnung. Er erfand ein Wappen Sarjusz, das es nie gegeben hat, während in Wahrheit der „herb" des Dichters: Jelita hieß. (s. Noyszewskis Brief an die Redaktion der Tęcza, ibid. 1928, Nr. 49).

Kridls Anzeige der Bücher von Zygmunt Wasilewski (Wspomnienia..), Posner, Noyszewski, Lange (Pochodnie...), Kasztelowicz ist mehr als eine bloße Rezension. Sie verdient, vor der Lektüre der in ihr besprochenen Werke zurate gezogen zu werden. Helena Jastrzębska zeigt die Benutzung der mittelalterlichen Adalbert-Legenden (Vita S. Adalberti aus dem 10. und 11. Jahrhundert, gedruckt bei Bielowski, Monumenta Poloniae historica Bd. 1 und in den Monumenta Germaniae Bd. 1), von denen die zweite, jüngere starken Einfluß auf Żeromskis Text geübt hat. Pomirowski bedauert lebhaft den maßgebenden Stimmen der englischen Kritik entnehmen zu müssen, daß die englische Übertragung der „Popioły", obzwar bei dem hochangesehenen Verlag Knopf erschienen, völlig fehlgeschlagen ist. Die von Pomirowski angeführten Gründe für diesen Mißerfolg sind nicht die entscheidenden. Es war eine Torheit, dem englischen Publikum eine Dichtung aufzudrängen, die der britischen Geistesart konträr entgegen ist. Die ganze Angelegenheit enthüllt nur wieder die klägliche Unfähigkeit der polnischen Literaturpropaganda im Ausland.

Otto Forst-Battaglia.

W. Cichowicz: Nieznane dwa listy Conrada. (Zwei unbekannte Briefe Conrads.) — Tęcza 1929, Nr. 18.

Marja Dąbrowska: Prawdziwa rzeczywistość Conrada. (Die wahre Wirklichkeit Conrads.) — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 24.

Manfred Kridl: „Lord Jim“ Conrada. — Przegląd Współczesny Bd. 28 (1929), S. 113—125, 247—269.

Maurycy Staniewski: Angielskość Conrada. (Conrads Engländertum.) — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 14.

Derselbe: Mixed Loyalty Conrada. (Conrads „Mixed Loyalty“.) — ibid. Nr. 25.

Die von Cichowicz mitgeteilten beiden Briefe aus dem Jahre 1885 sind für das Verständnis Conrads von kapitaler Bedeutung. Sie zeigen uns, wie in dem „Engländer“ stets der „Polak, szlachcic, katolik“ herrschend blieb, dem aller Umsturz zugunsten der unteren Klassen ein Greuel und ein Unsinn war, der Freiheit als „złota wolność“ verstand und, da er bei seiner großen Klugheit die Unmöglichkeit begriff, mit seinen Ansichten sich der modernen Welt anzubequemen, diese Welt in ihrer Häßlichkeit und Plebejerhaftigkeit haßte, verabscheute, verachtete.

Staniewski sieht sehr richtig, wie Conrad mit England durch Bande der Sympathie verknüpft wird — und mit dem, als dessen Teil man sich fühlt, ist man nicht verknüpft, sondern eins —. Er sieht weiters, wie diese Sympathie sich nicht dem sich demokratisierenden England der haute finance zuwendet, sondern jenem anderen, das noch eher mit Chestertons merry old England zu identifizieren wäre. Noch mehr mit dem England der Korsaren und Freibeuter, Lord Byrons und des Cap'tain Marryatt. Staniewski verfolgt die Spuren dieser Anglophilie sui generis (beileibe nicht irgendeines Engländertums) bis ins Literarische und er enthüllt polnische Elemente bis in die Technik der Conradschen Erzählungen. Anderseits fehlt dem Wahlengländer, was dem englischen Roman wesentlich ist: der billige Humor, die Rührseligikeit, und es verbirgt sich hinter kühlem Anschein unenglische, glühende Erotik.

Das summiert sich zu dem nicht wegzudeutenden Bekenntnis in Conrads Brief an Waliszewski: „Trotz meines Engländertums bin ich kein Engländer“. Und doch, es wäre unbillig, wie ich es schon einmal in diesen Jb. betonte, Conrad anders denn als englischen Schriftsteller zu betrachten. Er war Engländer kraft seiner loyal akzeptierten Staatsangehörigkeit, englischer Schriftsteller kraft der Sprache, in der er sich meisterlich ausdrückte, doch Pole im Herzen und im Charakter.

Marja Dąbrowska geht mit dieser zutreffenden Grundanschauung an die Analyse von „Nostromo“ und sie weiß den gewaltigen Reichtum dieser Tragödie vom Fluch des Goldes („wie durch Fluch er mir geriet, verflucht sei dieser Ring!“) — vor uns auszubreiten. Sie hätte darauf hinweisen können, wie eben der „Held“ — im Sinne der Sombartschen Terminologie — doppelt feinfühlig für das Abscheuliche in der Geldwirtschaft, die das Wesen des „Händlers“ ausmacht, gewesen ist: der „Held“ der Pole... und nicht der „Händler“, der Engländer.

Kridl deutet den „Lord Jim“ als eine Epopöe der freiwilligen Sühne für nur halb anrechenbare Schuld. Er streift diskret die Frage, ob man es hier mit verkleideter Beichte zu tun habe. Einer allegorischen Beichte der Versündigung am verlassenen Polen. Kridl verneint die phantasievolle Deutung, bei der man unwillkürlich an die sattsam bekannte Anekdote vom Elefanten und der polnischen Frage denken muß. Dagegen sieht er Polnisches in der Treue zu einer verlorenen Sache, im übersteigerten Ehrgefühl... Ich möchte hinzufügen in einem gewissen ethischen Masochismus, der sich an der eigenen Pein berauscht. Daß dunkle Erinnerungen an Kordjan in „Lord Jim“ zu entdecken sind, scheint mir ebenso wahrscheinlich wie Kridl. Ich möchte, weniger zurückhaltend als er, auch die Analogien mit Benyóvszky und dem Pater Robak aus dem „Pan Tadeusz“ nicht abweisen. Man vergesse nicht, daß gerade die Welt der Barer Konföderierten für Conrad-Korzeniowski das Land der Kindheitserzählungen war.

Otto Forst-Battaglia.



I
ABHANDLUNGEN

ALEXANDER NIKOLAEVIČ RADIŠČEV

Von
Dr. Eugenie Singer.

Einleitung:
Die Lage der russischen Bauern im 18. Jahrhundert.

Seit der Regierung Peters d. Gr. nahm die Leibeigenschaft in Rußland infolge beständiger Vermehrung der Adelsrechte immer ärgere Formen an. Die Bauern waren nicht nur an den Boden gefesselt, sondern, als Eigentum der Gutsherren, jeder Willkür schutzlos preisgegeben. Unter den Nachfolgern Peters wurde den Bauern ein Recht nach dem anderen entzogen[1]). Die Anforderungen der Gutsherren an die Leistungen der Bauern steigerten sich immer mehr, denn die sich verbreitende westeuropäische Bildung vermehrte ganz beträchtlich die Bedürfnisse und den Luxus des russischen Adels, der i. J. 1754 das ausschließliche Recht erhielt, Land und Leibeigene zu besitzen[2]).

Ihre größte Ausbildung erhielt die Leibeigenschaft unter Katharina II. Das 18. Jahrh., das Zeitalter der humanen Ideen und Bewegungen, brachte es zwar mit sich, daß man auch den ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen der russischen Bauern Beachtung schenkte, doch geschah nichts zur Verbesserung ihrer Lage; es trat im Gegenteil eine wesentliche Verschlimmerung ein, indem die Macht der Gutsherren über die Bauern beständig erweitert wurde. Die Leibeigenschaft bildete sich mit der Zeit zu einem festen System aus und fand sogar in Gegenden Eingang, wo sie bis dahin unbekannt war[3]).

Katharina II. hatte noch als Großfürstin ihrem Abscheu über die Sklaverei Ausdruck verliehen, da diese im Widerspruche mit der christlichen Religion und mit den allgemeinen Menschenrechten stehe, und folgendes Mittel zur Bauernbefreiung vorgeschlagen:

---

[1]) J. Engelmann, Leibeigenschaft in Rußland. Leipzig 1884, 106.
[2]) Ebenda, 114.
[3]) A. Brückner, Geschichte Rußlands bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts. Bd. II, Gotha 1913, 439 ff.

beim Übergange eines Gutes auf einen anderen Besitzer sollten die auf dem Gute befindlichen Leibeigenen frei werden. Da nun im Verlaufe eines Jahrhunderts wohl alle Güter ihre Besitzer wechseln, so würden nach etwa hundert Jahren alle Leibeigenen frei sein. Diese liberalen Anschauungen hinderten jedoch Katharina II. nicht, in ihren ersten Regierungsjahren wiederholt auf den Ukaz Peters III. vom 13. Dezember 1760 hinzuweisen, der den Gutsherren das Recht einräumt, Leibeigene, die sich „freche Vergehen" zuschulden kommen ließen, den Behörden zwecks Ansiedlung in Sibirien zu übergeben. Am 17. Jänner 1765 erließ Katharina II. einen Ukaz, durch den die Gutsherren berechtigt wurden, ihre Bauern zu Zwangsarbeiten zu verurteilen. Jede Beschwerde war den Bauern untersagt, die Behörden durften von den Bauern kein Gesuch entgegennehmen[4]). Auch die Überreichung von Bittschriften an die Kaiserin war mit Strafe bedroht, was jedoch nicht hinderte, daß Katharina II., als sie zur Eröffnung der Versammlung für die Abfassung eines neuen Gesetzbuches nach Moskau reiste, von der bäuerlichen Bevölkerung mit Bittschriften überschüttet wurde, in denen die Leibeigenen über die drückenden Lasten und Steuern Klage führten[5]).

In der berühmten Instruktion Katharinas II. für die Deputierten der großen Gesetzeskommission waren Vorschläge ausgesprochen, die auf eine Verbesserung der Lage der russischen Bauern hinzielten, wie z. B. die Pflege altersschwacher, kranker Bauern, Einsetzung bäuerlicher Gerichte, Schutz des bäuerlichen Eigentums und Regelung des Loskaufes[6]). Obzwar die Kaiserin die Absicht hatte, verschiedenen Mißbräuchen, unter denen die Bauern litten, entgegenzutreten, so konnte sie infolge des Widerstandes der adligen Kreise ihre Pläne nicht verwirklichen. Schon in der ersten Fassung der Instruktion wurden die erwähnten Vorschläge von der Umgebung der Kaiserin gestrichen. Der Adel war es ja, welcher Katharina auf den Thron verholfen hatte, und schon mit Rücksicht auf diesen Umstand mußte sie sich zu Zugeständnissen bequemen. Auch Jakob Johann von Sievers, einer der bedeutendsten russischen Staatsmänner während der Regierung Katharinas, hatte wiederholt darauf hingewiesen, daß der rechtlosen Lage der Bauern durch Gesetze ein Ende gemacht werden müsse. Im Gegensatz zur Kaiserin ließ sich der weitblickende Staatsmann lediglich von praktischen Gesichtspunkten leiten; in der Bauernbefreiung erblickte er das beste Mittel neben der materiellen Lage und dem moralischen Zustand der Bauern auch die Landwirtschaft, die den Reichtum Rußlands darstellt, zu heben[7]). Sievers war der Ansicht, daß die „unbegrenzte Knechtschaft einst das Verderben des Staates sein werde", und wies darauf hin, daß „den Wirren von Orenburg,

---

[4]) Engelmann, 120.
[5]) A. Brückner, Katharina II., Berlin 1883, 476 f.
[6]) A. Brückner, Geschichte Rußlands, Bd. II, 450.
[7]) Engelmann, 121.

Kazan und an der unteren Wolga ursprünglich das unerträgliche Sklavenjoch zugrunde gelegen habe". Von seinen vielen Vorschlägen zur Verbesserung des Loses der Leibeigenen wurde jedoch bloß die Gründung einer Gesellschaft zur Hebung der Landwirtschaft und die Errichtung einer Musterwirtschaft verwirklicht[8]).

Als i. J. 1767 die große Gesetzeskommission zusammentrat, wurde auch die brennend gewordene Bauernfrage einer Erörterung unterzogen. Fürst Ščerbatov sprach mit Entrüstung über die Barbarei des Einzelverkaufes von Bauern und beantragte dessen Verbot. Die Mehrheit der Versammlung vertrat jedoch die Ansicht, daß es strengster Gesetze bedürfe, um das Entfliehen von Bauern zu verhindern. Als Ursache der Massenflucht der Bauern hatte Graf Panin in einem der Kaiserin überreichten Memoire die unumschränkte gutsherrliche Gewalt bezeichnet. Gegen die Leibeigenschaft sprachen sich auf dem Kongresse der Gesetzeskommission ein Geistlicher, ein Freibauer und der Vertreter des Adels von Kozlov, der Artillerie-Secondeleutnant Korobjin, aus[9]). Korobjin führte aus, wie willkürlich den Bauern drückende Steuerlasten aufgebürdet würden und wie ausreichend die an den Bauern verübten Freveltaten wären, um eine Massenflucht hervorzurufen. Unter Hinweis auf die liberalen Bestimmungen der kaiserlichen Instruktion verlangte er Einschränkung der gutsherrlichen Gewalt und Sicherung des bäuerlichen Eigentums. Die langen Debatten der Kommissionsmitglieder führten bekanntlich zu keinem positiven Ergebnis. Immerhin mußte es als ein Erfolg angesehen werden, daß die Bauernfrage wenigstens theoretisch erörtert, kritisiert und die Mißbräuche von einzelnen Delegierten sogar verurteilt wurden.

Im Jahre 1773 wurde das Recht der Gutsherren, Bauern zur Zwangsarbeit nach Sibirien zu schicken, aufgehoben, doch dauerte es nicht lange, bis dieser Brauch wieder in Übung kam[10]). Der Rekrutenhandel, der bereits unter Elisabeth 1747 unbeschränkt anerkannt wurde, erfuhr unter der Regierung Katharinas II. seine größte Ausdehnung, und das Recht der Gutsherren, die Bauern einzeln verkaufen zu dürfen, wurde als ein unbestrittenes Privileg des russischen Adels proklamiert[11]). Selbst in der Ukraine, wo sich das Recht der bäuerlichen Freizügigkeit erhalten hatte, fand die Leibeigenschaft Eingang. Durch den Ukaz vom 3. Mai 1783 verloren die ukrainischen Bauern das Recht der Freizügigkeit[12]). Damit war auch hier die Leibeigenschaft eingeführt, und Katharina, die Schülerin der Aufklärungsphilosophie, die sich zu Beginn ihrer Regierung als begeisterte Vorkämpferin für die Emanzipation der Bauern aufgeworfen hatte, erteilte hierzu ihre Zustimmung. Es

[8]) A. Brückner, Katharina II., 526.
[9]) A. Brückner, Geschichte Rußlands, Bd. II, 451 f.
[10]) Engelmann, 140.
[11]) Semevskij, Krestjane v carstvovanje Imperatricy Ekateriny II., Bd. I, St.-Petersburg 1881, 148 ff.
[12]) Engelmann, 148.

nützte wenig, daß Katharina das Wort „rab“ (Sklave) aus dem russischen Sprachschatze tilgen ließ, wenn in Wirklichkeit in ihrem Reiche die Leibeigenschaft immer abstoßendere Formen annahm[13]).

Die vielen Halbheiten, Schönfärbereien und Bemäntelungen, die während ihrer Regierung an der Tagesordnung waren, die Verschwendungssucht und die Willkür des Adels einerseits, die traurige Lage der bäuerlichen Massen andererseits lassen es verständlich erscheinen, daß i. J. 1790 in Petersburg ein Buch erschien, das den ersten und zugleich stärksten Protest gegen die in Rußland herrschenden Zustände darstellte. In meisterhaften, knappen Skizzen entwirft der Verfasser ein ungeschminktes Bild von den tatsächlichen Verhältnissen in seinem Vaterlande und verknüpft damit eine scharfe Kritik des sozialen, politischen und kulturellen Lebens; sein besonderes Augenmerk und Mitleid gehört den leibeigenen Bauern, für deren Befreiung er seine Mitbürger zu bewegen sucht. Dieses Werk war das berühmte Buch „Reise von Petersburg nach Moskau“, und sein Verfasser war der Direktor der Petersburger Zollbehörde, Alexander Nikolaevič Radiščev.

I. Die Jugendjahre A. N. Radiščevs (1749—1771).

Alexander Nikolaevič Radiščev, am 28. August 1749 im Gouvernement Saratov geboren, entstammte einer Adelsfamilie, die ihren Ursprung auf die Tatarenfürsten Kunaj und Nagaj zurückführte[14]). Sein Vater, ein gebildeter Mann mit regen geistigen Interessen und mehrerer Sprachen mächtig, Besitzer eines mittleren Gutes, das im Gouvernement Saratov gelegen war[15]), zeichnete sich vor den übrigen russischen Grundbesitzern durch seine humane Gesinnung aus, die besonders in seinem Verhalten gegenüber den leibeigenen Bauern zum Ausdruck kam. Während des großen Bauernaufstandes Pugačevs blieb daher die Familie Radiščevs von Unheil verschont. Die dankbaren Bauern verrieten den Banden Pugačevs nicht den Zufluchtsort ihres Herrn und hielten dessen Kinder bei sich verborgen[16]).

Alexander Nikolaevič war der älteste Sohn und Liebling seiner Mutter Thekla Stepanovna, geborene Argamakova. Seine ersten Lebensjahre verbrachte Alexander Nikolaevič auf dem väterlichen Gutshofe, wo ihm auch der erste Unterricht zuteil wurde. Nach dem damaligen Brauch lernte er aus kirchlichen Büchern, wie Časoslov und Psalter, lesen[17]). Als er das sechste Lebensjahr voll-

---

[13]) Engelmann, 144 ff.

[14]) P. A. Radiščev, Alexander Nikolaevič Radiščev. Russkij Vestnik, 1858, Dezemberheft, 398.

[15]) V. Miakovskij, Gody učenija A. N. Radiščeva. Golos minuvšogo, 1914, Heft 3, 7.

[16]) V. A. Mjakotin, Iz istorii russkago obščestva. St.-Petersburg 1902,

[16]) V. A. Mjakotin, Iz istorii russkago obščestva. St.-Petersburg 1902, 187.

[17]) Russkij Vestnik, 1858, Dezemberheft, 399; Russkaja Starina, 1872, VI, 574; Golos minušago, 1914, Heft 3, 7.

endet hatte, berief man einen französischen Hauslehrer als Erzieher. Dieser französische Hauslehrer des kleinen Radiščev gehörte zu jenen bekannten „Zufallspädagogen", die in der späteren satyrischen Literatur der Russen eine große Rolle spielten. Es stellte sich heraus, daß dieser Hauslehrer ein fahnenflüchtiger Soldat war, und nach kurzer Zeit wurde er wieder entlassen[18]).

Nun schickte man den kleinen Radiščev zu seinem Großvater mütterlicherseits, M. F. Argamakov, der in Moskau lebte. Michael Feodorovič Argamakov war ein gebildeter, aufgeklärter Mann, der zu den Moskauer Universitätskreisen rege Beziehungen unterhielt. Wieder wurde ein Franzose mit der Erziehung des Knaben betraut: es war ein ehemaliger Ratsherr des Parlamentes in Rouen, der, seiner republikanischen Gesinnung wegen verfolgt, nach Rußland geflüchtet war. Außerdem genoß Radiščev, der gemeinsam mit den Kindern Argamakovs erzogen wurde, Unterricht durch Professoren der Moskauer Universität, doch ging der Lehrstoff kaum über die Grenzen des elementaren Wissens hinaus[19]).

A. N. Radiščev blieb bis zum Jahre 1762 in Moskau. Dank den Bemühungen seines Großvaters fand er als Dreizehnjähriger Aufnahme im kaiserlichen Pagenkorps in Petersburg, wo er am 25. November 1762 eintrat[20]).

Das Pagenkorps am russischen Hofe war damals kein Erziehungsinstitut im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Pagen, etwa 40 an der Zahl, waren meist durch Dienste am Hofe in Anspruch genommen: sie servierten bei Tisch, begleiteten die Mitglieder der kaiserlichen Familie bei Ausfahrten und verrichteten sonstige kleine Dienste. Dem Unterricht der Pagen wurde erst seit 1759 größere Aufmerksamkeit geschenkt, als der erste Hofmeister Sudi das Pagenkorps reorganisierte. Der Unterrichtsplan umfaßte folgende Gegenstände: Geometrie, Geographie, Fortifikationslehre, Geschichte, französische und deutsche Sprache, Zeichnen, Tanzen, Reiten und Fechten. Bemerkenswert ist, daß die russische Sprache im Lehrplane gar keine Berücksichtigung fand, doch wurden die Pagen dazu angehalten, französische Theaterstücke umzuarbeiten und in russischer Sprache niederzuschreiben[21]). Zur Zeit, als A. N. Radiščev im Pagenkorps weilte, wurde der Unterricht durch den Franzosen Morambert geleitet. Beim Studium zeichnete sich Radiščev durch seine glänzenden Fähigkeiten aus[22]).

Nachdem er vier Jahre im Pagenkorps verbracht hatte und zum Jüngling herangewachsen war, trat ein Ereignis ein, das nicht

---

[18]) Mjakotin, 187.
[19]) Golos minuvšago, 1914, Heft 3, 7 f.
[20]) Ebenda, 8.
[21]) Ebenda, 8—10; M. I. Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor „Putešestvija iz Peterburga v Moskvu". Sbornik otdelenija russkago jazyka i slovesnosti Imperatorskoj Akademii Nauk. Tom XXXII., No. 6, 3 f. (St.-Petersburg 1883).
[22]) Mjakotin, 187 f.; Golos minuvšago, 1914, Heft 3, 10.

bloß für seinen weiteren Bildungsgang, sondern für sein ganzes Leben von größter Bedeutung wurde: seine Entsendung an die Leipziger Universität[23]).

Katharina II. trug sich ja doch mit dem Gedanken, weitgehende Reformen in ihrem Reiche durchzuführen und befaßte sich daher eingehend mit dem Studium der russischen Verhältnisse. Große Aufmerksamkeit schenkte die Kaiserin der Umgestaltung des Verwaltungsapparates, doch trat der geplanten Reform zunächst der Mangel einer ungenügenden Zahl entsprechend vorgebildeter Beamten als Hindernis entgegen. Besonders empfindlich war der Mangel an tüchtigen Juristen im russischen Verwaltungsdienste. Die neugegründeten russischen Universitäten kamen für die Heranbildung von Juristen kaum in Betracht; die juristische Fakultät der Moskauer Universität war durch einen einzigen Professor, den Deutschen Dilte, vertreten, der Vorlesungen aus allen Zweigen der Rechts- und Staatswissenschaften zu halten gezwungen war[24]). Katharina II. entschloß sich daher, eine Reihe junger Adeliger an eine ausländische Universität zu schicken, um sie dort auf Staatskosten zu tüchtigen Juristen für den Verwaltungsdienst heranbilden zu lassen[25]). Ihre Wahl fiel auf die Leipziger Universität, die überall in hohem Ansehen stand und an deren juristischer Fakultät eine Reihe hervorragender Rechtsgelehrter wirkte. Am 22. Februar 1766 bestimmte Katharina II. sechs Zöglinge des Pagenkorps zum Studium an der Leipziger Universität, darunter auch den siebzehnjährigen Radiščev. Ende September 1766 verließen die sechs Pagen, denen sich weitere sechs junge Adelige angeschlossen hatten, Petersburg, um sich nach Leipzig zu begeben[26]).

Die Beschäftigung und das Studium dieser Jünglinge regelte eine eingehende, 22 Punkte umfassende Instruktion, welche die Kaiserin persönlich verfaßt hatte[27]). Nach diesem Plane sollten die Zöglinge die lateinische, deutsche, französische, wenn möglich auch die „slavische“ Sprache studieren; nebst Moralphilosophie und Geschichte sollten sie insbesondere Natur- und Völkerrecht sowie auch etwas römisches Recht betreiben. Die Wahl anderer Lehrgegenstände stand jedem einzelnen frei. Für jeden Zögling war eine Summe von 800 Rubel im Jahre bestimmt; von diesem Betrage wurde der gesamte Lebensunterhalt bestritten und ein kleiner Betrag als Taschengeld ausgefolgt. Im Jahre 1769 wurde diese, für die damaligen Verhältnisse recht ansehnliche Summe sogar auf 1000 Rubel jährlich erhöht.

Die Aufsicht über das Studium und den Lebenswandel der Studenten sollte gemäß der Instruktion einem besonders hierzu be-

---

23) Sbornik russkago istoričeskago obščestva, Bd. 10, St.-Petersburg 1872, 112.

24) Golos minuvšogo, 1914, Heft 3, 16.

25) Sočinenija A. N. Radiščeva, St.-Petersburg 1872, Bd. I, 5.

26) Mjakotin, 187.

27) Sbornik russkago istoričeskago obščestva, Bd. 10, 107—111.

stellten Inspektor anvertraut werden. Als solcher wurde der Major Bokum, ein derber, charakterloser Mann, ernannt. Eine treffende Charakteristik Bokums gab Radiščev in seinem „Žitie F. V. Ušakova“, worin er Bokum als groben, prahlerischen, lügnerischen und gewinnsüchtigen Menschen schildert[28]). Nicht zufrieden mit dem Gehalte und den Geschenken, die Bokum von den Eltern der ihm anvertrauten Zöglinge erhielt, unterschlug er einen beträchtlichen Teil der staatlichen Gelder, die für den Studienaufenthalt der jungen Russen in Leipzig bestimmt waren. Die Lage der Studenten war deshalb nicht beneidenswert: sie waren genötigt, in feuchten, dunklen Quartieren zu wohnen und alte Kleider zu tragen, ja es kam vor, daß sie zuweilen Hunger litten. Der russische Kabinettskurier Jakovlev, der über Leipzig reiste und in Rußland über die Behandlung durch Bokum berichtete, erwähnt, daß die Gesundheit Radiščevs infolge der unzureichenden Nahrung so geschwächt war, daß er „infolge Schwäche nicht zu Tisch gehen konnte, so daß man ihm das Essen ins Zimmer brachte“[29]).

Die Beziehungen zwischen Bokum und den ihm anvertrauten Zöglingen gestalteten sich immer unerfreulicher. Aus einzelnen Konflikten entstand allmählich ein systematischer Kampf, den die erbitterten Studenten gegen Bokum führten. Immer häufiger kam es vor, daß die Studenten ihrem Inspektor den Gehorsam verweigerten, während Bokum zu allerlei erniedrigenden Strafmitteln griff. Ganz gegen die Bestimmungen der kaiserlichen Instruktion begann Bokum seine Zöglinge zu prügeln. Als Bokum einst den Studenten Nasakin züchtigte, versetzte der letztere, einer Verabredung mit seinen Kameraden gemäß, Bokum eine Ohrfeige. Der überraschte Bokum beschuldigte nun die Studenten, daß sie einen Anschlag auf sein Leben geplant hätten, und sperrte sie ein. Die Studenten, der unwürdigen und grausamen Behandlung überdrüssig, erwogen ernstlich, ob es nicht besser wäre, auf die Möglichkeit einer Rückkehr nach Rußland zu verzichten und ins Ausland, nach Ostindien oder Amerika, zu entfliehen. Doch wurde dieser Zwischenfall bald durch die Intervention des russischen Gesandten am sächsischen Hofe, des Fürsten Beloselskij, beigelegt, welcher dem Inspektor einen Verweis erteilte und die Freilassung der Zöglinge anordnete[30]). Seit diesem Zwischenfalle konnten sich wenigstens die älteren Zöglinge der lästigen Bevormundung durch Bokum entziehen. „Er war auf seine Tasche bedacht“, schrieb Radiščev, „wir aber lebten frei und sahen ihn im Monat kaum zweimal“[31]).

---

28) Sočinenija A. N. Radiščeva. St.-Petersburg 1872, Bd. I, 9 f.

29) M. J. Suchomlinov, Izsledovanija i statji po russkoj literaturje i prosveščenija. Bd. I, St.-Petersburg 1889, 545; M. Tumanov, A. N. Radiščev. Vestnik Evropy, 1904, Februarheft, 640.

30) V. A. Majkotin, Iz istorii russkago obščestva. St.-Petersburg 1902, 191; N. A. Radiščev, O žizni i sočinenijach A. N. Radiščeva. Russkaja starina, 1872, VI., 575; Sočinenija A. N. Radiščeva, St.-Petersburg 1872, Bd. 1, 19—21.

31) Sočinenija A. N. Radiščeva, 1872, Bd. 1, 23.

In Rußland riefen die Nachrichten über die unwürdige Behandlung der Zöglinge großen Unwillen hervor. Am 21. Dezember 1770 richtete die kaiserliche Kabinettskanzlei ein geharnischtes Schreiben an Bokum, worin ihm die schärfste Mißbilligung ausgesprochen wurde. Auch die Kaiserin selbst hatte von den Vorfällen in Leipzig Nachricht erhalten. Sie beauftragte den Vizekanzler Fürst A. M. Golicyn, Bokum durch Vermittlung des russischen Gesandten in Dresden wissen zu lassen, daß sie mit größtem Mißvergnügen hörte, daß Bokum entgegen den ihm erteilten Instruktionen die Zöglinge mit Stock, Ruten und Degen zu züchtigen sich erkühnt hatte, woraus zu ersehen sei, daß er sich für den Dienst eines Inspektors, der die Zöglinge zu beaufsichtigen hätte, nicht eigne[32]). Eine vom russischen Gesandten Fürst Beloselskij angeordnete Untersuchung ergab, daß die gegen Bokum erhobenen Beschuldigungen durchaus begründet waren. Die Folge dieser Untersuchung war, daß Bokum seiner Stelle enthoben und seines Ranges für verlustig erklärt wurde[33]).

Das erste Werk, das bei den russischen Studenten in Leipzig ein lebhaftes Interesse für die Wissenschaft hervorgerufen hatte, war das Buch des Helvetius „De l'esprit", mit dem sie ein durch Leipzig reisender russischer Würdenträger zufällig bekannt gemacht hatte. „Er weckte in uns", schrieb Radiščev, „ein großes Verlangen nach Lektüre, indem er uns Gelegenheit gab, das Buch des Helvetius „De l'esprit" zu verstehen. Auf seinen Rat hin lasen wir dieses Buch, lasen es mit Aufmerksamkeit und lernten dabei zu denken"[34]). Von Helvetius, diesem Vertreter des äußersten philosophischen Radikalismus ausgehend, wurden die jungen Russen zu weiterer eingehender Beschäftigung mit philosophischen Studien angeregt. Sie wurden mit den zeitgenössischen Größen der französischen Literatur und des philosophischen Radikalismus bekannt; die Lehren des Abbé Mably sowie die Werke Rousseaus fesselten ihre Aufmerksamkeit. Insbesondere waren es die Werke Mablys, welche ihnen als der Gipfel der Vollendung erschienen. Von dessen Buch „Droit public de l'Europe fondé sur les traités" war Radiščev derart gefesselt, daß er darüber seine Universitätsvorlesungen zu vernachlässigen begann. Als 1769 Professor Böhme, ein hervorragender Gelehrter an der Leipziger Universität, eine Vorlesung über öffentliches Recht ankündigte, erklärten die russischen Studenten, daß sie der geplanten Vorlesung die Lektüre des Mablyschen Werkes vorzögen, denn sie wären überzeugt, „daß dieses Werk Mablys, das nach Ansicht der ganzen Welt eine mustergültige Arbeit ist, sicherlich mehr Sachen enthalte, als in irgendeiner Vorlesung über diese Materie gesagt werden könnte". Diese Erklärung gab der Student

[32]) Mjakotin, 192 f.
[33]) Sbornik russkago istoričeskago obščestva, Bd. X, 126—128.
[34]) Mjakotin 195; Golos minuvšago 1914, 3. Heft, 26; Sočinenija A. N. Radiščeva, St.-Petersburg 1872, Bd. I, 25 f.

Janov ab, während Radiščev hinzufügte: „In Ansehung der Lehrweise bin ich ganz der Meinung des Herrn v. Janov“[35]).

Zum Studium wurden die russischen Studenten durch ihren ältesten Kameraden F. V. Ušakov angeleitet und angeeifert[36]). Dieser hatte bereits in Rußland eine angesehene Stellung bekleidet, die ihm eine glänzende Laufbahn verhieß. Nach Absolvierung der Heeres-Kadettenschule wurde er Sekretär bei G. N. Teplov, einer dem Hofe sehr nahestehenden, einflußreichen Persönlichkeit; er nahm an der Abfassung der Rigaer Handelsordnung teil und führte bereits den Titel eines Kollegienassessors[37]). Als die Entsendung junger Adeliger ins Ausland beschlossen wurde, verstand es der wissensdurstige Ušakov, seine Aufnahme in die Reihe der Jünglinge, die für das Auslandstudium ausersehen waren, durchzusetzen. Vermöge seines reiferen Alters und seines festen, entschlossenen Charakters gewann er bald einen bedeutenden Einfluß auf seine jüngeren Kameraden, auf die sich auch sein Eifer, mit dem er dem Studium oblag, übertrug. Der große Lerneifer der russischen Studenten zeitigte bald schöne Erfolge. Schon nach anderthalbjährigem Aufenthalte in Leipzig konnte der russische Gesandte in Dresden sehr günstig über die Studienerfolge berichten: „... man erklärt allgemein mit Bewunderung, daß sie in einer so kurzen Zeit so bedeutende Erfolge erzielten und an Wissen sogar denen, die schon lange dem Studium obliegen, in keiner Weise nachstehen.“ Besonders lobend wurden Ušakov, Janov und Radiščev hervorgehoben, welche die Erwartungen ihrer Professoren sogar übertrafen[38]).

Der Wissensdurst, der bei den russischen Studenten bei der Bekanntschaft mit den philosophischen und politischen Ideen Westeuropas geweckt wurde, rief bei ihnen den lebhaften Wunsch nach vielseitigen Kenntnissen und möglichster Vertiefung des Wissens hervor. Mit verdoppeltem Eifer machten sie sich an die Arbeit, um sich möglichst viel von den Schätzen, die ihnen das Geistesleben Westeuropas erschloß, aneignen zu können. Einer von ihnen, Rubanovskij, arbeitete täglich bis 14 Stunden[39]). Ušakov nahm in seinen freien Stunden Privatunterricht in allerlei Gegenständen. Die lateinischen Klassiker und die Mathematik interessierten ihn ebenso wie die Philosophie und die Rechtswissenschaft; er gehörte zu den erfolgreichsten Schülern des Rechtslehrers Hommel, unter dessen Anleitung er Beccaria studierte[40]). Der hochbegabte Ušakov, der seine Gesundheit in Rußland durch einen ausschweifenden Lebens-

[35]) M. J. Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor etz., 6.

[36]) Eine Biographie Ušakovs hat Radiščev unter dem Titel „Žitie F. V. Ušakova, s priobščeniem nekotorych jego sočinenij“ im Jahre 1789 verfaßt. (Abgedruckt in den „Sočinenija A. N. Radiščeva, St.-Petersburg 1872, Bd. I, 3—61.)

[37]) V. V. Miakovskij, Gody učenija A. N. Radiščeva. Golos minuvšago, 1914, Heft 3, 24.

[38]) M. J. Suchomlinov, Izsledovanija i statii, 456 f.

[39]) Russkij vestnik, 1858, Dezemberheft, 401.

[40]) Golos minuvšago, 1914, Heft 3, 26.

wandel geschwächt hatte, erkrankte infolge des intensiven Studiums und fand im Juli 1770, vor Abschluß seiner Studien, ein vorzeitiges Ende[41]). Radiščev, der sich auch nicht der besten Gesundheit erfreute, befaßte sich neben seinen philosophischen und juristischen Studien eifrig mit der lateinischen, deutschen und französischen Sprache. Eingehend beschäftigte er sich mit Naturwissenschaften, besonders mit Chemie, und in der Medizin hatte er sich derartige ausgezeichnete Kenntnisse angeeignet, daß er leicht die Ärzteprüfung hätte bestehen können.

Eine große Anziehungskraft auf die Leipziger Studenten übten damals die philosophischen Vorlesungen Ernst Platners aus[42]). Der junge Gelehrte, der im Jahre 1766 die Leipziger Universität absolviert hatte, war ein überzeugter Anhänger der Leibnitzschen Philosophie, deren Ideen ihm als Grundlage für die Vorlesungen dienten. Von den Gegenständen der theoretischen Philosophie hielt Platner die Metaphysik für den wichtigsten, doch war er freilich kein blinder Anhänger der trockenen Theorie: er trieb Wissenschaft nicht um der Wissenschaft, sondern um des Lebens willen, da seiner Ansicht nach nur auf diese Weise die Wissenschaft den Menschen zu geistiger und sittlicher Vollendung führen könne. Der scharfe Verstand Platners, seine an tiefen Gedanken reichen Vorlesungen, seine Art, wissenschaftliche Probleme den Bedürfnissen des praktischen Lebens nahezubringen, sowie der lebendige Schwung und die Begeisterung, mit der er interessante soziale Probleme zu behandeln verstand, verschafften ihm eine ungewöhnliche Beliebtheit[43]). Unter Platners Anleitung drang Radiščev in die Gedankenwelt der deutschen Philosophie ein und studierte eifrig die Werke Leibnitzens. Noch zwanzig Jahre später erwähnte Platner gelegentlich einer Begegnung mit Karamzin, daß Radiščev einer seiner fähigsten Schüler war[44]).

Die Bekanntschaft mit den westeuropäischen Literaturen und philosophischen Systemen sowie die fesselnden Vorlesungen Platners haben tiefe Spuren in den Gemütern der empfänglichen russischen Studenten hinterlassen. Im westeuropäischen Geistesleben, mit dem sie in so unmittelbare Berührung gekommen waren, suchten und fanden sie nicht nur theoretische Wahrheit, sondern auch ethisches Ideal. Die Grundzüge dieses Ideals standen in engem Zusammenhang mit der hohen Auffassung von der Bedeutung des menschlichen Verstandes, der von sich aus das Leben bestimmen soll. Von ernster Lebensauffassung zeugen die Worte, die der sterbende Ušakov zu Radiščev sprach: „Gedenke, daß man im Leben Grundsätze haben muß, um glücklich zu sein, und daß man in seinen Gedanken hart sein muß, um furchtlos zu sterben“[45]).

[41]) Sbornik russkago istoričestkago obščestva, X., 118.
[42]) Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 26, Leipzig 1888, 258 f.
[43]) Denkmäler verdienstvoller Deutscher des 18. und 19. Jahrhunderts, Leipzig 1829, Bd. III, 57 ff.
[44]) Mjakotin, 196.
[45]) Sočinenija A. N. Radiščeva, St.-Petersburg 1872, Bd. I, 33.

Im Herbst 1771 nahm der Aufenthalt Radiščevs in Leipzig ein Ende. Nach fünfjährigem Aufenthalte in der deutschen Universitätsstadt kehrte er gereift in seine Heimat zurück. Später nannte Radiščev seine in Leipzig verbrachten Studienjahre ein „glückliches Seelenbündnis“; sie gehörten trotz den üblen Erfahrungen, die er mit Bokum machen mußte, zu den schönsten Erinnerungen[46]).

II. Radiščev in St.-Petersburg. Seine berufliche und schriftstellerische Tätigkeit (1771—1790).

Mit den Zeugnissen der Leipziger Professoren versehen, trafen Radiščev und seine Kameraden Kutuzov und Rubanovskij Ende November 1771 in Petersburg ein[47]). Die mehr als einen Monat währende Reise hatte in Radiščev ein Gefühl großer Ungeduld aufkommen lassen. Noch viele Jahre nachher erinnerte sich Radiščev der überschwenglichen Begeisterung, die ihn beim Anblick der Grenze überkam, die Rußland von Kurland trennte. Die Verhältnisse, welche die Heimkehrenden in Rußland vorfanden, machten allerdings recht bald einer kühleren Stimmung Platz. In Leipzig, wo sie als Studenten nur selten Kunde über die Zustände in Rußland erhielten, hatten sie sich die Verhältnisse in der Heimat in den rosigsten Farben ausgemalt. Der Humanitätsgedanke und der mächtige Freiheitsdrang, der die Studenten unter dem Einflusse der Aufklärungsliteratur beseelt hatte, stand im grellen Gegensatz zu den tatsächlichen Verhältnissen in ihrer russischen Heimat[48]).

Gleich nach der Ankunft wurden Radiščev und Kutuzov als Protokollisten in den Senat entsendet, wo sie den Titel eines Titularrates führten. Dort sollten die beiden Freunde bald Gelegenheit finden, mit den russischen Gesetzen vertraut zu werden, auch sollten sie sich in der russischen Sprache gründlich ausbilden. In Leipzig hatten sie ihre Muttersprache fast gänzlich verlernt; während sie als Pagen meist französisch gesprochen hatten, bedienten sie sich in Leipzig im mündlichen wie im schriftlichen Verkehr immer mehr des Deutschen[49]).

Die beiden Freunde konnten sich nur schwer in den neuen Verhältnissen zurechtfinden, insbesondere Kutuzov, der sich bald der Freimaurerei zuwandte, in deren mystischen Lehren er Vergessenheit von den ihn umgebenden Widersprüchen des Lebens suchte[50]). Radiščev fühlte sich von den in der Senatskanzlei herrschenden Zuständen angewidert: das unterwürfige, knechtische Benehmen der Beamten, allerlei Schikanen und ungebührliche Behandlung seitens der Vorgesetzten verleideten ihm bald den Dienst.

---

[46]) Miakovskij, Gody učenija A. N. Radiščeva. Golos minuvšago, 1914, Heft 3, 42.

[47]) Sbornik russkago istoričeskago obščestva, Bd. X, 129; Miakovskij, Gody učenija A. N. Radiščeva. Golos minuvšago 1914, Heft 5, 85.

[48]) Miakovskij, 83 f.; Mjakotin, 197.

[49]) Golos minuvšago, 1914, Heft 5, 85.

[50]) Ebenda 89.

Als erster verließ Kutuzov die Senatskanzlei, indem er als Hauptmann in die Armee eintrat; nach zweieinhalbjähriger Tätigkeit in der Senatskanzlei folgte auch Radiščev seinem Beispiele, der im Jahre 1773 als Ober-Auditor dem Oberkommandeur von St.-Petersburg, dem Chef-General Graf J. A. Bruce zugeteilt wurde. Freilich konnte der wenig abwechslungsreiche Dienst dem geistig regen Radiščev keine innere Befriedigung gewähren, doch war er dadurch entschädigt, daß er über genügend freie Zeit verfügte. In der Petersburger Gesellschaft war Radiščev ein gerne gesehener Gast; seine umfassende Bildung, sein gefälliges Äußere, seine guten Leistungen als Violinspieler verschafften ihm bald allgemeine Beliebtheit [51]).

In dieser Epoche begann Radiščev mit literarischen Arbeiten vor die Öffentlichkeit zu treten. Katharina II. hatte im Jahre 1768 eine Gesellschaft ins Leben gerufen, welche die Aufgabe hatte, die bedeutendsten Schöpfungen der westeuropäischen Literaturen ins Russische zu übersetzen [52]). Unter die Mitarbeiter wurde auch Radiščev berufen und mit der Übersetzung des Werkes Mablys „Observations sur l'histoire de la Grèce" betraut. Der von der Kaiserin für gut befundenen Übersetzung fügte Radiščev eine Reihe von Notizen und Erläuterungen hinzu, in welchen er sich als entschiedener Anhänger des Naturrechtes und der Idee von der Volkssouveränität bekannte [53]). Den Ausdruck „despotisme" übersetzte er mit „samoderžavstvo" und erklärte dieses Wort folgendermaßen: „Selbstherrschaft ist jener Zustand, welcher der menschlichen Natur am meisten entgegengesetzt ist. Wir dürfen in keinem Falle eine unbeschränkte Herrschaft über uns dulden. Wenn wir dem Gesetze einen Teil unserer Rechte und unserer natürlichen Herrschaftsbefugnisse abtreten, so tun wir dies darum, damit dieser abgetretene Teil zu unserem Gunsten verwendet werde; darüber schließen wir stillschweigend einen Vertrag mit der Gesellschaft. Wird dieser Vertrag verletzt, so sind auch wir unserer Verpflichtungen entbunden. Ungerechte Entscheidungen des Herrschers verleihen dem Volke als seinem Richter ein Recht über den Herrscher, das ebenso groß, ja größer ist als jenes, welches das Gesetz dem Herrscher gegenüber dem Verbrecher verleiht. Der Herrscher ist der oberste Bürger der Volksgemeinschaft." Dies waren allerdings Worte, wie man sie bis dahin in Rußland noch nicht gehört hatte [54]).

Die russische Übersetzung des Mablyschen Werkes erschien 1773, vermutlich noch zur Zeit, als Radiščev im Senate tätig war.

---

[51]) A. A. Gavrilenko, A. N. Radiščev do ssylki. Vestnik Evropy, 1907, Juniheft, 495.

[52]) V. P. Semennikov, Sobranie starajuščeesja o perevodje innostrannych knig, učredennoe Ekaterinoj II., 1768—1783 g. Russkij bibliofil, 1913, priloženie, 5 ff.

[53]) J. Polivka, Alexander Radiščev. Listek z boju za volnost ruského lidu. Česky časopis historický, XII., 1906, 339 f.

[54]) Mjakotin, 199.

Auf einer Quittung vom 7. Mai 1773, mit welcher er den Empfang des Honorars für seine Übersetzungsarbeit bestätigte, ist er noch als Titular-Rat unterzeichnet. Das Werk erschien in der Druckerei N. I. Novikovs, wo zahlreiche Bücher im Auftrage der Übersetzungsgesellschaft gedruckt wurden[55]).

Noch im selben Jahre setzte Radiščev seine Übersetzungstätigkeit fort. Er vollendete die Übersetzung eines deutschen Werkes, das vermutlich 1771 erschienen war, und gab es anonym unter dem Titel „Oficerskija upražnenija" (Offiziersübungen) heraus. Dieses Buch war militärischen Inhalts und „für Offiziere der Infanterie vom Hauptmann bis zum Fähnrich" bestimmt. Auch dieses Werk hatte Radiščev für die „Gesellschaft der Übersetzer" übersetzt, doch wurde es erst vier Jahre später, 1777, von der akademischen Buchdruckerei herausgegeben[56]).

Diese beiden Übersetzungen sind die ersten gedruckten Arbeiten Radiščevs, doch hatte er sich schon vorher literarisch betätigt. Häufig pflegte er zu Papier zu bringen, was seine rege Phantasie und sein empfängliches Gemüt beschäftigte. Radiščevs Manuskripte entbehren fast jeglicher Streichungen oder Verbesserungen, aus den flüchtig hingeworfenen Bemerkungen nimmt man deutlich die Frische des Eindruckes wahr. Die meisten dieser literarischen Versuche bilden ihrem Wesen nach eher Entwürfe, flüchtige Skizzen, als sorgfältig ausgearbeitete, abgeschlossene Elaborate, aber gerade deshalb verraten sie viel mehr von den unmittelbaren Eindrücken und Ansichten ihres Verfassers. Radiščev legte diesen Skizzen keinerlei literarische Bedeutung bei, doch hoffte er, aus dieser Tätigkeit Nutzen zu ziehen für die Verbesserung seines Stiles und die Erhöhung seiner Fähigkeit, Gedanken in literarisch einwandfreier Weise auszudrücken[57]). Zu diesem Zwecke las er auch, dem Rate Lomonosovs folgend, viele kirchenslavische Bücher. In den ersten Jahren seiner Beamtentätigkeit las Radiščev zahlreiche Werke allgemeinbildenden Inhalts und legte sich eine schöne Privatbibliothek an[58]).

In St.-Petersburg verkehrte er häufig in Freimaurerkreisen, da die meisten seiner Freunde den Logen „Urania" und „Astrea" angehörten. Radiščevs Name erscheint in den Protokollen der Loge „Urania" unter den Besuchern dieser Loge; er war jedoch nie Mitglied einer Freimaurerloge, da das Freimaurertum seinen Anschauungen nicht entsprach. Im Jahre 1775 quittierte er den Militärdienst und verlobte sich mit der Nichte seines Freundes A. K. Rubanovskij, Anna Vasilevna Rubanovskaja, und nach einigem Zögern

---

[55]) V. Semennikov, Rannee izdatelskoe obščestvo N. I. Novikova. Russkij bibliofil, 1912, V. Heft, 44.

[56]) Russkij bibliofil, 1913, Priloženie, 59.

[57]) A. A. Gavrilenko, 496.

[58]) Mjakotin, 198. Ein Verzeichnis von 130 Büchern aus dem Nachlasse Radiščevs veröffentlichte J. Barskov in „Dela i dni", Istoričeskij žurnal, I., Petersburg 1920, 397—402.

gaben die Eltern seiner Braut die Zustimmung zur Heirat[59]). Einige Zeit verbrachte Radiščev bei seinen Schwiegereltern in Moskau, dann begab er sich abermals nach St.-Petersburg, wo er nun zum drittenmal in Staatsdienste trat: 1776 fand er als Assessor Aufnahme im Kommerz-Kollegium, an dessen Spitze Graf A. R. Voroncov, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Petersburger Gesellschaft, stand[60]). Nur mit Widerstreben nahm dieser ihn in sein Amt auf, denn er zweifelte, an ihm einen tüchtigen Beamten gewonnen zu haben; er kannte Radiščev bloß aus dem Gesellschaftsleben, vermutete in ihm einen oberflächlichen, leichtsinnigen Weltmann, der nur unter dem Zwange zerrütteter materieller Verhältnisse im Staatsdienste Zuflucht suchen wollte. Bald aber änderte Graf Voroncov seine Meinung über Radiščev, der sich als eifriger, pflichtbewußter Beamter zeigte und seinen dienstlichen Obliegenheiten mit größter Genauigkeit nachkam. Radiščev benützte seine freie Zeit zur Durchsicht der wichtigsten Akten im Kommerz-Kollegium sowie zum Studium der recht komplizierten Dienstvorschriften. Mit Eifer widmete er sich dem Studium des Handels- und Zollwesens unter besonderer Berücksichtigung der russischen Verhältnisse, was seiner dienstlichen Tätigkeit sehr förderlich war. Mit immer größerer Achtung sah Graf Voroncov auf den tüchtigen Beamten, denn Radiščev erwies sich, abgesehen von seinen gediegenen Fachkenntnissen, als ein durchaus einwandfreier Charakter, dem Bestechlichkeit und Unredlichkeit fremd waren. Dank seinen ausgezeichneten Eigenschaften wurde er der Vertraute und Ratgeber seines Chefs und erhielt bald den Titel eines Hofrates[61]).

Als im Jahre 1780 die Petersburger Gouvernementsverwaltung reorganisiert wurde, betraute man mit der Neuordnung des Zollwesens den wirklichen Staatsrat Dahl, einen bejahrten, sehr gebildeten und erfahrenen Würdenträger, der jedoch der russischen Sprache nicht mächtig war. Man teilte ihm daher Radiščev zu, und Dahl gewann seinen Mitarbeiter bald wie einen Sohn lieb[62]). Gemeinsam mit Dahl ging Radiščev daran, die Petersburger Zollbehörde einzurichten. Als der greise Dahl zu kränkeln begann, überließ er Radiščev die Führung der Amtsgeschäfte, während er selbst jeden Monat der Kaiserin über die Zollangelegenheiten Bericht erstattete. Die besonders nach England gerichtete Handelspolitik Rußlands führte Radiščev dazu, sich mit dem Studium des Englischen zu beschäftigen, um nicht von einem Übersetzer abhängig sein zu müssen. Trotz der anstrengenden Arbeit in der Zollbehörde befaßte er sich eifrig mit diesem Studium, und nach Jahresfrist beherrschte er bereits diese Sprache so weit, daß er keines Übersetzers mehr bedurfte. Radiščev fand an der englischen Sprache solchen Gefallen, daß er

---

[59]) Russkij vestnik, 1858, 403; Russkaja starina 1872, VI., 576.

[60]) A. A. Gavrilenko, A. N. Radiščev do ssylki. Vestnik Evropy, 1907, Juniheft, 497.

[61]) Russkaja starina 1872, VI., 577.

[62]) Gavrilenko 499; Russkaja starina 1872, VI., 578.

sie schließlich ebenso geläufig wie die deutsche und französische beherrschte und sich auch in die englische Literatur vertiefte. Inzwischen avancierte er zum Kollegienrat und wurde mit dem Orden des hl. Vladimir IV. Klasse ausgezeichnet. Sein häusliches Glück wurde durch den 1783 erfolgten Tod seiner Gattin getrübt[63]).

Als der greise Dahl in den Ruhestand trat, wurde Radiščev zum Leiter der Petersburger Zollbehörde ernannt. Trotzdem sich viele Personen mit großer Protektion um diese hervorragende Stelle beworben hatten, betraute Katharina II. ihn mit diesem verantwortungsvollen Amte, da sie von seiner Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit völlig überzeugt war[64]). Radiščev war ein überzeugter Anhänger des Freihandels und förderte ihn nach Kräften. Oft wurde er auf Befehl der Kaiserin mit der Durchführung schwieriger Aufgaben betraut, so z. B., zu Beginn des Krieges mit Schweden, mit der Beschlagnahme der feindlichen Handelsschiffe und mit der Suche nach verbotenen Waren in den Petersburger Geschäften und Magazinen. Einmütig wird von den Zeitgenossen hervorgehoben, daß ihm Gewinnsucht gänzlich fremd war, obzwar er als Leiter der Zollbehörde sich leicht ein großes Vermögen hätte erwerben können; seinen Kindern hinterließ er, wie sein Sohn Nikolaj erwähnt, „nicht mehr als das väterliche Erbteil und einen makellosen Namen“[65]).

Die Trauer um den Verlust seiner Gattin hinderte Radiščev längere Zeit, sich mit dem gewohnten Arbeitseifer den Amtsgeschäften hinzugeben. Erst zwei Jahre später arbeitete er wieder mit dem alten Fleiße und nahm auch seine „Stilübungen“, wie er seine literarischen Arbeiten nannte, wieder auf. Er verfaßte eine Geschichte des Senates, doch vernichtete er später das Manuskript. Mit seinem Freunde A. M. Kutuzov stand er in Briefwechsel. Kutuzov, einer der ersten Martinisten, wollte Radiščev in diesen Kreis einführen, doch verhielt sich Radiščev ablehnend[66]). Auch journalistisch betätigte sich Radiščev, indem er in der Zeitschrift „Besudujuščij graždanin“ 1789—90 Aufsätze veröffentlichte[67]).

Im Jahre 1789 gab Radiščev die Lebensbeschreibung seines Freundes unter dem Titel „Žitje F. V. Ušakova“ heraus. In dieser Arbeit, die auch große autobiographische Bedeutung hat, schildert er mit großem Geschick das Leben und Treiben der russischen Studenten in Leipzig. Pietätvoll ist das Bild des talentierten Ušakov gezeichnet, der in Leipzig ein vorzeitiges Ende gefunden hatte. Auch für die politischen und philosophischen Ansichten Radiščevs stellt diese Biographie eine wertvolle Quelle dar: auch hier erweist sich Radiščev, wie zwanzig Jahre vorher in Leipzig, als begeisterter Anhänger Rousseaus und der Aufklärungsphilosophie. Der freie, stellenweise schneidige und herausfordernde Ton, in dem das Buch gehalten ist,

---

[63]) Russkaja starina 1872, VI., 578.
[64]) Russkij vestnik, 1858, 404.
[65]) Russkaja starina 1872, VI., 579.
[66]) Russkaja starina 1872, VI., 579.
[67]) P. E. Ščegolev, Istoričeskie etjudy, St.-Petersburg 1913, 11 ff.

erinnert stark an Mably[68]. Besondere Beachtung verdient die in dieser Arbeit niedergelegte Ansicht Radiščevs über die Autokratie: „Das Beispiel der Autokratie eines Herrschers, der keinerlei Gesetz über sich kennt, noch sonstige andere Richtlinien besitzt außer seinem Willen und seiner Willkür, verführt jeden Vorgesetzten zu der Meinung, daß er im Gebrauche eines Teiles der unbeschränkten Gewalt auch in Einzelheiten ebenso ein Herrscher ist, wie jener im Allgemeinen. Nicht selten wird es sogar als Leitsatz angesehen, daß durch eine Auflehnung gegen die Macht des Vorgesetzten zugleich auch die allerhöchste Macht verletzt wird. Eine unglückselige Idee, die Tausende von vaterlandsliebenden Bürgern in Ketten wirft und sie dem Tode überliefert." In der russischen Akademie erregte die Biographie Ušakovs insofern Aufmerksamkeit, als man sie der Fürstin Daškov zur Bekräftigung der Tatsache vorlegte, daß es in Rußland Schriftsteller gäbe, „welche ihre Muttersprache nicht beherrschen" [69]. Die Daškova urteilte abfällig über das „Žitje Ušakova"; sie nannte dieses Buch „unnütz und dumm" und prophezeite, daß Radiščev künftig etwas schreiben werde, was noch mehr Tadel verdienen könnte[70].

Von der Erlaubnis Katharinas II., daß private Druckereien errichtet werden dürfen, machte auch Radiščev Gebrauch, indem er 1790 in seiner Petersburger Wohnung eine kleine Druckerei einrichtete[71]. Aus dieser Druckerei stammt Radiščevs Schrift „Pismo k drugu žitelstvujuščemu v Tobolske", welche zu Beginn des J. 1790 die Presse verließ. Diese bloß 8 Seiten umfassende Broschüre entstand bereits 1782 anläßlich der Enthüllung eines Denkmals Peters d. Gr. und enthält historische und politische Betrachtungen. Unverkennbar sind in dieser Schrift bereits die Einflüsse der revolutionären Gedankenrichtung in Frankreich sowie die der konstitutionellen Ideen wahrzunehmen[72].

III. Radiščevs „Putešestvje".

Im Jahre 1780, als Radiščev in der Petersburger Zollbehörde tätig war, las er Raynals Buch „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes". Ganz Europa stand damals unter dem Eindrucke dieses Buches, dessen Verfasser als ein etwas sentimentaler Humanitätsapostel für die gepeinigten Negersklaven eintrat[73]. Radiščev mochte bei der Lektüre dieses Buches in der unmenschlichen Behandlung der Neger durch die europäischen Kolonisten eine den heimischen Zuständen sehr verwandte Einrichtung erblickt haben: das Bewußt-

---

[68] A. A. Gavrilenko, 501 f.
[69] V. Miakovskij, K istorii cenzurnych gonenii na sočinenija A. N. Radiščeva. Russkij bibliofil, 1914, III. Heft, 49.
[70] Archiv kn. Voroncova, XXI., 198.
[71] Mjakotin, 201.
[72] Russkaja starina 1871, IV., 298 f.
[73] A. v. Reinhold, Gesch. d. russ. Lit., 438.

sein, daß auch in seinem Vaterlande, in seiner unmittelbaren Umgebung die Leibeigenschaft als eine von der Tradition sanktionierte und durchaus rechtmäßige Einrichtung bestand und immer weitere Verbreitung fand, erfüllte seine empfängliche Seele mit Scham und Entrüstung. Schon bei der Lektüre Raynals, der die Leiden der geknechteten Sklaven in so beredten Worten schilderte und die Aufhebung der Sklaverei in überzeugender Weise voraussagte, entstand in Radiščev der erste Gedanke an sein künftiges Werk, sein „Putešestvje“[74]). Einige Jahre später, als er wiederum das Buch Raynals las, begann er unter dem Eindrucke dieses Werkes die Erzählung von den Bauern, die auf einem öffentlichen Markte verkauft werden, niederzuschreiben[75]). Wenn damit schon der Grundstein zum „Putešestvje“ gelegt war — diese Erzählung wurde später ins „Putešestvje“ aufgenommen — so schwebte Radiščev bei der Niederschrift dieser Erzählung keineswegs der Gedanke vor, ein umfangreicheres Buch zu schreiben, wie es uns im „Putešestvje“ entgegentritt. Diesen Entschluß faßte er erst später. Radiščev selbst sagt, er hätte diese Erzählung bloß zu „stilistischen Übungen“ und nicht zwecks Veröffentlichung geschrieben. „Als ich die deutsche Übersetzung Sternes las“, erklärte er, als er nach Herausgabe des „Putešestvje“ verhaftet und einem Verhör unterzogen war, „kam ich auf den Gedanken, ihn nachzuahmen“[76]).

Den sittlichen Impuls, die Idee zu seinem Werk, erhielt Radiščev von Raynal; den letzten Anstoß zur Niederschrift aber verdankt er Lawrence Sterne, dessen „Sentimentale Reise“ er in deutscher Übersetzung gelesen hatte. Sterne zeigt ihm dort die Art und Weise, wie er lose Skizzen, die äußerlich in keinem Zusammenhang stehen, verbinden und zu einem Ganzen vereinigen könne. Von ihm, dem gemütvollen englischen Humoristen, hat Radiščev die Art der Betrachtungsweise entlehnt. In der Wahl und Behandlung des Materials ist jedoch Radiščev durchaus selbständig geblieben. Auch die Schriften Herders, Bayles, Rousseaus und der englischen Deisten sind auf die Entstehung des „Putešestvje“ nicht ohne Einfluß geblieben. Es mag daher die Behauptung, daß Radiščevs „Putešestvje“ ein buntes Durcheinander von Systemen, Doktrinen und Ideen darstellt, einer gewissen Berechtigung nicht entbehren, aber der Kern ist durchaus originell, er bleibt über alle Unebenheiten des Stiles und der Form erhaben und sichert dem Buche die bleibende Bedeutung einer hochherzigen Tat, dem Verfasser das unsterbliche Verdienst, das Gewissen der russischen Gesellschaft wachgerüttelt, ihre Aufmerksamkeit auf die traurigen sozialen Verhältnisse in Rußland gelenkt zu haben.

Radiščevs „Putešestvje“ wurde zu Beginn des J. 1790 anonym gedruckt[77]). Es hatte Oktavformat, umfaßte 453 Seiten und trug

[74]) Gavrilenko, 500.
[75]) Gavrilenko, 500.
[76]) Čtenija, 1865, III/5, 105.
[77]) Čtenija, 1865, III/5, 106.

den Titel „Putešestvje iz Peterburga v Moskvu". Am Ende des Buches findet sich der Vermerk: „Mit Bewilligung der Uprava blagočinija". Das Titelblatt trägt folgendes Epigramm: „ ‚Grimmig, ein Ungetüm, wild, riesengroß, hundertmäulig und bellend. Tredjakovskij, Telemachide, Bd. II., Buch XVIII., S. 514." Mit dem Vertriebe des Werkes befaßte sich der Petersburger Buchhändler Zotov [78]).

Das Buch beginnt mit einer Widmung an A. M. K., d. i. Alexander Mich. Kutuzov, den Freund Radiščevs, und zerfällt in 25, bzw. 26 Kapitel. Es ist in Form von Reiseskizzen nach dem Muster von Sternes „Empfindsamer Reise" gehalten, wobei die einzelnen Kapitel mit den Namen der zwischen den beiden russischen Hauptstädten befindlichen Poststationen überschrieben sind. Zwischen den einzelnen Teilen der Reiseskizzen besteht kein äußerer Zusammenhang, auch mangelt eine einheitliche Form der Darstellung. Die Beschreibung der Reiseerlebnisse wechselt ab mit Betrachtungen und Erinnerungen des Verfassers, mit Debatten, die er mit zufälligen Reisegefährten über allerlei Themen führt, sowie mit historischen Skizzen, welche die Wiedergabe von Handschriften darstellen, die vom Verfasser während der Reise angeblich gefunden wurden [79]). Die im „Putešestvje" enthaltenen Schilderungen sind bald mit leichtem Humor und Sarkasmus, bald wieder mit überschwenglicher Sentimentalität gezeichnet. Mit großem Geschick berührt Radiščev die verschiedensten Fragen des zeitgenössischen gesellschaftlichen und staatlichen Lebens. Immer wieder geht er von besonderen Fällen, die der russischen Wirklichkeit entnommen sind, auf allgemeine Betrachtungen über, um dann von der Theorie wieder zu den Einzelheiten des Alltagslebens zurückzukehren. Von der gründlichen Beobachtungsgabe des Verfassers, der meisterhaft die dunklen Seiten des russischen Lebens zu erfassen verstand, zeugt schon die Sprache des Buches: schwerfällig und voll von volkstümlichen Redewendungen, bietet sie eine getreue Wiedergabe der russischen Volkssprache [80]). So bilden die einzelnen Kapitel eine Kette scharf umrissener Schilderungen, welche, zu einem gewaltigen Gemälde sozialen und sittlichen Niederganges sich zusammenfügend, die Kehrseite des „goldenen Zeitalters", wie man die Epoche Katharinas II. zu bezeichnen pflegte, veranschaulichen. Doch tritt dieses Bild dem Leser nicht mit einem Mal entgegen, sondern erst allmählich. Scheinbar ohne Ordnung bringt der Verfasser verschiedene Tatsachen und Begebenheiten aus allen Sphären des russischen Lebens zur Darstellung; geschickt verbindet er mit dem Faden theoretischer Erwägungen die einzelnen Episoden und langsam steigt vor dem Auge des Lesers das „Ungetüm, wild, riesengroß, hundertmäulig und bellend" auf.

---

[78]) Helbig, Russische Günstlinge. Tübingen 1809, 458.
[79]) Mjakotin, 201 f.
[80]) J. Polivka, A. Radiščev. Český časopis historický. Bd. XII., 1906, 467 f.

Im „Putešestvje“ hat die niedrigste Gesellschaftsklasse, die der Leibeigenen, stärkste Berücksichtigung gefunden. Mit starkem realistischen Gefühle entwirft der Verfasser anschauliche, packende Bilder vom Treiben der russischen Gutsherren und den Leiden ihrer geknechteten Bauern, als deren Fürsprecher er auftritt.

Im Kapitel „Sofia“ macht Radiščev auf den traurigen Charakter, auf die schwermütigen Melodien der russischen Volkslieder, in welchen sich die russische Volksseele widerspiegelt, aufmerksam. „Mein Kutscher singt ein Lied, wehmütig wie gewöhnlich. Wer die Weisen der russischen Volkslieder kennt, muß gestehen, daß in ihnen etwas enthalten ist, das auf Herzeleid hindeutet. Alle Weisen dieser Lieder sind in weicher Tonart. Auf dieser musikalischen Neigung des Volkes mußt du deine Regierungsweise zu gründen wissen. Hier entdeckst du, wie die Seele unseres Volkes beschaffen ist. Schau hin auf den russischen Menschen — du wirst ihn nachdenklich finden. Wenn er seine Langweile vertreiben will, oder, wie er es selbst nennt, sich vergnügen möchte, geht er in die Schenke. In seiner Lustigkeit ist er heftig, kühn, streitbar. Wenn ihm etwas nicht paßt, so beginnt er alsbald einen Zank oder Kampf. Der Burlak, der gesenkten Hauptes in die Schenke geht und blutbefleckt von den erhaltenen Maulschellen heimkehrt, lehrt vieles bisher Rätselhafte in der Geschichte Rußlands verstehen [81].“

Ein düsteres soziales Bild entrollt sich vor den Augen des Lesers im Kapitel „Peški“, worin Radiščev die in einer Bauernhütte herrschende bittere Armut fesselnd zu schildern versteht. „Ich betrachtete zum ersten Mal genau den Hausrat einer Bauernhütte. Zum ersten Mal richtete sich mein Herz auf Dinge, die es bisher kaum gestreift hatte. Vier Wände, bis zur Mitte, ebenso wie die Decke, mit Ruß bedeckt, der Fußboden voller Ritzen und wohl einen Veršok hoch mit Schmutz bewachsen, der Ofen ohne Rohr, aber ein guter Schutz gegen die Kälte, und der ganze Raum, jeden Morgen im Sommer wie im Winter mit Rauch gefüllt; Fensteröffnungen mit Ochsenblasen bespannt, durch die um Mittag ein dämmerndes Licht hineinfällt; zwei oder drei Töpfe (glücklich die Hütte, wenn in dem einen täglich Wassersuppe zu finden ist!). Eine hölzerne Schale mit Brettchen, die Teller geheißen werden; ein Tisch, mit der Axt zugehauen, der an Feiertagen rein gehobelt wird. Ein Trog zum Füttern der Schweine oder Kälber, wenn welche vorhanden sind. Mit ihnen zusammen schläft man auch und atmet eine Luft ein, in der eine brennende Kerze wie in Nebel gehüllt oder hinter einem Vorhang verborgen erscheint. Als Zeichen des Wohlstandes noch eine Butte mit Kvas, der wie Essig aussieht, und im Hof ein Badhaus, in dem das Vieh schläft, wenn sich keiner dort wäscht. Ein Hemd aus roher Leinwand, Schuhwerk, wie es die Natur gegeben, zum Ausgehen Fußlappen mit Bastschuhen. Hier

[81]) A. N. Radischtschew, Reise von Petersburg nach Moskau. Aus dem Russischen übersetzt von Arthur Luther, 12.



sieht man mit Recht die Quelle des Reichtums, der Macht und Kraft des Staates, hier aber auch die Schwächen, die Mängel, den Mißbrauch der Gesetze, ihre sozusagen rauhe Seite. Hier sieht man die Habgier des Adels, die Raublust, die Menschenquälerei und die Hilflosigkeit der Armen. Gierige Raubtiere, unersättliche Blutegel, was lassen wir den Bauern? Das, was wir ihnen nicht nehmen können, die Luft. Ja, die Luft allein. Oft rauben wir ihm nicht nur die Gaben der Erde, Brot und Wasser, sondern auch das Licht selbst. Das Gesetz verbietet, ihm das Leben zu nehmen. Aber nur mit einem Schlage. Wieviel Mittel gibt es, ihm langsam das Leben zu rauben! Auf der einen Seite eine fast unbegrenzte Macht, auf der anderen hilflose Ohnmacht. Denn der Gutsherr ist für den Bauer Gesetzgeber, Richter, Vollstrecker seiner Beschlüsse und, wenn es ihn gelüstet, Kläger, gegen den der Angeklagte nichts vorbringen darf. Das ist das Los der in Fesseln Geschmiedeten, das Los der in einen finsteren Kerker Geworfenen, das Los eines Stieres im Joch ... [82])."

Oft zieht Radiščev Vergleiche zwischen der Lage der Kronbauern und der gutsherrlichen Bauern, welch letztere sich in bedeutend ungünstigeren Verhältnissen befanden. „Zu allererst betrachtete ich die Ungleichheit innerhalb des Bauernstandes. Ich verglich die Domänenbauern mit den Gutsbauern. Diese wie jene wohnen in Dörfern; doch die einen zahlen ein Bestimmtes, die anderen müssen bereit sein zu zahlen, was dem Herrn gutdünkt. Die einen werden von ihresgleichen gerichtet, die anderen sind vor dem Gericht tot — es sei denn, daß es sich um Kriminalsachen handelt. Ein Angehöriger der Gesellschaft wird erst dann der Regierung bekannt, die ihn schützt, wenn er gegen den Gesellschaftsvertrag verstößt, wenn er zum Bösewicht wird. Dieser Gedanke entzündete mir mein ganzes Blut. Erzittere, hartherziger Gutsherr, auf der Stirn jedes deiner Bauern lese ich dein Urteil! [83])"

An die Bewohner Petersburgs, welche sich von den Früchten der üppigen russischen Äcker nähren, richtet Radiščev im Kapitel „Vyšnij-Voločok" folgende Worte: „Sind nicht mit Schweiß, mit Tränen und Seufzern die Äcker gedüngt, auf denen das Brot gewachsen ist? Glücklich seid ihr, wenn das Brot, nach dem euch verlangt, von Ähren stammt, die auf einem Acker gewachsen sind, den man Staatsacker nennt, oder zum mindesten auf einem, für welchen dem Gutsherrn ein Obrok gezahlt wird. Doch wehe euch, wenn es von Körnern bereitet ist, die den Speicher eines Edelmannes füllten. Auf ihm ruhen Schmerz und Verzweiflung; an ihm offenbarte sich der Fluch des Allmächtigen, da er in seinem Zorne sprach: ‚Verflucht sei der Acker mit seinen Früchten.' Sehet zu, daß ihr nicht vergiftet werdet durch die Speise, nach der euch gelüstet. Die bittere Träne des Armen liegt schon auf ihr. Stoßt sie hinweg

[82]) A. Luther, Reise von Petersburg nach Moskau, 168 f.
[83]) Ebenda 110.

von eurem Munde; fastet, das kann ein wahrhaftes und heilsames Fasten werden [84])." Im selben Kapitel ist die Rede von einem Gutsherrn, der ein kleines Dorf erworben hatte. Um möglichst großen Nutzen aus der Landwirtschaft zu ziehen, nahm er seinen Bauern ihren kleinen Besitz an Äckern und Wiesen, die sie zu ihrer eigenen notdürftigen Ernährung erhalten hatten, und gab ihnen dafür eine bestimmte Menge Getreide, damit sie nicht Hungers stürben. Die Bauern, ihre Weiber und Kinder mußten zu allen Tagen des Jahres für den Gutsherrn arbeiten. Nach kurzer Zeit konnte der habgierige Edelmann die Zahl seiner Leibeigenen verdoppeln, und da er desselbe Spiel mit den neuerworbenen Bauern wiederholte, wuchs sein Besitz von Jahr zu Jahr. „Barbar!" ruft Radiščev diesem Edelmann zu, „du verdienst es nicht, den Namen eines Bürgers zu tragen. Was nützt es dem Staat, daß einige Tausend Malter Getreide im Jahr mehr geerntet werden, wenn die, so es erzeugen, dem Stier gleichgestellt sind, der die schwere Furche aufreißen muß? Oder sehen wir das Glück der Bürger darin, daß unsere Scheuern voll Getreide sind und unsere Mägen leer? Daß einer die Regierung segnet und nicht Tausende? Der Reichtum dieses Blutsaugers gehört ihm nicht. Er ist durch Raub erworben und verdient strenge Ahndung nach dem Gesetze. Und es gibt Leute, die beim Anblick der fetten Äcker dieses Henkers ihn als Beispiel eines musterhaften Landwirtes hinstellen. Und ihr wollt euch menschenfreundlich nennen und behauptet, ihr sorget für das allgemeine Wohl. Statt diese Vergewaltigung zu billigen, die ihr für eine Quelle des Landesreichtums haltet, richtet eure menschliche Rache auf diesen Feind der Gesellschaft! Vernichtet die Werkzeuge seines Ackerbaus; verbrennt seine Scheuern, Speicher, Mieten und streut die Asche über die Felder, die Stätten seiner Quälereien, kennzeichnet ihn als Dieb der Allgemeinheit, daß jeder, der ihn sieht, ihn nicht nur verachte, sondern seine Nähe fliehe, um nicht von seinem Beispiele angesteckt zu werden [85])." Als einen notwendigen Ausweg aus der trostlosen Lage, welche die Leibeigenschaft in Rußland geschaffen hatte, bezeichnet Radiščev die Bauernbefreiung und trägt ein diesbezügliches Projekt im Kapitel „Chotilov" vor. Schon an anderer Stelle hat er darauf hingewiesen, daß das russische Volk „sehr geduldig sei und sein Joch bis zum Äußersten trage; wenn aber seine Geduld erschöpft ist, dann läßt es sich durch nichts von der schlimmsten Grausamkeit zurückhalten" [86]). Radiščev appelliert an das Gewissen der Gutsbesitzer, indem er darlegt, daß die Menschen von Natur aus gleich seien: „Werden wir nun wirklich dem Gefühl der Menschlichkeit so fremd bleiben, fremd dem Triebe des Mitleides, fremd der Zärtlichkeit edler Seelen, fremd der Bruderliebe, daß wir vor unseren Augen als ewigen Vorwurf, zur Schmach den kommenden Geschlechtern, ein ganzes

[84]) A. Luther, Reise von Petersburg nach Moskau, 110.
[85]) Ebenda 111 f.
[86]) Ebenda 57.

Drittel unserer Volksgenossen, unserer Mitbürger, die uns gleich sind, in den schweren Banden der Sklaverei und Fron schmachten lassen? Die viehische Sitte, den wesensgleichen Menschen zum Sklaven zu machen, die in den glühenden Himmelsstrichen Asiens geboren ward, diese Sitte, die nur wilden Völkern ansteht, diese Sitte, die von einem versteinerten Herzen und völliger Seelenlosigkeit Kunde gibt, hat sich auf dem Erdball schnell und weit verbreitet. Und wir Söhne der Slava, berühmt durch Namen und Taten unter den Geschlechtern der Erde, wir haben, in der Finsternis der Unwissenheit versunken, diesen Brauch übernommen, und zu unserer Schande, zur Schande der vergangenen Jahrhunderte, zur Schande dieses Zeitalters der Vernunft haben wir ihn unerschüttert bewahrt bis auf den heutigen Tag ... Die Ackerbauern sind bei uns Sklaven; wir erkennen sie nicht als gleiche Mitbürger an, wir haben den Menschen in ihnen vergessen. O geliebte Mitbürger! O echte Söhne des Vaterlandes! Blickt um euch und erkennet euren Irrtum! Die Diener der ewigen Gottheit, die gleicher Gesinnung mit uns auf das Wohl der Gesellschaft und die Seligkeit des Menschen bedacht waren, haben euch in ihren Lehren im Namen des von ihnen verkündigten Gottes dargelegt, wie sehr es seiner Weisheit und Liebe widerstrebe, willkürlich über den Nächsten zu herrschen. Sie bemühten sich, die sie aus der Natur und aus unseren Herzen schöpften, eure Grausamkeit, euer Unrecht und eure Sünde zu beweisen. Noch ruft ihre Stimme laut und feierlich in den Tempeln des lebendigen Gottes: besinnt euch, ihr Verirrten, werdet mild, ihr Hartherzigen, zerreißt die Fesseln eurer Brüder, öffnet den Kerker der Sklaverei und lasset eure Brüder die Süße des Gemeinlebens schmecken, zu dem sie von dem Allgütigen ebenso bestimmt sind wie ihr. Sie erfreuen sich mit euch der wohltätigen Strahlen der Sonne, sie haben ebensolche Gliedmaßen und Sinne wie ihr, und das Recht, sie zu gebrauchen, muß das gleiche sein [87]).“

Radiščev weist darauf hin, wie weit sich die Zustände von den ursprünglichen Besitzverhältnissen entfernt haben, als derjenige das Recht auf den Ertrag des Ackerlandes hatte, der den Boden bebaute. „Bei uns ist derjenige, welcher das natürliche Recht auf Ackerland besitzt, nicht nur völlig von ihm ausgeschlossen, sondern während er eines anderen Acker bestellt, sieht er sich auch in seiner Ernährung abhängig von der Macht dieses anderen! Kann ein Staat, wo zwei Drittel Bürger aus dem Bürgerstande ausgeschlossen sind und zum Teil vor dem Gesetz als tot gelten, glücklich heißen? Kann man die gesellschaftliche Lage des Bauern in Rußland glücklich nennen? Nur ein unersättlicher Blutsauger wird sagen, daß er glücklich sei, denn er hat keinen Begriff von einer besseren Lage [88]).“

Die Leibeigenschaft wirkt auf Gesinnung und Gemüt des Bauern wie des Gutsherrn schädlich. „Nichts ist schädlicher als der ständige

[87]) A. Luther, Reise von Petersburg nach Moskau, 98.
[88]) Ebenda 101.

Anblick der Geknechteten. Einerseits entsteht dadurch Hochmut, andrerseits Feigheit [89])."

Die von Radiščev in Vorschlag gebrachte Bauernbefreiung sollte in 3 Etappen durchgeführt werden. Zunächst ist der weiteren Ausbreitung der Sklaverei Einhalt zu gebieten und die Trennung der ländlichen Knechtschaft von der häuslichen durchzuführen. Zuerst wird die häusliche Knechtschafft aufgehoben und ein Verbot erlassen, wonach Landleute sowie alle bei den Revisionen als Dorfbewohner bezeichnete Personen nicht in Häuser genommen werden dürfen. Wenn ein Gutsherr einen Landmann als Diener oder Arbeiter in sein Haus aufnimmt, so wird er frei. Den Bauern wird die Eheschließung ohne Zustimmung der Gutsherren gestattet, die Zahlung von Übersiedlungsgeldern aufgehoben. In der 2. Etappe soll dem Bauern das von ihm bebaute Landstück als Eigentum übergeben und sein Besitz vor willkürlichen Eingriffen geschützt werden. Der Bauer wird als Staatsbürger anerkannt und von seinesgleichen gerichtet. Schließlich wird dem Bauern gestattet, Grund und Boden käuflich zu erwerben. Der Leibeigene kann ohne weiteres die Freiheit erlangen, indem er seinem Gutsherrn eine bestimmte Loskaufsumme zahlt. Dann nimmt die Knechtschaft ein Ende: „Verschwinde, barbarischer Brauch, zerbrich, Gewalt der Tiger!" ruft unser Gesetzgeber ... Darauf folgt die völlige Aufhebung der Knechtschaft [90])."

Die Lage der anderen Stände, die nicht in unmittelbarer Beziehung zu den Bauern stehen, vermochte die Aufmerksamkeit Radiščevs nur in geringem Maße auf sich zu lenken. Sobald aber gelegentlich von anderen Gesellschaftsklassen im „Putešestvje" die Rede ist, werden auch diese seiner Kritik unterworfen. So weist er beispielsweise auf die Spitzbübereien und Betrügereien hin, auf welche nicht selten die Vermögen der Kaufleute zurückzuführen sind.

In seinen religiösen Anschauungen ist Radiščev als Deist zu bezeichnen [91]). „Deine mächtige Hand, die unsichtbar sich über alles breitet, zwingt auch den Leugner Deines allgewaltigen Willens, Dich, den Schöpfer und Erhalter der Natur, anzuerkennen. Wenn der Sterbliche in seinem Wahn Dich mit seltsamen, unschicklichen und tierischen Namen benennt, so gilt dennoch seine Anbetung Dir, Ewiger, allein, und er erzittert vor Deiner Allgewalt. Jehovah, Jupiter, Brahma, Gott Abrahams, Gott Mosis, Gott des Confuzius, Gott des Zoroaster, Gott des Sokrates, Gott des Marcus Aurelius, Gott der Christen, o mein Gott! Du bist überall der Gleiche, Einzige. Wenn die Sterblichen in ihrem Wahne anscheinend nicht Dich allein anbeten, so vergöttern sie nur Deine unvergleichlichen Kräfte, Deine unerreichbaren Werke. Deine Allmacht, die man überall und in allem spürt, wurde überall und in allem angebetet. Der Gottlose, der Dich leugnet, aber das unabänderliche Naturgesetz anerkennt, preist Dich damit, preist Dich höher als unsere Loblieder."

---

89) A. Luther, Reise von Petersburg nach Moskau, 115.
90) Ebenda 108.
91) Mjakotin, 204.

Radiščev tritt für volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses ein und wendet sich gegen die Verfolgung der Sekten. „Warum aber soll nicht jedem Irrwahn gestattet sein, offen hervorzutreten? Je offenkundiger er ist, desto eher bricht er zusammen. Verfolgungen machen Märtyrer." Die Lästerung Gottes ist für Radiščev ein Ding der Unmöglichkeit. „Wenn du aber meinst, daß die Lästerung den Höchsten kränken könne, ist der Chef der Sittenpolizei sein berufener Anwalt? Wer kann denn Richter sein, wo es sich um die Kränkung des ewigen Vaters handelt? Der kränkt ihn, der sich einbildet, er könne richten, da man Ihn gelästert hat. Dieser wird vor Ihm Rechenschaft zu geben haben[92]."

Für die Geistlichkeit hat Radiščev nur scharfe Worte übrig. Er nennt die Geistlichen „die Erfinder der Fesseln, durch die in verschiedenen Zeitaltern die menschliche Vernunft belastet wurde". Er wirft ihnen vor, daß sie „der Vernunft die Flügel beschnitten, auf daß sie nicht ihren Flug empor zu Größe und Freiheit nehme" [93]).

Gegen die Mystiker und Martinisten verhielt sich Radiščev ablehnend; in der Verbreitung und Erstarkung der Mystik erblickte er ein Zeichen des Verfalles der Menschheit. „Mein Freund!", sagt er im Kapitel „Podberezje", „ich esse und trinke nicht nur, um zu leben, sondern auch, weil das meinen Sinnen einen nicht geringen Genuß bereitet. Und ich will dir, wie einem Beichtvater, gestehen, daß ich lieber eine Nacht bei einem hübschen Mädchen sitze und wollustberauscht in ihren Armen einschlafe, als daß ich, in hebräische oder arabische Lettern, in Ziffern oder ägyptische Hieroglyphen vergraben, meinen Geist von meinem Leibe zu trennen suche und in den weiten Gefilden der Spekulation schweife, gleich den alten und neuen Rittern des Geistes. Wenn ich gestorben bin, habe ich Zeit genug für das Unfaßbare und meine Seele mag nach Belieben umherirren[94])."

Radiščev vertritt den Standpunkt der Freiheit des Gedankens und des Wortes. Im Kapitel „Toržok" hat er seine diesbezüglichen Ansichten ausgesprochen und eine historische Skizze über die Entwicklung der Zensur, über die Schäden, die sie mit sich brachte, beigefügt. Seine Ansichten über die Zensur wurden stark durch Herders Abhandlung „Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung" beeinflußt. So beruft er sich an einer Stelle auf die Worte Herders: „Das leichteste Mittel (das Gute zu fördern) ist das Nichthindernis, die Erlaubnis, eine gute Sache zu treiben, die Gedankenfreiheit. Alle Inquisition ist dem Reiche der Wissenschaften schädlich: sie macht die Luft erstickend und benimmt den Atem. Ein Buch, das erst durch zehn Zensuren gelangen muß, ehe es das Licht der Welt sieht, ist kein Buch mehr, sondern ein Machwerk der heiligen Inquisition, sehr oft ein Verstümmelter, ein mit Ruten Gegeißelter,

---

92) Mjakotin, 118 f.
93) Ebenda 122 f.
94) Ebenda 43.

im Munde geknebelter Unglücklicher, immer aber ein Sklave... Je gegründeter ein Staat in seinen Prinzipien, je geordneter und heller und stärker er in sich selbst ist, desto weniger läuft er Gefahr, vom Winde jeder Meinung, von jedem Pasquill eines aufgebrachten Schriftstellers bewegt und erschüttert zu werden. Nur Tyrannen sind argwöhnisch, nur geheime Bösewichter furchtsam. Ein offener Mensch, der recht tut und in seinen Grundsätzen fest ist, läßt alles über sich sagen [95]).“

Unter Hinweis auf die nordamerikanische Verfassung v. J. 1776 forderte er die Aufhebung der Zensur und die Einführung der Pressefreiheit. „Mag doch ein jeder drucken, was ihm in den Sinn kommt. Wer sich durch eine Druckschrift beleidigt glaubt, dem sei gestattet, in aller Form Rechtens an die Justiz zu appellieren. Was kann es schaden, wenn die Bücher ohne den Stempel der Polizei gedruckt werden? [96])“ „Haben wir aber die Überflüssigkeit der Zensur, oder richtiger ihre Schädlichkeit im Reiche der Wissenschaft erkannt, so müssen wir auch den großen unbegrenzten Nutzen der Preßfreiheit anerkennen [97]).“

In seinen Anschauungen über die Familie, über das Verhältnis zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern sowie über die Erziehung stand Radiščev stark unter dem Einflusse Rousseaus. Das Familienband zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern will Radiščev nur auf einem moralischen Verhältnis gegründet sehen, welches durch gegenseitige Liebe gestützt wird, so daß es keiner anderen Fesseln bedarf. Die Eltern haben keine Gewalt über die erwachsenen Kinder, die Kinder schulden den Eltern keinen Dank, denn alles, was die Eltern für ihre Kinder tun, entspringt egoistischen Beweggründen. Daß allen menschlichen Taten und Handlungen egoistische Motive zugrunde liegen, hat Radiščev im Kapitel „Krescy“ ausgeführt: „Wenn ich einen Pilger bewirte, wenn ich die Vöglein füttere, wenn ich dem Hunde zu essen gebe, der meine Hand leckt, tue ich das um ihrentwillen? Meine eigene Freude, mein Vergnügen oder meinen Vorteil finde ich darin [98]).“

Die Erziehung der Kinder soll ausschließlich von den Eltern geleitet werden, „gedungene Wärterinnen“ oder „gemietete Hofmeister“ lehnt er entschieden ab. „Von der frühesten Kindheit an darf man den Kindern keinerlei Zwang auferlegen, damit deren Geist, der keinen unvernünftigen Befehl duldet, sanft entgegenkommend ist zu dem Rate der Freundschaft“ [99]). „In der Kindheit und Knabenzeit“, sagt im Kapitel „Krescy“ der Edelmann zu seinen scheidenden Kindern, „habe ich euren Verstand nicht mit fertigen Betrachtungen beschwert oder mit fremden Gedanken, habe euer Gedächtnis nicht mit überflüssigen Gedanken belastet. Aber nach-

[95]) Mjakotin, 116 f.
[96]) Ebenda 118.
[97]) Ebenda 122.
[98]) Ebenda 70.
[99]) Ebenda 71.

dem ich euch den Weg zum Wissen gezeigt, seit ihr die Kraft eures Geistes zu spüren begonnen, schreitet ihr selbst auf dem Pfade fort, der sich euch aufgetan. Eure Kenntnisse sind um so gründlicher, als ihr sie nicht durch sinnloses Einpauken, wie der Student sagt, erworben habt." Hand in Hand mit der Schulung des Geistes und des Gemütes muß eine Abhärtung des Körpers durch Turnen und physische Arbeit gehen. Besonderes Gewicht ist auf die Entwicklung des sittlichen Gefühls zu legen; als Höchstes im menschlichen Tun bezeichnet Radiščev die Tugend, deren Übung durch nichts gehemmt werden darf. „Verachte Brauch und Sitte, verachte das bürgerliche und kirchliche Gesetz, so heilig sie der Gesellschaft auch sein mögen, wenn ihre Befolgung dich von der Tugend entfernt. Erkühne dich nie, einen Verstoß gegen sie durch die Verzagtheit der weisen Vorsicht zu rechtfertigen. Ohne sie kannst du äußerlich wohlberaten sein, nie aber wahrhaft glücklich." „Wenn aber das Gesetz oder der Monarch oder irgend eine andere Gewalt auf Erden dich bewegen wollte, Unrecht zu tun oder gegen die Tugend zu sündigen, so bleibe dieser unerschütterlich treu. Fürchte weder Spott noch Qual, noch Krankheit, noch Verbannung, nicht einmal den Tod"[100]).

Radiščev unterscheidet zwischen privaten und öffentlichen Tugenden. Die Wurzel der ersteren ist immer gut, als Antrieb wirken stets Gutherzigkeit, Sanftmut und Mitleid; sie entspringen der Nächstenliebe. Hingegen geht der Antrieb zu den gesellschaftlichen Tugenden vom Ehrgeiz und von der Eitelkeit aus, was aber kein Hindernis sein soll, sie zu üben. Besonderen Glanz erlangen die gesellschaftlichen Tugenden dann, wenn sie der Menschenfreundlichkeit entspringen. „Übt euch immer in den privaten Tugenden, auf daß ihr der Ausübung der gesellschaftlichen Tugenden würdig werdet"[101]).

Radiščev ist, wie sich schon mehrfach zeigte, ein überzeugter Anhänger des Naturrechtes und damit auch der Theorie des Gesellschaftsvertrages[102]). Daher ist er bestrebt, aus der natürlichen Gleichheit der Menschen, die untereinander den ursprünglichen Gesellschaftsvertrag geschlossen hatten, die Gleichheit der Bürger im Staate und die Rechte des Volkes vor der obersten Gewalt zu beweisen. Die oberste Gewalt muß sich des Vertrauens und der Liebe des Volkes erfreuen, sowie auf das Gemeinwohl bedacht sein, damit sie von Dauer sein könne. „Wenn aber die Gewalt nicht über dem Nebel streitender Meinungen thront, wenn ihr Sitz auf Ehrlichkeit und wahrer Liebe des Gemeinwohls gegründet ist, muß sie nicht fester werden, wenn ihre Grundlage offenbar wird? Muß der aufrichtig Liebende nicht wieder geliebt werden?[103])"

---

[100]) Mjakotin, 78.
[101]) Ebenda 79.
[102]) Vgl. bes. Luther l. c. 99.
[103]) Ebenda 119 f.

Im Kapitel „Tver“ hat Radiščev eine „Ode an die Freiheit“ eingeschaltet, in der er seine politischen Ansichten offenbart. Diese aus 50 Strophen bestehende Ode, welche in der ersten gedruckten Ausgabe des „Putešestvje“ in gekürzter Form aufgenommen wurde, trägt deutliche Spuren jenes Freiheitsgeistes, der im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Europa durchdrungen und in Nordamerika zur Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten geführt hatte. Der nordamerikanische Freiheitskampf hatte das lebhafte Interesse Radiščevs hervorgerufen, wozu nicht wenig das Buch Raynals „Tableau et révolutions des colonies anglaises de l'Amérique septentrionale“ beigetragen haben mag (1781 erschienen). Radiščevs Begeisterung für den nordamerikanischen Freiheitskampf ist um so verständlicher, als es sich dort um den ersten Versuch handelte, die von der französischen Aufklärungsphilosophie verkündeten politischen Ideale in die Wirklichkeit umzusetzen; sind ja in der nordamerikanischen Verfassung von 1776 jene politischen Gedanken enthalten, welche von Rousseau und anderen zeitgenössischen Philosophen ausgesprochen wurden[104]).

Radiščevs Freiheitsode ist eine Verherrlichung des Grundsatzes der bürgerlichen Gleichheit, des Triumphes des Gesetzes und der Freiheit; sie beginnt mit folgenden Worten: „O gesegnete Gabe des Himmels, Quelle aller Großtaten, o Freiheit, Freiheit, unschätzbares Geschenk! Gestatte, daß der Sklave dich besingt. Erfülle das Herz mit deiner Glut, und mache durch den Schlag deiner starken Wärme die Nacht der Sklaverei zu Licht, daß Brutus und Tell noch einmal erwachen, daß die Könige, die auf dem Thron der Gewalt sitzen, durch deine Stimme verwirrt werden“[105]). In den folgenden Strophen der Freiheitsode werden die Folgen des religiösen Aberglaubens geschildert. Die Lehren der Kirche nennt Radiščev hier einen frommen Betrug, der erfunden wurde, um das Volk zu unterdrücken. Religiöser und politischer Aberglaube arbeiten Hand in Hand an der Knechtung der Gesellschaft. Sodann verteidigt er die Berechtigung der Volkserhebung und des Herrschermordes[106]). Dann wird das Reich der Freiheit besungen. Sicherheit, Ruhe, Wohlstand und Größe sind die Wirkungen, welche die Freiheit nach sich zieht[107]). Aber bald rufen die „Leidenschaften, die die Wut aufstacheln“, Herrschsucht, Habgier, Unruhen und Bürgerkriege hervor. „Die Freiheit wird zur Roheit und fällt unter das Joch der Gewalt, denn es ist ein Naturgesetz, daß aus der Despotie die Freiheit geboren wird, aus der Freiheit die Knechtschaft.“ In den letzten Strophen prophezeit Radiščev den Zerfall des russischen Reiches, das nur durch das starke Band der Autokratie künstlich zusammengehalten wird, in kleine Teile, welche eine Föderativ-

[104]) V. P. Semennikov, A. N. Radiščev. Očerki i izsledovanija. Moskau 1923, 4.
[105]) Ebenda 142.
[106]) Ebenda 144 ff.
[107]) Ebenda 148.

republik bilden werden. „Aus dem gewaltigen Trümmerhaufen, aus Flammen, Blutbächen, aus Hunger, Pestilenz, die der grimme Geist des Tyrannen entfachte, werden neue kleinere Gestirne aufsteigen; ihr starkes Steuer wird der Kranz der Freundschaft zieren; nach dem Gemeinwohl wird die Fahrt gehen, und sie werden den reißenden Wolf töten, den der Blinde für seinen leuchtenden Führer hielt"[108]). Aber diese Zeit ist noch fern; wenn sie kommt, dann „lösen sich krachend die Fesseln der schweren Nacht". Noch einmal rafft die sterbende Gewalt ihre Kräfte zusammen, um die sich emporringende Freiheit zu zerschmettern, doch vergebens. „Die unerträgliche Last der Fesseln schleppend, heult das Volk klagend auf in seiner Höhle. Es kommt die ersehnte Zeit, die Menschheit schreit zum Himmel empor. Die Freiheit weist ihr den Weg, die Natur gibt ihr die Waffen in die Hand, sie stürzt ins Gefilde, und der Schrecken stürmt ihr voraus. Dann löst sich die Gesamtheit der despotischen Gewalten in einem Augenblick auf. O Tag! Herrlichster von allen Tagen![109])"

Damit wären die wichtigsten, im „Putešestvje" entwickelten Ideen dargestellt. Es seien noch die treffenden Worte angeführt. welche Silvanskij in der Einleitung zu seiner Ausgabe des „Putešestvje" geschrieben hat[110]): „Radiščevs „Reise" mutet uns heute an wie ein altes Bild des 18. Jahrhunderts; es ist voller Risse, verstaubt, die Farben verblichen. Aber durch die dicke Staubschicht der veralteten Sprache, durch die verblichenen Farben der Sentimentalität und des manierierten Pathos schimmern lebensvolle Züge, ein stark bewegtes Empfinden und der Glanz eines kühnen, tiefen Denkens. All' diese kleinen Skizzen schließen sich zu einem Gesamtbild des ganzen Zeitalters zusammen, mit seinem triumphierenden Despotismus und seiner sklavischen Unterjochung; aber von den finsteren Wirklichkeitsbildern heben sich scharf die lichten Gedanken des Verfassers ab, sein Schmerz, sein Zorn und seine Begeisterung für das Ideal der Freiheit"[111]).

IV. Der Prozeß Radiščev.

Radiščevs „Putešestvje" lenkte gleich nach seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit des russischen Lesepublikums auf sich. Mit Recht kann man dieses Werk als das reifste Produkt jener Ideenbewegung bezeichnen, welche in der russischen Gesellschaft unter dem Einflusse der geistigen Strömungen Westeuropas gegen Ende des 18. Jahrh. Verbreitung gefunden hatte[112]). Radiščevs Werk fand

[108]) Ebenda 152.
[109]) Ebenda 152.
[110]) Putešestvje iz Peterburga v Moskvu, pod red. N. Silvanskogo i P. Ščegoleva. St.-Petersburg 1905.
[111]) Arthur Luther, Geschichte d. russischen Literatur. Leipzig 1924, 106.
[112]) Mjakotin, 218; V. E. Jakuškin, Sud nad russkim pisatelem v XVIII veke. Russkaja Starina, 1882, 457.

schnelle Verbreitung; aber während es noch in den Petersburger Buchläden zum Verkaufe feilgehalten wurde, entstanden bereits in der Öffentlichkeit allerlei dunkle Gerüchte über das bevorstehende Schicksal des Verfassers, dessen Name noch unbekannt geblieben war. Radiščev fand es daher für angezeigt, den Verkauf seines Werkes einstellen zu lassen und die in seiner Wohnung befindlichen Exemplare beiseite zu schaffen. Doch hatte er diese Vorsichtsmaßregel zu spät getroffen, und die Veröffentlichung des „Putešestvje" sollte für ihn schlimme Folgen zeitigen, an die er wohl kaum gedacht haben mochte[113]). Zu den ersten Leserinnen dieses Buches gehörte nämlich Katharina II. selbst, deren Unwille nur zu bald den unglücklichen Verfasser treffen sollte.

Im Laufe ihrer Regierung war Katharina II. immer mehr von ihren ursprünglichen liberalen Anschauungen abgerückt. Sie begann die Einschleppung ihr gefährlich scheinender Ideen nach Rußland zu fürchten und erließ kurze Zeit, bevor sie ihre berühmte „Instruktion" schrieb, eine Verfügung, wonach Bücher, die „gegen das Gesetz, die guten Sitten, gegen sie, die Kaiserin, und die russische Nation" gerichtet sind, verboten wurden. Unter den Büchern, welche sie als verboten bezeichnete, ist nebst anderen auch Rousseaus „Emile" angeführt. Katharina befahl, daß die Buchhandlung der Akademie der Wissenschaften sowie die privaten Buchläden streng überwacht werden sollen[114]). Im J. 1785 sah sie sich veranlaßt, gegen den Buchhändler und Schriftsteller Nikolaj Ivanovič Novikov, der einen schwunghaften Buchhandel in Moskau betrieb und an der Gründung mehrerer Zeitschriften hervorragend beteiligt war, einzuschreiten. Katharina teilte dem General Bruce, dem damaligen Oberbefehlshaber von Moskau, mit, daß aus der Druckerei Novikovs „wunderliche" Bücher hervorgegangen seien; man solle ihn verhören, die Bücher einer genauen Prüfung unterziehen und darauf achten, ob sie nicht religiöse Irrlehren enthielten. Der Metropolit Platon wurde beauftragt, Novikov in den Grundsätzen der orthodoxen Kirche zu prüfen, seine Bücher durchzusehen und der Kaiserin über das Ergebnis zu berichten. Novikov fand aber im Metropoliten Platon einen Helfer, der fast alle seine Bücher billigte und sich über die religiösen Anschauungen Novikovs lobend aussprach, so daß diese Angelegenheit für Novikov glimpflich verlief. Auch in der Freimaurerei, die in Rußland zur Zeit Katharinas II. Verbreitung gefunden hatte, witterte die Kaiserin allerlei gefährliche Tendenzen. Vollends zur Reaktionärin wurde sie unter dem Eindrucke der französischen Revolution: daraus erklärt sich auch die Erbitterung Katharinas, als die das „Putešestvje" zu Gesicht bekam[116]).

---

[113]) Mjakotin, 218.
[114]) A. Brückner, Katharina II., 556.
[115]) A. Reinholdt, Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig 1886, 457.
[116]) Russkaja Starina, 1882, 468.

Der Eindruck des „Putešestvje“ auf Katharina II. war überaus stark und nachhaltig. Ihr Sekretär Chrapovickij notierte am 26. Juni 1790 in das Tagebuch: „Man sprach über das Buch „Reise von Petersburg nach Moskau“. Hier ist die Saat der französischen Ansteckung, die Abkehr von der Obrigkeit. Der Verfasser ist ein Martinist. Ich las 30 Seiten. Nach Ryleev geschickt. Verdacht lenkt sich auf Radiščev“[117]). Katharina II. las das Buch Radiščevs mit dem Bleistifte in der Hand. Mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und Genauigkeit analysierte die erzürnte Herrscherin das Werk bis in die kleinsten Einzelheiten und versah die einzelnen Kapitel mit Randbemerkungen, die eine interessante Polemik zwischen ihr und dem noch immer unbekannt gebliebenen Verfasser darstellten[118]). Die Kaiserin beginnt ihre Bemerkungen mit folgenden Worten: „Das Buch ist im Jahre 1790 gedruckt, ohne Bezeichnung der Druckerei und am Anfang ohne die angeführte Erlaubnis der Behörde; zum Schlusse ist jedoch bemerkt: „Mit Erlaubnis der „Uprava blagočinija“. Dies ist offenbar eine Lüge oder eine Nachlässigkeit“[119]). Schon nach der Lektüre der ersten 30 Seiten des „Putešestvje“, das die Kaiserin als persönliche Beleidigung auffaßte, fällte sie ein strenges Urteil über den Verfasser. „Die Tendenz des Buches“, schreibt sie, „ist aus jeder Seite ersichtlich. Der Verfasser ist erfüllt und angesteckt von der französischen Verblendung und sucht auf jede nur erdenkliche Weise die Achtung gegenüber der Obrigkeit und den Behörden herabzusetzen und das Volk zum Ungehorsam gegen Behörden und Vorgesetzte aufzuwiegeln. Ist er vielleicht ein Martinist oder etwas Ähnliches?[120])“ Das Kapitel „Spaskaja poljest“ hat Katharina überhaupt auf sich bezogen[121]). Zum Ausspruche, den der Verfasser der Gerechtigkeit in den Mund legt: „... denn die Gefahr der Unterjochung vermag kaum den Mord zu rechtfertigen, den man Krieg nennt“, bemerkt Katharina: „Was wollen Sie? Etwa ohne Verteidigung in Gefangenschaft von Türken und Tataren fallen oder sich den Schweden unterwerfen?“ Bei der Lektüre des „Putešestvje“ kam der Kaiserin der Gedanke, ob man nicht etwa dem Verfasser ein Unrecht zugefügt habe, woraus der bittere Ton des Buches zu erklären wäre; auf diese Weise will sie das ganze Werk auf eine tiefe Kränkung des Verfassers zurückführen[122]).

Zum Kapitel „Zajcovo“ bemerkte Katharina: „Alle diese Behauptungen kann man leicht durch die Frage widerlegen: Wenn jemand etwas Schlechtes tut, gibt dies vielleicht anderen das Recht, ebenfalls Schlechtes zu tun? Sicherlich nicht. Das Gesetz erlaubt zur Abwehr eines tödlichen Stoßes zu schlagen, aber es muß ein

117) Mjakotin, 218.
118) Abgedruckt in den „Čtenija“, Moskau 1865, III, 5, 67—77.
119) Ebenda, 67.
120) Čtenija, 1865, III/5, 67.
121) Russkaja Starina, 1882, 473.
122) Čtenija, 1865, III/5, 76.

Beweis erbracht werden, daß man anders dem Tode nicht entrinnen konnte. Die ganze Erklärung des Verfassers ist albern, ungesetzlich, ein eitles Philosophieren"[123]).

Im Kapitel „Edrovo" hatte Radiščev einer bäuerlichen Sitte Erwähnung getan, derzufolge zehnjährige Knaben mit erwachsenen Mädchen verheiratet werden. Hiezu bemerkte die Kaiserin: „Der Verfasser weiß nicht, daß das Gesetz einen solchen Brauch verbietet, oder er will es nicht wissen; ferner sagt er, das Gesetz solle dies verbieten"[124]). Indes kamen derartige Bräuche unter den russischen Bauern tatsächlich vor, und der Verfasser, der diese Bräuche beschrieb und auf ihre Schädlichkeit hinwies, war durchaus im Rechte[125]).

Die Schilderung, welche die Tötung eines Gutsherrn und seiner Söhne zum Gegenstand hat, nennt Katharina „eine erdichtete Erzählung". Über den Freund des Verfassers, der letzterem vom Totschlag des Gutsherrn durch die Bauern Mitteilung macht, ist bemerkt: „Er beweint das bemitleidenswerte Schicksal des Bauernstandes, obzwar es unbestreitbar ist, daß es ein besseres Los als jenes unserer Bauern bei einem guten Gutsherrn auf der ganzen Welt nicht gibt"[126]).

Diese Bemerkung sollte gewissermaßen eine Rechtfertigung des massenhaften Verschenkens von Bauern an die verschiedenen Günstlinge darstellen, wie es unter der Regierung Katharinas üblich war. Übrigens gab Katharina in einer ihrer Bemerkungen ungewollt zu, daß der Verfasser Ursache hatte, die Lage der russischen Bauern in so düsterem Lichte darzustellen, indem sie die Bemerkung machte: „Ist das nicht eine Schilderung der Geschichte des Alexander Vasiljevič Saltykov?[127])"

Besonders charakteristisch für die Stellungnahme Katharinas zur französischen Revolution ist folgende Bemerkung, die sie gleichfalls über das „Putešestvje" gemacht hat: „Es enthält ein Lob auf Mirabeau, der nicht einen, sondern viele Galgen verdient." Allerdings übersah die Kaiserin, daß Radiščev nur die Beredsamkeit Mirabeaus lobend hervorgehoben hat[128]).

Viele der bitteren Wahrheiten, welche im Buche Radiščevs eingestreut sind, wurden damals nicht zum ersten Male in Rußland ausgesprochen; man konnte sie auch in den Oden Deržavins sowie in den Werken anderer zeitgenössischer Schriftsteller antreffen. Aber Deržavin sprach, wie er selbst sagt, „die Wahrheit mit einem

---

123) Čtenija, 1865, III/5, 70 f.
124) Ebenda, 74.
125) Russkaja Starina, 1882, 476 f.
126) Čtenija, 1865, III/5, 71.
127) Čtenija, 1865, III/5, 73.
128) V. P. Sememikov, Radiščev. Očerki i izsledovanija. Moskau 1924, 42.

Lächeln" aus, wogegen Radiščev einen scharfen Ton anschlug und für seine Schilderungen grelle Farben verwendete[129]).

Es wurde bereits erwähnt, daß Katharina, nachdem sie die ersten 30 Seiten gelesen hatte, ihren Verdacht auf Radiščev lenkte. Darauf wurde sie durch die Worte des Verfassers: — „über das Wissen, welches er glücklicherweise zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte" — gelenkt. Die Kaiserin vermutete nun, daß Radiščev und sein Leipziger Studienkollege Čeliščev die Herausgeber seien, zumal da sie gehört hatte, daß die beiden private Druckereien besitzen sollten[130]). Bereits am 26. Juni 1790 wandte sie sich an den Ober-Polizeichef Ryleev und betraute ihn mit der Untersuchung dieser Angelegenheit. Auch in der Umgebung der Kaiserin wurden Stimmen laut, welche den Verdacht auf Radiščev und Čeliščev lenkten. Auch auf einen anderen Kameraden Radiščevs von der Leipziger Universität, Osip Petrovič Kozodavlev, richtete sich anfangs der Verdacht, daß er gemeinsam mit Radiščev das „Putešestvje" verfaßt hätte[131]).

Die eigentliche treibende Kraft und die energische Leiterin in dieser Angelegenheit war niemand geringerer als Katharina. Ihr gekränkter Stolz veranlaßte sie, sich am unglücklichen Verfasser zu rächen, indem sie einen Prozeß gegen ihn anstrengte und ihn mit schonungsloser Strenge durchführen ließ. Graf Alexander Andreevič Besdorodko, Mitglied des Rates Ihrer Majestät, Hofmeister und Ober-Postdirektor, war in dieser Affäre ein gefügiges Werkzeug der Kaiserin. Alle Verfügungen, die Katharina II. anläßlich der Affäre Radiščev traf, entstanden unter unmittelbarer Mitwirkung des Grafen Besborodko, welcher seiner kaiserlichen Herrin über den jeweiligen Stand der Dinge Bericht erstattete[132]). Noch am 26. Juni, am Tage, als Katharina die Lektüre des „Putešestvje" begonnen hatte, wurde der Buchhändler Zotov, den Radiščev mit dem Vertriebe seines Buches betraut hatte, festgenommen, doch weigerte er sich, den Namen des Verfassers zu nennen[133]). Radiščev selbst befand sich noch auf freiem Fuße, wie aus einem Schreiben, das Besborodko im Namen der Kaiserin an Voroncov am 27. Juni 1790 gerichtet hatte, hervorgeht: „Ihre kaiserliche Majestät erfuhr von einem kürzlich erschienenen Buche „Reise von Petersburg nach Moskau". Sie geruhte es zu lesen und fand es voll mit frechen Ausdrücken, welche Umsturz, Mißachtung der Behörden und viele Veränderungen der Gesellschaft zum Ziele haben. Sie befahl, nach dem Verfasser zu fahnden. Inzwischen erreichte Ihre Majestät das Gerücht, daß das Buch vom Kollegienrat Radiščev verfaßt worden sei.

[129]) M. I. Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor Putešestvja iz Peterburga v Moskvu. Sbornik otdelenija russkago jazyka i slovesnosti Imperatorskoj Akademii Nauk, Bd. XXXII/6, 36.
[130]) Mjakotin, 222; Archiv knjazja Voroncova V., 410 f.
[131]) Suchomlinov, Sbornik etz., 29 f.
[132]) Suchomlinov, Sbornik etz., 32.
[133]) Mjakotin, 222; Suchomlinov, 39.

Deshalb befahl sie mir, vor der notwendigen Untersuchung Euer Exzellenz mitzuteilen, daß Sie den genannten Herrn Radiščev zu sich berufen, ihm von den Gerüchten Mitteilung machen und ihn befragen, ob er der Verfasser dieses Buches sei oder an der Niederschrift desselben teilgenommen habe, wer ihm hiezu anregte, wo er es druckte, ob er eine Privatdruckerei besitze, ob dieses Buch der Zensurbehörde vorgelegt wurde und ob der Aufdruck am Schlusse des Buches „Mit Bewilligung der Zensurbehörde" gefälscht sei"[134]).

Aber noch am selben Tage änderte Katharina ihren Entschluß, worüber Graf Besborodko dem Fürsten Voroncov berichtete: „Ihrer Majestät ist es genehm, daß Sie den Herrn Radiščev noch nicht befragt haben, weil diese Angelegenheit bereits der formellen Untersuchung überwiesen wurde"[135]). Mit der Untersuchung betraute Katharina II. den berüchtigten Leiter der „geheimen Expedition", Stepan Ivanovič Šeškovskij, der bei der Petersburger Bevölkerung unter dem bezeichnenden Namen „Beichtvater" bekannt war[136]). An welchem Tage Radiščev in Haft genommen wurde, ist nicht genau zu ermitteln, jedenfalls befand er sich am 30. Juni 1790 bereits in der Peter-Pauls-Festung[137]). Über die Verhaftung Radiščevs teilt dessen Sohn Paul folgendes mit: „Im Hause Radiščevs erschien ein Polizeioffizier, verhaftete ihn und führte ihn zum Generalkommandeur von St.-Petersburg, Graf Bruce. Kaum war Radiščev in das Vorzimmer des Generalkommandeurs geführt worden, da erschien ein Mann, der auf die Frage, von wem er geschickt worden sei, zur Antwort gab: „Von Šeškovskij." Als Radiščev diese Worte vernahm, fiel er in Ohnmacht. An diesem Tage wurde er in die Festung gebracht und die Untersuchung seiner Angelegenheit dem Šeškovskij übergeben"[138]). Auch Chrapovickij schrieb am 2. Juli 1790 in das Tagebuch: „Man sagt, daß Radiščev dem Šeškovskij überliefert wurde und in der Festung sitzt"[139]).

Als wesentlichste Grundlage des Untersuchungsverfahrens gegen Radiščev dienten die Randbemerkungen Katharinas. Als die Kaiserin mit der Niederschrift ihrer Bemerkungen fertig war, übersandte sie diese Šeškovskij, der sie in Gestalt von Fragen kleidete, auf welche Radiščev schriftlich Antwort geben mußte[140]). Radiščev hatte unter dem Eindrucke der sich überstürzenden Ereignisse einen völligen seelischen Zusammenbruch erlitten; daraus ist auch seine Schwäche zu erklären, die er während seiner Haft an den Tag legte. Er selbst bezeichnet sich als „Verbrecher", und erklärte: „Jetzt fühle

134) Suchomlinov, 39 f.
135) Suchomlinov, 40; Archiv kn. Voroncova, 201 f.
136) Suchomlinov, 38; Mjakotin, 222.
137) Suchomlinov, 40.
138) Russkij Vestnik 1858, No. 23, 407.
139) Mjakotin, 222.
140) Mjakotin, 223. Die Fragen, die Radiščev vorgelegt und von ihm beantwortet wurden, sind abgedruckt in den Čtenija, Moskau 1865, III/5, 77—89.

ich die ganze Abscheulichkeit meiner Redensarten, die sehr verderblich sind; in meinem Inneren verabscheue ich sie; nun sehe ich klar, wieviel dummes Zeug in ihm (dem „Putešestvje“) enthalten ist, Verderbliches, mit einem Worte Dinge, die ich nicht hätte schreiben dürfen. Ich sehe ein, daß das Buch mit frechen, verderblichen Ausdrücken erfüllt ist, was ich von ganzem Herzen bedauere ...“. Weiters sagte Radiščev: „Ich bekenne, daß es nicht meine Sache war, zu richten“ ... „ich bin schuldig, weil ich nicht richten kann ... und schrieb aus Verrücktheit“[141]).

Die ihm vorgelegten Fragen beantwortete er wörtlich nach seinem „Putešestjve“. Wenn sich auch der kranke, seelische gebrochene und von Ungewißheit gequälte Mann von seinem „schädlichen“ Buche lossagte, so konnte er sich dennoch nicht von den Ideen befreien, die er in seinem Werke entwickelt hatte. Oft kommen in seinen Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen die im „Putešestvje“ niedergelegten Gedanken zum Durchbruch, ohne daß Radiščev dies gewollt hätte. Er gibt zur Gänze zu, daß es den Bauern bei den Gutsherren gut gehe, doch bemerkt er: „Ich schrieb dies aus meinem Kopfe und vermutete, daß es unter den Gutsherrn solche gäbe, die man als Mißgeburten bezeichnen kann, die vom Wege der Ehrlichkeit und Sittlichkeit abweichen und manchmal solche tadelnswerte Handlungen begehen“[142]). Auf die Frage, welche Gründe ihn zur Niederschrift des „Putešestvje“ bewogen hätten, antwortete Radiščev, er hätte dieses Buch geschrieben, um als Schriftsteller bekannt zu werden[143]). In seinem zweiten Geständnis vom 6. Juli 1790 erklärte er: „Ich schrieb, indem ich der eitlen Schwäche, als Schriftsteller bekannt zu werden, nachgab“[144]). Doch wollte Radiščev nicht nur für seine eigene Person Nutzen aus dem Buche ziehen. Als er sein „Putešestvje“ schrieb, schwebten ihm auch höhere, edlere Ziele vor. Nach seinen eigenen Worten wollte er neben schriftstellerischem Ruhm auch Nutzen für die Allgemeinheit erzielen[145]). Das Vorwort zum „Putešestvje“ enthält folgenden Satz: „Ich blickte um mich und meine Seele ward von den Leiden der Menschheit schmerzlich ergriffen“[146]). Und in seinem ersten Geständnis vom 1. Juli 1790 schrieb er: „Ich dachte in meiner Verblendung, daß sie (die in seinem Buche enthaltenen Schilderungen) einmal Nutzen bringen werden; indem ich die Lage der gutsherrlichen Bauern beschrieb, glaubte ich, jene Gutsherren zu beschämen, die hartherzig gegen ihre Bauern sind“[147]). Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß es nicht nur egoistische Beweggründe waren, die Radiščev zur Niederschrift veranlaßt hatten.

[141]) Čtenija, 1865, III/5, 84 ff.
[142]) Mjakotin, 225.
[143]) Archiv kn. Voroncova, V, 423.
[144]) Ebenda, 428.
[145]) Čtenija, 1865, III/5, 83, 92.
[146]) Reise von Petersburg nach Moskau von A. N. Radiščev. Übersetzt von A. Luther, S. 9.
[147]) Archiv kn. Voroncova, V., 423; Mjakotin, 225.

Als sich Radiščev in Untersuchungshaft befand, ahnte er noch nicht, welchen trüben Zeiten er entgegengehen sollte, welches harte Urteil ihm bevorstand; ja er wußte nicht einmal, was eigentlich den Gegenstand der Anklage bilden werde. Große Sorge bereitete ihm der Gedanke an das Schicksal seiner Familie. „Um der alten Eltern und der minderjährigen Kinder willen" bat der gebrochene Mann seine Richter, Barmherzigkeit zu üben[148]).

Die von Šeškovskij geführte Untersuchung wurde am 11. Juli 1790 abgeschlossen. Einem Ukaz zufolge, den Katharina am 13. Juli an den Petersburger Oberkommandeur Graf Bruce richtete, wurde Radiščev dem Strafgericht überstellt[149]). Aus den Aussagen, welche Radiščev im Laufe der von Šeškovskij geführten Untersuchung gemacht hatte, wurde neues Anklagematerial geschöpft. Einen wesentlichen Punkt der Anklage bildete das Geständnis Radiščevs, daß er dem „Putešestvje" einige Zusätze beigefügt hätte, nachdem das Buch bereits der Zensur unterzogen worden war. Der an den Grafen Bruce gerichtete Ukaz der Kaiserin enthält vorwiegend die gleichen Beschuldigungen, welche Katharina gleich zu Beginn ihrer Lektüre gegen den Verfasser formuliert hatte: Radiščev werde deshalb dem Gerichte überstellt, weil er seinem eigenen Geständnis nach ein Buch veröffentlicht habe, welches mit lauter schädlichen Ideen angefüllt ist, die geeignet sind, die öffentliche Ruhe zu stören, die den Obrigkeiten gebührende Achtung herabzusetzen und die darauf gerichtet sind, im Volke Unzufriedenheit gegen Vorgesetzte und Behörden hervorzurufen; ferner sei es durch beleidigende Ausdrücke gegen die kaiserliche Würde und Macht gerichtet. Auch soll der Verfasser „nach der Zensur durch die Zensurbehörde dem erwähnten Buche viele Seiten hinzugefügt haben"[150]). Gleichzeitig mit diesem Ukaz erhielt Graf Bruce von Besborodko eine Instruktion, in welcher ausgeführt war, auf welche Weise der Prozeß vor dem Strafgericht geführt werden solle. In dieser Instruktion hieß es: „Die Ordnung, nach welcher der Prozeß über das Vergehen Radiščevs durchzuführen ist, kann nur folgende sein: das Strafgericht ladet ihn vor und fragt ihn: 1. Ist er der Verfasser des Buches? 2. In welcher Absicht hat er es verfaßt? 3. Wer sind seine Mitarbeiter? 4. Ist er sich der Trageweite seines Vergehens bewußt? Nach diesem Verhöre wird es dem Gerichte nicht schwer fallen, ein streng auf den Wortlaut des Gesetzes gegründetes Urteil zu fällen"[151]).

Der Gerichtshof war bestrebt, in voller Übereinstimmung mit der erhaltenen Instruktion zu handeln und führte den Prozeß mit größter Beschleunigung durch. Radiščev wurde auf Grund seiner Aussagen für schuldig befunden. In seinem Urteile führte der Gerichtshof wörtlich die Vergehen an, deren Radiščev von Katharina,

---

148) Čtenija, 1865, III/5, 89.
149) Mjakotin, 226.
150) Mjakotin, 226; Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor etz., 54.
151) Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor etz., 54 f.

wie in ihrem Ukaz vom 13. Juli 1790 ausgeführt war, bezichtigt wurde[152]). ... Eine Schwierigkeit ergab sich für den Gerichtshof durch den Umstand, daß keine Gesetze vorlagen, die auf das Vergehen Radiščevs Anwendung finden konnten. Man behalf sich damit, daß man allerlei alte Gesetze hervorzog. So zitierte der Gerichtshof verschiedene Artikel aus dem Uloženie, aus dem Militär-Reglement und dem Marine-Ustav, welche letztere allerdings auf militärische Vergehen Bezug nahmen. Wie wenig die auf Radiščevs Vergehen angewendeten Gesetze zutreffend waren, ist aus dem zweiten Kapitel des Uloženie, Punkt 1 und 2, ersichtlich. Der erste Punkt lautet: „Wenn jemand nach der Gesundheit des Herrschers trachtet und dessen überführt wird, so wird er mit dem Tode bestraft.“ Im zweiten Punkte ist die Rede von einem Aufrührer, der sich des Thrones bemächtigen will und zu diesem Zwecke ein Heer sammelt. Der Kriegsartikel, der auf das Vergehen Radiščevs in Anwendung gebracht wurde, beginnt mit den Worten: „Wenn eine Festung oder Schanze gestürmt wird und der Kommandant und die Soldaten zurückweichen, bevor sie noch das Äußerste versucht haben, etz.“[153]).

Radiščevs Richter ersahen aus der erhaltenen Instruktion, für wie gefährlich Radiščev von der Kaiserin und ihrer Umgebung gehalten wurde, und bemühten sich daher, das Vergehen Radiščevs möglichst schwer erscheinen zu lassen; sie suchten darum allerlei Gesetze hervor, welche für ein Vergehen die Todesstrafe aussprachen. Am 24. Juli 1790 fällte das Gericht das Urteil, indem es Radiščev auf Grund der erwähnten Gesetze zum Tode verurteilt[154]).

Zur Überprüfung des Urteils wurden die Prozeßakten dem Senat übermittelt, wo sie am 31. Juli eintrafen. Die Überprüfung dauerte vom 1. bis 7. August und zeitigte folgendes Ergebnis: der Senat fand die vom Gerichtshof in Anwendung gebrachten Gesetze für entsprechend und fügte noch einige Gesetze aus der Zeit Peters d. Gr. und Elisabeths, sowie einen Paragraphen aus dem Marine-Ustav hinzu[155]). Damit war das vom Gerichtshofe gefällte Urteil bestätigt. Als Todesart wurde, entsprechend den Kriegsartikeln, die Enthauptung bestimmt. In seiner Begründung legte der Senat besonderes Gewicht auf den Umstand, daß Radiščev sein Buch anonym herausgegeben hatte. Es wurde der Befehl erteilt, die bereits verkauften Exemplare des „Putešestvje“ einzuziehen und sie Šeškovskij zu übergeben[156]).

Die seelische Verfassung Radiščevs, der bald Kunde von dem über ihn verhängten Urteil erhalten hatte, spiegelt sich deutlich in seinem Testament wieder, das mit den Worten beginnt: „Es ist

152) Mjakotin, 227.
153) Russkaja Starina, 1882, 506.
154) Russkaja Starina, 500 f.
155) Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor etz., 56.
156) Ebenda, 57.

vollbracht"[157]). Das Testament trifft Verfügungen hinsichtlich der Kinder und des Vermögens. Radiščev schließt das Testament mit folgenden Sätzen: „... das Väterchen und Mütterchen bitten, daß sie nicht meine Kinder verlassen und ihrem unglücklichen Sohne den Kummer, den er ihnen bereitet hat, verzeihen. Den Vater bitten, daß er alle meine Leute Elisabeth Vassilevna zur Verfügung stelle und ihnen für die bei mir geleisteten langjährigen treuen Dienste Freilassungsurkunden schenke. ... Meine unglücklichen Kinder stelle ich vor den Thron der Barmherzigkeit Ihrer kaiserlichen Majestät." „Verzeiht, meine Geliebten", fügt dann der unglückliche Radiščev hinzu, indem er sich an seine Kinder wendet, „ach, könnt ihr eurem unglücklichen Vater und Freunde die Betrübnis und den Kummer, den er auf euch heraufbeschworen hat, verzeihen? Meine Seele erzittert beim Gedanken, eines unnatürlichen und vorzeitigen Todes zu sterben"[158]).

In einem Schreiben, das Radiščev in derselben Zeit an Šeškovskij gerichtet hatte, kommt ebenfalls seine große Sorge um das Schicksal seiner Kinder zum Ausdruck. Der Senat beschloß, bis zur Bestätigung des gefällten Todesurteils durch die Kaiserin Radiščev Ketten anlegen zu lassen, ihn zu Zwangsarbeiten zu verwenden und vorläufig nach Nerčinsk zu schicken[159]).

Der Prozeß Radiščev wurde am 11. August 1790 zur endgültigen Entscheidung dem „Wohlwollen Ihrer Majestät" unterbreitet. Katharina II. übergab die Akten zur Durchsicht ihrem Rate, obzwar dies ein Abweichen von der bestehenden Gerichtsordnung bedeutete. Die Kaiserin wies noch darauf hin, daß Radiščev seinen Untertaneneid verletzt und ihr durch sein Buch eine persönliche Beleidigung zugefügt hätte, was sie jedoch ignoriere[160]).

Es ist anzunehmen, daß Katharina, als sie die Angelegenheit Radiščevs ihrem Rate überwies, von der Absicht geleitet war, das richterliche Urteil auf eine möglichst große Zahl von Schuldbeweisen gestützt zu sehen. Sie war sich des Umstandes, daß sich der Prozeß Radiščev von anderen gerichtlichen Prozessen sehr wesentlich unterschied, durchaus bewußt und fürchtete wohl, daß das Urteil in der Öffentlichkeit Unwillen hervorrufen könnte. Der kaiserliche Rat fand nach Prüfung der Prozeßakten, daß Radiščev gegen seinen Eid und seine Pflichten gehandelt habe und die von den Gesetzen vorgesehene Strafe verdiene[161]).

Am 21. August 1790 wurde der Buchhändler Zotov aus der Haft entlassen, nachdem ihm strenge befohlen worden war, nichts von seinem Verhör verlauten zu lassen[162]).

Das endgültige Schicksal Radiščevs wurde am 4. September

---

157) Russkaja Starina, 1882, 503.
158) Čtenija, 1865, III/5, 99 f.
159) Russkaja Starina, 1882, 503.
160) Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor etz., 57 f.
161) Ebenda, 58 f.
162) Ebenda.

entschieden, als Katharina einen Ukaz erließ, in welchem die Umwandlung der Todesstrafe in eine zehnjährige Verbannung nach Sibirien ausgesprochen war. Am Anfange des Ukazes waren alle Vergehen aufgezählt, deren man Radiščev in den verschiedenen Instanzen für schuldig befunden hatte: „Der Kollegienrat und Ritter des St.-Vladimir-Ordens vierter Klasse Alexander N. Radiščev machte sich durch Vergehen gegen seinen Eid und die Untertanenpflichten durch Herausgabe eines „Reise von Petersburg nach Moskau" betitelten Buches schuldig. Das Buch ist voll von verderblichen Gedanken, welche den allgemeinen Frieden gefährden, die den Behörden gebührende Achtung herabsetzen und darauf hinzielen, im Volke Unzufriedenheit gegen die Vorgesetzten und die Behörden zu erregen; das Buch ist voll von beleidigenden und haßerfüllten Ausdrücken gegen die kaiserliche Würde und Macht. Außerdem hat er noch eine betrügerische Handlung begangen, indem er diesem in seiner Druckerei hergestellten Buche nach erfolgter Zensur viele Seiten hinzufügte, was er auch freiwillig gestanden hat. Für dieses Vergehen ist er vom Strafgerichte in St.-Petersburg zum Tode verurteilt worden. Und obwohl er für seine schwere Schuld nach dem Wortlaute der Gesetze diese Strafe verdient, vereinigen Wir in Befolgung Unserer Grundsätze Gerechtigkeit mit Barmherzigkeit und erlassen ihm anläßlich der allgemeinen Freude (es war zwischen Rußland und Schweden Friede geschlossen worden) die Todesstrafe und befehlen, daß er, nachdem er seiner Titel, des St.-Vladimir-Ordens und seiner Adelswürde für verlustig erklärt wird, in den Ilimsker Bezirk nach Sibirien zu zehnjährigem ununterbrochenen Aufenthalt geschickt wird. Sein Vermögen ist seinen Kindern, die der Obhut ihrer Großeltern anvertraut werden, zu überlassen"[163]).

V. Radiščev in der Verbannung. Seine Rehabilitierung und sein Ende (1790—1802).

Das über Radiščev verhängte Urteil wurde mit größter Beschleunigung ausgeführt. Man ließ ihm nicht einmal Zeit, von seiner Familie, den Kindern seiner verstorbenen Frau und der sie betreuenden Schwägerin Abschied zu nehmen. Vom Gebäude der St.-Petersburger Gouvernementsverwaltung, wohin man ihn zur Verkündigung des Urteils gebracht hatte, mußte er sich sogleich auf den Weg nach dem Verbannungsorte machen. Radiščev verfügte nicht einmal über warme Kleider; überdies hatte die Behörde eigenmächtig angeordnet, daß er die Reise in Fesseln anzutreten habe. Erst in Novgorod erreichte ihn ein Kurier mit einem Auftrage, den Graf Voroncov bei der Kaiserin erwirkt hatte: Radiščev wurden die Fesseln abgenommen, und er wurde mit allerlei zur Reise notwendigen Sachen versehen[164]). Graf Voroncov hatte seinen Freund

[163]) Russkaja Starina, 1882, 504; Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor etz., 59 f.
[164]) Mjakotin, 229.

Radiščev auch in den Tagen des Unglücks nicht im Stich gelassen, obzwar er sich damals nicht gerade der Gunst Katharinas erfreute; damals waren Gerüchte, die allerdings jeder Grundlage entbehrten, im Umlauf, daß Graf Voroncov Mitarbeiter am „Putešestvje“ gewesen sei. Als am 4. September 1790 das endgültige Urteil über Radiščev ausgesprochen worden war, erklärte sich Graf Voroncov bereit, für die Kinder Radiščevs Sorge zu tragen; aus eigenen Mitteln setzte er der Familie Radiščev eine Rente aus und war auf jede Weise bemüht, das Los seines Freundes erträglicher zu gestalten[165]. Als Graf Voroncov von der raschen Abreise Radiščevs nach dem Verbannungsorte erfuhr, sprach er bei der Kaiserin vor und erwirkte, daß der erwähnte Kurier Radiščev nachgeschickt wurde. An alle Vorsteher der Gouvernementsstädte, welche auf dem von Radiščev eingeschlagenen Wege lagen, wandte sich Graf Voroncov brieflich mit der Bitte, daß der durchreisende Radiščev zuvorkommend behandelt werden möge[166]; auch ließ Graf Voroncov durch die Gouvernementsvorsteher Radiščev mit Geldmitteln versehen. Wie aus einem Briefe, den der Gouverneur von Tver am 2. Oktober 1790 an den Grafen Voroncov richtete, hervorgeht, fuhr Radiščev in kränklichem Zustande Moskau zu. Dort verbrachte er bis zu seiner Wiederherstellung einige Tage im Kreise seiner Verwandten[167].

In den ersten Novembertagen traf Radiščev in Kazan ein, wo er bei einem entfernten Verwandten einen Tag Rast machte. Von dort an begann er in Form eines Reisetagebuches Aufzeichnungen zu machen, die er bis zum Eintreffen an seinem Bestimmungsorte fortsetzte. Die flüchtig hingeworfenen Skizzen des unfreiwillig Reisenden bieten ein getreues Bild seiner seelischen Verfassung, doch kommt gleichzeitig auch die scharfe Beobachtungsgabe und die geistige Regsamkeit des Verfassers klar zum Ausdruck. Weder der qualvolle Strafprozeß noch das harte Urteil vermochten die Schaffensfreude Radiščevs zu beeinträchtigen. Auf der Reise nach Sibirien machte er allerlei naturwissenschaftliche Beobachtungen; in seinem Tagebuche wechseln Beschreibungen der durchreisten Ortschaften mit geologischen und botanischen Bemerkungen ab, die wiederum durch ethnographische Skizzen abgelöst werden[168].

In Tobolsk blieb Radiščev sieben Monate. Hieher kam auch seine Schwägerin Elisabeth Vasilevna mit den beiden jüngeren Kindern, der neunjährigen Tochter und dem achtjährigen Sohne, nach, während die beiden älteren Söhne Radiščevs zu seinem Bruder, einem Zollbeamten in Archangelsk, geschickt wurden[169]. Das Los

[165] Jakuškin, 517; Mjakotin, 229.
[166] Russkij vestnik, 1858, 409.
[167] Mjakotin, 231.
[168] Diese Aufzeichnungen führen den Titel „Zapiski putešestvja v Sibir'“ und sind von V. Kallaš in den „Izvestja otdelenija russkago jazyka i slovesnosti Imperatorskoj Akademii Nauk, 1906, XI, Heft 4, p. 379—399, veröffentlicht worden.
[169] Mjakotin, 234.

Radiščevs in Tobolsk war durchaus erträglich. Er erfreute sich vollster Freiheit und verkehrte häufig beim Gouverneur Alexander V. Aljabeev, dem später Vorwürfe gemacht wurden, daß er Radiščev einen so langen Aufenthalt in Tobolsk gestattet hatte. Auch beim Vizegouverneur, dem späteren Generalgouverneur von Sibirien, Ivan Osipovič Selifentov, war Radiščev ein gern gesehener Gast. Seine Mußestunden verwendete er dazu, sich gründliche Kenntnisse über Sibirien anzueignen. In Tobolsk schrieb er auch das Gedicht: „Du willst wissen, wer ich bin, wohin ich wandere ...“[170]).

Von Tobolsk reiste Radiščev gemeinsam mit seiner Schwägerin und den beiden jüngeren Kindern nach Tomsk, wo er zwei Wochen infolge Erkrankung seiner Schwägerin verweilen mußte. Die nächste Station war Irkutsk. Hier wurde er vom Gouverneur freundlich aufgenommen und konnte sich zwei Monate aufhalten. Am 3. Jänner 1791 kam er endlich in seinem Bestimmungsorte Ilimsk im Gouvernement Irkutsk an, einem armseligen Flecken, der damals kaum 500 Einwohner zählte[171]).

In St.-Petersburg konnte man lange Zeit hindurch nicht glauben, daß Radiščev die über ihn verhängte Strafe zur Gänze verbüßen werde. Einige Monate nach seiner Abreise aus Petersburg tauchten verschiedene Gerüchte auf, wonach seine Strafe gemildert worden sei. Am 31. Oktober 1790 schrieb Lopuchin an Kutuzov, daß Radiščev nicht nach Sibirien, sondern auf das Gut seines Vaters gebracht werde. Noch früher erreichte Kutuzov in Berlin das Gerücht, Katharina II. hätte Radiščev die Strafe der Verbannung nachgesehen und ihm bloß den Aufenthalt in den beiden russischen Hauptstädten verboten[172]). Von vielen Seiten wurde dem Vater Radiščevs geraten, ein Gnadengesuch an Potëmkin zu richten. In Archangelsk traf im Mai 1791 die Nachricht ein, daß Radiščev auf die Fürsprache Potëmkins begnadigt wurde und ein Kurier auf dem Wege nach Ilimsk sich befinde, um den Verbannten von der Begnadigung in Kenntnis zu setzen[173]). Wenn auch alle diese Gerüchte jeglicher Grundlage entbehrten, so zeugen sie doch von der tiefen Anteilnahme der Öffentlichkeit am Geschicke Radiščevs, der bis zum Tode Katharinas in der Verbannung ausharren mußte. Radiščev, der in Ilimsk seine Schwägerin geheiratet hatte, betätigte sich in der Verbannung als Schriftsteller und Arzt. Seine an der Leipziger Universität erworbenen Kenntnisse waren ihm hier von Nutzen; er wirkte in Ilimsk, wo sich kein Arzt befand, als Therapeut und Chirurg[174]). Voroncov versorgte seinen Freund mit französischen und deutschen Büchern und Zeitschriften, so daß er mit dem Geistesleben des Westens in Fühlung bleiben konnte[175]).

170) Ebenda, 247.
171) Mjakotin, 234.
172) Russkaja Starina, 1874, Februarheft 261, Märzheft 466.
173) Archiv kn. Voroncov, V., 401 f.
174) Russkij vestnik, 1858, 413; Archiv kn. Voroncova, XII., 430.
175) Mjakotin, 235.

Von anderen Freunden erhielt Radiščev die russischen Zeitschriften „Moskovskie vedomosti“, „Političeskij žurnal“ und „Prijatnoe i poleznoe prepovoždenie vremen“ zugeschickt[176]). In den an den Grafen Voroncov gerichteten Briefen gab Radiščev Aufschluß über verschiedene Fragen des Lebens in Sibirien, das seine Aufmerksamkeit lebhaft auf sich zog. Das Ergebnis dieser Betrachtungen und Studien hat Radiščev in seiner Abhandlung „Über den chinesischen Handel“ niedergelegt, welche er in Form von Briefen an Voroncov verfaßte. In dieser volkswirtschaftlichen Skizze trat er für den Schutz des Hausgewerbes und der Hausindustrie ein, welche seiner Ansicht nach den städtischen Fabriken vorzuziehen seien, da der Fabrikbetrieb das primitive landesübliche Hausgewerbe und somit eine Erwerbsmöglichkeit des Volkes bedrohe[177]).

Auch auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung betätigte sich Radiščev während seines Aufenthaltes in Ilimsk, indem er eine „Kurze Geschichte der Eroberung Sibiriens“ verfaßte; in dieser Abhandlung sprach er die Hoffnung aus, daß sich einst die gewaltige Kraft der russischen Nation nicht auf die Vergrößerung der äußeren Macht richten möge, sondern vielmehr „auf die Erwerbung alles dessen, was das allgemeine Wohl fördern könne“[178]). Eine in Ilimsk begonnene historische Erzählung „Ermak“ blieb unvollendet[179]). Die philosophische „Abhandlung über den Menschen, über seine Sterblichkeit und Unsterblichkeit“ bekundet die große Belesenheit des Verfassers[180]). Die Anregung zu dieser Abhandlung erhielt er, wie er selbst sagt, durch seine „unfreiwillige Übersiedlung“ nach Sibirien, als er den ihm nahestehenden Personen fern war und die Hoffnung, sie jemals wiederzusehen, fast aufgegeben hatte. Die Sehnsucht nach den ihm teuren Personen ließ in Radiščev den Gedanken an die Möglichkeit aufkommen, wenn nicht mehr im irdischen, so doch vielleicht im künftigen Leben „seine Freunde zu küssen und ihnen zu sagen: Ich liebe euch wie ehedem“. Aus dieser Stimmung heraus entstand diese Abhandlung, in welcher die Frage der Unsterblichkeit eingehend erörtert wird[181]). Diese Arbeit zerfällt in 4 Bücher. Das erste enthält allgemeine Betrachtungen über den Menschen, seine physischen und geistigen Eigenschaften, seine Stellung zu der ihn umgebenden Natur. Das zweite behandelt die Frage der Identität, beziehungsweise des Unterschiedes zwischen Geist und Materie, wobei Radiščev zugunsten beider Ansichten Argumente vorbringt. Hier finden sich viele Anschauungen, welche der philosophische Materialismus des 18. Jahrh. vertrat, und besonders deutlich ist der Einfluß von Holbachs „Système de la nature“ wahrzunehmen. In den beiden

---

176) Russkij vestnik, 1858, 413.
177) Mjakotin, 235 f.
178) Mjakotin, 235 f.
179) Russkaja Starina, 1872, 580.
180) Nezelonov, A. N. Radiščev. Istoričeskij vestnik, 1883/12, 20.
181) Mjakotin, 236.

letzten Kapiteln tritt uns Radiščev wieder als Anhänger Leibnitzens entgegen, dessen Ideen schon längst die Grundlage seiner philosophischen Anschauungen gebildet hatten. Den Beweis, daß im Kosmos nichts zugrunde gehe, sondern alles durch ununterbrochene Veränderung verbunden sei, wobei jedes Ding aus dem einen Zustande in einen anderen, ihm entgegengesetzten übergeht, überträgt Radiščev auf die Erscheinung des Lebens und des Todes. So wie Tag und Nacht stetig miteinander abwechseln, so wechselt auch der Tod mit dem Leben; wenn im Leben sich der Todeskeim vorfindet, so ist im Tode schon wieder ein neuer Lebenskeim vorhanden.

Diese philosophische Abhandlung stellt den ersten Versuch dar, die Ideen des deutschen philosophischen Idealismus in Rußland einzuführen. Aber erst nach dem Tode Radiščevs, im Jahre 1809, wurde diese Arbeit veröffentlicht, entging jedoch gänzlich der Aufmerksamkeit des russischen Publikums[182]).

In diesem Zusammenhange sei noch eine literarische Arbeit Radiščevs erwähnt, die „Geschichte vom gütigen Philaret", welcher ein beliebtes russisches Volksbuch zugrunde liegt. Radiščev schrieb diese Erzählung für seine Kinder, um ihnen ein schönes Beispiel uneigennütziger Menschenliebe vor Augen zu führen. In den effektvollen Szenen, in den gefühlvollen, überschwänglichen Reden, sowie im ganzen Aufbau dieser Erzählung spiegelt sich getreu die damalige belletristische Richtung wieder[183]).

Die Nachricht von der Thronbesteigung des Caren Paul bestärkte Radiščev in der Hoffnung, aus der Verbannung befreit zu werden. Tatsächlich erließ der Car am 23. November 1796 auf Grund einer vom Grafen Voroncov erwirkten Vorsprache Besborodkos ein Reskript, wonach Radiščev gestattet wurde, in die Heimat zurückzukehren; es wurde ihm erlaubt, auf seinen Gütern unter Aufsicht des Gouverneurs, der über seine Tätigkeit und seine Korrespondenz zu wachen hatte, zu leben[184]). Diese frohe Kunde erreichte Radiščev zu Beginn des J. 1797; am 20. Februar schrieb er in sein Tagebuch: „Nachdem ich in Ilimsk alles verschenkt oder verkauft hatte, wozu ich zehn Tage brauchte, fuhren wir unter Anwesenheit aller Bewohner von Ilimsk um 3 Uhr nachmittags ab. Oh, wie freuten sich unsere Herzen! Und wäre nicht die Trauer um den Verlust unserer Anjutuška gewesen, den man vorausgesehen hatte, so hätte sich unsere Abreise festlich gestaltet"[185]).

Radiščev traf am 11. Juli 1797 in Moskau ein. Auch auf der Rückreise aus Sibirien setzte er seine Eintragungen ins Reisetagebuch fort. In den durchreisten Ortschaften sammelte er eifrig lokale Traditionen und Sagen; zahlreich sind seine Bemerkungen über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der durchreisten Gebiete,

---

182) Mjakotin, 236 ff.; Nezelonov, Istoričeskij vestnik, 1883/12, 20 f.
183) Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor etz., 62 f.
184) Russkaja Starina, 1882, 499.
185) Mjakotin, 240.

und besonders großes Interesse wandte er der Lage der russischen Kolonisten in Sibirien zu.

Radiščev hoffte, daß unter der Regierung Pauls einschneidende Reformen durchgeführt würden, doch sah er sich bald in seinen Erwartungen getäuscht. Ohne seine früheren Würden wiedererlangt zu haben, begab er sich auf sein Gut in Nemcovo im Gouvernement Kaluga, wo er, unter Polizeiaufsicht stehend, ein zurückgezogenes Leben führte. Gegen Ende des J. 1797 erbat Radiščev vom Caren die Erlaubnis, seine Eltern auf dem väterlichen Gute im Gouvernement Saratov besuchen zu dürfen. Paul willfahrte seiner Bitte und gestattete ihm eine einmalige Einreise in das Gouvernement Saratov[186]). Da man Radiščev weder den einzuschlagenden Weg vorgeschrieben noch die Dauer des Aufenthaltes bestimmt hatte, reiste er auf dem Umwege über Moskau, wo er seine Verwandten besuchte, zu seinen Eltern. Auf dem väterlichen Gute verweilte er ein volles Jahr. Die weiteren Jahre während der Regierungszeit Pauls verlebte er auf seinem Gute in Nemcovo; er gab sich ganz seinen literarischen Neigungen hin, ohne jedoch die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zu lenken, da zu seinen Lebzeiten kein Werk im Drucke erschien. In den Jahren 1797—1800 verfaßte er eine Heldengeschichte in Versen, „Bova“ betitelt. Dieses Epos umfaßte 11 Gesänge, von denen der letzte unvollständig blieb. Bloß der Entwurf zu diesem Epos und der erste Gesang sind erhalten. Den Inhalt entlehnte Radiščev aus der russischen Volksdichtung, während der Zynismus, der in diesem Werke zutage tritt, auf Voltaires „Jungfrau von Orleans“ zurückgeht[187]). In diese Zeit fällt auch die Entstehung des „Historischen Gesanges“ (Pjesn istoričeskaja — obozrenie drevnej grečeskoj i rimskoj istorii). Hier beschreibt Radiščev den Aufstieg und den Niedergang der antiken Staaten. In knappen Zügen schildert er typische Gestalten des alten Orients und des klassischen Altertums, wie Moses, Nebukadnezar, Alkibiades, Leonidas, und entwickelt die Ansicht, daß das Blühen eines Staates durch die Liebe des Volkes zum Vaterlande und zur Freiheit bedingt sei. Die Ausführungen über Roms Aufstieg und Verfall weisen auf Montesquieus „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence“ hin[188]). Weiters hat sich von den kleineren Arbeiten Radiščevs der Anfang eines Gedichtes „Slovo o polku Igoreve“ erhalten; es stammt vermutlich ebenfalls aus der Zeit zwischen 1797 und 1800. Volkswirtschaftliche Fragen behandelte er in seiner Skizze „Opisanije moego vladenija“, in welcher er wieder dem Bauernstande besondere Aufmerksamkeit widmet[189]). Das in der russischen Öffentlichkeit gepriesene Gesetz des Caren Paul über die dreitägige

---

[186]) Suchomlinov, Iz prošlogo. Istoričeskij vestnik, 1889, Bd. 35, 244.

[187]) Nezelonov, Istoričeskij vestnik, 1883/12, 14.

[188]) Miakovskij, Pesn istoričeskaja A. N. Radiščeva i „Considérations Montesquieu“. Žurnal Ministerstva narodn. prosv. 1914, Februarheft, 236 ff.

[189]) Russkij vestnik, 1858, 417.

Barščina befriedigte Radiščev keineswegs, denn nach wie vor hielt er an seinen Ideen über die Bauernfrage, wie sie in seinem „Putešestvje" entwickelt worden waren, fest[190]).

Nach dem Regierungsantritte Alexanders I. erlebte Radiščev seine völlige Rehabilitierung. Bereits drei Tage nach der Thronbesteigung erließ Alexander I. am 15. März 1801 einen Ukaz, durch den allen von der geheimen Expedition Verurteilten „Verzeihung und Befreiung" verkündet wurde[191]). Radiščev erhielt den St.-Vladimir-Orden zurück, auch wurden ihm seine früheren Titel und Würden wieder zuerkannt[192]). Eine besondere Ehrung wurde ihm zuteil, als er mit Ukaz vom 6. April 1801 zum ordentlichen Mitglied der gesetzgebenden Kommission mit einem Jahresgehalt von 1500 Rubel ernannt wurde. Diese Auszeichnung hatte er seinem alten Gönner und Freund Graf Voroncov zu verdanken, welcher Radiščev dem Vorsitzenden der gesetzgebenden Kommission, Graf Zavadovskij, empfohlen hatte[193]). Die Betrauung Radiščevs mit einer so wichtigen Stellung war ein Beweis für das Vertrauen, das man in seine Kenntnisse und Fähigkeiten gesetzt hatte. Mit Eifer ging Radiščev an die Arbeit, um die Absicht des neuen Herrschers, in einem Gesetzbuche die Grundlage und Quelle der nationalen Wohlfahrt zu bilden, verwirklichen zu können.

Am 17. August 1801 begab sich Radiščev nach Moskau, wo die Krönung Alexander I. stattfand. Dort verweilte er bis Ende Dezember. In diesem Jahre hatte er zwei Gedichte verfaßt, „Alëša Popovič" und „Čurilo Plenkovič"[194]). In diese Zeit fällt vermutlich auch die Abfassung des Gedichtes „Osmnadcatoe stoletie", das einen Rückblick auf das verflossene 18. Jahrh. und einen Gruß an den neuen Herrscher enthält[195]).

Wie sehr Radiščev das Schicksal der leibeigenen Bauern noch immer am Herzen lag, ist aus folgender Episode zu ersehen: Als in der gesetzgebenden Kommission die Frage aufgeworfen wurde, welche Entschädigung einem Adligen zu zahlen sei, dessen leibeigene Bäuerin von einem Bauern des benachbarten Gutsherrn getötet worden sei, bestimmt die Kommission, daß dem geschädigten Gutsherrn 100 Rubel zu zahlen wären. Radiščev setzte jedoch in einem ausführlichen Gutachten auseinander, daß Menschenblut nicht mit Gold aufgewogen werden könne[196]). In der gesetzgebenden Kommission war er immer auf die Verteidigung der elementarsten Rechte der Leibeigenen bedacht und bestrebt, Angeklagte in Strafprozessen durch Gewährung einer Berufung vor der richterlichen Willkür zu schützen.

---

190) Mjakotin, 242.
191) Polnoe sobranie zakonov, tom XXVI., No. 19784.
192) Tumanov, A. N. Radiščev. Vestnik Evropy, 1904, Februarheft, 678.
193) V. I. Semennikov, Radiščev. 114.
194) Russkij vestnik, 1858, 432.
195) Semennikov, 113.
196) Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor etz., 96—100.

An der Verfassung der „Deklaration an die russische Nation", welche am Krönungstage Alexanders I. veröffentlicht werden sollte und eine Art „Deklaration der Rechte der russischen Bürger" darstellte, war neben Voroncov auch Radiščev beteiligt[197]).

In der Zeit, als Radiščev in der gesetzgebenden Kommission tätig war, schrieb er eine rechtswissenschaftliche Abhandlung „Zapiska o zakonopoloženii", in welcher er seine Anschauungen über Rechtswesen, Gesetzgebung und Volkswirtschaft darlegte. Er vertrat in dieser Schrift die Ansicht, daß die Hauptaufgabe der Gesetzgebung die Volkserziehung sei, und stellte als Grundsatz auf, daß es besser wäre, Verbrechen vorzubeugen, als sie zu bestrafen[198]).

Radiščev, der mit den Arbeiten der gesetzgebenden Kommission unzufrieden war, entwarf selbständig ein „Projekt graždanskago uloženija". In diesem Projekte hatte er einen genau ausgeführten Plan für die künftige Gesetzgebung in Rußland ausgearbeitet. Er geht vom Gesellschaftsvertrage aus und bespricht die Gesetzgebung verschiedener Zeiten und Länder, behandelt auch Fragen, die er bereits in seinem „Putešestvje" erörtert hatte, so z. B. das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern[199]). Es war dies seine letzte schriftstellerische Arbeit. Sie gehört zum Besten, was er nach seiner Rückkehr aus der Verbannung geschrieben hatte. Mit dieser Arbeit erregte er jedoch das Mißfallen des Grafen Zavadovskij, des Vorsitzenden der gesetzgebenden Kommission, der überhaupt mit den freien Anschauungen Radiščevs nicht einverstanden war. Graf Zavadovskij soll dieses Projekt zurückgewiesen und hierüber dem Grafen Voroncov Mitteilung gemacht haben; er erklärte, wenn Radiščev nicht aufhöre, derartiges zu schreiben, so könnte es geschehen, daß man ihn noch schlechter behandeln werde, als es schon einmal der Fall war[200]). Radiščev nahm sich diese Äußerung Zavadovskijs so zu Herzen, daß er noch am selben Abend — es war der 11. September 1802 — seinem Leben ein Ende bereitete, indem er eine giftige Lösung trank und sich die Kehle durchschnitt. Sterbend verlangte er nach einem Priester, der ihm die Beichte abnahm. Auf die Frage eines herbeigeeilten Arztes nach der Ursache der Tat gab er eine zusammenhanglose Antwort. Am folgenden Tage verschied Radiščev unter großen Qualen[201]).

Ob die Beweggründe des Selbstmordes in der vom Grafen Zavadovskij gemachten Äußerung, oder, wie Nikolaj Alexandrovič Radiščev in der Biographie seines Vaters angibt, in der zerrütteten Gesundheit Radiščevs zu suchen sind, ist schwer zu entscheiden[202]). Aus Radiščevs Schriften geht jedoch hervor, daß er in gewissen Fällen eine Berechtigung zum Selbstmorde ausgesprochen hat. Ra-

---

[197]) Mjakotin, 243.
[198]) Semennikov, 149 ff.
[199]) Ebenda, 365 f.
[200]) Russkij Archiv, 1879, Bd. 3, 415.
[201]) V. Kallaš, Voskresšaja kniga. Russkaja mysl, 1906, I., 93.
[202]) N. A. Radiščev (Russkaja starina, 1872, Bd. VI., 581).

diščev betrachete den Selbstmord als das letzte und äußerste Mittel des einzelnen Individuums im ungleichen Kampfe mit der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung; doch sei es notwendig, vorher die Aussichtslosigkeit und die Gefahr zu erkennen, die der sittlichen Freiheit der eigenen Person droht[203]).

VI. Das Schicksal der Werke Radiščevs.

Gleich ihrem Autor, wurde auch den Werken A. N. Radiščevs ein wechselvolles Geschick zuteil. Die Konfiskation des „Putešestvje" sowie das harte Urteil, das über seinen Verfasser verhängt wurde, hatte zur Folge, daß lange Zeit hindurch nichts über A. N. Radiščev veröffentlicht werden durfte. Gleich bei seinem Erscheinen hatte das „Putešestvje" größtes Interesse beim russischen Lesepublikum hervorgerufen. Die erste Ausgabe umfaßte bloß 100 Exemplare, von denen anläßlich der Konfiskation der größte Teil vernichtet wurde[204]). Die wenigen Exemplare, die der Vernichtung entgingen und bald eine bibliographische Seltenheit darstellten, konnten freilich dem Bedürfnis des Lesepublikums nicht genügen. Masson berichtet in seinen „Geheimen Nachrichten über Rußland unter der Regierung Katharinas II. und Pauls I.", daß „russische Kaufleute bis 25 Rubel bezahlten, um sie (die „Reise") auf eine Stunde zum heimlichen Durchlesen zu bekommen"[205]). Das vielbegehrte Buch ging in zahlreichen handschriftlichen Kopien von Hand zu Hand. Wie rasch und weit sich die handschriftlichen Kopien des „Putešestvje" verbreiteten, geht daraus hervor, daß Radiščev selbst, als er aus Ilimsk zurückkehrte, im fernen Kungura in Sibirien ein handschriftliches Exemplar seines „Putešestvje" entdeckte[206]).

Nach dem Tode A. N. Radiščevs veranstalteten seine Söhne eine Ausgabe der hinterlassenen Schriften ihres Vaters. In der Vorrede zum ersten Bande, der 1807 erschien[207]), schrieben sie: „da sich die von Radiščev hinterlassenen Schriften in ihren Händen befinden, so würden sie es als Vergehen betrachten, wenn dieselben der Vergessenheit anheimfielen und nicht veröffentlicht würden"[208]). Vom „Putešestvje", das in dieser Ausgabe keine Aufnahme gefunden hatte, war nichts erwähnt. An einigen Werken A. N. Radiščevs, die in dieser Ausgabe erschienen, wurden Kürzungen und Änderungen vorgenommen, besonders im „Žitie Ušakova", wo volle 2 Seiten

---

[203]) J. Polivka, Alexander Radiščev. Listek z boju za volnost ruského lidu. Česky časopis historický, S. 478.

[204]) Russkij bibliografičeskij slovar', St.-Petersburg 1910, 386.

[205]) Masson, Karl Franz Philipp, Geheime Nachrichten über Rußland unter der Regierung Katharinas II. und Paul I. Paris 1800, Bd. II, 265.

[206]) Miakovskij, K istorii cenzurnych gonenii na sočinenija A. N. Radiščeva. Russkij bibliofil, 1914, Heft 3, 51.

[207]) Sobranie sočinenija pokojnogo Alexandra Nikolaeviča Radiščeva, Moskau 1807—1811.

[208]) Suchomlinov, A. N. Radiščev, avtor etz., 106 f.

vom Zensor gestrichen wurden[209]). Auch vom „Pismo k drugu žitelstvujuščemu v Tobolske“ ist in dieser Ausgabe nichts erwähnt. Die Herausgeber sagten im Vorwort: „Das ist alles, was von den Werken eines dem Publikum schon bekannten Manne zurückgeblieben ist. Schade, daß viele Werke, ernste sowie heitere, zugrunde gegangen sind.“

Eine neue Ausgabe des „Putešestvje“ veranstaltete auf Grund einer handschriftlichen Kopie Alexander Herzen im J. 1858 in London. Das „Putešestvje“ erschien damals im Buche „Knjaz Ščerbatov i A. Radiščev“, doch weist es große Mängel und Ungenauigkeiten auf. Unebenheiten des Stils wurden geglättet, veraltete Wortformen durch zeitgemäße ersetzt, viele Phrasen wurden überhaupt ausgelassen und die Reihenfolge der Wörter derart geändert, daß bisweilen sogar der ursprüngliche Sinn eine Änderung erfuhr[210]).

Erst nach dem Regierungsantritte Alexanders II. ließ die Zensur den verpönten Namen Radiščev wieder gelten. Das große Interesse, das für ihn wach geblieben war, zeigte sich in einer beträchtlichen Anzahl von Zeitschriftenaufsätzen, die über den unglücklichen Schriftsteller handelten; auch wurden viele Dokumente und sonstige Materialien zur Biographie A. N. Radiščevs veröffentlicht. Indessen war es noch immer verboten, das „Putešestvje“, durch welches der Ruhm Radiščevs begründet wurde, drucken zu lassen. Im Jahre 1865 erschien im „Severnij Vestnik“ Martinovs das Kapitel „Klin“ aus dem „Putešestvje“, doch war der Name des Verfassers nicht angegeben[211]).

Ein Sohn A. N. Radiščevs, Paul A. Radiščev, bemühte sich im Jahre 1860, die Bewilligung zur Drucklegung des „Putešestvje“ zu erlangen und wandte sich in dieser Angelegenheit an Alexander II.; er hatte jedoch keinen Erfolg, da die Zensurbehörde die Herausgabe des Buches nicht für zeitgemäß fand[212]). Fünf Jahre später bemühte sich Paul A. Radiščev abermals, die Bewilligung zur Veröffentlichung des „Putešestvje“ zu erlangen, doch wurde sein Gesuch auch diesmal abschlägig beschieden. Er hatte der Zensurbehörde eine Biographie seines Vaters vorgelegt, ohne seinen Namen zu nennen. Am leidenschaftlichen Tone, in welchem diese Arbeit gehalten war, erkannte man jedoch, daß Paul A. Radiščev der Verfasser sei[213]).

Im Jahre 1867 ließ der Buchhändler Sigin in Petersburg einen Auszug aus dem „Putešestvje“ unter dem Titel „Radiščev i jego kniga“ drucken. Sigin teilte der Zensurbehörde mit, daß er aus dem Buche alles das, was mit den Zensurbestimmungen im Widerspruche stehe, sorgfältig entfernt habe[214]). Schließlich wurde am

209) Russkij bibliofil, 1914, Heft 3, 53.

210) A. N. Pypin, Istorija russkoj literatury, Bd. IV., 169.

211) Jakuškin, Radiščev i Puškin, 5.

212) Suchomlinov, Radiščev, avtor etz., 129 f.; Russkij bibliofil, 1914, Heft 3, 53 f.

213) Suchomlinov, 131; Russkij bibliofil, 1914, Heft 3, 56.

214) Suchomlinov, 132.

22. März 1868 das Verbot, das über Radiščevs „Putešestvje“ verhängt worden war, aufgehoben. Der diesbezügliche Ukaz besagte: „Das infolge Allerhöchsten Ukazes vom 4. September 1790 über das Werk Radiščevs „Reise von Petersburg nach Moskau“ verhängte Verbot ist dahin abzuändern, daß neue Ausgaben dieses Werkes den allgemeinen, heute geltenden Bestimmungen über die Drucklegung unterliegen“ [215]). Unter der Redaktion P. A. Efremovs wurden die Werke Radiščevs 1872 in 2 Bänden veröffentlicht; auch das „Putešestvje“ war in dieser Ausgabe enthalten. Diese Neuauflage wurde in 1985 Exemplaren gedruckt, kam jedoch nicht in den Handel, da es die Zensurbehörde im Juli 1873 für angezeigt hielt, diese Auflage zu vernichten; bloß 15 Exemplare sollen von dieser Ausgabe erhalten geblieben sein [216]). Im Auslande erschien noch eine zweite Ausgabe des „Putešestvje“ als 17. Band der „Meždunarodnaja biblioteka“ (Leipzig, 1876), ein getreuer Abdruck der mangelhaften Londoner Ausgabe vom Jahre 1858 [217]). Das „Žitie Ušakova“ wurde 1869 in Bartenevs „Sbornik Osmnadcatij vjek“ vollständig abgedruckt. Im Jahre 1871 erschien in der „Russkaja Starina“ Radiščevs „Pismo k drugu žitelstvujuščemu v Tobolske“ [218]).

Eine im Jahre 1888 von A. S. Suvorin besorgte Ausgabe des „Putešestvje“ hatte bloß eine Auflage von 99 Exemplaren [219]). Die Erstausgabe des „Putešestvje“ wurde 1901 im 5. Bande des „Bibliografičeskoe opisanie redkich i zamečatelnich knig“ in 150 Exemplaren zum Abdruck gebracht. Noch 1903 wurde über Verfügung der Zensurbehörde eine von Kartovov veranstaltete Ausgabe des „Putešestvje“ vernichtet [220]). Erst die Revolution des Jahres 1905 brachte es mit sich, daß Radiščevs „Putešestvje“ ungehindert veröffentlicht werden konnte. Unter der Redaktion N. P. Silvanskijs und P. E. Ščegolevs erschien 1905 in Petersburg eine mustergültige kritische Ausgabe des Werkes, die bis heute von keiner anderen übertroffen wurde. Die gesammelten Werke Radiščevs wurden 1907 von 3 verschiedenen Verlagsanstalten herausgegeben, während das „Putešestvje“ selbst seit 1905 zahlreiche Auflagen erlebt hat [221]).

Im Jahre 1922 erschien die „Reise von Petersburg nach Moskau“ zum erstenmal in deutscher Übersetzung nebst ausführlichen Anmerkungen und einer Einleitung von Arthur Luther als 4. Band der von Karl Stählin herausgegebenen Sammlung „Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte“.

---

[215]) Ebenda, 132.
[216]) Russkij bibliofil, 1914, Heft 3, 57; Kallaš, Voskresšaja kniga. Russkaja mysl, 1906, I., 92.
[217]) Suchomlinov, 134.
[218]) Russkij bibliofil, 1914, 3. Heft, 53.
[219]) V. Kallaš, Voskresšaja kniga. Russkaja mysl, 1906, I., 95.
[220]) Ebenda, 92.
[221]) I. V. Vladislavlev, Russkie pisateli. Opyt bibliografičeskago posobija, Leningrad, 1924, 284.

Literatur:

Archiv knjazja Voroncova, Bd. V., XII., XIII., XXI.
Barskov, Knigi iz sobranija A. N. Radiščeva. „Dela i dni“, Istoričeskij Žurnal, Petrograd, 1920, I.
Brückner, Alexander, Geschichte Rußlands bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts. Band II, Gotha, 1913.
Brückner, Alexander, Katharina II. Berlin, 1883.
Byloe, 1922, No. 19.
Čtenija v Imperatorskom obščestvje istorii i drevnostej rossijskich pri Moskovskom Universitetje. 1865, III. Band.
Engelmann, I., Leibeigenschaft in Rußland. Leipzig, 1884.
Gavrilenko, A. A., A. N. Radiščev do ssylki. Vestnik Evropy, 1907.
Helbig, Gustav Adolf Wilhelm, Russische Günstlinge. Tübingen, 1809.
Ilinskij, Iz zapisok I. S. Ilinskogo. Russkij Archiv, 1879, Bd. III.
Jakuškin, V., Radiščev i Puškin. Čtenija, Moskau, 1886.
Jakuškin, V., Sud nad russkim pisatelem v 18. veke. Russkaja starina, 1882.
Kallaš, V. V., Rabstva vrag (Pamjati A. N. Radiščeva). Izvestija otdelenija russkago jazyka i slovesnosti, 1903, Bd. VIII.
Kallaš, V. V., Zapiski putešestvija v Sibir'. Izvestija otdelenija russkago jazyka i slovesnosti, 1906, Bd. XI.
Kallaš, V. V., Voskresšaja kniga. Russkaja mysl', 1906, Bd. V.
Luther, Arthur, Geschichte der russischen Literatur. Leipzig, 1924.
Masson, Karl Franz Philipp, Geheime Nachrichten über Rußland unter der Regierung Katharinas II. und Pauls I. Paris, 1800—1802.
Mjakotin, V. A., Iz istorii russkago obščestva. St.-Petersburg, 1902.
Miakovskij, V. V., Gody učenija A. N. Radiščeva. Golos minuvšago, 1914.
Miakovskij, V. V., Pesn istoričeskaja A. N. Radiščeva i Considérations Montesquieu. Žurnal ministerstva narodnago prosveščenija, 1914.
Miakovskij, V. V., K istorii cenzurnych gonenii na sočinenija A. N. Radiščeva. Russkij bibliofil, 1914.
Nezelonov, A. I., Alexander Nikolaevič Radiščev. Istoričeskij Vestnik, Istoriko-literaturnij Žurnal, 1883.
Nezelonov, A. I., Sočinenija o krepostnom prave. Istoričeskij Vestnik, Istoriko-literaturnij Žurnal, 1887.
Polivka, J., Alexander N. Radiščev. Listek z boju za volnost ruského lidu. Česky časopis historicky, Prag, 1906, Bd. XII.
Polnoe sobranje zakonov, Bd. XXVI.
Pypin, A. N., Istorija russkoj literatury. St.-Petersburg, 1899, Bd. IV.
Pypin, A. N., Krylov i Radiščev. Vestnik Evropy, 1868, Bd. III.
Radiščev, Alexander Nikolaevič, Reise von Petersburg nach Moskau (1790). Aus dem Russischen übersetzt von A. Luther. Leipzig, 1922 (Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte, herausgegeben von Karl Stählin, 4. Heft).
Radiščev, Nikolaj Alexandrovič, O žizni i sočinenijach A. N. Radiščeva. Russkaja starina, 1872, Bd. VI.
Radiščev, Pavel Alexandrovič, A. N. Radiščev. Russkij Vestnik, Žurnal literaturnij i političeskij, 1858.
Reinhold, Alexander, Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig, 1886.
Russkij bibliografičeskij slovar'. St.-Petersberg, 1910.
Sbornik russkago istoričeskago obščestva, 1872, Bd. X.

Ščegolev, P. E., Istoričeskie etjudi. St.-Petersburg, 1913.
Semennikov, V. P., Radiščev. Očerki i izsledovanija. Petrograd, 1923.
Semennikov, V. P., Sobranje starajuščeesja o perevode innostrannych knig učredennoe Ekaterinoj II. Russkij bibliofil, 1913.
Semennikov, V. P., Rannee izdatelskoe obščestvo N. I. Novikova. Russkij bibliofil, 1912.
Semevski, V. J., Krestjane v carstvovanie Imperatricy Ekateriny. Zapiski istoriko-filologičeskago fakulteta Imperatorskago St.-Peterburskogo Universiteta, 1881.
Sočinenija A. N. Radiščeva. St.-Petersburg, 1872.
Stählin, Karl, Geschichte Rußlands, II. Bd. Berlin-Königsberg, 1930.
Suchomlinov, M. I., A. N. Radiščev, avtor Putešestvija iz Peterburga v Moskvu. Sbornik otdelenija russkogo jazyka i slovesnosti Imperatorskoj Akademii Nauk. St.-Petersburg, 1883, Bd. 32.
Suchomlinov, M. I., Iz prošlago. Istoričeskij Vestnik, 1889, Bd. 35.
Suchomlinov, M. I., Izsledovanija i statji po russkoj literaturje i prosveščenija. St.-Petersburg, 1889.
Tumanov, M., A. N. Radiščev, Očerk. Vestnik Evropy, 1904.
Vladislavlev, I. V., Russkie pisateli. Opyt bibliografičeskago posobija. Leningrad, 1924.

BELINSKIJ UND ČERNYŠEVSKIJ

Versuch einer geistesgeschichtlichen Orientierungsskizze.

Von
Leopold Silberstein.

Das 19. Jahrh. bedeutet für den größten Teil der Kulturmenschheit eine Epoche, in welcher die Tendenz zur Kritik, Opposition und Negation neben den rein positiven Leistungen ungewöhnlich stark ins Gewicht fällt. Dies zeigt sich besonders nach dem Ablauf seines ersten Drittels, an dessen Ende kurz hintereinander die drei Männer sterben, welche nach dem Tode Napoleons als die repräsentativsten Exponenten aufbauenden Schöpfertums gelten konnten: Beethoven, Hegel und Goethe. Die großen Namen der nachfolgenden Jahrzehnte schließen neben der positiven Leistung meist die ausdrückliche und stark betonte Verneinung eines Bestehenden ein: sich zu Marx oder Darwin, zu Nietzsche oder Wagner, zu Ibsen oder Tolstoj zu bekennnen, heißt nicht nur Bereicherung des geistigen Besitzes, sondern gleichzeitig rücksichtslose Ausschließung der damit unvereinbaren Elemente: ein unerbittliches Entweder-Oder, wie es vielleicht nur die Zeiten der Renaissance und Reformation gekannt hatten. Selbst die positiven Fortschritte der Naturwissenschaft stehen bisweilen in besonders scharfem Gegensatz gegen das Herkömmliche: Virchows Zellularpathologie gegen die Humoralpathologie, Darwins Evolutionslehre gegen das Dogma der Unveränderlichkeit der Spezies, die Entdeckung der strahlenden Substanzen durch das Ehepaar Curie gegen das Dogma der Unveränderlichkeit der Elemente. Und doch haben bei dem größten Teil der Kulturnationen nur angekränkelte Geister geglaubt, angesichts so vieler Negationen sich in den Bankrott einer Fin-de-siècle-Stimmung flüchten zu müssen: der Besitz an positivem geistigem Gut war zu groß, dazu kam das neue, von Negationen und Antithesen einstweilen fast verschonte Gebiet der Technik. Die Besonderheit der russischen Entwicklung im 19. Jahrh. ist, daß diese beiden Gegengewichte gegen die negativen Tendenzen nicht in genügendem Maße vorhanden sind: weder ein bedeutender Besitz an positiven traditionellen Werten noch eine dem Westen auch nur im entferntesten zu vergleichende technische Entwicklung. So war es möglich, daß das Prinzip der Antithese, welches für den Westen bisher noch immer nur den Übergang zu einer Synthese ge-

bildet hat, in Rußland — um einen modernen philosophischen Terminus zu gebrauchen — „verabsolutiert“ werden konnte. Die herrschende Klasse des russischen Kaiserreiches, der Adel, macht im 19. Jahrh. einen beispiellosen Prozeß der Degeneration des Lebens- und Machtwillens und der intellektuellen Selbstzersetzung durch. Man denke an den absoluten Nihilismus, in dem ein so außerordentlicher Kopf und Charakter wie Leo Tolstoj — man muß es wohl aussprechen — versandete, an den mehr salonmäßigen, seinen Haut-Goût durch ästhetisches Parfum verdeckenden Pessimismus eines Turgenev, an den schließlichen politischen und ideologischen Bankrott eines Alexander Herzen. Einen sehr wichtigen Vorläufer dieser geistigen und menschlichen Tragödien bildet Petr Jakovlevič Čaadaev. Ein mit allen Vorzügen des Körpers, Geistes und Vermögens ausgestatteter Adliger, empfand er klar, daß Rußland eine „Lücke in der intellektuellen Weltordnung“ darstelle, fühlte sich aber nicht imstande, etwas Positives hiergegen zu tun. Hilfesuchend blickte er nach dem Westen, dessen Wesen er so wenig verstand, daß er eine der Hauptquellen seiner selbstbewußten Energie und Aktivität, die Reformation, als Verhängnis auffaßte. Von Rußland ahnte er, daß ihm bei der Lösung der sozialen Probleme eine besondere Rolle zufallen werde. Die Veröffentlichung eines Essais in der Zeitschrift „Teleskop“ genügte, um diesen ganz und gar nicht an Revolution denkenden Mann bei der Regierung unmöglich zu machen. Er wurde offiziell für wahnsinnig erklärt und war für Lebenszeit mundtot, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich vom Auslande aus Gehör zu verschaffen. Das Journal „Teleskop“ wurde verboten. Unter denen, die durch dieses Verbot brotlos wurden, befand sich ein kränklicher junger Mann von 25 Jahren, dem das Schicksal schon ohnedies übel mitgespielt hatte, Sohn eines kleinen Arztes von zweifelhaftem Adel aus dem hohen Norden: Vissarion Grigórevič Belinskij.

Belinskij gehörte nur dem Namen nach zum Adel, und selbst diese nominelle Tatsache wurde ihm erst gegen Ende seines Lebens zweifelsfrei bestätigt. Die gesellschaftliche Stellung seines Vaters war denkbar bescheiden, und der junge Mann war gänzlich vermögenslos, nur auf den Ertrag seiner Arbeit angewiesen. Im Gegensatz zur unfruchtbaren Selbstzersetzung und Selbstzerstörung des Adels eröffnet Belinskij als Besitzloser die Reihe der aktiven Zerstörer und Negierer des Bestehenden, bei denen der Wille zur Ergreifung der Macht wenigstens für die Zukunft positive Pläne für einen Neuaufbau der zerstörten Ordnung mitbedingen konnte. „Raznočincy“, Leute von verschiedenem Range, nannte man diese besitzlose oder vielleicht richtiger besitzarme Schicht, die ihren Kindern gerade noch eine gewisse Bildung, sonst keinen Rückhalt fürs Leben mitgeben konnte. Ihre Psyche ist gesünder als die des Adels und verkörpert die russische Zukunft, womit noch nicht gesagt ist, daß die augenblicklich herrschende politische Richtung ein Recht darauf hätte, sich in gerader Linie von ihnen herzuleiten.

Doch davon später... Psychisch, sagten wir, sind die Raznočincy gesünder als der Adel, körperlich durchaus nicht: Unterernährung und Überarbeitung tun das Ihrige. Der objektive geistige und politische Effekt der Arbeit leidet bei den Raznočincy infolge dieser äußeren Störungen in ähnlichem Maße wie beim Adel durch die innere Gebrochenheit. Belinskij bildet vielleicht den typischsten Beleg für diese Behauptung.

Sein Leben hat nicht er selbst, das Schicksal hat ihn geformt. Das Elternhaus war denkbar unerquicklich, Streit zwischen den Eltern, ein Bruder, Nikanor, tat das Seine, um Vissarion die Familie noch mehr zu verleiden. Die Anlage zur Schwindsucht scheint sich früh gezeigt zu haben. Ohne individualpsychologischer Fachmann zu sein, kann man sich das Schema von Vissarions Werdegang zurechtkonstruieren: Minderwertigkeitsgefühle durch organische Schwäche und äußere Situation, Überkompensation durch besonders heftige Reaktionen, als deren Folge neue Unannehmlichkeiten, neue Minderwertigkeitsgefühle usw. Eine planvolle Lebensgestaltung ist hierbei ausgeschlossen; geistige Erkenntnis und Leistung können in solchem Falle nicht systematisch erarbeitet, sondern müssen in einem gewaltigem Schwunge, in einer bisweilen krampfhaften Ekstase erstürmt werden. Vissarion gehörte wahrlich nicht zu denen, deren Lebensweg und Leistung vom ersten Tage vorherbestimmt erscheint. Der Vierzehn- und Fünfzehnjährige erhielt auf dem Gymnasium in Penza in russischer Literatur wiederholt die Note „ungenügend“ (jedinica; cf. Piksanov, Letopiś žizni Belinskogo, S. 5 f.). Erst von 1827 an — Vissarion zählte damals sechzehn Jahre — bessern sich die Noten in russischer Literatur; im ganzen war Belinskij ein recht ungleichmäßiger Schüler von beanstandetem Fleiß. Trotzdem bestand er 1829 an der Moskauer Universität das Aufnahme-Examen, dem er sofort ein Gesuch wegen staatlicher Beköstigung nachfolgen lassen mußte („kazennoe soderžanie“, Piksanov, a. a. O., S. 11). Seine Studienjahre waren traurig: das Leben „na kazennom soderžanii“ war kaum zu ertragen; ein Versuch, durch Abfassung eines Dramas, „Dmitrij Kalinin“, zu Geld zu kommen, scheiterte; der Husten machte viel zu schaffen; all dies hat sicherlich den Erfolg von Vissarions Studien mit beeinträchtigt. Die Behörden waren damals an sich besonders scharf gegen die Studenten, so daß es kein Wunder war, daß Belinskij 1832 nach verschiedenen Beanstandungen seines Fleißes und seiner Leistungen aus der Moskauer Universität ausgeschlossen wurde. Nachdem er ein halbes Jahr lang vergeblich eine Stellung gesucht hatte, hatte er das Glück, Nadeždin kennenzulernen, der ihm die Mitarbeit an der Moskauer Zeitschrift „Molva“, zunächst als Übersetzer, anbot. Nach anderthalbjähriger Tätigkeit konnte er dort seine erste selbständige größere Arbeit veröffentlichen: eine Artikelreihe: „Literaturnye mečtanija“ (Literarische Träumereien). Diese Arbeit des Dreiundzwanzigjährigen war für den „wütenden Vissarion“ (neistovyj V.) schon in höchstem Maße charakteristisch. Man bedenke: Belinskij ist „junger Mann“ an einer

Zeitschrift; eine jede Zeitschrift hat ihre Clique; eine jede Clique nimmt sich wichtig; und da kommt dieser junge Mann und wirft in herausforderndstem Tone die Frage auf, ob es überhaupt eine russische Literatur gebe, und beantwortet sie mit den Worten: „Wir haben keine Literatur: ich wiederhole dies mit Begeisterung, mit Genuß, denn in dieser Wahrheit sehe ich das Pfand unserer künftigen Erfolge“ (Werke, Ausg. 1891, I, 121)[1]. Karamzin unterzieht er scharfer Kritik, an den letzten Werken Puškins stellt er mit Recht ein katastrophales Nachlassen der schöpferischen Kraft fest, ein Urteil, das er später — wir sagen: leider — revidiert hat. Auch enthält diese Aufsatzreihe einen Satz, den Belinskij gleichfalls lange Zeit darauf — wir sagen abermals: leider — verleugnet hat: „Was uns not tut, ist nicht eine Literatur — sie wird ohne alle Anstrengungen von unserer Seite kommen, wenn ihre Zeit da ist — sondern Bildung (prosveščenie ib. 122)[2]“. Der Stil dieser Aufsatzreihe ist flüssig; zu flüssig; der posthume Leser Belinskijs stößt manchen Fluch gegen den Herausgeber aus, der den Rotstift nicht in Tätigkeit setzte, zumal sich bisweilen echte Hemmungslosigkeit schriftstellerischer Begeisterung mit ganz gewöhnlicher Zeilenschinderei zu vermengen scheint. Belinskijs Neigung, das Thema nur als Vorwand für allgemeine Erörterungen zu gebrauchen, kündigt sich bereits an, aber noch nicht in ihrer ausgesprochensten Form; gleichfalls sieht man schon deutlich seine Neigung zu historischer Vollständigkeit ohne Rücksicht auf die Ermüdung des Lesers, eine Pedanterie, die bei allem Schwung und aller Zivilcourage den Kleinbürger verrät. Wie durch alle äußeren und inneren Peripetien seines Lebens hindurch, zeigt sich Belinskij auch in dieser Studie als überzeugten Westler; allerdings folgt die Aufrichtung des alleinseligmachenden Götzen Hegel — wie Belinskij ihn verstand — anstelle der in Frage gestellten heimischen Idole erst einige Zeit später nach.

Die Schroffheit seiner Ansichten schadete dem jungen Kritiker zunächst nicht; im Gegenteil: Belinskij durfte außer seiner Weiterarbeit an der „Molva“ noch die Geschäftsführung des zweiten, Nadeždin gehörigen Journals „Teleskop“ übernehmen. Da zerstörte Ende 1836 der bereits erwähnte Fall Čaadaev Belinskijs gesamte Existenzgrundlage. Das ganze Jahr 1837 hindurch kann er außer einer russischen Grammatik, die keinen Erfolg hat, nichts drucken. Er verhandelt mit Kraevskij in Petersburg wegen Mitarbeit an der Literaturbeilage zum „Russischen Invaliden“, die unter anderem gegen die literarischen Tagesgrößen Greč, Bulgarin und Senkovskij — welch letzterer auch unter dem Namen eines Barons Brambeus schrieb — zu Felde ziehen sollte. Als sich die Verhandlungen mit Kraevskij aber in die Länge zogen, erwog Belinskij, ob er nicht seine Dienste eben diesen Senkovskij und Greč zur Verfügung stellen solle, Männern, die er selbst bereits auf das heftigste angegriffen

[1] I, 394 der Vengerovschen Ausgabe.
[2] I, 395 Veng.

hatte (Piksanov, a. a. O., S. 53 und 57). Eine Doppelzügigkeit, die durch Belinskijs schlechte Lage und seinen impulsiven Charakter gewiß erklärlich ist, aber ebenso gewiß nicht gerade geeignet war, seine Position in der öffentlichen Meinung besonders sicherzustellen[3]). Erst 1838 fand Belinskij wieder Gelegenheit zu regelmäßiger Mitarbeit an einer Zeitschrift, und zwar an Polevojs „Moskovskij Nabljudatel'". Während dieser Moskauer Jahre befreundete sich Belinskij u. a. mit Stankevič, mit Botkin, der zu ihm hielt, solange Belinskij sich zur Kunst als Selbstzweck bekannte, später aber trotz äußerlicher Fortdauer der Beziehungen hinter Belinskijs Rücken manche ihm abträgliche Äußerung tat, mit Michel Bakunin und seinen Schwestern, unter denen die früh verstorbene Liza ihm wie ein Ideal erschien. Weniger geistige Anregung, aber mehr greifbaren Nutzen hatte Belinskij von der Bekanntschaft mit dem Ehepaar Panaev. Panaev war ein vermögender Gutsbesitzer mit literarischen Neigungen und einem bescheidenen Talent, das übrigens von Belinskij überschätzt wurde. Trotzdem ist seine Bedeutung für die russische Geistesgeschichte außerordentlich. Er ist sozusagen ihr Otto Wesendonk: er opferte der Literatur nicht nur Geld, sondern auch sein persönliches Eheglück und stand den Vertretern der neuen literarischen Richtung selbstlos zur Seite, obgleich einer ihrer geistigen und organisatorischen Führer, Nekrasov, zu seiner Frau, einer früheren Schauspielerin Brjanskaja, in enge Beziehungen trat. Panaev gehört zu den Gestalten, die gerade durch Verzicht und Selbstbescheidung historische Bedeutung erlangt haben. Auch seine Frau, die ihn an vitaler Energie und natürlichem, wenn auch unausgebildetem Talent entschieden überragte, ist weniger eine handelnde als eine dienende Gestalt der russischen Geistesgeschichte. Daß sie selbst festumrissene Überzeugungen hatte, darf angezweifelt werden; aber die menschlichen Dienste, welche sie den Trägern der neuen Anschauungen, den Belinskij, Nekrasov, Dobroljubov erwies, sind aus dem Leben der Genannten nicht wegzudenken. Ihre Memoiren enthalten reichstes Material über die russischen Geistesgrößen von Puškin bis Dostoevskij und Dobroljubov, das allerdings mit äußerster Vorsicht zu verwerten ist, da ihr Gedächtnis schwach und ihre Phantasie üppig war.

Panaev war es, der die abgebrochenen Verhandlungen mit Kraevskij wieder in Gang brachte, was für Belinskij um so notwendiger war, als seine Stellung beim „Moskovskij Nabljudatel'" sehr rasch ins Wanken geriet. Und Kraevskij war jetzt nicht nur Herr der wenig belangreichen Literaturbeilage zum „Russkij Invalid", sondern der erneuerten Zeitschrift „Otečestvennye Zapiski". Im Oktober 1839 übersiedelte Belinskij nach Petersburg. Die ihm dort gewährte Gastfreundschaft der Panaevs nahm er nicht lange in Anspruch, da ihm der bei diesen herrschende Luxus und die Fülle leibeigener Bedienter nicht zusagte (Panaeva, Erinnerungen, Aus-

[3]) Eine ähnliche Unklugheit waren auch seine damaligen abfälligen Äußerungen über seinen bisherigen Brotherrn Nadeždin. Piks., S. 56, 59.



gabe von 1889, S. 82 f.). Er nahm sich eine eigene Wohnung: zwei Hinterzimmer mit Aussicht auf Ställe und Misthaufen (ib. S. 89 f.); sie waren nicht einmal ruhig, sondern es war dort beständig Lärm zu hören. Seine Gesundheit hatte sich so wenig gebessert, daß er in Angst vor einem plötzlichen einsamen Tode schwebte (ib. S. 104). In diesen ersten Petersburger Jahren vollzieht sich ganz allmählich, wie unter dem Druck einer immanenten dialektischen Notwendigkeit, ein Wandel in Belinskijs Anschauungen vom Individualismus zum Kollektivismus, vom ästhetischen Autarkismus zum Soziologismus, vom deutsch zum französisch orientierten Westlertum, von Goethe zu George Sand. Es kann kaum einen schlagenderen Beweis für die Macht der Einzelpersönlichkeit unter gewissen Umständen geben als die Tatsache, daß Belinskijs äußere Stellung durch diesen radikalen Gesinnungswechsel nicht berührt wurde. Wenn ihm seine Stellung bei den „Otečestvennye Zapiski“ schließlich verleidet wurde, so lag das hauptsächlich an dem Umstand, daß Kraevskij ihn für ein Honorar, das absolut genommen erträglich, für einen Mann von der Kränklichkeit und dem wirtschaftlichen Untalent eines Belinskij aber vollkommen unzureichend war, bis zum letzten Blutstropfen ausbeutete und ihn zwang, alle mögliche Literatur zu lesen und zu besprechen, die ihn innerlich nichts anging, z. B. eine italienische Grammatik (Piks., S. 199). Dazu hatte sich Belinskij noch familiäre Pflichten aufgehalst, die über seine Kräfte gingen. 1843 hatte er von einer Moskauer Verehrerin einen begeisterten Brief erhalten. Die Dame war nicht mehr jung, vermögenslos und vor allem kränklich; trotzdem heiratete sie Belinskij. Für den selbst schwerkranken Mann war die nervöse Frau eine ganz ungeeignete Lebensgefährtin; da die Lasten des vergrößerten Haushaltes, in dem sich bald Kinder einstellten, zur Sparsamkeit zwangen, mußte er allerhand kleinliche Unbequemlichkeiten wie das störende Geschrei billiger und demgemäß minderwertiger Hausangestellter mit in Kauf nehmen (Panaeva, S. 108). Noch einmal kam die Hilfe seitens der Panaevs. Sie wußten, daß Belinskij von den „Otečestvennye Zapiski“ weg wollte, und stellten ihn daher für ein neues Zeitschriftenprojekt als Hauptmitarbeiter in Rechnung. Das nötige Geld entnahm Panaev auf Anregung seiner Frau aus dem Verkauf eines Waldes. Da die Erlangung einer Konzession für eine neue Zeitschrift aussichtslos war, mußte pro forma eine bestehende erworben werden. Dies war der einst von Puškin geleitete „Sovremennik“, der inzwischen von Pletnev vollkommen heruntergewirtschaftet worden war. Jetzt endlich erhielt Belinskij eine Bezahlung, die unter normalen Bedingungen auskömmlich gewesen wäre. Kaum aber hatte er seine Mitarbeit am „Sovremennik“ begonnen, da zeigte es sich, daß seine vollkommen zerrüttete Gesundheit eine kostspielige Auslandsreise notwendig machte. Freunde brachten das Geld zusammen. Zum ersten und letzten Mal sah Belinskij den Westen, dessen eifrigster Lobredner er gewesen war. Über Berlin und Dresden fuhr er zur Kur nach Salzbrunn, von wo aus er seinen

berühmten Absagebrief an den in einen reaktionären Mystizismus verfallenen Gogol' schrieb. Mit glühendster Begeisterung aber erlebte der in Salzbrunn scheinbar Gekräftigte im August und September 1847 Paris. Aber schon ein Petersburger Herbstmonat genügte, um den ganzen Erfolg der Kur zunichte zu machen. (Piks. S. 236.) Die Nachrichten von den Revolutionen in Paris und Berlin empfing ein Todgeweihter. Selbst die Dritte Abteilung, die, wie verständlich im Revolutionsjahr, die Leute vom „Sovremennik" mit besonders liebevollem Interesse bedachte, mußte auf den erbetenen persönlichen Besuch Belinskijs in ihren Räumen verzichten. Belinskij starb am 28. Mai 1848, rechtzeitig genug, um den Sieg der Reaktion in Europa nicht zu erleben.

Wir haben nunmehr eine geistige Entwicklung nachzuholen, die wir dem Rein-Biographischen zuliebe am Punkte der „Literaturnye mečtanija" verlassen hatten. Ein hübscher Zufall will es, daß die beiden Namen, in deren Zeichen der junge Belinskij kämpft, sich nur durch die Vokale unterscheiden: Gogol' und „Gegel'". Hegel ist nach langer Verkennung heute wieder ein geheiligter Name für alle Denkenden geworden. Je mehr die Naturwissenschaften das starre Prinzip der Apodiktizität aufgeben müssen, um so mehr bewundert man den Schöpfer einer dialektischen Rahmenphilosophie, an den so verschiedene Geister wie Marx, Feuerbach, Friedrich Theodor Vischer, Hartmann, Kuno Fischer, Husserl und Jaspers anknüpfen konnten. Der junge Belinskij, als echter Russe und echter Kleinbürger dogmenhungrig, sieht an der Lehre Hegels zunächst weniger das Bewegliche, Dialektische, Evolutionistische als das starre System der absoluten Vernunft, in welchem die minder weitsichtigen Geister jener Zeit eine „königlich preußische Staatsphilosophie" zu erkennen glaubten. An welche Hegelschen Begriffe hält sich der junge Belinskij vorzugsweise? An alle diejenigen, welche ihm, dem ungesicherten Kleinbürger, wenigstens geistig eine gewisse Sekurität zu verbürgen schienen: Idee; Vernunft; Wirklichkeit; Bewußtsein; Absolutum. Riskante und gerade darum zukunftsreiche Begriffsgebiete wie trichotomische Dialektik oder Phänomenologie schiebt der junge Belinskij möglichst beiseite. Erkenntnistheoretisch bekennt er sich in jenen Jahren zur Diktatur der spekulativen Vernunft, die Fichte inauguriert, Hegel auf den Gipfel geführt hatte, und der, wie wir in Klammer bemerken möchten, selbst der wütende Antihegelianer Schopenhauer mehr Tribut zollte, als er selbst wahr haben wollte.

So schreibt Belinskij 1835 in einer Kritik von Drozdovs „Versuch eines Systems der Philosophie der Sitten" (Opyt sistemy nravstvennoj filosofii; cf. Werke, I, 272 ff.)[4]) folgende Sätze:

„Die Vergänglichkeit (nepročnost') der anfänglichen philosophischen Systeme, die aus reiner Vernunft abgeleitet wurden, beruht durchaus nicht darauf, daß sie nicht auf die Erfahrung ge-

---

[4]) III, 64 f. Veng.

gründet waren, sondern im Gegenteil auf ihrer Abhängigkeit von der Erfahrung, weil das jugendliche Denken (mladenčeskij um; nicht mit „Verstand“ zu übersetzen; „Verstand“ ist bei Belinskij „rassudok“) stets als Grundsatz seiner Spekulation (umozrenie) nicht eine in ihm selbst liegende Idee, sondern irgendeine Erscheinung der Natur nimmt und folglich die Ideen aus den Tatsachen und nicht die Tatsachen aus den Ideen ableitet. Die Tatsachen und Erscheinungen existieren nicht selbst an sich; sie beruhen alle auf uns (zakljućajut'sja v nas). Hier habe ich z. B. einen roten viereckigen Tisch: die rote Farbe ist das Produkt meines Sehnerven. Der Tisch war das Produkt eines Begriffes, der vom Menschen selbst geschaffen und nicht von diesem seitens irgendeines äußeren Objekts erhalten wurde. Wir wollen hiermit durchaus nicht die Notwendigkeit des Studiums der Tatsachen bestreiten; wir geben im Gegenteil die Notwendigkeit dieses Studiums durchaus zu; nur wollen wir gleichzeitig hiermit sagen, daß dieses Studium rein spekulativ sein soll, und daß man die Tatsachen mittels des Gedankens erklären, nicht aber die Gedanken aus den Tatsachen ableiten soll. Sonst wird die Materie zum Prinzip des Geistes, der Geist aber zum Knecht der Materie werden.“

Belinskij unterscheidet scharf zwischen Verstand und Vernunft, nicht nur im Sinne verschiedener Arbeitsgebiete dieser beiden Erkenntnisvermögen, sondern vor allem im Sinne einer Höherbewertung der letzteren, welcher schöpferische Kräfte, religiöse Offenbarungen zugeschrieben werden, während vor einer Verabsolutierung des Verstandes dringend gewarnt wird. So sagt er 1838 in einer Sammelbesprechung von Jugendliteratur (II, 332 f.)[5]:

„Im Menschen gibt es zwei Kräfte der Erkenntnis: Verstand und Vernunft. Jede von ihnen hat ihre Sphäre: die Endlichkeit ist die Sphäre des Verstandes, das Unendliche ist nur der Vernunft begreiflich. Die Vernunft setzt im Menschen notwendig auch den Verstand voraus, aber der Verstand bedingt durch sich noch keine Vernunft. Wenn der Verstand in seiner Sphäre wirkt, ist er ebenso göttlicher Funke wie die Vernunft und erhebt den Menschen über die ganze übrige Natur; aber wenn der Verstand in die Rechte der Vernunft eindringt, dann geht für den Menschen alles Heilige im Leben zugrunde — — —“.

„Der Verstand oder das, was die Franzosen „le bon sens“ nennen, was sie so verehren und als dessen Vertreter sie sich mit solchem Stolze proklamieren, der Verstand vernichtet alles, was, aus der Sphäre des Endlichen hinausgehend, dem Menschen nur durch die Kraft der göttlichen Gnade, durch die Kraft der Offenbarung verständlich ist. — — —.“

„— — — sind wirklich (neuželi) die endlichen Wahrheiten und die Erwägungen der Erfahrung wesentlicher als jene wunderbaren

5) III, 306 f. Veng.

und geheimnisvollen Erfordernisse unseres Geistes, die wir Gefühl, Gnade, Offenbarung, Erleuchtung nennen?"

Man beachte das fast demagogische „neuželi": das ist keine logische Argumentation mehr, das ist Werbung für gefühlsmäßige Einstellungen! Hegel hätte mit solchen Mitteln nicht gearbeitet. Und so möchte man annehmen, daß außer dem vergötterten und teilweise mißverstandenen Hegel auch eigene Voreingenommenheiten bei der Gestaltung der Auffassungen des jungen Belinskij mitgewirkt haben. Den Hegelschen Satz, daß alles Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige wirklich sei, hätte Belinskij sicherlich so verstehen können, wie er gemeint ist, nämlich als neue Definition des Begriffs „Wirklichkeit", im Sinne der monistischen Metaphysik des absoluten Geistes, dazu geht er sonst viel zu gewandt mit dem Begriffsapparat der deutschen spekulativen Philosophie um; das Mißverständnis im Sinne einer Rechtfertigung der existierenden Wirklichkeit mit der Spezialdeutung im politischen Sinne kam ihm aber sehr gelegen. Die Gründe dafür dürften nicht nur in der von uns bereits konstatierten Sehnsucht nach Dogmen, sondern vor allem auch in einer erst allmählich überwundenen Uranlage zur Verabsolutierung rein ästhetischer Werte zu suchen sein. Die Neigung der deutschen spekulativen Philosophie aus dem Kunstwerk ein jeder empirischen, insbesondere auch soziologischen, Bedingtheit fremdes, jeder Vergänglichkeit und Entwicklung entzogenes „ens metaphysicum" zu machen, die sich in verschiedenen Ausprägungen bei Schelling, Hegel und Schopenhauer feststellen läßt, sprach dem jungen Kritiker aus der Seele, der doch schließlich nicht zu schreiben angefangen hatte, um am Neuaufbau der russischen Gesellschaft, sondern an dem der russischen Literatur mitzuwirken. Mit fanatischem Eifer verficht der junge Belinskij die These, daß das Kunstwerk als Abbild der Idee Selbstzweck, daß seine Schöpfung ein metaphysischer Akt der Gnade sei und daß alle verstandesmäßige Ausarbeitung von sekundärer Bedeutung, die Unterordnung des Kunstwerks unter die Heteronomie anderweitiger Zwecke des Verstandes unbedingt verwerflich sei. Für wen die Welt der Religion und der Kunst eine autonome metaphysische Realität ist, der wird gemeinhin sich wenig um eine Neugestaltung der existierenden Wirklichkeit bemühen. Belinskij warnt geradezu vor der Ausbildung der spezifischen Verstandeskräfte bei Kindern, die aus ihnen nur Raisonneure machen könne (II, 334)[6]. Seine religiöse Durchdrungenheit grenzt bisweilen geradezu an den Fanatismus oder richtiger an die optimitistische Berauschung der Christian Science; so schreibt er noch 1838 (III, 47)[7]:

„Ja, ein wahrhafter Christ ist derjenige, für den es auf der Erde kein Leid, keine Sünde, keine Furcht, keinen Tod mehr gibt; während er noch hier auf Erden ist, lebt er schon im Himmel — Zieht sich sein Leben, beschwert von Jahren, in die Länge, dankt er Gott

[6] III, 308 Veng.
[7] IV, 99 Veng.

dafür; ereilt ihn der Tod auf halbem Wege des Lebens — er wirft sich als Liebender in die Umarmung des stillen Friedens —."

Und schon als Mitarbeiter der „Otečestvennye Zapiski" schreibt er 1839 anläßlich von Glinkas Buch „Očerki borodinskogo sraženija" eine Rechtfertigung der Monarchie, wie sie der dienstbeflissenste Höfling nicht überbieten könnte (III, 201 ff.)[8]. Dem sehr charakteristischen Aufsatz seien folgende Stellen entnommen:

„Alles, was immer ist, ist entweder erscheinende Vernunft (Vernunft in der Erscheinung) oder bewußt erkennende Vernunft (Vernunft im Bewußtsein). Sache der bewußt erkennenden Vernunft ist es, sich der Wirklichkeit bewußt zu werden, aber nicht sie zu schaffen, und darum schreibt die Vernunft eine Grammatik, aber erschafft die Sprache nicht, schreibt einen Traktat über die Organisation der Gesellschafft, aber erschafft die Gesellschafft nicht. — Es hat niemals ein Volk gegeben, das sich auf Grund gegenseitiger und bewußter Abmachung einer bestimmten Anzahl Menschen zusammengestellt und gebildet hätte, die den Wunsch ausgedrückt hätten, in seinen Bestand aufgenommen zu werden (vojti v ego sostav), oder auf Grund des Gedankens irgendeines einzelnen, sei es auch genialen Menschen. Man wird uns vielleicht auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika verweisen, auf dieses Volk ohne Namen und Benennung, auf diesen Sohn ohne Vater, Nachkommen ohne Vorfahren —? Die nordamerikanischen Staaten sind auf Grund der Abmachung nur als Staat und nicht als Volk in Erscheinung getreten — (aber:) ein Volk braucht keinen Staat zu bilden, ein Staat muß aber unbedingt gleichzeitig ein Volk sein (gosudarstvo ne možet ne byt' narodom. — Und die Schweiz? L. S.) — Ein Volk wird erst dann zum Staat, wenn die Gesetzlichkeit, durch die Zeit geheiligt und von der Zeit Kraft empfangend, Formalität erwirbt, wenn das volkliche Leben (narodnaja žizń) bestimmte, ausgesprochene oder schriftlich bestätigte Formen erhält und diese Formen in ein Gesetz übergehen. — Wie das Wesen des Menschen deshalb geheiligt ist, weil seine Geburt und seine Entwicklung für ihn selbst ein Geheimnis ist, so ist auch die Existenz der Gesellschaft deshalb geheiligt, weil ihr Anfang und ihre Entwicklung ein Geheimnis ist. — Menschliche Einrichtungen können nützlich, aber nicht geheiligt sein; nur das unmittelbar von Gott Offenbarte ist geheiligt. Es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott wäre, sondern jede Gewalt ist von Gott, spricht die heilige Schrift, und diese Worte schließen einen tiefen Gedanken und eine unwiderlegbare Wahrheit in sich[9]. — Was war Jakob, der nach Ägypten übersiedelte, anderes als der Vater einer Familie, die sich so weit vermehrt hatte, daß der ehrwürdige Greis Vater und Ur-Urgroßvater in einem geworden

---

[8]) VI, 403 ff. Veng.

[9]) Belinskij begeht hier dieselbe Verwechslung eines formalen Axioms mit einer materialen Maxime wie bei dem Hegelschen Satz von der Vernünftigkeit alles Wirklichen. Diesmal befindet er sich in der Gesellschaft de Maistres. L. S.

war, so daß er seinen Ur-Urenkeln nach dem Gesetz des Generationsabstandes ebenso sehr als Herrscher und Car wie als Verwandter und Stammgründer erschien? Von hier aus wird es klar, daß die mystische und geheiligte Idee des Vaters und Stammgründers die lebendige Quelle der aus ihr entsprungenen Idee des Caren war. — In allen Stämmen ist die Stammgründerschaft (rodonačal'ničestvo) der erste Moment gesellschaftlichen Bewußtseins und das Recht der Erstgeburt das geheiligtste Recht. Die Gesetze der Menschheit sind überall die gleichen, weil sie Gesetze der Vernunft sind (man beachte die Beiseiteschiebung des dialektischen Momentes. L. S.), und die Vernunft ist einzig, wie Gott einzig ist —. Daher ist der Car der Stellvertreter Gottes. —

Der Präsident der Vereinigten Staaten ist eine geachtete Persönlichkeit, aber keine geheiligte: als Vertreter der Gesellschaft nach Bedingungen eben dieser Gesellschaft ist er ihr höchster Beamter, auf dem eine größere Verantwortung dem anderen gegenüber lastet, und der daher höheres Gehalt und höheres Ansehen als die anderen genießt, aber er ist kein Car, der höher als das menschliche Urteil steht und mit dem die Untertanen durch die unzerreißbaren Blutsbande des Geistes und des sittlichen Gesetzes verbunden sind. Von hier aus ist klar ersichtlich, welch große Bedeutung für die Träger der Krone das Alter des Geschlechtes und der Abstammung hat, das sich in der Undurchdringlichkeit der mystischen Finsternis der Zeiten und der Ewigkeit verliert. Der Car soll als Car geboren werden, und das Recht der Geburt ist sein allererstes und geheiligtstes Recht."

Diesem byzantinischen Erguß setzt Belinskij dadurch noch die Krone auf, daß er die spezielle Behauptung aufstellt, Napoleon habe klar erkannt, daß all sein Genie nicht so viel wert gewesen sei wie die Legitimität eines alten Geschlechtes, er habe deshalb die Verbindung mit dem Hause Habsburg erstrebt und recht damit gehabt.

Nach alledem ist es nicht verwunderlich, daß der Belinskij dieser Periode auch die bestehende Form der Ehe für aller Kritik entzogen ansieht und die reformerischen Bestrebungen etwa der Saint-Simonisten und der ihnen nahestehenden Persönlichkeiten, namentlich wenn sie weiblichen Geschlechts sind, einer scharfen Kritik unterzieht, von deren Ton und Argumentationsweise man manchmal sagen muß, daß sie auf das Niveau der sogenannten „Journaille" herabsinken. George Sand, deren bürgerlichen Namen Dudevant er übrigens konsequent falsch „D'Judevan" schreibt, ist für ihn in jener Zeit der leibhaftige Teufel. Überhaupt bestehe die Rolle der Frau darin, Werke zu inspirieren, nicht aber zu schreiben. Dazu noch die Franzosen... Wir erinnern uns, daß er in dieser Nation den reinen Verstand, den „bon sens", verabsolutiert sah. Zudem hatte die französische Literatur schon seit einigen Dezennien frevelhafterweise das Prinzip der ästhetischen Autarkie aufgegeben und sich großenteils in den Dienst gesellschaftlicher Ideen gestellt. Belinskij war von diesem Hasse so besessen, daß er sogar in den

Raisonnements der Balzacschen Romane, die nichts weiter als ein Kunstmittel zur Auflockerung der Form sind, eine Verleugnung des Autarkieprinzips witterte. Offene Ideologen wie Victor Hugo und Lamartine vollends waren für ihn nichts weiter als ephemere Zelebritäten, die ihren eigenen Ruhm längst überlebt hätten. Im Zusammenhang mit dem Primat ästhetischer Erwägungen in dieser Epoche waren ja seine Maßstäbe nicht gerade bescheiden zu nennen: Homer, Shakespeare, Goethe. Dem sentimentalischen Schiller stand er skeptisch gegenüber. Daß Gogol' mit seiner überwiegend objektiven Künstlerschaft ihn in helle Begeisterung versetzte, stimmt zu dieser Einstellung aufs beste. Da wir hier keinen literarhistorischen, sondern allgemein geistesgeschichtlichen Standpunkt einzunehmen haben, können wir derartige Dinge nur flüchtig streifen, und zwar insofern sie weitere geistige Perspektiven erschließen lassen. So halten wir es für wesentlich, daß schon der damalige Apologet des Bestehenden stark die typisch journalistische Neigung zeigt, das gerade Aktuelle zu verabsolutieren und alles, wovon man aus irgendwelchen Gründen in den letzten zehn Jahren nicht allzu oft gesprochen hat, als „vergessen“ abzutun. Dies gilt namentlich von den literarischen Größen der russischen Vergangenheit. Seine Todeserklärungen gegen Männer wie Victor Hugo oder den von ihm mit dem instinktiven Haß des Kleinbürgers verfolgten Aristrokraten Balzac sind freilich noch mehr als journalistische Übereilungen: es sind parvenuhafte Überheblichkeiten einer Kultur in den Flegeljahren, wie sie an der These von Belinskijs lebenslangen Antipoden, den Slavophilen, über die angebliche „Fäulnis“ des Westens ein „würdiges“ Gegenstück finden.

In dieser ganzen Weltanschauung des jungen Belinskij stecken schon bedrohliche Zersetzungskeime. Die gewaltsame Identifizierung der Hegelschen idealen mit der existierenden Wirklichkeit ist auf die Dauer nicht aufrechtzuerhalten. Als weiteres Zersetzungselement kommt der aus der Philosophie des absoluten Geistes resultierende Begriff der „menschlichen Würde“ hinzu, der Belinskij von vornherein fest im Kopfe sitzt. Weiter muß die außerordentliche, von Belinskij akzeptierte, Hochachtung des Staates im Hegelschen System zu weitergehenden Gedanken über Staat und Gesellschaft anspornen. Liegt in dieser Staatsverherrlichung ein kollektivistisches Element, so im Begriff der Menschenwürde ein individualistisches, das durch die Auffassung des Kunstwerkes als einer in sich geschlossenen, o r g a n i s c h e n Individualität noch verstärkt wird. Diese These und Antithese müssen schließlich zu der Synthese des Bestrebens führen, den Autoritätsstaat mit seiner mechanischen Knebelung der Individuen in das organische Kollektiv freier Individuen umzuwandeln.

Wir haben bereits festgestellt, daß die Gesinnungsänderung Belinskijs sich allmählich, im Laufe mehrerer Jahre vollzog; man kann auch, sich der in diesem Falle treffenderen russischen Sprache bedienend, sagen, daß bei Belinskij nicht von einem „perelom“,

sondern nur von einem „perechod“ die Rede sein kann. Den ersten äußeren Anstoß zur Entfesselung des inneren dialektischen Prozesses scheint nach einem Brief Belinskijs an Botkin aus dem November 1839 die Milieuveränderung gegeben zu haben (Piks. 102). Schon im Februar 1840 schwört er unter dem Eindruck einer ablehnenden Äußerung Botkins seine ungeheuerlichste Verirrung ab: den Aufsatz über die „Očerki borodinskogo sraženija“ mit der darin enthaltenen Theodizee der Monarchie. Um diese Zeit hat er allerdings auch noch einen Aufsatz über „Menzel, Goethes Kritiker“ (III, 277 ff.)[10]) herausgebracht, in welchem er besagtem Menzel eine Kritik an Hegels Monarchismus schwer vorwirft, sein hartes Urteil über die gesamte französische Literatur als heteronom wiederholt, den Saint-Simonismus als empörend bezeichnet und nochmals betont: „Alles, was ist, ist notwendig, vernünftig und wirklich“ (III, 317)[11]). Schon im nächsten größeren Aufsatz, und zwar über „Gore ot uma“, macht er sich aber an eine klarere Herausarbeitung der Begriffe, unterscheidet die Welt der Wirklichkeit und die des Scheins (prizrak) und erklärt für wirklich nur das, was an sich und für sich sei (III, 350 ff.)[12]). Damit ist dem Mißbrauch der Hegelschen Sätze für heterogene Zwecke der Boden entzogen und ihre philosophische Würde wiederhergestellt. — Der Skeptizismus von Lermontovs Roman „Geroj našego vremeni“ berührt ihn tief. Sein Glaube an Hegel als den Stein der Weisen gerät ins Wanken; sonst könnte er nicht resigniert ausrufen:

„Was ist Geist? Was ist Wahrheit? Was ist Leben? Wie oft werden solche Fragen vorgelegt, und wie oft werden Antworten auf sie gegeben! Das ganze menschliche Leben ist nichts anderes, als solche Fragen, die zu einer Lösung drängen“ (III, 537)[13]).

Ein evolutionistisch-dialektischer Standpunkt macht seine Rechte geltend:

„... so lange der Mensch nicht bis zu diesem höchsten Zustand des Selbstbewußtseins gelangt ist — wenn anders es ihm bestimmt ist, zu ihm zu gelangen —, muß er seitens anderer leiden und andere leiden machen, aufstehen und fallen, fallen und aufstehen, von Irrtum zu Irrtum und von Wahrheit zu Wahrheit weiterschreiten. ... Das Reich der Wahrheit ist das gelobte Land und der Weg zu ihm die arabische Wüste ... ohne Stürme gibt es keine Fruchtbarkeit, und die Natur verkümmert; ohne Leidenschaften und Widersprüche gibt es kein Leben, gibt es keine Poesie. ... Wir sollen von der Kunst fordern, daß sie uns die Wirklichkeit zeige, wie sie ist; denn wie sie auch immer sei, wird sie uns mehr sagen, mehr lehren als alle Erdichtungen und Belehrungen der Moralisten“ (III, 584 f.)[14]).

---

[10]) IV, 448 ff. Veng.
[11]) IV, 477 Veng.
[12]) V, 39 ff. Veng.
[13]) V, 299 Veng.
[14]) V, 336 f. Veng.

Ja, jetzt müssen wir fragen: welche Wirklichkeit meint Belinskij mit diesem letzten Satz? Meint er die Wirklichkeit im idealen Hegelschen Sinne, so wiederholt er mit diesem Satze nur die alte Ästhetik der spekulativen Philosophie; meint er aber die existierende Wirklichkeit, so haben wir hier eines seiner frühesten Bekenntnisse zum Naturalismus vor uns. Mit Sicherheit dürfte diese Frage um so weniger zu beantworten sein, als gerade die entscheidenden Begriffe bei Belinskij schon in den Zustand des Fließens, wenn auch zögernd, eingetreten waren.

Ein weiteres Symptom für die in diesem Jahre — 1840 — einsetzende Entwicklung ist die veränderte Stellung zur weiblichen Leistung. Die Erzählungen der Žukova werden (IV, 53 ff.)[15] schon weit wohlwollender beurteilt als irgendwelche vorangegangenen Werke aus weiblicher Feder. Allerdings werden bezüglich der Kompetenz weiblichen Schaffens noch weitgehende Vorbehalte gemacht, etwa der, daß zwar ein Mann sich vollendet in weibliche Charaktere einfühlen könne, nicht aber umgekehrt.

In den Dezember dieses kritischen Jahres 1840 fällt aber noch ein sehr wichtiger Brief Belinskijs an Botkin, in dem er seine frühere Aussöhnung mit der kläglichen russischen Wirklichkeit bereut, sich beschuldigt, ekelhafte Abscheulichkeiten in gedruckter Form gesagt zu haben, und sogar mit dem nur einige Monate alten Aufsatz über Menzel sich schon unzufrieden erklärt (Piks. 134 f.). Und so geht denn im Jahre 1841 die Entwicklung ruhig — nicht überstürzt — weiter ihren Gang. In einer Übersicht über die Literatur des Jahres 1840 (IV, 191 ff.)[16] begrüßt er den Zweifel und die Verneinung, selbst wenn diese sich unberechtigterweise — wie dies in der russischen Öffentlichkeit damals geschah — gegen nationale Heiligtümer wie Puškin kehren sollten, als ersten Schritt zur Wahrheit: „Im freien Reiche des Gedankens darf es keine Hinrichtungen und Auto-da-fé's geben“, sagt er bei dieser Gelegenheit (IV, 198)[17]. Auch versucht er an dieser Stelle schon eine soziologische Ausdeutung der französischen Literaturgeschichte, und wenn sie auch im Resultat wieder auf eine Gesamtablehnung des ganzen französischen Schaffens von den Corneille und Racine über die Voltaire und Rousseau bis zu den Victor Hugo, Balzac, George Sand hinausläuft, so trägt doch die neue Methode den Keim baldiger Wandlung auch der Anschauungen in sich. Findet sich doch hier schon der Satz: „Die Literatur soll der Ausdruck des Lebens der Gesellschaft sein, und die Gesellschaft gibt ihr, nicht sie der Gesellschaft das Leben“ (IV, 229)[18]. Der ganz allmähliche, fast unwillkürliche Übergang vom Hegelschen Staatsideal zum neuen Gesellschaftsideal ist sehr schön auch an folgender Stelle aus einem Aufsatz über die Gedichte Lermontovs zu beobachten:

---

[15] V, 212 ff. Veng.
[16] V, 461 ff. Veng.
[17] V, 466 Veng.
[18] V, 488 Veng.

„Unzählig und verschiedenartig sind die Gegenstände der Welt, aber es gibt eine Einheit in ihnen, und sie sind alle Teilerscheinungen eines Allgemeinen. ... Jeder Mensch bildet eine abgetrennte und besondere Welt von Leidenschaften, Gefühl, Wünschen, Bewußtsein; aber diese Leidenschaften, dieses Gefühl, dieser Wunsch, dieses Bewußtsein gehören nicht irgend einem Menschen allein, sondern bilden den Besitz der menschlichen Natur, das Gemeinsame aller Menschen. Deshalb: Wer mehr Gemeinsames in sich trägt, der ist in höherem Grade lebendig; in wem nichts Gemeinsames ist, der ist ein lebender Leichnam. (I potomu, v kom bol'še obščego, tot bol'še i živet; v kom net obščego, tot živoj mertvec.) ... Wessen Persönlichkeit Ausdruck des Gemeinsamen ist, der dürstet nach dem Mitgefühl seiner Nächsten, nach dem bebenden Rausch der Liebe, dem sanften Glück der Freundschaft; er dürstet nach Aufregungen des Gefühls, nach Stürmen und Unwettern des Lebens, nach Kampf mit Hindernissen; der versteht alles, in ihm findet alles ein Echo (na vse otklikaetsja): auch in vergoldeten Palästen, inmitten von Reichtum und Luxus, hört er das Stöhnen von Armut und Not, und sein Herz erschaudert, aber wendet sich von ihren durchdringenden Dissonanzen nicht ab; umgeben von allem, was er glühend liebt, was er blutsverwandt und lieb nennt, hallt er doch auch von dem Schrei und den Tränen ewiger Trennung und unwiederbringlichen Verlustes wider und weint über fremdes Leid, das er selbst nicht erfahren hat ..." (IV, 255 f.)[19]). Wir müssen aus Raumgründen an dieser Stelle die Wiedergabe einer Periode abbrechen, die, in uferloser Rhetorik auslaufend, in summa fast den Umfang einer Druckseite erreicht; gerade diese höchst heterogene Mischung der noch festgehaltenen Hegelschen Gedankengänge mit flachem Redeschwall einerseits und noch ungeformten Ankündigungen der neuen sozialen Weltanschauung andererseits scheint uns für diese Übergangszeit sehr charakteristisch. Weiter aber ist dieser Aufsatz bemerkenswert durch eine neue, allerdings gequälte, Klärung des Begriffs der Wirklichkeit, welche von einem unzweideutigen Bekenntnis zu einer aktivistischen statt der bisherigen kontemplativen Lebenseinstellung begleitet ist. Es heißt (IV, 260 ff.)[20]):

„Es ist möglich, auch den leiblichen Bruder nicht zu lieben, wenn er ein schlechter Mensch ist, aber es ist unmöglich, das Vaterland nicht zu lieben, wie es auch immer beschaffen sein möge: nur darf diese Liebe keine tote Zufriedenheit sein mit dem, was ist, sondern der lebendige Wunsch, zu vervollkommnen. ... Die Wirklichkeit ist schön selbst an sich, aber schön ihrem Wesen, ihren Elementen, ihrem Inhalt, aber nicht ihrer Form nach[21]). In dieser Hinsicht ist die Wirklichkeit reines, aber ungereinigtes Gold

---

19) VI, 7 ff. Veng.
20) VI, 10 ff. Veng.
21) Man beachte Belinskijs unsicheres Suchen nach Begriffen in dem Augenblick, wo er über Hegel hinausgehen will. L. S.

inmitten eines Haufens von Erz und Erde; Wissenschaft und Kunst reinigen das Gold der Wirklichkeit, schmelzen es in schöne Formen um."

„Was wirklich ist, das ist vernünftig, und was vernünftig ist, das ist auch wirklich; aber nicht alles das ist vernünftig, was in der Wirklichkeit ist, für den Künstler aber darf nur die vernünftige Wirklichkeit existieren."

Bald darauf schreibt er anläßlich eines Buches über Peter d. Gr. eine Apologie des Westlertums, in welcher er wieder wesentlich weiter vorwärts schreitet (IV, 326 ff.)[22]. Hier greift er schon in seiner Verherrlichung Europas das asiatische Prinzip der „unbeschränkten Despotie und des unbedingten Gehorsams" an; der kürzliche Verteidiger des patriarchalischen Prinzips als des Urprinzips eines staatlichen Lebens kritisiert in schärfster Form die Unmoral des auf der rohen Gewalt des Mannes und Vaters beruhenden asiatischen Familienlebens, stellt nach Analogie des hier bereits öfters erwähnten Hegelschen Satzes die etwas plakatmäßige These auf: „Alles Menschliche ist europäisch, und alles Europäische ist menschlich" (IV, 346)[23], preist das europäische Rittertum, die Anbetung der Frau, die städtische Kultur und — sehr bezeichnenderweise — den europäischen Mittelstand (den es bekanntlich in Rußland nie gegeben hat) und verherrlicht den durch Peter betätigten Atraditionalismus, in welchem er einen Vorzug des russischen Nationalcharakters sieht. Diese neuen Auffassungen werden hinsichtlich eines speziellen Punktes noch unterstrichen in einer Kritik der russischen Übertragung von Goethes „Römischen Elegien" (IV, 435 ff)[24], welche entschiedenen Schluß mit aller verlogenen Prüderie macht, die sexuelle Aufklärung beider Geschlechter fordert und nur der wissenden Keuschheit einen Wert zuerkennt. Ebendort bekennt er seinen Glauben an den Fortschritt der Menschheit, wenn auch nicht in gerader Linie, so in Form einer Spirale. Der Begriff der Menschenwürde bildet sich zum Ideal der Humanität weiter; in einer Besprechung altrussischer Literatur werden 1841 folgende Sätze geschrieben:

„Jeder Mensch ist Selbstzweck; die Bestimmung eines jeden Menschen ist es, in sich alles Menschliche, Allgemeine zu entwickeln und es zu genießen. Alle Menschen haben gleiches Recht auf die Gaben des Geistes, natürlich in dem Maße, in dem jeder von ihnen seiner Natur nach ihnen in sich Raum gewähren kann" (V, 46)[25].

Die veränderte Stellung zur Frau zeigt sich auch in seinen literarischen Werturteilen: über das temperierte Wohlwollen, mit dem noch die Arbeiten der Žukova bedacht wurden, weit hinausgehend, würdigt er George Sands „Mauprat" und die Gedichte der

[22]) VI, 118 ff. Veng.
[23]) VI, 131 Veng.
[24]) VI, 241 ff. Veng.
[25]) VI, 337 Veng.

Gräfin Rostopčina geradezu begeisterter Besprechungen (V, 299[26]); V, 341 ff.)[27]). Leider sucht er George Sand durch Kontrastierung gegen den ihm nach wie vor verhaßten „Herrn de-Balzac" herauszustreichen. Zur selben Zeit beginnt Schiller sich in Belinskijs Denken immer stärker Goethe gegenüber durchzusetzen.

Die ästhetische Autarkie wird mehr und mehr preisgegeben. In der Übersicht über die russische Literatur des Jahres 1841 finden sich folgende Sätze:

„... (nachdem des längeren über den Begriff des „Inhalts" geredet worden ist) ... der Inhalt ist etwas Höheres, aus dem alle Glaubensanschauungen, Überzeugungen und Prinzipien entspringen; der Inhalt ist die Weltanschauung des Dichters, sein persönliches Empfinden des eigenen Verweilens im Schoße der Welt und die Anwesenheit der Welt im inneren Heiligtum seines Geistes" (VI, 53)[28]).

Noch eindeutiger äußert er sich über dieses Thema in einer Kritik über Poležaev:

„Nicht aus Büchern hat Schiller seinen Haß gegen die Erniedrigung der Menschenwürde in seiner zeitgenössischen Gesellschaft geschöpft: er selbst hat schon als Kind und Jüngling die Krankheiten der Gesellschaft leidend erlebt (perestradal) und am eigenen Leibe den bedrückenden Einfluß ihrer veralteten Formen erfahren; die Wissenschaft hat ihn nur mit den in den Jahrhunderten verborgenen Ursachen der Gegenwart bekannt gemacht, die Frage geklärt und der energischen Tätigkeit seines mächtigen Geistes eine bewußte Richtung gegeben.

... wo Leben ist, dort ist auch Poesie und folglich auch Inhalt für die Poesie. Nur der Inhalt kann den wahren Maßstab für jeden Poeten bilden, für den genialen sowohl wie für den einfach begabten.

Damit ein Vers poetisch sei, sind nicht nur Glätte und Klang unzureichend, sondern auch bloßes Gefühl: erforderlich ist ein Gedanke, der denn auch den wahren Inhalt jeglicher Poesie ausmacht. Dieser Gedanke gibt sich kund in der Poesie in Gestalt einer bestimmten Ansicht von einer bestimmten Seite des Lebens, als Prinzip, durch das die Schöpfungen des Poeten inspiriert werden, und durch das sie leben. Jedes Jahrhundert und jede Zeit hegt eine eigene Meinung vom Leben, strebt zu eigenen Zielen und hat als Ausgangspunkt aller eigenen Impulse ein einheitliches Prinzip, und je höher der Dichter steht, desto mehr drückt sich in ihm dieser Gedanke seiner Zeit aus. Jeder wahrhafte Inhalt zeichnet sich durch Lebensnähe aus (otličaetsja žiznennostiju), infolge derer er sich vorwärts bewegt, entwickelt, nicht aber erstarrt auf einem Platze stehen bleibt oder gleich einem Papagei ständig eines und

---

26) VI, 198 Veng.
27) VI, 317 ff. Veng.
28) VII, 29 Veng.
29) VII, 167 ff. Veng.

dasselbe, dazu noch mit den gleichen Worten wiederholt" (VI, 168 ff.)[29]).

Die Betonung des evolutionistischen Prinzips, die Forderung der Lebensnähe sind schon ganz jung-hegelianisch. Jetzt wird auch der Begriff der Wirklichkeit nur noch im existentiellen Sinne gefaßt. In der sehr bemerkenswerten Erörterung von Nikitenkos Rede über die Kritik heißt es:

„Ja, unwiederbringlich dahin sind die seligen Zeiten jener phantastischen Epoche der Menschheit, da Gefühl und Phantasie ihr Antworten auf alle ihre Fragen gaben und da die abstrakte Idealität die Seligkeit ihres Lebens ausmachte. Die Welt ist erwachsen geworden: sie braucht nicht mehr das bunte Kaleidoskop der Phantasie, sondern das Mikroskop und Teleskop der Vernunft, das ihr das Entfernte nahe bringt, das Unsichtbare sichtbar macht[30]). Wirklichkeit, — das ist die Losung und das letzte Wort der modernen Welt (sovremennogo mira)! Wirklichkeit in den Tatsachen, im Wissen, in den Überzeugungen des Gefühls, in den Schlüssen des Denkens (v zaključenijach uma), — in allem und überall ist Wirklichkeit das erste und letzte Wort unseres Jahrhunderts" (VI, 195)[31]).

Sehr wichtig aber dürfte sein, daß sich kurz an diese wichtige Stelle ein Satz anschließt, der beweist, daß Belinskij zu jener Zeit — Mitte 1842 — zwar den spekulativen Idealismus, aber noch nicht die Religion aufgegeben hatte, es sei denn, daß man ihn als auf den Zensor berechnete Finte auffassen will:

„Es (sc. unser Jahrhundert) weiß, daß in einem Sandkörnchen, das wirklich existiert, die Allmacht des Schöpfers und die Größe der Natur sichbarer ist als in allen Eldorados, die nur in der müßigen Phantasie von Träumern existieren" (ib.)[32]).

An eine Zensurfinte vermag man um so weniger zu glauben, wenn man wenige Seiten später den ebensowenig materialistisch-atheistischen wie spezifisch-kirchlichen Satz liest:

„Der Geist oder die Vernunft, die die Natur (prirodu)[32a]) hervorgebracht hat, steht höher als die Natur und darf sie folglich beurteilen" (VI, 202)[33]).

Übrigens ist die Loslösung von der Religion in der geistigen Entwicklungsgeschichte Belinskijs längst nicht so wichtig wie die Wandlung vom Kontemplationismus zum Aktivismus. Seine Weltanschauung wird kritisch, aber kaum jemals dogmatisch atheistisch oder gar antitheistisch. Noch der Absagebrief an Gogol' enthält religiöse Gedankengänge, die keine Zensurrücksicht in einen Privatbrief einzuflechten gebot und die auch schwerlich aus einer listigen

---

30) Vor kurzem wäre eine Inbeziehungsetzung der Vernunft mit dem Mikroskop Belinskij noch als Blasphemie erschienen. L. S.
31) VII, 295 Veng.
32) VII, 296 Veng.
32 a) also Accusativ.
33) VII, 300 Veng.

Berechnung auf Gogol's Psychologie zu erklären sind, auf welche dieses Schreiben in seiner herzerquickenden Grobheit sonst wahrlich keine Rücksicht nimmt. Gewiß stellt Belinskij in einer seiner letzten Arbeiten, der Literaturübersicht über das Jahr 1846, die kausale Verknüpfung der psychologischen mit den physiologischen Vorgängen mit einem an Feuerbach erinnernden Nachdruck fest (XI, 36 ff); aber nur ein unkritisches und infolge dogmatischer Bindungen — gleichgültig ob kirchlich-orthodoxer oder marxistischer Art — unfreies Denken kann in solchen Konstatierungen eine Ausschließung religiöser Möglichkeiten oder gar atheistischen Materialismus sehen. Das so oft rettende Wörtchen „als ob" wird vielleicht auch hier helfen: die Not des Diesseits ließ den späten Belinskij zu einer dergestalten praktischen Einstellung aufrufen, als ob religiöse Fragen keine Rolle spielten.

Wenn somit nur eine sehr zweifelhafte Ähnlichkeit der russischen Atheisten mit ihrem angeblichen Ahnherrn Belinskij zu konstatieren ist, so gilt dies auch für Belinskijs Sozialismus. Nachdem die genetisch-dialektische Darstellung der Entwicklung von Belinskijs späten Anschauungen von uns in den Vordergrund gestellt worden ist, sehen wir uns durch den räumlich-zeitlichen Rahmen dieser Darlegungen zu äußerster Beschränkung in Deskription und Analyse dieser Anschauungen gezwungen. Wir haben dabei nicht einmal ein schlechtes Gewissen: denn nach Belinskijs ganzer psychophysischer Anlage spielte bei ihm das dynamische Prinzip des Werdens eine weit größere Rolle als das statische des Seins. Sein Einfluß auf die nach ihm Kommenden ist mehr der seelische eines Imperativs als der intellektuelle eines Systems. Zur Frage des Sozialismus zurückkehrend, stellen wir fest, daß trotz aller durch die Zensur gebotenen Vorsicht in den letzten Jahren Belinskijs Äußerungen einfließen, die über die bloße Frage der Bauernbefreiung — die damals immer brennender wurde — hinaus den Geist des Klassenkampfes und Klassenhasses atmen. Der heftige Angriff auf die französische Bourgeoisie in einer Besprechung der „Mystères de Paris" von Eugène Sue (IX, 9 ff.) spricht Bände. Allerdings bekannte noch der sterbende Belinskij unter dem Eindruck der französischen Februarrevolution, daß die ganze Zukunft Frankreichs in der Hand der Bourgeoisie liege und daß der innere Prozeß einer bürgerlichen (graždanskogo) Entwicklung in Rußland nicht früher beginnen werde, als bis sich der russische Adel in eine Bourgeoisie verwandle (Piks. 241). Man sollte fast annehmen, daß die faktisch existierende Bourgeoisie Belinskij verhaßter war als die Idee einer Bourgeoisie an sich. Den Sturz der damals herrschenden Klassen hat er sicherlich gewünscht, und wäre es damals zu einem solchen gekommen, so hätte er bei seinem fieberhaften Tätigkeitsdrang und bei seiner, ich möchte fast sagen: Besessenheit von der Idee der „Wirklichkeit" bestimmt eine politische Verantwortung nicht nur nicht abgelehnt, sondern geradezu erstrebt. Insofern darf man ihn ohne Bedenken nicht nur einen geistigen, sondern auch einen

politischen Revolutionär nennen. Bei seiner heftigen Art zu reagieren, über die zahlreiche Anekdoten umlaufen, die anzuführen wir uns hier versagen müssen, hätte er allerdings weder organisatorische Ausdauer noch diplomatische Anpassungsfähigkeit bewiesen und hätte vermutlich die Tragödien der Geistigen in der Politik, die Fälle à la Gustav Landauer und Walther Rathenau, nur um einen weiteren Fall vermehrt. (Womit natürlich nicht behauptet werden soll, daß geistige Menschen an der Politik zugrundegehen müssen.) Für seinen Tätigkeitsdrang spricht übrigens auch der erbitterte Kampf, den er in diesen letzten Jahren gegen die slavophile Losung des „smirenie" führte. Mit schneidender Ironie wies er nach, wie wenig Züge dieses angeblichen russisch-nationalen Charakterzuges die tatsächliche russische Geschichte aufweise (XI, 24 ff.; in der Übersicht über die russische Literatur des Jahres 1846). Mit dem Pathos moralischer Entrüstung aber bekämpfte er dies slavophile Dysangelium (wie wir Westeuropäer es nennen müssen) in seinem Absagebrief an Gogol'.

Belinskijs Hinterlassenschaft ist formlos, widerspruchsvoll, ungleichwertig und vielfach naiv. Seine Bildung ging schon infolge des Mangels an ausreichenden Sprachkenntnissen nicht allzusehr in die Breite und infolge des Mangels an Zeit zu ruhigem Studium nicht allzusehr in die Tiefe. Durch sein Temperament, seine rücksichtslose Selbsteinsetzung und seinen Arbeitseifer war er trotz dieser Mängel der größte Anreger seiner Zeit. Es ist bezeichnend, daß der „Sovremennik", die Wiege der modernen russischen Literatur, mit dem ganz speziellen Zweck gegründet wurde, Belinskij eine würdige Arbeitsmöglichkeit zu schaffen. So gehört er zwar unmittelbar nur der russischen, durch seine mittelbaren Auswirkungen aber der Weltgeschichte an.

Nikolaj Gavrilovič Černyševskij ist sein Fortsetzer: er fängt gerade da an, wo Belinskij aufgehört hat. Aber: er hört auch nicht weit davon entfernt auf, wo Belinskij aufgehört hat. Seine Entwicklung geht mit der Zeit in die Breite und in die Tiefe, aber gerät nicht in Selbstwiderspruch. Dies geistige Schicksal ist schon in seiner Konstitution und in seiner Jugend begründet. Im Gegensatz zu Belinskij ist er gesund, er kennt nicht den Streit im Elternhaus, er kennt nicht die Mißerfolge der ersten Studien, auch wirtschaftlich bleiben ihm trotz aller Knappheit der Mittel Belinskijs verzweifelte Situationen erspart. Last not least: er heiratete viel früher als Belinskij und führte eine viel glücklichere Ehe als dieser, zumal er das Talent hatte, seine Frau — gegen die damit durchaus nichts gesagt sein soll — durch eine sehr rosige Brille zu sehen. Dank aller dieser Umstände konnte er sich viel ruhiger und systematischer ausbilden als der „wütende Vissarion".

Der ursprüngliche Plan, daß Černyševskij gleich seinem Vater die geistliche Laufbahn einschlagen solle, wurde ohne viel Aufhebens fallen gelassen, als der Sechzehnjährige erstaunliche Anlagen zu zeigen begann. Er vertauschte das heimatliche Saratov

mit Petersburg und hörte an der dortigen Universität insbesondere slavische Philologie (bei Sreznevskij). Den Wert linguistischer Spezialforschung hat er später recht skeptisch beurteilt. Mehr lag ihm die Literaturgeschichte; aber auch sie war ihm noch nicht allgemein und prinzipiell genug, und als für den immer ungewöhnlicher sich präsentierenden jungen Mann die Frage einer Magisterdissertation (Habilitationsschrift) akut wurde, wählte er, ein Bindeglied zwischen Literaturwissenschaft und Philosophie suchend, das Thema: „Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit.“ Trotzdem Černyševskij das mit dieser Arbeit bekundete Bekenntnis zu dem Junghegelianer Feuerbach in einer Weise maskiert hatte, die man in Westeuropa als unfair, ja sogar plagiatorisch bezeichnen würde, die aber in Rußland unbedingt geboten war, wurde die Schrift zurückgewiesen. Černyševskij verwand diesen Mißerfolg um so leichter, als er damals schon ständiger Mitarbeiter an der von uns bereits genannten Zeitschrift „Sovremennik“ war. In dem Jahrzehnt von 1853 bis 1862 hat er in immer steigendem Maße seine Kraft für diese publizistische Tätigkeit eingesetzt. Außerhalb des Schreibtisches gibt es für ihn kaum ein Leben. Seine Gebiete sind Literaturkritik, Nationalökonomie, Philosophie, Geschichte, Tagespolitik. Um alle diese in dem von ihm für richtig gehaltenen Sinne bearbeiten zu können, muß er nicht nur die Ereignisse und Fortschritte auf den genannten Gebieten selbst, sondern auch die Errungenschaften der mächtig aufblühenden Naturwissenschaften wachsamen Auges verfolgen. Ein außerordentliches Gedächtnis, vielseitige, Belinskij unvergleichlich überragende Sprachkenntnisse helfen ihm bei dieser seltenen Arbeitsleistung. Der von vornherein bestehende Radikalismus seiner Anschauungen betätigt und verstärkt sich anläßlich der mit dem Regierungsantritt des neuen Caren einsetzenden Diskussion über die Bauernfrage. Der „Sovremennik“ wird das radikalste Organ der russischen öffentlichen Meinung, namentlich nachdem zu Černyševskij und Nekrasov sich noch der junge Nikolaj Aleksandrovič Dobroljubov gesellt hat, der Černyševskij an Radikalismus und fieberhaftem Fleiß gleich stand, ihm an systematischem und vielseitigem Wissen infolge des Altersunterschiedes und einer sorgenschweren Jugendzeit unterlegen war, ihn aber an ursprünglichem publizistischem Talent — sagen wir ruhig „Schmiß“ — bei weitem überragte. Dobroljubov, die „Brillenschlange“, war vor allem auch die Seele der sehr ausfälligen satirischen Beilage zum „Sovremennik“, die „Svistok“, die Pfeife, hieß. Man kann diesen Namen auch im Sinne des deutschen Sprichwortes auslegen, daß der „Sovremennik“ sich nicht mit bloßem Mundspitzen begnügte, sondern verlangte, daß gepfiffen werde. So beantwortete Dobroljubov den resignierten Skeptizismus von Turgenevs Roman „Nakanune“ mit der ganz präzisen Frage: „Wann wird der wirkliche Tag kommen?“ Turgenev folgte dem Beispiel des sog. Helden in seiner eigenen Novelle „Asja“, war sehr entrüstet über diese entschlossene Aufnahme seiner Gedanken und brach mit dem

„Sovremennik". Herzen, der seine Vermittlertätigkeit zwischen dem Caren und der russischen Intelligenz durch diesen Radikalismus gefährdet sah, griff gar zu dem unfairen Mittel, in einem Artikel „Very dangerous!!!" die Leute vom „Sovremennik" Agenten der Dritten Abteilung zu nennen. Eine persönliche Reise Černyševskijs nach London erwies nur, daß der Gegensatz zwischen Herzen und dem „Sovremennik" unüberbrückbar sei. Bei alledem waren Černyševskij und Dobroljubov in der Form so geschickt, daß die Regierung keine legale Handhabe hatte, sich dieser gefährlichen Gegner zu entledigen, obwohl sie Briefe von „wohlgesinnten" Elementen erhielt mit Sätzen darin wie: „Befreit uns von Černyševskij um der allgemeinen Ruhe willen." (Nach Steklovs Vermutung ist Katkov Verfasser eines derartigen anonymen Briefes.) Als 1862 die Reaktion einsetzte und noch immer sich keine unzweideutigen Beweise gegen Černyševskij ergeben wollten, griff man zum Mittel des Justizverbrechens. Mit Hilfe eines Renegaten Kostomarov fälschte man Dokumente, die Černyševskij belasten sollten, und sperrte ihn in den „Alekseevskij Ravelin" ein. Wir können an dieser Stelle nur auf die sehr eingehende und überzeugende dokumentarische Darstellung dieses Justizverbrechens verweisen, die Steklov im Aprilheft 1927 der „Krasnaja Nov'" geliefert hat. Nur so viel sei bemerkt, daß die aktive und bewußte Mitwirkung Alexanders II. an diesem Verbrechen (das außerdem ein Fehler war) bewiesen sein dürfte. Das auf 14 Jahre Katorga lautende Urteil wurde im „Gnadenwege" auf sieben Jahre verkürzt; trotzdem wurde Černyševskij nach Verbüßung der Katorga in den unwirtlichsten Winkel Sibiriens, zu den Jakuten nach Viljujsk, verschickt. Ein Entführungsversuch, den ein gewisser Myškin unternahm, mißlang; die Insinuation, „freiwillig" zu Kreuze zu kriechen und um Gnade zu bitten, lehnte Černyševskij, hierin wie in vielem anderem dem Sokrates ähnlich, ab. 1883 erlaubte ihm Alexander III. die Rückkehr ins europäische Rußland (nach Astrachań); erst 1889 durfte er den heimatlichen Boden Saratovs wieder betreten, wo er kurz darauf, 61jährig, starb.

Einen Fehler nannten wir das an Černyševskij begangene Verbrechen. Černyševskij war radikal, aber ein viel zu systematischer und bürgerlich-korrekter Mensch, als daß er, wäre er in Freiheit geblieben, der mit dem Jahre 1866 einsetzenden Attentatsseuche nicht Einhalt geboten hätte. Auch hätte er, der selbst den Gedanken an Übersiedelung nach London abwies, sich vermutlich gegen die massenhaften Emigrationen gestellt und die russische Intelligenz vielleicht vor den ausschweifendsten Konstruktionen, wie sie auf Schweizer und sonstigem Auslandsboden entstanden, bewahrt. Dies hätte der Publizist Černyševskij getan; der Märtyrer Černyševskij aber war Wasser auf die Mühle des äußersten Radikalismus. Sein in der Peter-Pauls-Festung entstandener Roman „Was tun?", der dank einer Reihe glücklicher Zufälle wirklich gedruckt werden konnte, wurde zum Bekenntnis aller nicht nur revolutionären, sondern überhaupt fortschrittlichen Menschen und zum Schrecken

aller Angsthasen. Dabei waren manche publizistischen Aufsätze Černyševskijs, etwa seine „Kritik der philosophischen Vorurteile gegen den Gemeindebesitz“, weit revolutionärer als dieser Roman, der die Selbständigkeit der Frau und die innere Wahrhaftigkeit in der Ehe mit Argumenten verfocht, die im wesentlichen nicht über George Sand und Belinskij hinausgingen, der den Sozialismus mittels des ältesten Gedankenguts der Utopisten und mit den künstlerischen Mitteln gleichfalls der George Sand verherrlichte, der mit dem spiegelfechterischen Argument, alle Handlungen seien egoistisch, weil das handelnde Subjekt bei allen Entschließungen, auch den sog. altruistischen, im Zentrum der psychologischen Realität stehe, auch nur Dinge wiederholte, die man längst im „Sovremennik“ hatte lesen können, und der eigentlich nur mit der Schaffung der Gestalt des Rachmetov, eines Savonarola der Revolution, etwas wirklich Neues brachte. Ich muß allerdings gestehen, daß ich die Gestalt der Vera Pavlovna, die es versteht, dem Leben alle Seiten abzugewinnen, für idealer und werbekräftiger halte als Rachmetov mit seiner etwas krampfigen Askese und seinen bisweilen spleenigen Exzentrizitäten; aber Rachmetov hat die Originalität für sich. Für die Werbekraft des Romans ist bezeichnend, daß er auch die dem Russischen sonst sehr verschlossene polnische Intelligenz stark beeinflußt hat — je nachdem sympathisch oder antipathisch —; dieser Einfluß ist mit Sicherheit zu erweisen, obwohl die Polen den Namen Černyševskijs gern totschweigen und z. B. gewisse Gedankengänge ihrer Positivisten lieber von Littré als von dem Russen ableiten. Künstlerisch ist der Roman nicht so schlecht, wie er vielfach gemacht worden ist; die ständige Unterbrechung der Handlung durch Apostrophen des „scharfsinnigen Lesers“ und sonstige Raisonnements ist mit einer bemerkenswert leichten Hand durchgeführt und erweckt fast den Eindruck eines Kunstmittels; auch das allmähliche Auftauchen der ideologischen Momente und ihre allmähliche Verschlingung in einer, der kontrapunktischen Arbeit in der Musik analogen Art macht selbst rein ästhetisch einen bedeutenden Eindruck.

Weit schwächer ist das in Sibirien entstandene zweiteilige Fragment eines Schlüsselromans „Prolog“, in dem Černyševskij und seine Frau unter dem Namen eines Ehepaars „Volgin“, Dobroljubov als „Levickij“ auftreten und eine Reihe russischer Politiker aus der Emanzipationszeit auf das grausamste kritisiert wird; Steklov will in dem Zuhälter und rücksichtslosen Karrieristen „Savelov“ Miljutin, in dem liberalisierenden literarischen Schwätzer „Rjazancev“ Kavelin, in der positiven Gestalt des Polen „Sokołowski“ Sierakowski, in „Seiner Exzellenz Graf Illarion Illarionovič Čaplin“, dem „Fleischer“, den Henker Polens, Murav̂ev, sehen.

Neben diesen beiden größeren belletristischen Werken stehen noch eine Reihe kleinerer, die nur zum Teil erhalten sind und zu einem noch kleineren Teil auf Bedeutung Anspruch erheben können. „Katorga“ und „Ssylka“ hatten also Černyševskijs Arbeitsgebiet

vollkommen verändert. Dies änderte sich mit dem Augenblick seiner Rückkehr ins europäische Rußland. Er begann wieder wissenschaftlich zu arbeiten, und zwar mit dem alten Fleiß, was bewies, daß er gesundheitlich zwar erschüttert, aber nicht gebrochen war. Warum erörtern wir diesen Epilog von Černyševskijs Wirksamkeit vor Inangriffnahme des Hauptteils? Weil hier festzustellen ist, daß Černyševskij, obwohl gesundheitlich durchaus imstande, die seitherige Weiterentwicklung der philosophischen, naturwissenschaftlichen, sozialen und politischen Gedanken nachzuholen, in seinen letzten sechs Lebensjahren im wesentlichen unverrückt an den Anschauungen seiner Jugend festgehalten hat. Er hat in einer Zeit, in der der Name Feuerbach längst durch Schopenhauer, Nietzsche und Hartmann verdrängt war, sein Bekenntnis zu Feuerbach so offen ausgesprochen, daß er dadurch den Druck der dritten Auflage seiner „Ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit" unmöglich machte; er hat den Darwinismus ausdrücklich abgelehnt und sich nach wie vor zu Lamarck bekannt; er hat sich mit Marx nicht auseinandergesetzt; und er hat — von all seinen Unterlassungen die einzige voll begreifliche — zu „Narodničestvo", „Narodnaja Volja" und „Černyj Peredel" nicht Stellung genommen.

Hiermit dürfte indirekt erwiesen sein, daß die Anschauungen, die Černyševskij in seiner Jugend sehr schnell bis zu einem geschlossenen Ganzen entwickelte, nicht wie bei Belinskij ein ständig korrekturbereites Situationsprodukt, sondern so bewußt durchdacht waren, daß sie als eine nicht nur selbständige, sondern auch selbstbewußte Leistung neben Marx stehen und keinesfalls als bloße Vorstufe des Marxismus bezeichnet werden dürfen. Es ist vollkommen verständlich, wenn der heutige Staatsmarxismus, der einer Staatskirche nicht unähnlich sieht, die schon seit langem ausgebaute Scholastik durch eine Patristik ergänzen will und auf der Suche nach brauchbaren Ahnherren auch auf Černyševskij verfällt. Man muß dem Verfechter dieser Auffassung, Steklov, auch zubilligen, daß er seinen Černyševskij durch jahrzehntelanges Studium bis in die Einzelheiten kennt, daß er so manch bestechendes Einzelargument für seine — sit venia verbo — marxoïde Interpretation Černyševskijs anführt, und daß er letzten Endes nur durch eine minutiöse Černyševskij-Philologie zu widerlegen sein wird, auf die wir uns bei der gegenwärtigen Untersuchung einzulassen außerstande sind. Und trotzdem glauben wir, daß Plechanov, der doch schließlich seinen Marx auch gekannt hat, und der in den Schriften Černyševskijs wahrhaftig Bescheid wußte, recht hat, wenn er den Hauptakzent auf die Abweichungen Černyševskijs von der Marxschen Lehre legt.

Nehmen wir, um den Unterschied Černyševskijs gegen Marx zu begreifen, eine seiner Arbeiten, in welcher das dialektische Moment besonders stark hervortritt: die „Kritik der philosophischen Vorurteile gegen den Gemeindebesitz". Černyševskij greift hier den Grundgedanken von Hegels „Phänomenologie des Geistes" auf,

wonach das Urprinzip (bei Hegel also der absolute Geist) gerade am Ende einer Entwicklung sich wieder in seiner Urgestalt offenbart. Černyševskij verfolgt diesen Gedanken durch eine Reihe sehr geistvoll und bestechend ausgesuchter Analogiebeispiele, alles um zu beweisen, daß der Gemeindebesitz die Urform sei, zu der die Entwicklung wieder zurückkehren müsse. Ganz anders als Marx, der keine Phase für überspringbar hält, ruft Černyševskij in der durch die Zensur gebotenen parabolischen Sprache nach dem Streichholz, das die endlosen Phasen des natürlichen Oxydationsprozesses durch Gärung und Verkohlung mit einem Schlage überspringe, und weist dabei dem Faktor des Wissens um diese Technik der Beschleunigung eine entscheidende Rolle zu. Man kann in diesem geistvollen Aufsatz alles Mögliche feststellen, sogar „Gesetz der kleinen Zahl“ und Diktatur (allerdings der Intelligenz, nicht des Proletariats!!), nur nicht die ausschließliche Verabsolutierung des ökonomischen Faktors in Verbindung mit einer streng gebundenen, keine Sprünge und keine metabaseis eis alla gene kennenden Dialektik, wie solches für die marxistische Denkweise charakteristisch ist. Daß sich bei Černyševskij auch Stellen finden, an denen politische oder geistige Vorgänge rein durch die immanente Dialektik der ökonomischen Gegebenheiten erklärt werden, berechtigt noch längst nicht dazu, ihn für die materialistische Geschichtsauffassung in Anspruch zu nehmen. Es ist Demagogie, wenn man mit solchen Stellen beweisen will, daß Černyševskij keine idealistische Geschichtsauffassung hatte, folglich historischer Materialist gewesen sei. Materialismus und Idealismus sind keine kontradiktorischen Gegensätze, die ein Drittes ausschließen. Černyševskijs Geschichtsauffassung ist weder dogmatisch-materialistisch noch dogmatisch-idealistisch, sondern kritisch-empiristisch.

Aber kehren wir noch einmal zu der Eigenschaft der Marxschen Dialektik zurück, daß sie Sprünge ausschließt! Die Epoche der Industrialisierung verlangt auch Černyševskij; sollte sich diese aber bei ihm nicht mindestens so sehr aus dem geistigen Faktor der wachsenden Erkenntnis wie aus ökonomischen Notwendigkeiten ergeben? Von der Theorie der Kapitalsakkumulation konnte ich bei ihm jedenfalls keine Spuren finden, und ob er die Verelendung als unausweichliche Zwischenstufe ansah, darüber kann man streiten. Steklov zitiert eine Äußerung von ihm: „je schlimmer, desto besser“; aber das Gleichnis vom Streichholz dürfte darauf hindeuten, daß Černyševskij neben der Verelendung auch andere Wege zu einer Änderung der sozialen Verhältnisse sah. Wir sprachen schon vom Faktor der Erkenntnis, daneben spielt bei ihm der Faktor des aus der richtigen Erkenntnis hervorgehenden richtigen Willens eine Rolle: „želajte byť sčastlivy“ (wünschet glücklich zu sein) fordert er im Roman „Was tun?“ Und man denke auch an den Untertitel des Romans „aus Erzählungen über neue Menschen“, um zu sehen, daß der nicht vorherzusehende Faktor der Persönlichkeit aus Černy-

ševskijs Kalkül keinesfalls ausgeschaltet war. Er sagt zwar nicht: „men not measures“, aber er fordert „measures not without men“.

Kein Zweifel kann hinsichtlich der Einordnung Černyševskijs unter die russischen Atheisten bestehen. In dem Aufsatz „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie“ bekennt er sich als Gegner jedes Dualismus. Daß der Mensch verschiedene Eigenschaften, körperliche und seelische, habe, beweise gar nichts; alle Gegenstände hätten verschiedene Eigenschaften, ohne daß dadurch die Einheitlichkeit ihrer Natur in Frage gestellt werde. Was, wie die angebliche seelische Substanz, keine unzweideutigen Beweise für seine Existenz beibringe, sei phantastisch, aber nicht wirklich. Zu fragen, wohin die Flamme gerate, wenn die Kerze ausgegangen sei, sei unsinnig[34]). Man sieht, Černyševskij setzt das „anthropologische Prinzip“ auch insofern durch, als er nur gegen metaphysische Gedanken polemisiert, die mit dem menschlichen Leben und eventuell mit menschlichen Wunschträumen in Beziehung stehen. Um außermenschliche Dinge wie Ontologie und Ideenlehre bemüht er sich nicht.

Die Lehre von der Einheit des lebenden Wesens unterscheidet sich scharf vom mechanischen Materialismus der Büchner, Vogt, Moleschott, der ja in den seelischen Vorgängen nichts Reales, sondern eine unerklärliche, jedenfalls aber trügerische Nebenerscheinung der physikalisch-mechanischen Vorgänge sieht. Nicht nur sein Lehrer Feuerbach, auch Černyševskij selbst ist ausdrücklich von dieser Lehre abgerückt, und es ist verständlich, wenn die Kreise des „Sovremennik“ in Turgenevs Bazarov, der u. a. auf Büchner schwört, eine Verleumdung erblickten. Gewiß erklärt Černyševskij die Physiologie als eine Teildisziplin der Chemie, aber er hütet sich wohl, die Möglichkeit einer Zurückführung der chemischen auf mechanische Vorgänge auch nur anzudeuten. Seine Ästhetik stellt den Begriff des Lebens nach dem Vorgange Feuerbachs geradezu in den Mittelpunkt: „Das Schöne ist das Leben.“ Die auf der Ideenlehre beruhende Ästhetik der deutschen spekulativen Philosophie lehnt er ab. So begrüßenswert es ist, daß er gegenüber dem seitens der spekulativen Ästhetik drohenden kalten Formalismus ein vitalistisches Moment zur Geltung gebracht hat, so muß man doch mit einem leisen Lächeln feststellen, daß schon mit einer These wie „schön ist das Wesen, in welchem wir das Leben so sehen, wie es nach unseren Begriffen sein soll“ (Werke, Bd. X 2, S. 89), die soeben hinauskomplimentierte Ideenlehre durch die Hintertür wieder eingelassen wird. Bei alledem ist die Dissertation, auf die Černyševskij noch in seinen letzten Jahren großes Gewicht gelegt hat, sehr lesenswert und namentlich in ihren geistvollen Polemiken interessant.

Da wir zum Schlusse eilen müssen, können wir nur dem Wunsch Ausdruck geben, mit diesen Teilbeleuchtungen auch die

---

[34]) Diesen Satz ließ der Zensor durch, um den Titel „Mertvye duši“ gab es s. Zt. Schwierigkeiten, weil die Seele unsterblich sei.

anderen weiten Gebiete dieses ungewöhnlich reichen Lebenswerkes wenigstens reflexmäßig erhellt zu haben. Eines möchten wir noch bemerken: Černyševskij führt den Begriff der Menschenwürde nicht so oft im Munde wie Belinskij, und doch galt die Lebensarbeit dieses „Materialisten“ im letzten Gründe über alle Kritik, Negation und Analyse hinaus der Realisierung der Menschenwürde, der Verwirklichung einer Idee. Jede gegenwärtige und künftige russische Generation, die Černyševskij unter ihre geistigen Ahnherren einzureihen beansprucht, erwirbt ein Recht hierzu nur durch Bejahung der Würde des Menschen, der Würde des unwiederholbaren Individuums.

II
LITERATURBERICHTE

LITERATUR ÜBER DEN NOVEMBER-AUFSTAND IN POLEN 1830–31.

Von
Dr. Zofja Krzemicka.

In dem 150jährigen Ringen der polnischen Nation um ihre Befreiung, welches mit der Barer Konfederation und dem Kościuszko-Aufstand beginnt, in den Napoleonischen Kriegen seine Fortsetzung findet und über die Kämpfe der Jahre 1831, 1848 und 1863 hindurch bis zum Weltkriege fortdauert, um in der Wiedererlangung der politischen Unabhängigkeit seinen Abschluß zu finden, bildet der November-Aufstand 1830—31 eine besonders interessante Etappe.

Die erste geschichtliche Darstellung der Ereignisse des polnisch-russischen Krieges 1830—31 verdankt ihre Entstehung merkwürdigerweise einem Deutschen. Dr. Richard Otto Spazier, ein Neffe Jean Paul Richters, angezogen von den Begebnissen voller Romantik, stellte seine Feder und sein journalistisches Talent bereits während des Aufstandes sowohl in den von ihm herausgegebenen „Nürnberger Blättern", wie auch in besonderen Abhandlungen in den Dienst der polnischen Sache. Schon im April 1831 erscheint das erste Heft seiner „Geschichte des polnischen Volkes und seines Feldzuges im Jahre 1830—31"; dann folgen weitere vier Hefte, welche den Aufstand bis zum Juni 1831 schildern. Bereits 1832 erscheint sein dreibändiges Werk „Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831, nach authentischen Documenten, Reichstagsacten, Memoiren, Tagebüchern, schriftlichen und mündlichen Mitheilungen der vorzüglichsten Theilnehmer". Neben der Flugschrift „Mein Feldzug nach und in Lithauen vom General Dembiński. Nach dem Dictate des Generals herausgegeben von Dr. Richard Otto Spazier, erscheinen im Laufe der Jahre 1832—35 eine polnische Übersetzung der oben genannten Ge-

schichte, wie auch eine verbesserte deutsche Neuausgabe derselben, welche unter Mitwirkung eines polnischen Redaktions-Komitees zustande kam. Dieses Komitee bestand aus hervorragenden Teilnehmern des Aufstandes und Kennern der Ereignisse; es hatte die Aufgabe, die eingeschlichenen Fehler richtigzustellen. Von der projektierten französischen Übersetzung der Geschichte erschien nur der erste Band infolge des Hinscheidens Lafayette's, der dieses Unternehmen förderte.

Spazier wird freilich von den Zeitgenossen eher als Schriftsteller, Reporter, wie wir ihn heute nennen würden, denn als Historiker bezeichnet. Sein Lebenslauf ist bis nun zu wenig bekannt[1]). Trotzdem Spaziers Werk jeder historischen Methode entbehrt, der Verfasser zudem mit den polnischen Verhältnissen nicht genügend vertraut ist und daher vieles mißdeutet oder direkt verkehrt darstellt, hat es doch auf alle folgenden Publikationen, die den Aufstand behandelten, einen großen Einfluß ausgeübt durch das literarische Talent des Verfassers, wie auch die Wärme der Darstellung und bildet bis heutzutage, da es auf unmittelbaren Aussagen, Erzählungen der Teilnehmer beruht, mit denen Spazier gleich 1831 in Dresden bereits zusammenkam, eine Quelle erstklassigen Wertes.

Die Teilnehmer des November-Aufstandes, welche ihr Land verlassen mußten und auch die meisten Dokumente mitgenommen hatten, begannen über die Ereignisse nachzudenken, eine Erklärung zu suchen, und ergriffen sodann direkt das Wort. Diesem Umstande verdanken wir zu verschiedenen Zeiten veröffentlichte Memoiren, Tagebücher und bearbeitete Erinnerungen ungleichen Wertes, die die verschiedensten Episoden und Einzelheiten schildern, wie auch politische Fragen und Strömungen zu erklären und zu ergänzen suchen. Der größte Teil solcher Memoiren ist ex post bearbeitet worden, sie verfolgen oft persönliche Zwecke einer Verteidigung vor Anschuldigungen oder haben tendenziöse pro- oder contra-Darstellungen während der so regen Polemik der Emigrationsliteratur zum Inhalt. Es gibt aber darunter auch einige Soldatentagebücher, welche ohne Hintergedanken, frei von jeder Tendenz die rein persönlichen Erinnerungen der Teilnehmer wiedergeben.

Was die Verfasser von Gesamtdarstellungen des November-Aufstandes in der auf den Aufstand unmittelbar folgenden Zeit anbelangt, wollen sie alle in erster Reihe die Ursache ergründen, warum denn der Aufstand, der doch so viele Aussichten zu haben schien und so viele Opfer gekostet hatte, mit diesem Mißerfolg endete?

Und so haben die zwei mächtigsten Parteien der polnischen Emigration den Kampf mit der Feder begonnen.

---

[1]) Z. Krzemieka „Über die Notwendigkeit der Bearbeitung einer kritischen Monographie des Richard Otto Spazier. / Gedenkschrift des V. Historiker Kongresses, Warschau 1930.



Auf Seiten der revolutionären Partei der Roten steht in erster Reihe Maurycy Mochnacki, einer der fähigsten Schriftsteller, Begründer der jetzigen polnischen literarischen Prosa; auf Seiten der konservativen Partei, der Weißen mit dem Fürsten Czartoryski als Oberhaupt, tritt Stanisław Barzykowski, Mitglied der polnischen Regierung des November-Aufstandes, hervor. Die Fehde dieser Beiden, die in ihren Werken die Niederlage auch zum großen Teile immer der hemmenden Aktion der Gegenpartei zuschrieben, währte durch Jahrzehnte hindurch.

Das Werk des jung verschiedenen Maurycy Mochnacki, der zu den Jungen gehörte, welche den Aufstand angezettelt haben, unter dem Titel „Der Aufstand des polnischen Volkes im Jahre 1830—1831" I—II[2]), mit Feuer und zündender Kraft geschrieben, hatte einen großen Einfluß auf die Zeitgenossen, speziell auf die heranwachsende Generation, wurde zu ihrem politischen Evangelium, indem es auf die großen Möglichkeiten des Aufstandes hinwies. Der heutige Forscher, obwohl er sich bei Mochnacki klar sein muß über die allzu optimistische Darstellung der polnischen Hilfsmittel und Streitkräfte unter gleichzeitiger Herabsetzung der russischen, auch über den doktrinären Standpunkt des Verfassers, wie ebenso über seine mangelhafte Kenntnis der militärischen Angelegenheiten, steht doch immer unter dem Banne seiner meisterhaften, schwungvollen Schilderung des Hintergrundes, auf dem sich die Begebenheiten abspielten.

In militärischer Hinsicht ergänzt ihn sein Zeitgenosse und Parteigänger Ludwik Mierosławski in seinen Werken „Aufstand des polnischen Volkes im Jahre 1830—31" I bis VIII[3]) und „Kritische Prüfung des Feldzuges 1831" I—II[4]). Ganz unter dem Einflusse der politisch militärischen Doktrin der Demokratischen Gesellschaft stehend, schildert dieser junge talentvolle Offizier die Begebenheiten packend, mit Feuer und voller Überzeugung, aber nicht immer recht wahrheitsgetreu und objektiv. Stanisław Barzykowski, der Vertreter der sich im Hotel Lambert um die Person des Fürsten Czartoryski gruppierenden konservativen Partei, ein überzeugter Anhänger des Fürsten und seiner Politik, wendet sich in seinem fünfbändigen Werke „Geschichte des November-Aufstandes"[5]) gegen das Urteil Mochnackis über die hindernde Rolle der konservativen Partei. Er trachtet vielmehr die These zu erweisen, daß eben das Auftreten der Roten zur Niederlage beigetragen habe. Obwohl der

---

[2]) Maurycy Mochnacki: „Powstanie narodu polskiego w roku 1830 i 1831", I—II, Paryż 1834.

[3]) Ludwik Mierosławski: „Powstanie narodu polskiego w roku 1830 i 1831", I—VIII, Paryż 1845.

[4]) Ludwik Mierosławski: „Rozbiór krytyczny kampanji 1831 r. i wnioskowane z niej prawidła do wojny narodowej", I—II, Paryż 1845.

[5]) Barzykowski, Stanisław: „Historja powstania listopadowego." Do druku przygotował Aer. Poznań 1883.

Verfasser Regierungsmitglied im Jahre 1831 war, dem speziell die Heerverpflegung oblag und der daher mit dem Armeekommando in fortwährendem Kontakt verblieb, deshalb auch über erstklassiges Material verfügte, verblüfft er uns heute durch die Naivität seines Urteils. Die unverkennbare Tendenz, wie auch die weitläufige Schreibart beeinträchtigen den Eindruck und Wert seines Werkes.

Von den Tagebüchern wäre speziell das Memoire Prądzyńskis[6]), des genialen Quartiermeisters, hervorzuheben, welches ungemein interessante Aufschlüsse über den Feldzug bringt, die selbst noch bei dem heutigen Stande der Wissenschaft ausschlaggebend sind. Es muß nur bemerkt werden, daß seine Memoiren drei verschiedene Redaktionen erfahren haben und stark unter dem Einfluß der Bearbeitung des russischen zeitgenössischen Verfassers Smitts stehen, auch nicht immer frei von Voreingenommenheiten und Vorurteilen sind und es oft an einem objektiven Urteil fehlen lassen. Die faszinierende Schreibart macht sie jedem Leser zugänglich.

Ein Gegenstück dieser Memoiren bildet die Skizze seines Antagonisten, des Generalstabschefs Chrzanowski, auch auf Wunsch der russischen Regierung ex post verfaßt: „Bemerkungen über die militärischen Operationen, die in der Folge des Aufstandes vom 29. November 1830 in Polen stattfanden“[7]). Es muß hier in Betracht genommen werden, daß Chrzanowski, von Natur aus Pessimist, bei der Beurteilung der Campagne seiner pessimistischen Auffassung Ausdruck gibt.

Es ist unmöglich, im Raume einer kurzen Zusammenstellung alle Beiträge zu erschöpfen und kritisch zu besprechen. Es muß nur noch darauf hingewiesen werden, daß der russisch-polnische Feldzug im Jahre 1830—31 einen Wendepunkt in der bisher glorreichen Tradition der russischen Armee der Napoleonischen Kriege bedeutet und daher vom militärischen Standpunkte aus auch von fremden Strategen, speziell in Rußland, gründlich erörtert wird. F. v. Smitt, „Geschichte des polnischen Aufstandes“ I—III[8]), beruht auf zahlreichem, sorgfältig gesammeltem und gesichtetem Quellenmaterial, und trotzdem der Verfasser eine antipolnische Tendenz hat und die russischen Mißerfolge abzuschwächen sucht, steht das Werk noch heute auf wissenschaftlicher Höhe und bleibt eine Grundarbeit in der Auslegung der russischen Operationen während dieses Feldzuges. Diese Arbeit hat auch auf alle Werke dieser Art großen Einfluß ausgeübt und dient als Basis des Werkes von Puzyrewskij „Der polnisch-russische Krieg des

[6]) Prądzyński, Ignacy: „Memoire historique et militaire sur la guerre de Pologne 1830—31.“ Pamiętnik historyczno wojskowy o wojnie polskiej w r. 1831. (Bellona t. XVIII, 1925.)

[7]) Chrzanowski, Wojciech: „Bemerkungen über die militärischen Operationen, die in der Folge des Aufstandes vom 29. November in Polen stattfanden.“

[8]) F. v. Smitt: „Geschichte des polnischen Aufstandes“, I—III, Berlin 1839.

Jahres 1831"[9]), welches, auch ins Polnische übertragen, das militärische Handbuch dieser Epoche bildet. Dieses Buch kennzeichnet eine große Einseitigkeit, da es nur auf russischen Quellen beruht, und die polnischen, welche damals bereits dem Verfasser zugänglich waren, unberücksichtigt läßt.

Auch die „Denkschrift des Freiherrn Carl Ernst Wilhelm von Canitz und Dallwitz" dürfte hier erwähnt werden. Der Verfasser[10]), preußischer Militär-Attaché in Dibitsch's Hauptquartier, sah Vieles und zeichnet sich durch klares Urteil und interessante Beobachtungsgabe aus.

Als glänzender deutscher Kenner der militärischen Operationen hat sich Willisen speziell mit der Auslegung dieser Kämpfe befaßt. Seine Resultate wurden in Form von Handbüchern popularisiert und an der Berliner wie auch Wiener Militärschule vorgetragen. Seine Auffassung ist noch heute maßgebend.

Es folgten Jahrzehnte auf Jahrzehnte, ohne daß sie der polnischen Nation Befreiung brachten. Die Generation der Teilnehmer des November-Aufstandes, die mit den Waffen in der Hand, nur auf eigene Kräfte rechnend, den Aufstand unternommen hatten, war im Aussterben, die Jüngeren verbluteten auf allen Feldern Europas im Kampfe für die Freiheit der anderen, und ihre zweimaligen Befreiungsversuche im eigenen Lande blieben erfolglos. Die Nation begann zu verzweifeln, eine Schwermut bemächtigte sich ihrer, die romantische Erinnerung an die Kämpfe verblaßte allmählich, eine positive Weltauffassung wurde rege. Kritische Stimmen wurden laut, man möge prüfen, ob die Aufstände, die so viel Opfer und Blut verschlungen, die solche Repressionen nach sich gezogen hatten, überhaupt Ziel und Zweck besäßen. Diese Meinung wird von den polnischen Historikern der positivistischen Schule zum Ausdruck gebracht. Eine solche Zeit kann demnach kein einziges, dem Studium des Aufstandes gewidmetes Werk verzeichnen.

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts ist eine bedeutende Wendung in den historischen Forschungen zu verzeichnen. Es sind aber jetzt nicht mehr diejenigen, die damit ein politisches Ziel verfolgen und eine stark subjektiv gefärbte, unter dem Gesichtspunkte der Ereignisse stehende Darstellung liefern, es sind vielmehr wahre, echte Historiker, Forscher nach der neuen wissenschaftlichen Methode, welche, ohne der aktuell politischen Tendenz anheimzufallen, sich zu einer rein objektiven Forschung aufschwingen. Der russisch-polnische Konflikt in allen seinen Formen wird zu ihrem Studium, wie ebenso das Problem einer gewaltsamen Lösung durch Verschwörung und Kampf auf Grundlage der Ideologie der Freiheit der Nation. Es entsteht eine Reihe von Monographien, in denen die handelnden Persönlichkeiten im Hintergrunde der Ereignisse

---

[9]) Puzyrevskij: „Polsko-ruskaja wojna 1831 goda", Petersburg 1886.

[10]) Freiherr Carl Ernst Wilhelm von Canitz und Dallwitz: „Denkschriften", II B., Berlin 1888.

stehen und einem genauen Studium der politischen, wie auch wirtschaftlichen Verhältnisse Platz machen.

Ihr Führer und Wegweiser ist Szymon Askenazy mit seinem genialen, intuitiven Sinne, seiner Gründlichkeit und faszinierenden Darstellungskunst. Er zeichnet in seiner epochalen Monographie „Łukasiński" I—II (1908), das Bild Kongreß-Polens vom Jahre 1815—1830 unter der Regierung der Caren Alexander I. und Nikolaus I., wie auch des Großfürsten Konstantin. Der Held dieses Werkes, Major der polnischen Armee, der eine geheime Verbindung — die Patriotische Gesellschaft —, die nach Freiheit der Nation strebte, gründete, dann, nach deren Entdeckung, degradiert, eingekerkert und während des November-Aufstandes vom Großfürsten Konstantin heimlich entführt, bis zu seinem Lebensende 1868 in Schlüsselburg namenlos (wie in der Bastille „Die eiserne Maske") verbleibt, wird zum Symbol der ganzen Nation. Askenazy gelang es, das Tagebuch dieses Märtyrers ausfindig zu machen, die Begebenheiten mühsam in den bisher unzugänglichen Archiven zu erforschen und so ein neues, auf streng historischer Grundlage basiertes Bild der Verhältnisse, die in Kongreß-Polen herrschten, zu entwerfen. Die dort existierenden Geheimvereine werden im Zusammenhange mit der europäischen Freimaurerschaft gezeichnet. Der Verfasser berücksichtigt die Aktion der russischen Politik, wie auch die Maßregeln der Geheimpolizei und zeigt, wie alles zum bewaffneten Aufstande führen mußte, da von Anfang an ein tiefer Konflikt zwischen der vielversprechenden Konstitution Kongreß-Polens und der absoluten russischen Regierungstendenz bestand. Die Evolution des Caren Alexander I. vom Führer des Liberalismus in den ersten Zeiten seiner Regierung zum Verfechter der Reaktion am Lebensende, wie auch sein wechselndes Verhältnis zur polnischen Nation vom Positiven zum Negativen und auch zu seinen beiden Brüdern, dann die Entwicklung der Beziehungen Konstantins zu Polen, — alles das wird meisterhaft, in einer ganz neuen Gestalt dargestellt.

In dem von Askenazy angeführten Testamente des Majors Łukasiński lesen wir:

„Jeder Aufstand, gerade auch öfters wiederholt, ist ein Manifest, nicht einzelner Personen, sondern des ganzen Volkes. Er redet laut zur ganzen Welt und kann in der Zukunft Freiheit bringen. Die ersten aufständischen Führer, speziell in Polen, sind wahrhaft freiwillige Opfer, die ihr Leben fürs Vaterland hingeben, ohne an sich oder an den Sieg zu denken, den sie doch im ungleichen Kampfe nicht erhoffen können."

Dies wäre der Ausgangspunkt für die Beurteilung des November-Aufstandes.

Weder alle seine Gedanken noch Schlüsse konnte der Verfasser, gehemmt durch die herrschende Zensur, damals zum Ausdruck bringen. Auch ein Teil der gesammelten Materialien mußte unpubliziert bleiben, jedoch der ausschlaggebende Schritt zu dem

Umsturze der bisherigen Auffassung, wie es vorher nur von den Dichtern in vorahnender Intuition vorausgesagt war, ist damit geschehen. Prof. Askenazy bewies mit historischer Genauigkeit, daß das Zusammenleben der beiden Nationen sich nicht friedlich gestalten konnte und zeichnete meisterhaft die Epoche, welche dem November-Aufstand vorangeht.

Im Jahre 1929 haben wir eine vermehrte, verbesserte Neuauflage dieses seines Meisterwerkes zu verzeichnen, in dem Askenazy alles das, was früher nur zwischen den Zeilen zu lesen war, frank und frei ausspricht und den Rest seiner Materialien publiziert. Die Auffassung und Darstellung blieb unverändert, ebenso die Schönheit und Plastik der Sprache.

In seine Fußtapfen traten seine Schüler, die sich aber mehr Kościuszko und dem Napoleonischen Zeitalter zuwandten und in dieser Hinsicht viel Neues brachten.

Die Person des Maurycy Mochnacki, sein unruhiger Geist, sein hervorragendes Talent, seine Waghalsigkeit, wie auch sein historisch-politischer Standpunkt zog mehrere Schriftsteller an; so können wir um das Jahr 1910 drei hervorragende Monographien über Mochnacki verzeichnen, welche sich mit der Darstellung seiner genialen Persönlichkeit auf Grund der damaligen Verhältnisse befassen. Dies sind Jan Kucharzewski, Stanisław Szpotański und Artur Śliwińki[11]). Letzterer behandelt den jungen Volkstribun mit besonderer Vorliebe und wenig Objektivität. Śliwiński verfaßte auch eine Biographie des Lelewel (1786—1831), dessen Bild zeichnete diese Darstellung ohne Voreingenommenheit und wirklich wahrheitsgetreu. Auch eine populäre Schilderung des November-Aufstandes hat Śliwiński 1910 veröffentlicht. Das Buch ist äußerst interessant geschrieben, aber steht ganz unter dem Einflusse Mochnackis und kommt zu dem Schluß, daß der Aufstand „durch Selbstmord zu Grunde gegangen ist".

Michał Sokolnicki bringt in seiner Monographie „Skrzynecki" (1914) eine sehr gründlich gefaßte Kritik der Persönlichkeit des polnischen Oberbefehlshabers.

In den darauf folgenden bewegten Jahren blieb wenig Zeit für historische Forschung übrig. Geschichte wurde ausgefochten, nicht geschrieben.

Im Verbande mit der Wiedererlangung der politischen Selbständigkeit Polens ist wieder ein Aufschwung in der historischen Forschung besonders des 19. Jahrh. wahrzunehmen. Dies ist vor allem dem Umstande zu verdanken, daß die bisher unzugänglichen Quellen, in den russischen, preußischen und österreichischen

---

[11]) Kucharzewski, Jan: „Maurycy Mochnacki", Kraków-Warszawa 1910. Szpotański, Stanisław: „Maurycy Mochnacki", Kraków 1910. Szpotański, Stanisław: „Mochnacki", Profil historyczny, Kraków 1910. Śliwiński, Artur: „Maurycy Mochnacki", Lwów 1910. Śliwiński, Artur: „Joachim Lelewel", Zarys biograficzny lata 1786—1831. Warszawa 1918. Śliwiński, Artur: „Powstanie listopadowe", Kraków 1910.

Archiven verborgen, zugänglich wurden und die fördernde Obhut des Staates und das gesteigerte Interesse der Nation der geschichtlichen Forschung zugute kamen. Vieles Dunkle wurde aufgeklärt, neue Tatsachen ans Licht gebracht dank der unermüdlichen Arbeit und Forschung der polnischen Meister der Geschichtskunde und der Plejade ihrer Schüler.

Der Besitz einer eigenen Wehrmacht hatte zur Folge, daß sich ein spezielles Interesse den polnischen Truppen zuwandte, die vor 100 Jahren den Befreiungskampf mit dem Caren ausfechten wollten. Das schwere Ringen, die erzielten Erfolge, die erlittenen Niederlagen wurden im ganzen wie auch im detail zum Gegenstand der Forschung und hatten eine Revision der früher gefaßten Urteile auf Grund neuer Quellen, Methoden und neuer politischer Einstellung zur Folge.

„Nun kann sich die polnische Historiographie zu einem kritischen, objektiven, ruhigen Urteil über die entlegenen Dinge aufschwingen, mit Gefühl und Ehrfurcht für die Vergangenheit", wie dies General Kukiel in seinem letzten Werke „Maciejowice" zum Ausdruck bringt. Angesporнt durch die herannahende hundertjährige Feier des November-Aufstandes erschien eine Anzahl kritischer Abhandlungen. In seiner Monographie: „Verschwörung des Wysocki und die Nacht des 29. November" (1925) befaßt sich Wacław Tokarz [12]) mit der Darstellung jener folgenschweren Nacht, in der die Jugend unter Wysockis Anführung die Fackel der Empörung ins Land schleuderte. Tokarz spinnt den von Askenazy begonnenen Faden weiter in der Geschichte der Epigonen des Łukasiński und der Patriotischen Gesellschaft, deren Werk die Verschwörung der Kadettenschule, der Anschlag auf den Großfürsten Konstantin, wie auch der Ausbruch des Aufstandes war. Tokarz beschäftigt sich mit der Ergründung ihres Ideenganges und ihrer Pläne. Vor den Augen des Lesers entfaltet sich der Zug Wysockis und seiner Jünger, deren Evangelium „Die Ode an die Jugend" des Mickiewicz war und die den unverwischten Eindruck der mitangesehenen Züchtigung des Łukasiński im Herzen trugen. Sie haben keinerlei persönlichen Ansprüche. Jeder persönliche Ehrgeiz liegt ihnen fern. Unter dem Einflusse der Epigonen der „Patriotischen Gesellschaft" entsteht ihre Verschwörung, deren Zweck und Endziel die Entfachung der Revolution war, die aber von den Führern der legalen Politik der Nation sanktioniert werden sollte. Sie selber werden freilich, nachdem sie die Initiative gegeben, „wie Weihrauch verbrennen".

In der Absage der Verbündeten, in ihrer Unentschlossenheit, dem Mangel jeder persönlichen Initiative, die Führung und Macht an sich zu reißen, sieht Tokarz den verhängnisvollen Anfang jener Ohnmacht des November-Aufstandes, die ihn dann zum Falle

---

[12]) Tokarz, Wacław: „Sprzysiężenie Wysockiego i Noc Listopadowa", Warszawa 1925.



brachte. Die Ursache der bitteren Niederlage wäre nach Tokarz schon in dem planlosen Ausbruche, in dem fieberhaften Fahnden nach demjenigen, der die Verantwortung auf sich nehmen sollte und die Nation zu leiten geneigt wäre, in dem aussichtslosen Appell an die Kriegshelden der Napoleonischen Epoche, denen jedoch der Glauben an den Erfolg fehlte, zu finden. Der Aufstand, der, dank Rußlands Schwäche nach dem türkischen Kriege, gewichtige Chancen hatte, erlitt eine Niederlage dadurch, daß vom ersten Moment an verhängnisvolle Fehler begangen worden sind. Aus dem ersten Enthusiasmus wurde kein Nutzen gezogen, er wurde nicht in die richtigen Bahnen gelenkt, gleichzeitig aber gab der Aufstand seine Treffer aus der Hand durch die Freilassung des Großfürsten Konstantin und der russischen Militärformationen.

Dieselbe Idee vertritt Tokarz auch in seinem zweiten Werke, welches ein Gesamtbild des November-Aufstandes gibt und anläßlich der Hundertjahrfeier erschien.

„Der polnisch-russische Krieg 1830—1831"[13]) (1930), das Resultat langjähriger Arbeit und Forschung, ist, sensu stricto, eine militär-geschichtliche Arbeit, die erste dieser Art in der polnischen Literatur, welche sich bis nun fremdländischer Bearbeitungen bedienen mußte. Der Verfasser berücksichtigt nicht nur die früher bekannten Quellen, alle in- und ausländischen Bearbeitungen und Memoiren, die er genauer Kritik unterzieht, aber auch ganz neue Materialien, die, von Sovetrußland revindiziert, ganz neu der Forschung zugänglich sind.

Die Ergebnisse kontrolliert Tokarz mit Zuziehung der Akten des Generalstabs, der Kriegskommission und auch zahlreicher Privatsammlungen, um mit großer Gründlichkeit und Präzision, unter Benützung der neuesten Errungenschaften der strategischen Wissenschaft, zu ganz neuen Resultaten zu gelangen, die vielmals die bisher gefällten Urteile richtigstellen. Zur genaueren Beleuchtung der Ergebnisse begnügt sich der Verfasser nicht mit der Charakteristik der beiderseitigen Streitkräfte und Feldherrn, sondern gibt auch eine gründliche Darstellung des politischen, militärischen und wirtschaftlichen Hintergrundes der Ereignisse. Wir finden in dem Werke eine genaue Angabe der Fläche Kongreßpolens, der Bevölkerung, der Mobilisierungsmöglichkeiten, des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und Gewerbes, der Verkehrsmittel u. dgl. Auch die Anteilnahme der Provinz Posen und Galiziens wird berücksichtigt. Die Streitkräfte Polens finden wir hier zum ersten Male ganz genau dargestellt, wie auch alle Kriegspläne und ihre Ausführung. Nach soviel Mühe, welche dies genaue Studium verursachte, stand der Verfasser vor einer neuen Frage. Nicht warum eben dieser Krieg mit einer Niederlage der polnischen Armee endete, denn ein Gegner, wie Rußland i. J. 1830, mit seiner Kriegsbereitschaft, die zu seiner

[13]) Tokarz, Wacław: „Wojna polsko-rosyjska 1830—1831", z atlasem Warszawa 1930.

Intervention im revolutionären Westen vorbereitet war, war schwer zu besiegen. Für Tokarz lautet die Frage anders: warum dieser Krieg von polnischer Seite so ohne Schwung und Initiative geführt wurde, ohne eine Entscheidung auf den Kriegsfeldern zu erheischen, stets sich in kleinen Kämpfen zersplitternd und erschöpfend, keine großen Siege anstrebend, trotzdem die Opferfähigkeit der Nation in kurzer Zeit eine derart gute Organisation und Armee geschaffen hat, deren Tapferkeit in Legende und Dichtung überging, und für Rußland, wie es die nun veröffentlichten Korrespondenzen der Feldmarschälle Dibitsch und Paskevič mit dem Caren Nikolaus ergeben, eine Krisis bildete, welche die Krim-Niederlage zur Folge hatte? Eine merkwürdige Ohnmacht in Verbindung mit einem schrecklichen Fatum sieht der Verfasser auf dem November-Aufstand lasten. So war es: Chłopicki wird in dem Momente verwundet, wo er, ganz Napoleonischer General, die Scharen bei Grochow zum Siege führt. — Bei der darauffolgenden Feldherrnwahl versteht der indolente, aber persönlich mutige und waghalsige Skrzynecki sich der Regierung aufzudrängen, um, wankelmütig, talentlos und dabei voll Ehrgeiz, wie er war, die weiteren Kriegsereignisse hemmend zu beeinflussen. Der Regierung hingegen, allen Parteien und Feldherrn, trotzdem sie ihm kritisch gegenüberstanden, fehlt der Mut, seine Absetzung zu verlangen. Es gab keinen Führer, niemanden, der die Verantwortung auf sich nehmen wollte. Dieser Beispiele gibt uns der Verfasser viele, Schritt auf Schritt das Beginnen der Aufständischen in gründlicher Analyse des ganzen Feldzuges, jeder Schlacht und jedes Entschlusses verfolgend. Indem Tokarz die nichtausgenützten Möglichkeiten darstellt, kommt er zum Schlusse, daß die Schuld nicht nur auf die Feldherrn und Führer des Aufstandes zurückfällt, denen der Glaube an den Erfolg und der feste Wille, den Sieg zu erfechten, fehlte, sondern auch auf diejenigen, die den Aufstand entfacht, ihn aber zu lenken scheuten und nicht imstande waren, den Druck des elementargewaltigen Patriotismus der Massen auf die Herrschenden wirken zu lassen.

Die Menge von Details, welche Tokarz in mühsamer Arbeit angehäuft und mit Genauigkeit wiedergegeben hat, erdrückt beinahe den großzügigen Ideengang des Darstellers; immerhin ist sein Werk das letzte, stärkste und vollkommenste auf dem Gebiete der militärhistorischen Darstellung des russisch-polnischen Feldzuges von 1831.

Kleine Beiträge zur Ergründung dieser Epoche gab uns Tokarz bereits früher in seinen Schriften „Die polnische Armee vom Jahre 1815—1830“ (1917)[14], in einer kritischen Analyse der Schlacht „Ostrołęka“[15]) u. dgl., wie auch in kleinen Aufsätzen, welche in periodischen Zeitschriften und wissenschaftlichen Publikationen veröffentlicht wurden. Tokarz ist neben Askenazy, der die

[14]) Tokarz, Wacław: „Armja Królestwa Polskiego 1815—1830“, Piotrków 1917.
[15]) Tokarz, Wacław: „Bitwa pod Ostrołęką“, Poznań 1922.

politische Lage Kongreßpolens dargestellt hat, der beste Kenner der Zeit des November-Aufstandes, speziell in bezug auf die militärischen Operationen. Auf der in Paris im Oktober 1930 zur Erinnerung an den November-Aufstand abgehaltenen Sitzung hielt Tokarz das Hauptreferat unter dem Titel „Der polnische Aufstand in Beleuchtung des österr. Konsuls Oechsners“ [16]). Askenazy soll jetzt, wie verlautet, an einer großen Monographie über den Ursprung des November-Aufstandes arbeiten. — Einen Versuch, den Ausbruch des Aufstandes, die Nacht des 29. November, nach den Akten des Prozesses der Teilnehmer, welcher vor dem höchsten Gerichtshofe nach dem Aufstande stattfand, unternahm ein Jurist, Dr. Julius Stanisław Harbut, in zwei Ausgaben (1926 und 1930) seiner Untersuchung: „Die Nacht am 29. November“ [17]). Diese Abhandlung kommt freilich nach der gründlichen Darstellung von Tokarz gar nicht mehr recht in Betracht. Die vom Verfasser beabsichtigte Glorifizierung des Wysocki entbehrt eben jeder historischen Grundlage. Prof. Handelsmann gibt in seinem Werke „Die Entwicklung der Nationalität der Neuzeit“ [18]) ein Bild der politischen Strömungen jener Epoche, ihre Entstehung und Entwicklung im Verbande mit den Zeitereignissen. Auch eine Übersicht über den heutigen Stand der Forschungen des Jahres 1830—1831 gab im Oktober 1830 Handelsmann in seinem Vortrage [19]) in Paris. Angespornt durch ihren Meister, wendeten sich auch seine Schüler dem Studium dieser Epoche zu. Ihre interessanten Beiträge und Notizen, die viel Neues bringen, finden wir in der zur Ehrung der 25jährigen Lehrtätigkeit Handelsmanns herausgegebenen Festschrift gesammelt, welche bereits im Heft 2 und 3 des Jahrganges 1930 dieser „Jahrbücher“ von Otto Forst-Battaglia besprochen wurde. Es wäre hier nur noch die im Zusammenhang mit unserem Problem stehenden Arbeiten in Kürze zu erwähnen, so Edmund Oppmann „Aus dem Parteihader während des November-Aufstandes“ [20]). Er gibt eine konsequent durchgeführte, voller Temperament dargestellte Charakteristik Krukowieckis und beleuchtet die doppelzüngige Rolle dieses ehrgeizigen Greises in den Ereignissen des 15. September 1831 auf Grund seiner Korrespondenz.

St. Płoski bekräftigt durch gründliches Studium über die politische und militärische Laufbahn des Zaliwski das in der Historiographie bereits feststehende Urteil über diesen Streber und Aufwiegler [21]).

---

[16]) Powstanie polskie w oświetleniu austrjackiem konsula Oechsnera.
[17]) Dr. Juljusz Harbut: „Noc 29 Listopada“, I ed. 1926, II ed. 1930.
[18]) Handelsmann, Marceli: „Rozwój narodowości nowoczesnej“, Warszawa 1924.
[19]) „Stan obecny badań nad historją roku 1830—1831 w Polsce.“
[20]) Oppmann, E.: „Z walk domowych w powstaniu listopadowem“, Warszawa 1929.
[21]) Płoski, St.: „Działalność Zaliwskiego w wojnie polsko-rosyjskiej 1831“, Warszawa 1929.

Przelaskowski macht in seinem sehr interessanten Aufsatze auf den wesentlichen Unterschied in der Behandlung der Geschichte Kongreßpolens 1815—1830 durch die frühere und jetzige Historiographie aufmerksam, wobei er mit feinem Unterscheidungstalent der früheren, subjektive Ziele verfolgenden Geschichtsschreibung die jetzige, tendenzlose, objektive, nur das Problem als solches zu ergründen trachtende der letzten Zeiten (bis zum Jahre 1928) gegenüberstellt[22]).

Helene Więckowska bringt eine Zusammenstellung und kritische Besprechung der aus dem Rapperswyler-Museum heimgebrachten Manuskripte, den November-Aufstand betreffend[23]).

In den letzten Jahren wurden auch zwei sehr interessante Tagebücher publiziert, und zwar: Roman Sanguszko, nach Sibirien deportiert im Jahre 1831, nach dem Tagebuche der Mutter, Klementine Czartoryska, geb. Sanguszko, und der zeitgenössischen Korrespondenz herausgegeben[24]), hat das Märtyrerschicksal des Roman Sanguszko zum Gegenstand, welches seinerzeit sogar im englischen Unterhaus in Form einer Interpellation erörtert wurde. Die Briefe des Deportierten, dessen ganze Schuld eben war, daß er für die Freiheit seines Vaterlandes kämpfen wollte, und der voller Demut sein schweres Los trug und noch die trauernde Familie zu trösten versuchte, wirken tragisch, wie auch die fruchtlosen Bemühungen seiner Mutter, ihm Erleichterung zu schaffen. Das Tagebuch ist packend und spannend geschrieben voll Tiefe der Empfindung und edler Resignation und weckt sicher Mitgefühl und lebhaftes Nachempfinden beim Leser.

Das zweite Tagebuch, von Gabriele Puzyna, geb. Günther, verfaßt, „In Wilna und auf den lithauischen Höfen 1815 bis 1843“[25]), hat keinen tragischen Anstrich, malt aber, da die Verfasserin mit dem ganzen polnischen Adel vom Niemen bis zur Beresina verschwägert war, viel gereist ist und eine gute Beobachtungsgabe hatte, ein interessantes Kulturbild dieser Zeit und bringt viele Aufschlüsse über die Anteilnahme Lithauens an dem Aufstande.

In dem preisgekrönten Buche Janiks „Das Leben der Polen in Sibirien“[26]) finden wir viele Details über jene Unglücklichen, welche dort nach dem mißglückten Aufstande auf Geheiß des Caren ihr Leben beschließen mußten.

---

[22]) Przelaskowski, R.: „Stan badań nad dziejami Królestwa Kongresowego 1815—1830“, Warszawa 1929.

[23]) Więckowska, Helena: „Źródła rękopiśmienne do dziejów powstania 1830—1831 w bibljotece Rappersylskiej“, Warszawa 1929.

[24]) „Roman Sanguszko, zesłaniec na Sybir z r. 1831 w świetle pamiętnika matki ks. Klementyny z Czartoryskich Sanguszkowej oraz korespondencji współczesnej“, 1928.

[25]) Gabryela z Güntherów Puzynina: „W Wilnie i dworach litewskich“, Pamiętnik z lat 1815—1843, Wilno 1928.

[26]) Janik, M.: „Dzieje Polaków na Syberji“, Kraków 1928.

Da die Wirksamkeit des Generals Bem zum großen Teile in die Zeit des November-Aufstandes fällt, wo er vom Hauptmann am Anfange des Krieges bis zum General avancierte und sogar als Kandidat für das Armeeoberkommando in Betracht kam, so müssen auch die über ihn jetzt, anläßlich der Überführung seiner Gebeine ins Vaterland, geschriebenen drei Monographien, des Włodzimierz Bem de Cosban[27]), des Ludwik Naimski[28]) und Jan Galicz[29]) hier eingereiht werden. Alle befassen sich mit der Person des Generals auf dem Grunde der Ereignisse, bringen jedoch nicht viel Neues. In der Beschreibung des Naimski, der speziell das Verhältnis des Generals zu seinen Soldaten und seine militärischen Talente hervorhebt, ist auf die Plastik und Objektivität der Darstellung hinzuweisen.

Einzelne Episoden des Feldzuges und Monographien der hervorragendsten Teilnehmer sind bereits im Laufe der letzten Jahre erschienen und bringen neue, interessante Auffassungen, Details und Charakteristiken, ebenso die Monographie „Dwernicki“ [30]) in der Darstellung und Bearbeitung des Bronisław Pawłowski, die Schlacht bei Iganie von Jarecki[31]), „Die Warschauer Presse vor hundert Jahren“ von Eile[32]) u. a. m. in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte Skizzen.

Ein großer Fortschritt ist in der Quellenausgabe nach Form und Inhalt festzustellen.

Der vom Professor Tokarz auf dem 4. Historiker-Kongresse in Posen 1925 hervorgehobenen Notwendigkeit der Quellenausgabe zur Erforschung des Feldzuges von 1830—31 Folge leistend, übernahm das Historische Militär-Bureau die Herausgabe der Operationspläne.

Der erste Band dieser Publikation[33]) erschien bereits unter der erfahrenen Leitung des bekannten Historikers, des Obersten Bronisław Pawłowski und bringt die Dokumente, betreffend den Aufstand vom 30. November 1830 bis zum 4. März 1831 in chronologischer Reihenfolge geordnet und nicht nur die staatlichen, sondern auch die Privatsammlungen berücksichtigend. Die Akten sind durch den kundigen Verfasser ausgesondert, durch bereits bekannte Quellen kontrolliert und ergänzt worden. Die weiteren zwei Bände, bereits in Vorbereitung, sollen bis zur Liquidierung des Aufstandes reichen. Diese Edition wird den künftigen Forschern dieser Epoche das Studium durch den genauen Index am Schlusse jedes Bandes bedeutend erleichtern.

---

27) Bem de Cosban, Włodzimierz: „Generał Józef Bem“, Lwów 1925.
28) Naimski, Ludwik: „Generał Józef Bem.“
29) Galicz, Jan: „Generał Józef Bem, jego życie i czyny“, 1925.
30) Pawłowski, Bronisław: „Dwernicki“, Poznań 1922.
31) Jarocki: „Iganie“, Poznań 1923.
32) Eile, H.: „Prasa warszawska przed stu laty i współczesna jej ocena“ Warszawa 1929.
33) Źródła do dziejów wojny polsko-rosyjskiej 1830—1831 r. Wydał Bronisław Pawłowski, podpułkownik, Warszawa 1931.

Es erschienen auch die bis jetzt unpublizierten Protokolle des Revolutionssenates (Oberhauses) des November-Aufstandes, herausgegeben von Stefan Pomarański (Akademie der Wissenschaften 1930)[34]. In der Vorrede erzählt Pomarański, wie eben diese Protokolle bei dem Auszuge der revolutionären Regierung aus Warschau 1831, welche alle Staatspapiere mit sich fortgenommen hatte, zufällig vergessen worden sind und daher in die Hände der russischen Regierung fielen. Sie dienten auch später der russischen Staatsanwaltschaft im Beweisverfahren gegen die aufständische Regierung und deren Mitglieder und wurden daher den Akten des Höchsten Strafgerichtes einverleibt. Im Jahre 1915, während der Evakuierung Warschaus, wurden die Protokolle mit anderen Schriftstücken nach Moskau gebracht, von wo sie erst, nach dem Rigaer Vertrage revindiziert, im Jahre 1923 zurückgelangten und im Archive in Warschau untergebracht wurden. Die Ausgabe ist sehr sorgsam durchgeführt, die zahlreichen Anmerkungen und Erklärungen erleichtern wesentlich die Orientierung in diesen Protokollen, ihre Bedeutung hob seinerzeit Professor Askenazy hervor.

Unter der Redaktion des Majors Laskowski, Leiters des Historischen Militär-Bureaus, erschien ein äußerst nützliches Taschenhandbuch „Führer über die Kriegsfelder des polnisch-russischen Krieges 1830—31“[35], welches, mit Karten und Plänen versehen, dem Leser und Besucher alle Momente der Kriegsführung veranschaulicht. Die darin enthaltenen geschichtlichen Informationen berücksichtigen die neuesten Resultate der Forschung. Der Führer ist nach jetzigen topographischen Verhältnissen bearbeitet und leistet denjenigen, welche die Kriegsfelder besuchen wollen, große Dienste.

Auch eine Anzahl regionaler Monographien, welche den Anteil der einzelnen Landesteile im Aufstande zum Gegenstand haben, sind anläßlich der hundertjährigen Feier erschienen. Die meisten derartigen Publikationen kamen in Lemberg heraus, um die bisher nicht richtig eingeschätzte Anteilnahme Galiziens hervorzuheben. Sie beruhen auf Korrespondenzen, Memoiren und Akten des österreichischen Staatsarchivs in Lemberg.

Professor M. Laubert hat auch diesbezüglich einen Beitrag geliefert[36], in dem er Stadt und Provinz Posen bei Ausbruch des Warschauer Novemberaufstandes auf Grund der dortigen Stadtakten und Polizeiberichte behandelt und zu beweisen trachtet, daß „die preußische Regierung sich gegenüber der nationalpolitischen Bewegung in der Defensive befand ... und niemals die Grenze der

---

[34]) Pomarański, Stefan: Dyarjusz Senatu 1830—1831“, Wyd. Ak. Um., Kraków 1930.

[35]) Przewodnik po polach bitew wojny polsko-rosyjskiej 1830—1831 r. pod redakcją Mjr. Ottona Laskowskiego Warszawa 1931.

[36]) Laubert, M.: „Stadt und Provinz Posen bei Ausbruch des Warschauer Novemberaufstandes“, Deutsch. Wissensch. Zeitung für Polen, Posen 1930.

durch Staatsnotwendigkeit und die Rücksicht auf Ordnung und Gesetz vorgezeichneten Schranken verletzte".

Auch Sovetrußland gab einen Beitrag heraus, und zwar G. G. Pisarevskij, „Zur Geschichte der polnischen Revolution 1830—1831"[37]), wo der Verfasser den Aufstand eine Revolution der Szlachta nennt und ihren Mißerfolg der Vernachlässigung der sozialen Fragen, des Agrarproblems, zuschreibt. Als neue Quellen publizierte Pisarevskij einen Teil der Korrespondenz des Großfürsten Konstantin mit dem Caren Nikolaus, welche infolge des Ausbruches des Aufstandes nicht expediert wurde und die polizei-preventiven Maßregeln der russischen Regierung behandelt.

Der im November 1930 abgehaltene Warschauer Historiker-Kongreß widmete dem Problem des November-Aufstandes sein besonderes Interesse. Das Gedenkbuch dieses Kongresses verzeichnet in den Referaten mehrere diese Epoche betreffenden Beiträge, und zwar: Brezgo Bolesław „Über den Widerhall des Aufstandes in Witebsk und Livland"[38]), Eile „Über die Militäradministration des Aufstandes"[39]), Kozolubski „Über die polnische Strategie der ersten Periode des Feldzuges 1830"[40]), A. Lewak, „Über die Ideenwandlung während der Emigration 1831—46"[41]), Professor Lukinich (Budapest)[42]) erörterte die Stellungnahme der ungarischen öffentlichen Meinung während des November-Aufstandes, R. Przelaskowski besprach „Die Rolle Polens in der französischen intellektuellen Bewegung während der Juli-Monarchie"[43]), Więckowska über „Die Wandlung des politischen Ideenganges in Kongreßpolen 1815—1830"[44]).

Während des Historiker-Kongresses sind in den Vorreden sehr interessante Ideen von Professor Dembiński[45]) und Handelmann[46]) über die Stellungnahme der heutigen Generation zum

---

[37]) Pisarevskij, G. G.: „K Istorii polskoj revolucii 1830 goda, Baku 1930.

[38]) Brezgo, Bolesław: „Odgłosy powstania 1830—31 roku na Witebszczyznie i w Inflantach", Pam. V Zj. Hist. Cz. I. Lwów 1930.

[39]) Eile, H.: „Administracja w wojsku Księstwa Warszawskiego, Królestwa Polskiego i w powstaniu 1830/31", Pam. V Zj. Hist. Cz. I. Lwów 1930.

[40]) Kozolubski, Juljan: „Strategja polska pierwszego okresu wojny 1831 r.", Pam. V. Zj. Hist. Cz. I, Lwów 1930.

[41]) Lewak, A.: „Przemiany ideowe Wielkiej Emigracji", Pam. V. Zj. Hist. Cz. I. Lwów 1930.

[42]) Lukinich: „L'insurrection polonaise et l'opinion publique hongroise", Pam. V. Zj. Hist. Cz. I. Lwów 1930.

[43]) Przelaskowski, R.: „Rola Polski w ruchach intelektualnych francuskich za czasów monarchji lipcowej", Pam. V. Zj. Hist. Cz. I. Lwów 1930.

[44]) Więckowska, Helena: „Przemiany myśli politycznej w Królestwie Kongresowem 1815—1830", Pam. V. Zj. Hist. Cz. I. Lwów 1930.

[45]) Dembiński, Br.: „Powstanie listopadowe w oświetleniu posłów angielskich", Pam. V. Zj. Hist. Cz. II. Lwów 1931.

[46]) Handelsmann, Marceli: „O nasz dziesiejszy stosunek do historji porozbiorowej", Pam. V. Zj. Hist. Cz. I. Lwów 1930, Pam. V. Zj. Hist. Cz. II. Lwów 1931.

Problem des November-Aufstandes ausgesprochen worden. Auch der militärischen Diskussion während des Kongresses, welche den Feldzug auch von diesem Gesichtspunkte aus erörterte, muß hier Erwähnung getan werden. Einer der hervorragendsten polnischen Historiker von europäischem Rufe, der jüngst verstorbene Professor Ludwik Finkel, hat in der Vorrede zu einer populären Darstellung[47]) seine letzten Worte als Richtlinie für die jetzige Generation in der Betrachtung des November-Aufstandes hingeschrieben: „Die Frage lautet nicht mehr, durch wessen Schuld der Aufstand mit einer Niederlage endete, es mußte so sein, ohne Hilfe der auswärtigen Staaten, auf die man gerechnet hatte, mußte man der Übermacht erliegen. Eher sollte die Frage lauten, wie dies geschah, daß man sich so lange wehren konnte, auf welche Art und Weise eine so große, in der Geschichte fast unerhörte Tat vollbracht worden ist? ... Alle Führer, alle Soldaten dieser Zeit wachsen in unseren Augen zu Helden, die an die Tradition der Krieger des Königs Sobieski anschließend, durch Jahre hindurch bis zu den Legionen des Weltkrieges fortdauern. ...“ Daher empfiehlt dieser eminente Historiker der heutigen Forschergeneration, nicht voller Gehässigkeit den gemachten Fehlern nachzuspüren, sondern eher die bewiesenen Heldentaten und die gebrachten Opfer wahrheitsgetreu, ohne jede Tendenz, prüfend, darzustellen.

Das hundertjährige Jubiläum der Kämpfe, die, trotzdem sie mit einer Niederlage endeten, ein Zeugnis von Kraft und Tüchtigkeit gaben und vom heutigen polnischen Standpunkte aus nur als eine verlorene Schlacht in dem am Ende sieggekrönten Ringen der polnischen Freiheitskämpfe gelten, wurde von der ganzen Nation im Jubel begangen und gab zu einer Menge populärer Publikationen Anlaß, welche die Ereignisse jener Zeit mit mehr oder weniger Talent behandeln, die aber naturgemäß wenig Neues bringen, daher hier übergangen werden können.

---

[47]) Dr. Z. Krzemicka: „Powstanie listopadowe 1830—1831“, Lwów 1930.

III

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Dr. Josef Tvrdý, Prof. der Komenský-Universität in Bratislava: „Slavische Philosophie“, aus dem Sammelwerk: „Slované“, kulturní obraz slovanského světa. (Die Slaven, ein Kulturbild der slavischen Welt.) Unter der Redaktion von Dr. M. Weingart, Prof. der Karls-Universität in Prag. Abt. III. S. 209—291. Prag 1929.

Es ist für mich eine besondere Freude, über Tvrdýs Arbeit eine Rezension zu schreiben, und zwar schon aus dem Grunde, weil seine Auffassung der slavischen Philosophie sowie die ganze Argumentation zugunsten dieser Auffassung mit meinen diesbezüglichen Ideen und Ausführungen parallel laufen. Bereits im September 1927 trat ich in der letzten Plenarsitzung des II. Kongresses polnischer Philosophen in Warschau mit einem Referat über die slavische Philosophie auf, welches noch in demselben Jahre im „Przegląd filozoficzny“ Bd. XXXI veröffentlicht wurde. In diesem Referat ging ich von der Überzeugung aus, daß wir berechtigt sind, von einem allgemeinen slavischen Typus zu sprechen, welcher selbstverständlich und vielleicht in erster Linie auch im philosophischen Denken zum Ausdruck kommt, obzwar andererseits wieder nicht zu leugnen ist, daß alle slavischen Völker dadurch, daß sie jedes für sich in verschiedenen materiellen und geistigen Verhältnissen lebten, ihre besonderen, spezifischen Eigenschaften, ihre psychische Individualität herausgebildet hatten. Damals stellte ich die Behauptung auf, daß unter den verschiedenen slavischen Philosophen eine innere Ähnlichkeit vorhanden ist, daß gewisse gemeinsame Fehler wie auch gleiche Werte bestehen, welche diese Kultursphäre als ein Ganzes erscheinen lassen und auch neue, aus dieser Erkenntnis sich ergebende Richtlinien für die weitere Entwicklung festsetzen.

Gerade so, wie ich seinerzeit, behandelt Tvrdý im ersten Abschnitt seiner Arbeit das Problem der slavischen Philosophie im Zusammenhange mit einer anderen, nicht minder interessanten Frage, und zwar der Frage der nationalen Philosophie überhaupt, die er ebenfalls im positiven Sinne zu lösen versucht. Er verwirft die Meinung einiger Gelehrter, welche den nationalen Charakter der Philosophie mit der Begründung verneinen, daß die Philosophie als eine objektive Disziplin über alle Äußerungen des konkreten Lebens erhaben, nur den Gesetzen der eigenen systematischen Entwicklung folgen soll. Denn, wenn wir heute sogar in den exakten Wissenschaften das nationale Element wiederzuerkennen glauben, muß die Bedeutung der subjektiven Elemente um so eher in der Philosophie anerkannt werden, welche mit dem konkreten Leben einen viel innigeren Kontakt eingeht, als alle anderen Disziplinen sonst. Aber die subjektiven Elemente, welche in der Philosophie zum Ausdruck kommen, hängen nicht nur von der materiellen und geistigen Organisation des Individuums ab, sondern sind

auch durch seine Zugehörigkeit zur Gesellschaft und Rasse bedingt, welch letzterer Umstand für die Berechtigung der Annahme der slavischen Philosophie spricht.

Wenn es sich darum handelt, die allen Slaven gemeinsamen Merkmale der psychischen Struktur nachzuweisen, muß vor allem festgestellt werden, daß die Slaven, was Rasse und Kultur anbelangt, gemeinsamen Ursprung haben, wenngleich sie durch die weitere Entwicklung und spätere Geschichte so weit auseinandergebracht wurden, daß einige von ihnen auch rein körperlich von dem ursprünglichen Typus abweichen. Trotzdem konnten die späteren Veränderungen die ursprünglichen, gemeinsamen Züge nicht verwischen. Unsere Aufgabe besteht nach der Meinung Tvrdýs darin, aus dem Chaos des Mannigfaltigen, Sekundären das Gemeinsame, Primäre herauszuschälen und es zu einer Synthese zu vereinigen. Der Verfasser ist sich der Schwierigkeit der ganzen Problemstellung vollkommen bewußt und betrachtet diesen allgemein slavischen Typus als eine intuitive Hypothese, deren Berechtigung darin besteht, eine gewisse Einheitlichkeit in die Darstellung der Leistungen der Slaven auf dem Gebiete der Philosophie zu bringen. Also Gründe methodologischer Natur haben den Autor veranlaßt, die Frage der slavischen Philosophie aufzurollen, während der Ausgangspunkt meiner Untersuchungen im Bereiche der Empirie liegt und auf die unleugbare Tatsache zurückzuführen ist, daß die Resultate der philosophischen Spekulation bei den Slaven keinesfalls mit den Errungenschaften ihrer sonstigen intellektuellen Arbeit gleichen Schritt halten. Hauptsächlich auf dem Gebiete der theoretischen Philosophie besitzen die Slaven keinen einzigen großen Denker, dessen System bedeutenden philosophischen Systemen anderer europäischer Völker gleichgestellt werden könnte. Dieser Tatbestand läßt sich durch keine äußeren Umstände materieller Natur, unter welchen das historische Leben der Slaven vor sich ging, erklären, sondern erfordert die psychologische Analyse der geistigen Struktur der Slaven, die Erschließung aller Geheimnisse ihrer Seele. Und in diesem Punkte führen wieder unsere Wege zusammen, nachdem wir uns beide mit den grundlegenden Zügen der slavischen Mentalität befassen.

Was uns dabei zuerst in die Augen fällt, ist das starke Überwiegen des emotionellen über das rationale Element. Diese Eigenschaft ist charakteristisch für die Slaven, deren Leidenschaftlichkeit in extremen, entgegengesetzten Gefühlen von starker Intensität zum Ausdruck gelangt. Nachdem aber die Gefühle bedeutend mehr individuelle Färbung als andere psychische Elemente aufweisen, führt ihre Vorherrschaft zur Ausbildung einer starken Neigung zum extremen Individualismus und sogar Anarchismus, was im Laufe der Geschichte für einzelne slavische Völker katastrophale Folgen gehabt hat. Tvrdý gibt selbstverständlich zu, daß diese psychischen Dispositionen nicht bei allen Slaven in gleichem Maße ausgeprägt sind, er führt zahlreiche Beispiele dafür an, daß zwischen den Čechen und Russen Unterschiede der Quantität bestehen, die jedoch die gleiche grundlegende geistige Einstellung der Slaven keinesfalls negieren. Liebe und Haß, diese mächtigen Regungen des menschlichen Gefühls, spielen eine bedeutende Rolle im Leben und in den Werken sowohl großer Russen (Tolstoj, Dostojevskij, Solovev) wie auch großer Polen (Mickiewicz, Przybyszewski) und Čechen (Mácha, Vrchlický), um sich nur auf einige Namen zu beschränken.

Eine andere charakteristische Seite der slavischen Psyche, welche im Gefühlsleben fundiert ist, bildet der Mystizismus der Slaven, welcher sich wesentlich von der deutschen Mystik unterscheidet. Es ist keinesfalls dieses allmähliche Eindringen in die Untiefen des menschlichen Geistes, wie wir es bei Meister Eckehardt konstatieren können, sondern eher eine Art Verträumtheit, welche alle Dinge und Prozesse mit dem Nimbus des Geheimnisvollen überspannt und leicht zum Aberglauben neigt.

Der Mystizismus bildet den Übergang zu einer weiteren Haupteigenschaft des slavischen Typus, und zwar zur tiefen Religiosität, welche bei

allen Slaven sowohl in der Gegenwart, wie auch in der Vergangenheit den Hauptbestandteil der national-psychischen Struktur ausmacht. Auf diesen drei Grundeigenschaften der slavischen Seele ruht der ganze Komplex philosophischer Fragen, welchen die große Mehrzahl der slavischen Philosophen ihr Augenmerk zugewendet hat.

Um aber ein vollständiges Bild der slavischen Philosophie zu bekommen, muß man auch die im geistigen Leben der Slaven vorherrschenden Tendenzen einer kurzen Analyse unterziehen. Was nach der Meinung des Verfassers den Slaven gänzlich fehlt, ist jener aufbauende und ordnende Sinn und der für die Deutschen so charakteristische Schwung des abstrakten Denkens, welche Faktoren allein imstande sind, zur Ausbildung großer Systeme beizutragen. Im Zusammenhang mit diesem Umstande wird das philosophische Denken der Slaven konkret, praktisch, unmittelbar mit dem Leben verknüpft; in den Mittelpunkt seines Interesses stellt es nicht die Erkenntnis, ihre Möglichkeit und ihre Grenzen, sondern in erster Linie den Menschen, sein Schicksal, das menschliche Leben und seinen Sinn. Neben dieser praktischen Tendenz des slavischen Denkens, neben seiner Neigung zu den Problemen der Ethik, der Geschichtsphilosophie, der Soziologie tritt bei den Slaven eine starke Realisierungstendenz hervor, welche die Resultate theoretischer Überlegung sofort in die Wirklichkeit umzusetzen trachtet. Diese Realisierungstendenz, das Prinzip der Umsetzung der Theorie in die Praxis wird von den slavischen Philosophen auch bei der Einrichtung des individuellen, privaten Lebens eingehalten und schafft solche Typen, wie Skovoroda, Tolstoj, Vladimir Solovev, Chomjakov, Masaryk u. a. m.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der slavischen Philosophie geht Tvrdý zu einer kurzen, schematischen Darstellung slavischer Philosophen über, unter welchen die polnische, russische, čechische und jugoslavische Philosophie eigene Gruppen bilden. Die bulgarische Philosophie wird in die jugoslavische miteinbezogen, die ukrainische geht in der russischen spurlos auf. Skovoroda, Lesevyč, Jurkevyč u. a. sind russische Philosophen ohne den geringsten Vorbehalt. Das mutet einen um so merkwürdiger an, als der Verfasser auf der anderen Seite den Prager Philosophen Bernhard Bolzano auch ohne den geringsten Vorbehalt der čechischen Kultursphäre hinzurechnet. Wenn also Ukrainer wie die oben erwähnten Schriftsteller, die sich nie als Russen fühlten, für russische Philosophen vielleicht aus dem Grunde erklärt werden, weil sie ihre Werke gezwungenermaßen russisch schrieben, wie kann gleichzeitig Bolzano, der deutsch schrieb, zum čechischen Philosophen gestempelt werden? Auch kann den Verfasser der Umstand nicht entschuldigen, daß er keine Möglichkeit gehabt hatte, mit der ukrainischen philosophischen Produktion bekannt zu werden, denn gerade die ukrainische Literatur besitzt eine ausgezeichnete philosophische Bibliographie von Čyževškyj, welche in Prag in zwei Auflagen erschien. Aber abgesehen von diesem Fehler, welcher vielleicht auf die politische Einstellung des Autors zurückzuführen ist, bildet die Arbeit Tvrdýs den ersten in der neueren Zeit unternommenen Versuch, die philosophischen Strömungen im geistigen Leben der Slaven zusammenfassend darzustellen. „Der Grundriß der slavischen Philosophie" von Klym Hankevyč ist mangelhaft und veraltet und die diesbezüglichen Zusammenstellungen im Überweg-Heinze viel zu kurz und fragmentarisch. Auf verhältnismäßig wenig Seiten (61) gibt uns der Verfasser ein umfangreiches Material, welches nach Epochen und Problemenkreisen geordnet, ein richtiges Bild der philosophischen Produktion der Slaven liefert. Es ist vollkommen begreiflich, daß bei einer so weit gesteckten Aufgabe sich in deren Ausarbeitung gewisse Mängel einschleichen mußten, wenn man bedenkt, daß beinahe keine Vorarbeiten vorhanden waren. Zu seiner Entschuldigung fühlt sich daher Tvrdý veranlaßt, die Worte Kádners zu zitieren, daß „es für einen Čechen viel leichter sei, einen Überblick über die deutsche, französische, englische Philosophie, Logik, Psychologie usw. zu geben, als über den Stand dieser Disziplinen bei den slavischen Völkern zu referieren".

Mit Rücksicht auf die gewaltigen Schwierigkeiten, welche bei der Erfassung des ganzen Materials zu überwinden waren, bildet die Arbeit Tvrdýs eine anerkennenswerte Leistung, welche in einer ausführlichen und detaillierten Darstellung des Gegenstandes ihre Ergänzung finden möge.

Berlin. J. Mirtschuk.

Dr. Irene Grüning: Die russische öffentliche Meinung und ihre Stellung zu den Großmächten 1878—1894. — („Osteuropäische Forschungen." Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hoetzsch. Neue Folge, Band 3.) 220 S. Osteuropa-Verlag, Berlin und Königsberg Pr.

Die Aufgabe, die im Titel des Werkes genau umrissen ist, versucht die Verfasserin an Hand der russischen Presseorgane und der wichtigsten deutschen und französischen Äußerungen zu lösen. Im ersten Teil der Veröffentlichung werden die allgemeine Lage der russischen Presse und die Zensurbedingungen geschildert. Der für Rußland charakteristische Unterschied zwischen Residenz und Provinz wird besonders hervorgehoben; die provinzielle Presse, die der Präventivzensur unterworfen war und einen offiziösen Charakter trug, ist für die Untersuchung belanglos; die hauptstädtischen Blätter gewinnen dadurch an Bedeutung; ihnen war die auswärtige Politik sicherstes Gebiet, da innerpolitische Ereignisse nur mit äußerster Vorsicht und auch dann im Sinne der Regierung behandelt werden durften. Ein Bild der russischen konservativen und liberalen Presse wird ferner aufgerollt; die wichtigsten Organe — die liberalen „Golos", „St. Peterburgskija Vedomosti", „Russkija Vedomosti", „Otečestvennyja Zapiski", „Vestnik Evropy", und die Konservativen — „Novoe Vremja", „Graždanin", „Rus'", „Moskovskija Vedomosti" und „Russkij Vestnik" werden hier charakterisiert; ihrer Gründer und Leiter — wie Kraevskij, Stasjulevič, Suvorin, Meščerskij u. a. wird in kurzen biographischen Skizzen gedacht. Ein besonderes Kapitel widmet die Verfasserin M. N. Katkov, dem „inoffiziellen Berater der obersten Gewalt" und seinen Organen — der großen Revue „Russkij Vestnik" und den „Moskovskija Vedomosti". Eine ausführliche Biographie dieses einflußreichen russischen Publizisten zeigt seine Wandlung vom liberalen Westlertum zum radikalen Konservatismus, der schließlich in der primitiven Formel „Glaube, Car, Vaterland" seinen Ausdruck finden konnte. Die Gunst Alexanders II. hat Katkov in seiner außergewöhnlich selbständigen Position befestigt. Mit dem Nachfolger des Caren, der zuerst Katkov oft zu Rate gezogen hat, kam es später zu scharfen Konflikten. Seine Stellung zur russischen auswärtigen Politik wurde zunächst durch seine starken Sympathien für das Dreikaiserbündnis gekennzeichnet, jedoch vor seinem Tode (1887) war Katkov an einer franco-russischen Annäherung interessiert. Die Bedeutung Katkovs sieht die Verfasserin in der Gestaltung der russischen öffentlichen Meinung zu einer Macht, mit welcher das In- wie das Ausland rechnen mußten. (Freilich kann es sich hier nur um die außenpolitische Meinung der konservativen Kreise handeln.)

Wichtiger als der erste Teil, der gleichsam als Einleitung dient, ist der zweite, in welchem die Stellung der russischen öffentlichen Meinung zu den Großmächten vom Berliner Kongreß bis zum Abschluß des franco-russischen Bündnisses behandelt wird. Politische Ereignisse, die in dieser Zeitspanne stattfanden, werden an Hand der Presseäußerungen Schritt für Schritt verfolgt.

Die Verfasserin unterscheidet drei Problemkomplexe, die die konservative und z. T. auch liberale Presse dauernd beschäftigen: 1. die Balkanfrage, 2. die mittelasiatische Expansion und 3. die fernöstliche Expansion. Auf die Haltung Deutschlands und Frankreichs, die an keinem dieser Probleme unmittelbar interessiert waren, den russischen Gegnern gegenüber — England in erster Linie, aber auch Österreich-Ungarn und Italien — kam

es der russischen Presse vor allen Dingen an: diese Stellungnahme beeinflußte das Verhältnis der russischen öffentlichen Meinung zu den Großmächten. In der erwähnten Zeitspanne vollzieht sich die Abkehr Rußlands von Deutschland und die Annäherung an Frankreich, die in dem Abschluß des franco-russischen Bündnisses gipfelt. Die Verfasserin zeigt an Hand des russischen Pressematerials, daß nach dem Berliner Kongreß, der die Notwendigkeit eines starken Bundesgenossen für Rußland zeigte, die deutschfreundlichen Stimmungen in der russischen Presse durchaus vorherrschend waren; erst die bulgarische Krise und die Revanchepolitik Frankreichs haben die für Deutschland günstige Stimmung getrübt. Hinzu traten andere Momente, wie z. B. Zollschwierigkeiten, die russophoben Angriffe einzelner deutscher Organe und vor allem Mangel an aktiver Unterstützung seitens Deutschlands in der Balkanfrage und der russisch-englischen Gegnerschaft. Doch nur der Rücktritt Bismarcks, die Kündigung des Rückversicherungsvertrags und die Annäherung Deutschlands an England haben die Abkehr der russischen Presse — des Katkovschen „Russkij Vestnik" an erster Stelle — und den Anschluß an Frankreich zur Folge gehabt.

Das umfangreiche, schwer zu beschaffende Material — die einzelnen Organe der russischen Presse — wurde hier von der Verfasserin zum erstenmal zusammengetragen und gesichtet. Die Heranziehung des Pressematerials für eine historische Untersuchung hat wertvolle Resultate gezeitigt: an Hand dieses Materials konnte die Verfasserin beweisen, daß vor dem Rücktritt Bismarcks keine deutschfeindliche Stimmung in der russischen Presse zu verzeichnen war. Andererseits konnte auf die Bedeutung der öffentlichen Meinung, die sich in einem absolutistischen Lande nur durch die Stimmen der Presse kundtut, für die Außenpolitik hingewiesen werden. Die Untersuchung ist nicht nur dem Historiker, sondern auch jedem politisch Interessierten zu empfehlen, da die Beziehungen der beiden Nachbarländer um 1894 bereits die Keime des Weltkrieges in sich bargen.

Berlin. Eugenie Salkind.

Hnatjuk, V.: Padura, Rylejev i dekabristy. (Padura, Ryleev und die Dekabristen.) — Abhandlungen der historisch-philologischen Abteilung der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften. B. XVIII. Kiev 1928.

Obwohl die Nachahmungen der ukrainischen Kosakenlieder von T. Padura seinerzeit besonders in der rechtsuferigen Ukraine sehr verbreitet und beliebt waren, blieb das persönliche Leben des Dichters bis jetzt ziemlich unerforscht. Das bietet einen dankbaren Grund für ganz falsche Annahmen über das Leben und Wirken Paduras. Zu einer solchen gehört auch die in der Literatur über den russischen Dichter K. Ryleev sehr verbreitete Annahme, daß der letztere in seinen Werken aus der ukrainischen Vergangenheit von Padura beeinflußt war. Der Verf. stellt auf Grund der chronologischen Angaben fest, daß von einem solchen Einfluß gar keine Rede sein kann, da die Lieder Paduras, deren Widerhall man in den Werken Ryleevs finden wollte, später als die letzten geschrieben wurden.

Weiter befaßt sich Verf. mit der wenig geklärten Frage der Verhandlungen, die kurz vor dem Ausbruche der Dezemberrevolution v. J. 1825 zwischen den Mitgliedern der russischen und polnischen geheimen Gesellschaften stattfanden und denen auch Padura beiwohnte. Was den Ort dieser Verhandlungen wie auch deren Verlauf anbetrifft, stimmen die Angaben der vorhandenen Quellen nicht überein. Als Ort wird hier Żytomir in Wolhynien wie auch Wasylkiv im Kiever Gouvernement genannt. Ebenso was den Verlauf der Verhandlungen anbetrifft — obwohl sie alle darin übereinstimmen, daß Padura ihnen beigewohnt hat und eine Ansprache hielt, in der er die anwesenden Russen und Polen an die ukrainische Nation und ihre Rechte erinnerte; über die Einzelheiten aber widersprechen sich die Quellen wesentlich.

Verf. seinerseits hält es für durchaus möglich, daß Padura an den Verhandlungen der russischen und polnischen Revolutionäre teilgenommen hat. Was aber den Ort der bezeichneten Verhandlungen anbetrifft, so neigt sich Verf. der Annahme zu, daß sie in Żytomir stattfanden, wo der Bruder Paduras als Sekretär des Gouvernementmarschalls Grafen Mościnski, eines sehr tätigen Mitglieds der polnischen geheimen Gesellschaft weilte.

Berlin. I. Losskyj.

Belaruski Archiv. T 1. (16—17 st.) — Minsk. Verlag: Inst. Belarus. Kul'tury. 1927. 267 S.

Das vorliegende Buch bildet den zweiten Teil des I. Bandes der ersten Serie des „Weißrussischen Archivs". Das „Weißrussische Archiv" stellt eine Sammlung von Abhandlungen und Aktenpublikationen zur Geschichte und Archäologie Weißrußlands dar. Die Materialien der vorliegenden Publikation sind in der Hauptsache dem Archiv der Kanzlei des Großfürstentums Litauen entnommen, d. h. der sog. „Litauischen Metrik". Dem Inhalt nach sind die Materialien in drei Unterabteilungen verteilt: 1. Akten der höchsten Organe des Großfürstentums Litauen (der Rada und des Sejms, 1548—1566). S. 1—29. — 2. Akten der örtlichen Anstalten. Diese beziehen sich unmittelbar auf die Angelegenheiten der weitesten Schichten der städtischen und ländlichen Bevölkerung im Zeitraum 1562—1697. (S. 30—209.) — 3. Akten des Fiskus des Großfürstentums Litauen. Diese Akten umfassen ausschließlich finanziell-wirtschaftliche Angelegenheiten allgemein-staatlicher Bedeutung und beziehen sich auf den Zeitraum 1562—1610. (S. 209—230.) Die Materialien der ersten und dritten Unterabteilung sind nach Kopien veröffentlicht worden, die Prof. Dovnar-Zapolski in den Archiven von Krakau, Warschau, Leningrad und Moskau von den Originalen angefertigt hat; die Reproduktion der Akten in der Unterabteilung 2 erfolgte nach Kopien, die unter der Aufsicht von Z. I. Dovgjallo in dem Archiv der Stadt Mohilew angefertigt wurden.

Bei jedem Dokument ist das entsprechende Manuskript genau angegeben.

Die Dokumente der vorliegenden Publikation geben eine Vorstellung namentlich von dem sozial-ökonomischen Leben, den rechtlichen Formen des Lebens und der sozial-ökonomischen Struktur der weißrussischen Städte im 16. bis 17. Jahrh. Die Dokumente des ersten Teils bringen neue Tatsachen für die weißrussische Geschichtsforschung. In diesem Teil sind enthalten: 1. Vertrag des Obersten Geheimen Rates des Großfürstentums Litauen mit dem Großfürsten Sigismund August II. aus dem Jahre 1548. Dieser Vertrag ist bereits in „Akty zapadnoj Rossii", Band 4, Nr. 1, veröffentlicht worden, jedoch merkwürdigerweise ohne Überschrift. 2. 24 Briefe desselben Großfürsten aus dem Jahre 1566 und 4 Urkunden, die an die hohen Würdenträger des Großfürstentums Jan Chodkevič und Evstaf Vollovič gerichtet waren.

Diese Briefe bieten außerordentlich wichtiges Material zur Geschichte des Sejms von Brest, des letzten Sejms, der entschieden die Selbständigkeit des Litauisch-Weißrussischen Staates gegen die Union mit Polen verteidigte. Diese bisher in der einschlägigen Literatur nicht zitierten Briefe geben eine Reihe neuer Anhaltspunkte für die Geschichte dieses so wichtigen Sejms, namentlich in bezug auf chronologische Daten.

Die zweite Unterabteilung der Publikation enthält wichtige Materialien zur Geschichte der Stadt Mohilev in den Jahren 1562—1697. Diese Akten enthalten mancherlei wichtige Beiträge zur Geschichte der Städte in Weißrußland. In der Unterabteilung 3 sind vier Dokumente enthalten. Diese Dokumente stammen aus den Jahren 1548—1611. Nr. 1 und 3 beziehen sich auf das Schatzamt des Großfürstentums Litauen, Nr. 2 und 4 auf die landesherrliche Kammerkasse. Der Akt Nr. 1 ist nicht nur für die Geschichte des Großfürstentums Litauen von Interesse, sondern auch für die

Preußens, da er Angaben über den Handel Preußens mit Litauen in den Jahren 1548—1552 enthält.

Die Akten enthalten zahlreiche interessante Angaben über das wirtschaftliche und finanzielle Leben des Großfürstentums Litauen, über die staatliche Domänenwirtschaft, das private Leben des Großfürsten Sigismund-August II., über das Abgabensystem, die militärische Wirtschaft u. a. m.

In den veröffentlichten Dokumenten wurde die Rechtschreibung der Originale beibehalten. Die Aktenpublikation ist mit drei Indices versehen: 1. ein Index der geographischen Bezeichnungen, 2. ein Index der Eigennamen und 3. ein Sachindex. Die Gesamtpublikation macht den Eindruck vorbildlicher Gründlichkeit, die für die Publikationen des Inbelkult in den letzten Jahren ja bereits charakteristisch geworden ist.

Wilna. Vladimir Samojlo.

Akta grodzkie i ziemskie. Z archiwum t. z. Bernardyńskiego we Lwowie w dalszym ciągu Fundacji Al. hr. Stadnickiego ogłaszane przez Towarzystwo Naukowe we Lwowie. Tom XXIII. Lauda Sejmikowe Wiszeńskie, Lwowskie, Przemyskie i Sanockie 1731—1772 wydał **Antoni Prochaska.** We Lwowie. Nakładem Towarzystwa Naukowego 1928. 4^{0}. XXI + 682 Seiten.

Zu den grundlegenden Quellenpublikationen der polnischen Geschichtsforschung gehören die Akta grodzkie i ziemskie. Ein halbes Jahrhundert ist darüber vergangen, seit ihr erster Band der Öffentlichkeit übergeben wurde und in ihrer stattlichen Reihe von bis nun 23 Bänden, die etwa 14000 Seiten umfassen, ist ein ungeheueres Material aufgestapelt, in das sich die politische Geschichte mit der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, die Kirchengeschichte mit der Kriegsgeschichte, die Genealogie und Heraldik mit der Urkundenlehre teilen.

In den ersten Bänden hatte der unvergeßliche Ksawery Liske, dem in Polen etwa die Rolle Monods als eines Organisators der streng wissenschaftlichen Historie zugefallen war, mittelalterliche Urkunden gesammelt, die den Beständen von Stadtarchiven des damaligen Ostgalizien, des gutgeordneten Przemyśler Diözesanarchivs und der Stadt Nowy-Sącz entstammten. Er hat dann die Serie der Gerichtsbücher von Lemberg, Sanok, Halicz, Przemyśl, Przeworsk begonnen, die für das 15. Jahrhundert (ab 1423) von keiner anderen Quelle an Wichtigkeit für die Geschichte der reußischen Lande erreicht werden. Auf die allgemeine Politik der Jagellonen, auf die Beziehungen der geistlichen und weltlichen Magnaten untereinander, zum Hof und zur Szlachta fällt hier ein helles Licht, vor allem aber lernen wir das tägliche Leben des Adels, und mittelbar, der Bürger, Bauern, Juden aus tausenden von Rechtshändeln kennen; die Institutionen erscheinen in ihrer praktischen Bedeutung und nicht als tote Konstruktionen, das Recht als lebendiger Faktor; Sitten und Unsitten enthüllen sich uns. Jenes Bild der rekonstruierten, aus zahllosen zueinander in richtige Relation gebrachten Einzeltatsachen ersteht vor uns, das dem Historiker als Maximum erreichbarer geschichtlicher Wahrheit vorschwebt. In der Tat haben auch Fachhistoriker, und besonders Rechtsforscher wie Dąbkowski, aus dem Material der Akta Grodzkie i Ziemskie (sowie der ihnen verwandten ungedruckten Quellen) den Stoff zu Einzeluntersuchungen geschöpft, denen sich an getreuer Wiedergabe des altpolnischen Daseins wenig vergleichen kann; Kulturhistoriker, Dichternaturen wie Łoziński holten sich bei Liske die Inspiration zu Werken wie dem wundervollen „Prawem i lewem". Ich selbst habe den wohledierten Wälzern eine Menge Stoff für meine genealogischen Forschungen über polnische Magnatengeschlechter zu danken (vgl. z. B. meine Abhandlungen im Lemberger „Miesięcznik heraldyczny" von 1911 und 1912, sowie mein „Wywód przodków Marji Leszczyńskiej" 1913) und den Wert der „Akta grodzkie" stets bekräftigt gefunden, wenn es galt, — was ich aus meinen Forschungen über die deutsche Ständegeschichte als

eine unerläßliche Aufgabe des Rechtshistorikers kenne — die theoretischen Bestimmungen eines aus Kodifikationen, Statuten usw. überlieferten Rechtes in ihrer Anwendung auf das wirkliche Leben zu erproben. (Man erinnert sich der sehr stichhaltigen Anwürfe, die v. Dungern gegen die zu sehr in die Spiegel schauenden deutschen Ständegeschichtsforscher erhoben hat.)

Nach dem Tod von Liske übernahm Antoni Prochaska die Leitung der Grodakten. Er publizierte zunächst weiter Gerichtsbücher, drang damit bis zum Ende der Jagellonenzeit vor und begann alsdann, mit Band 20 die Veröffentlichung der „Lauda" (Beschlüsse) der reußischen Landtage. Die von Wisznia sind in drei Bänden bis zum Jahr 1732 geführt worden. Im vorliegenden Bande erhalten wir den Rest der einschlägigen Akten, bis 1772, dem Zeitpunkt der Besitzergreifung durch Österreich. Die Landtagsakten von Lemberg, Przemyśl, Sanok aus den Jahren 1731—1772, inhaltlich den „Lauda" verwandt, bringen Protokolle über Beratungen des Adels dieser Provinzen. Für sechs im wesentlichen fertiggestellte Bände hat Prochaska, wie er in seiner Einleitung mitteilt, das Material bereit. Sie werden die Lauda von Halicz und Chełm und die der Landtage des Bełzer Wojwodschaftsbezirks, zusammen bei 3000 Nummern, publizieren.

Der Inhalt des 23. Bandes bietet dem politischen Historiker zunächst wichtige Beiträge über die beiden letzten polnischen Interregnen und die diese begleitenden Wirren. 55 von 261 Nummern betreffen die Doppelwahl Leszczyńskis und Augusts III. sowie die sich anschließenden Konföderationen, 10 die Vorgänge bei Stanisław Augusts Wahl, 36 die Zeit der Dissidentenstreitigkeiten von 1766/1768, 23 die Barer Konföderation und ihre Folgen. Mit der Nachricht vom Tod Augusts des Starken und der Entsendung von Landboten auf den Konvokationsreichstag hebt die geschlossene Reihe der Akten an, mit den von erschreckender Weltfremdheit zeigenden Lauda der sich über die Belastung durch die Requisitionen kaiserlicher Truppen beschwerenden, nichts von der nahen Besitzergreifung ahnenden Szlachta (August 1772) endet die Folge von betrüblichen und erheiternden Dokumenten. Der Kulturhistoriker sieht wieder die ganze Buntheit der altpolnischen Gesellschaft an sich vorübergleiten, ergötzt sich am makkaronischen Stil der hochtönenden Briefe, mit denen die Großwürdenträger sich an die Herren Brüder wenden (ein hübsches Paradigma in Nr. 4), lächelt über den Eifer, mit denen diese Herren Brüder den hochwohlgeborenen gnädigen Herren Landboten die nichtigsten Dinge ans patriotische Herz legen und nur vor zweierlei wie der Teufel vor dem Weihwasser zurückschrecken; vor dem Steuerzahlen und dem absoluten Dominium. Es finden sich verstreut manche bemerkenswerte Einzelheiten, die auch von erfreulichen Regungen zeugen (nie djabeł taki czarny jak go odmalują).

Da fordert die polnische Szlachta einen Sitz im Senat für den griechisch-katholischen Metropoliten schon im Jahre 1735 und sogar „obzwar alle Sicherheit in genere allen Leuten durch das gemeine Recht verbürgt ist und zumal durch unsere jetzige sich auf ältere beziehende Ordination, da jedoch die Juden gewöhnlich nicht geringe Unterdrückung zu leiden pflegen, nicht nur von denen, welchen sie Geld schuldig sind, sondern auch von anderen Personen, so warnt das Gericht, indem es allen Inkonvenienzen und Violenzen, die besonders in währenden Zeitläuften praktiziert werden, vorbeugt, daß keiner es wage, Juden zu fangen, einzusperren, zu sequestrieren oder quocunque modo sie zu aggarvieren sub poenis arbitrariis" (1764).

Sonst kehrt die dem Kenner jener Epoche nicht überraschende Reihenfolge der Beschlüsse mit ermüdender Regelmäßigkeit wieder. Formelhafter Dank an König, Würdenträger, Abgeordnete; Fürbitten zugunsten von im Lande ansässigen Magnaten und Adeligen, Steuernachlässe und Steuerabrechnungen, Gaben an Klöster und fromme Stiftungen (dies alles aus den Fonds der mit Finanzautonomie ausgestatteten Provinzen), Beschwerden gegen Verletzung der Standesprivilegien durch Bürger und Juden (z. B. gegen Ernennung zu bischöflichen Offizialisten, gegen Adelsanmaßung von Neophyten.

Es ist aber sonst des Interessanten genug vorhanden, z. B. kulturhistorische Kuriosa wie die dokumentierte Schreibunkenntnis der meisten reußischen Kleinadeligen (auf dem Akzeß zur Konföderation vom 28. Mai 1767 durch Hunderte von Kreuzen erwiesen) und wie zu diesen zwei Geschlechter gehörten, deren Nachkommen es in der Kunst des Schreibens recht weit gebracht haben: die Biliński (von denen der spätere k. u. k. sowie polnische Finanzminister stammt) und die Bandrowski (Vorfahren des Dichters Juljusz Kaden-Bandrowski), vermutlich auch noch die Wołoszynowski und die Grabiński (deren Namen in der neueren Literatur guten Klang haben). Die Genealogie kommt in diesem Band wie in den ihm vorhergegangenen sehr zu ihrem Recht. Es wird wohl kaum eine Familie des östlichen Kleinpolen geben, die nicht hier ihren Vorfahren begegnete, und darum wird z. B. auch die Literaturgeschichte sich mehr als bisher mit den Akta grodzkie beschäftigen müssen. Das Register erleichtert sehr die schnelle Orientierung über die etwa 5000 genannten Personen; es bietet auch eine vorzügliche Übersicht über die Materialien zur Geschichte von Recht, Wirtschaft und Kultur. Der Text ist sehr gewissenhaft revidiert. Die wenigen Druckfehler sind anhangsweise verzeichnet. Auch die spärlichen Erläuterungen, die sich als nötig herausstellten, befriedigen. Ein kleiner Lapsus auf S. 545, wo Repnin im Text durch eine Anmerkung in Panin verbösert wird, ist offenbar durch die Unkenntnis über die damalige Bedeutung des Wortes Minister (gleich Gesandter) hervorgerufen. Es handelt sich da um ein sehr bekanntes Schreiben Repnins, keineswegs um dessen Oheim Panin.

In technischer Hinsicht möchte ich für die kommenden Bände, außer der Verwendung von besserem Papier, die Einführung von kurzen Regesten der einzelnen Urkundennummern im Inhaltsverzeichnis sowie an der Spitze des betreffenden Textes anregen, ferner die durchgängige Zeilennumerierung am Rand (die im Sachregister bereits durchgeführt ist). Im Sachregister sind nicht alle Materien mit der gleichen Sorgfalt behandelt. So wird z. B. der außerordentliche Reichtum an Nachrichten zur Geschichte der Juden durchaus nicht sichtbar. Im Personenregister wären vielleicht die vorkommenden ausländischen Namen zu überprüfen und ihre Träger aus der Literatur oder aus Warschauer Archivalien zu identifizieren (besonders die Offiziere des sächsischen, bzw. russischen Heeres).

Jedenfalls verdient der verstorbene Prochaska für seine entsagungsvolle Arbeit unseren aufrichtigen Dank. Nicht geringeren Dank schulden wir dem Lemberger Towarzystwo Naukowe, das die Herausgabe der kostspieligen Quellenpublikation unter seinen Schutz genommen hat und hoffentlich das wichtige Sammelwerk (von dem inzwischen noch der 24. Band erschienen ist) auch weiter fortführen wird. Dr. Otto Forst-Battaglia.

Przegląd Historyczno-Wojskowy. (Kriegsgeschichtliche Revue.) — Wydawany przez Wojskowe Biuro Historyczne w Warszawie. Bd. II, Heft 1, 1930, S. 198.

Der letzte Band der Kriegsgeschichtlichen Revue, welcher von dem polnischen Büro für Militär-Geschichte herausgegeben wird, bildet ein Ganzes, weil es zum meisten Teil der Kriegsgeschichte des Königs Johann Sobieski gewidmet ist. Die polnische Kriegsgeschichte war sehr wenig bearbeitet, da zu deren Entwicklung der Besitz einer eigenen Armee fehlte. Vereinzelte Dissertationen, wie die des russischen Obersten Konstantin Górski und des österreichischen Offiziers Kudelka, erreichten zwar das militärwissenschaftliche Niveau, konnten jedoch nicht genügen; eine Synthesenprobe Korzons (Geschichte der Kriege und des Kriegswesens, poln. Krakau, 1912) wurde doch von einem Dilettanten geschrieben, obzwar der Autor selbst ein tüchtiger Historiker aber kein Spezialist war. Vor zehn Jahren hat man von neuem die Arbeiten auf diesem Wege begonnen, die in Warschau sich konzentrieren. Heutzutage besitzt die polnische Kriegsgeschichte mehrere Spezialarbeiten, dabei ein gründliches Handbuch von General Marjan Kukiel, Schüler von

Askenazy, sowie ein eigenes Organ in der das zweite Lebensjahr zählenden Revue, unter der Redaktion des Majors Otto Laskowski.

In dem vorliegenden Hefte bespricht Hauptmann Hugo Zieliński (Wyprawa Sobieskiego na czambuły tatarskie) den Feldzug Sobieskis gegen die Tataren im Jahre 1672, die als Avantgarde der türkischen Truppen die südlichen Provinzen Polens verheert hatten. Es ist eine vortreffliche Leistung, die der polnische Feldherr mit seiner Kavallerie vollbracht hat; 300 Kilometer und mehrere Schlachten binnen zehn Tagen können zu den besten Leistungen in der Kriegsgeschichte gerechnet werden.

Dr. Woliński (Żórawno) widmet seinen Aufsatz der Schlacht bei Żórawno im Jahre 1676, wo der polnische König einer dreimal so starken Armee Widerstand geleistet und einen ehrlichen Frieden ausgefochten hat. Dann bespricht der Leutnant Otto Dąbrowski die große Schlacht bei Wien im Jahre 1683 ausschließlich vom Standpunkte der Kriegsoperationen (Operacja wiedeńska 1683 r.). In Miscellanea werden die Quellen zur Żórawnoer Schlacht und eine unbekannte Relation über den Entsatzfeldzug nach Wien publiziert.

Neben den Jubiläumsabhandlungen zur Geschichte Johann III. gibt uns Major Lipiński (Materjały i źródła do wojny Smoleńskiej 1632—1634) die Materialien und Quellen zur Geschichte des Krieges um Smolensk und der Generalstabsmajor Rutkowski (Relacje i teren w metodzie badań historyczno-wojskowych nad wojną polską) bespricht die Methode der kriegsgeschichtlichen Studien über den letzten polnisch-russischen Krieg. Bücherbesprechungen und Chronik schließen dieses inhaltsreiche Heft.

Lemberg K. Tyszkowski

Francesco Tommasini: Odrodzenie Polski. — Warszawa, F. Hoesick, 1928. Gr. 8⁰. 364 Seiten.

Commendatore Tommasini, der als italienischer Gesandter in Warschau von 1919 bis 1923 tätig war, hat seine Erinnerungen an diese bewegte Zeit in einem italienisch als „La Risurrezione della Polonia" und nunmehr in polnischer Übertragung erschienenen Band veröffentlicht. Das Material zur Geschichte der polnischen und der europäischen Politik in jenen Jahren, das Tommasini in seinen zugleich von diplomatischer Vorsicht und Voraussicht wie von wohl kadenzierter Freimütigkeit zeugenden Memoiren bringt, ist für den Historiker und Politiker von hervorragendem Wert. Man gewinnt einen Einblick in die Schwierigkeiten des jungen Staates, in den Widerstreit der Parteien auf der von den Nationaldemokraten beherrschten Rechten und auf der im Schatten Piłsudskis stehenden Linken; in die französisch-italienische Rivalität, deren Schauplatz auch Warschau und deren Opfer schließlich Tommasini wird. Mit großem Geschick hat der erprobte Diplomat seine Barke durch alle Klippen hindurchgeführt und sich, obzwar er selbst kein Fascist war, unter Mussolini noch eine Weile gehalten. Seine Freunde hat er in Polen bei den Anhängern Piłsudskis gefunden, für den er die größte Bewunderung an den Tag legt; die Nationaldemokraten bekommen allerlei Bosheiten zu hören. Besonders lehrreich sind die Kapitel über das schlesische Plebiszit, über den russisch-polnischen Krieg von 1920, die polnisch-französischen Beziehungen. Unter den näher charakterisierten Persönlichkeiten fesseln vor allem Mgre. Ratti, heute Papst Pius XI., Piłsudski und die Chefs der französischen Militärmission.

Wien. Dr. Otto Forst-Battaglia.

Alfred Kuhn: Die Polnische Kunst von 1800 bis zur Gegenwart. — Berlin, Klinckhardt u. Biermann, 1930. 8⁰. 188 Seiten.

Hier ist ein Buch, das man gerne lesen möchte, aber beim besten Willen nicht mehr als einen gutgemeinten Versuch bezeichnen kann. Kuhn ist als Kunstkritiker und Schriftsteller ein Mann von verdientem Ruf und gutem Geschmack. Von polnischen Dingen aber hat er nur jene oberflächliche Ahnung, die sich aus der Lektüre einiger zufällig durchblätterter

Bücher, aus dem Besuch von Ausstellungen und aus der Zuhilfenahme von Beratern ergab, die ihrerseits natürlich nicht die eigene Sachkenntnis des Autors ersetzen können.

Wenn man bedenkt, daß in Polen selbst erst seit wenigen Jahren eine Geschichte der polnischen Malerei vorhanden ist, die keineswegs den Anforderungen entspricht, die man in anderen Ländern an ein derartiges Werk stellen müßte, wenn ihr auch der Ruhm unbestritten ist, als erste eine Inventarisierung und eine Synthese des bisher Erforschten gewagt zu haben (ich denke an die „Dzieje malarstwa w Polsce" von Direktor Kopera); wenn man sich vor Augen hält, daß über die polnische Bildhauerei und über die Graphik keine Zusammenfassung existiert, daß über die neueste Zeit die Abschnitte bei Kopera sehr viel zu wünschen übrig lassen und daß der jüngsten Epoche gewidmete populäre Bücher wie die von Frau Dąbrowska und dem Präsidentenmörder Niewiadomski wissenschaftlich nicht in Betracht kommen: dann wundert man sich nicht über das Scheitern eines Vorhabens, dessen Gelingen nur dem genauen Kenner der verstreuten und versteckten Monographien, der schwer zugänglichen Privatsammlungen, kurz einem polnischen Kunsthistoriker hätte glücken können, den es derzeit in Deutschland nicht gibt. Von Polen wären Prof. Treter und W. Husarski berufen gewesen, eine Synthese zu liefern, wie sie Kuhn mißriet. Schade, daß man es nicht vorzog, einen polnischen Text zu bestellen und ihn ins Deutsche übertragen zu lassen.

Der wissenschaftliche Kritiker — in der Tagespresse mag man noch um des löblichen Zwecks der Kuhnschen Schrift willen, mit dem Urteil zurückhalten — muß energisch nein sagen. Hier fehlt es an allem: am Erfassen des Geistes der polnischen Kunst, an der Trennung des eigentümlich Nationalen und des Internationalen; an der Herausarbeitung der großen Linien, die z. B. in der Malerei von Bacciarelli und Norblin, den beiden fremden Patriarchen moderner polnischer Kunst, bis zur Gegenwart heranführen. Es mangelt die Autopsie in den polnischen Galerien und die richtige Abschätzung des Ewigkeitswertes der Schöpfer und ihrer Werke. Die ältere Epoche wird kursorisch abgetan und es ist sofort spürbar, daß hier die geringere Vertrautheit mit der Materie mitspielt. Matejko, Grottger kommen nicht zu ihrem Recht. Orłowski, Płoński sind in ihrer gewaltigen Bedeutung nicht ersichtlich. Hervorragende Talente des 19. Jahrhunderts wie Hadziewicz, Szynalewski, Głowacki, Kapliński, Chmielowski, Szermętowski sind überhaupt nicht erwähnt. Dafür wimmelt es für die neueste Epoche von Namen, die rasch verweht sein werden. Daß dazwischen die großen Realisten und Impressionisten wie Chełmoński, Fałat, Wyczółkowski, Malczewski, Stanisławski, Wyspiański richtig gewertet wurden, entschädigt nicht für das, was vorher und nachher steht oder auch nicht steht.

Ganz unzureichend ist der Abschnitt über Plastik, in dem der beste Namen Polens: Szukalski, durch seine Abwesenheit glänzt. Eine Paraphrase über Szumans „Dawne kilimy w Polsce" ersetzt des Autors mangelnde eigene Forschungen über polnische Knüpfteppiche. Nichts von der herrlichen Kleinkunst. Auf vielen Seiten dem Kundigen sofort deutliche Beweise, daß aus zweiter Hand geschöpft wurde. Polnische Namen sind mitunter falsch geschrieben, die Ergebnisse wichtiger Monographien werden nicht beachtet. Schade um die schönen Reproduktionen und um den vergeudeten Eifer, der für den Ertrag der Fachforschung zu blind war, um nützen zu können. Auch im Französischen ist vor kurzem ein ähnliches Buch von Jan Topaß, einem Polen, herausgekommen. Und es übertrifft Kuhns Schrift in nichts. Sollte damit der Beweis erbracht sein, daß für eine befriedigende Darstellung der neueren und neuesten polnischen Kunstentwicklung noch nicht der Augenblick da ist? Ich neige zu dieser Ansicht und glaube, daß vor dem Erscheinen einer vollwertigen Gesamtgeschichte der polnischen Malerei, Bildhauerei und Kleinkunst des 19. und 20. Jahrhunderts alle populären Leitfäden in fremden Sprachen zwecklos sind.

Wien. Dr. Otto Forst-Battaglia.

Ferdinand Ossendowski: Sklaven der Sonne. Meine Forschungsexpedition ins dunkelste Afrika. Mit 24 Abbildungen. — Carl Reißner, Dresden 1928. 8⁰. 467 S.

Über den Fall Ossendowski sind die Akten geschlossen oder sie sollten geschlossen sein. Diese Reisebeschreibungen haben weder für den Geographen noch für den Historiker irgendwelchen wissenschaftlichen Wert, dagegen zählen sie zu den besten Werken der exotischen Erzählkunst und sie bekunden eine ungewöhnliche Gabe der Einfühlung in primitive Seelen. An diesem Urteil kann auch dieses Buch nichts mehr ändern. Es enthält bezaubernde Schilderungen aus einer fremdartigen, unheimlichen Welt. Ossendowski sieht überall Dämonen, Verstrickungen, Verquickungen, die der gewöhnliche Sterbliche nicht ahnt, und die nur das Auge eines empfänglichen Dichters erblickt.

Will man von der Wirkung des Schwarzen Erdteils auf die europäische Psyche eine Vorstellung gewinnen, dann, ja dann kommt auch dieser Schrift wissenschaftliche Bedeutung zu. Wie in den Theaterstücken von Lenormand (den Ossendowski kennt und schätzt) verspüren wir den lähmenden, die moralische und physische Widerstandskraft erschütternden Gluthauch der äquatorialen Luft. Sklaven der Sonne sind sie alle, die Eingeborenen, deren klägliches Los seit unvordenklichen Zeiten vom Klima bestimmt ist; die Europäer, die in jenen verderblichen Bannkreis gelangen. (Da melden sich noch zwei Reminiszenzen, Joseph Conrad und Leon Gordon!)

Ossendowski — und das ist der Grundgedanke seines Buchs als einer durchaus ernstzunehmenden politischen Schrift — betrachtet als die Aufgabe und Rechtfertigung europäischer Kolonisation in Afrika, daß diese an der Lockerung der klimatischen Fesseln arbeitet. Von den Franzosen weiß er nur Gutes zu erzählen. Ob dieses Material so einwandfrei ist, wie die These vom Befreiungskampf gegen die Sonne, das weiß ich nicht. Indes ich wage es zu bezweifeln. Wir brauchen nur an die Berichte von André Gide zu denken, der — selbst Franzose, in denselben Gegenden wie der Pole — Entsetzliches sah; wir erinnern uns an die Schilderungen, die Missionäre von vielen französischen Beamten entworfen haben. Ich glaube, Ossendowski hat, da er überall Russisches sieht, Bolschewiken zumal, die leider wirklich überall in Afrika zu sehen sind, am Niger Potemkinsche Dörfer geschaut.

Seine Phantasie war beim Historischen noch lebhafter als beim Geographischen. Was er da von geheimnisvollem Erbe assyrischer, ägyptischer Götterkulte in den westafrikanischen Negerreligionen behauptet, vermöchte höchstens der Jude Appelles zu glauben oder seine Wiener christliche Schwester, die Frau Blaschke. Oder die Wanderung des Hakenkreuzes vom Pamirplateau zu den Senegalesen! Die Identität der ägyptischen Hyksos mit den Herrschern der Fulbe. Die kühnen philologischen Konjekturen! In der deutschen Ausgabe vermag man nicht recht zu kontrollieren, woher Ossendowski seine Wissenschaft kommt. Aus dem polnischen Original, das ein Literaturverzeichnis besitzt, ersieht der Neugierige, woher nun die Unwissenheit rührt. Frobenius, Adametz, Meinhof; die gesamte Spezialliteratur zur Atlantisfrage, zur ägyptischen Urgeschichte usw. sind dem Konjekturisten ins Hochland der Urgeschichte fremd.

Über die sehr unzuverlässigen Zahlen hingegen wird man nicht mit dem Autor, sondern mit dem Übersetzer hadern. Ossendowski hat, wie die polnische Ausgabe lehrt, gewissenhaft die neuesten französischen statistischen Handbücher benutzt. Wieso der Dolmetsch dazu kam, auf Schritt und Tritt willkürlich irrige Angaben zu machen, ist mir ein Rätsel. Gleich die Einleitung. Westafrika 1440000 km², wo es bekanntlich 3740000 km² Oberfläche hat; die Distanz Wagadufe-Buke 600 statt richtig 832, Wagadaugu-Mamaku 700 statt 888 km. Die Kolonie Ober-Volta hat nicht 490000, sondern 312000 km².

Weil wir bei der Übersetzung halten, sei noch pauschalmäßig hinzugefügt, daß sie an willkürlichen Kürzungen und Entstellungen des Sinnes

das Menschenmögliche leistet. Es fehlen ca. 10 Seiten des Originals. Schulbeispiele falscher Übertragung etwa S. 68, 122; unrichtiger Gebrauch von Sie und Du. Schade! Nach Abzug der Übersetzersünden und der Pseudogelehrsamkeit bleibt die berückende Schilderung der Landschaft, die liebenswürdige Erzählung der Fahrt und vor allem die Kette der vortrefflichen Novellen, die in den auf Wirklichkeit posierenden Rahmen eingestreut sind. Da ist die kleine Tragödie von dem unschönen französischen Mädchen, das seinem Kriegsgatten, dem stämmigen Senegalneger, nach Afrika folgt; das Porträt des Mulatten in seinem wilden Haß wider die weiße Rasse, die ihn verstieß, die grauenvolle Mär von den würgenden Panther-Frauen; über ein abgespieltes Thema und doch nicht banal die Geschichte, wie zwei Europäer in Sünde und Sumpf versinken, von Fiebern und Lastern geschwächt, von der Sonne gemordet. Eigenartig der Zauber der Negersagen. Ein fesselndes Buch.

Wien. Dr. Otto Forst-Battaglia.

Eine Bibliographie der Publikationen der Matica Slovenska: Janko Šlebinger, Publikacije Slovenske Matice od leta 1864 do 1930. V Ljubljani 1930, Slovenska Matica, 96 S.

Daß es mit der wissenschaftlichen Bibliographie, der allgemeinen wie der spezialfachlichen, bei den Südslaven um vieles, sehr vieles, schlechter bestellt ist als bei den West- und Ostslaven, weiß jeder aus Erfahrung, der in dem Gebiete gearbeitet hat. Ganz abgesehen davon, daß wir noch immer keine systematische historische Bibliographie der kroatischen, serbischen, bulgarischen Sprach-, Literatur- und Geschichtswissenschaft haben, es fehlt auch an laufenden periodischen Bibliographien, es fehlt sogar an bibliographisch brauchbaren Bücherverzeichnissen der Verleger und Buchhandlungen. Einige bibliographische Versuche, die in den letzten Jahren von Verlegern gemacht wurden (Bibliograf Knjižarstvo) blieben Torso. Anfänge zu einer systematischen jugoslavischen philologischen Bibliographie machte nach dem Kriege das neue Organ: Južnoslovenski filolog. Was vor allem fehlt, das sind laufende bibliographische Übersichten, die nicht nur die Sonderpublikationen, sondern auch die Zeitschriftenaufsätze zu den einzelnen Fachgebieten systematisch verzeichnen würden. Die Einzigen, die über solche laufende, wirklich umfassende Übersichten verfügen, sind die Slovenen. Es ist dies in erster Linie das Verdienst des Laibacher Bibliotheksdirektors J. Šlebinger. Šlebinger, der bereits vor dem Kriege eine willkommene Fortsetzung der Slovenska bibliografija von Simonič geliefert hatte und der nach dem Kriege fortlaufend eine, sogar die Aufsätze in den Tageszeitungen erfassende Bibliographie der slovenischen Sprach- und Literaturwissenschaft in dem führenden slovenischen slavistischen Organ: Časopis za slovenski jezik, književnost in zgodovino gab, legte vor kurzem als Beitrag zu der noch nicht geschriebenen Geschichte der Slovenska Matica eine systematische übersichtliche Detailbibliographie sämtlicher Ausgaben dieser ältesten und durch lange Zeit bedeutendsten slovenischen Kulturinstitution vor. Wir haben von Šlebinger in nächster Zeit auch eine Bibliographie der Übersetzungsliteratur im Slovenischen, sowie eine Detailbibliographie des Gesamtinhalts der Zeitschrift Ljubljanski Zvon zu erwarten.

Graz. I. Matl.

Ettore Lo Gatto: Spirito e forme della poesia bulgara. — Roma. Istituto per L'Europa Orientale. (1928.) 36 S. 8⁰. (Piccola Biblioteca Slava. 1.)

Ein auf Anregung der „Bulgarisch-Akademischen Gesellschaft S. Clemens" im „Institut für Faschistische Kultur" in Rom gehaltener Vortrag bildet den Inhalt dieser Broschüre. Dem knappen Raum entsprechend ist die Charakteristik von Geist und Gestalt der bulgarischen Dichtung in ganz allgemeinen

Zügen gehalten, vermittelt aber trotzdem das ihr Wesentliche in sehr anschaulicher Weise. Wiederholt nimmt Lo G. Anlaß, bei Schilderung des Kampfes um die nationale Freiheit auf Analoges in Geschichte und Dichtung Italiens hinzuweisen. Mit besonderem Interesse verweilt er bei Ivan Vazovs Italienliebe, die mehrfach Spuren in seinen Dichtungen zurückgelassen hat, und auch der italienischen Einflüsse in den Werken von Penčo Slavejkov, Veličkov und Christov wird gedacht. Lo Gattos Übertragung von Vazovs Gedicht „Michel Angelo" ins Italienische verrät eine ungewöhnliche dichterische Begabung.

In der neueren bulgarischen Dichtung hebt Lo G. besonders ihren universellen Geist hervor und, abschließend, ihren vorwiegend lyrischen Charakter, der sich auch bei solchen Dichtern dominierend zeigt, die Dramen und Novellen oder epische Dichtungen geschrieben haben. Er glaubt, den ihnen allen gemeinsamen romantischen Zug aus dem abenteuerlich-romantischen Leben der bulgarischen Nation erklären zu können.

Breslau. Emmy Haertel.

Teodoro I. Tjutčev: Poesie. Traduzione e introduzione di Virgilio Narducci. — Roma. Istituto per L'Europa Orientale. 1929. 78 S. 8⁰. (Piccola Biblioteca Slava. 7.)

N. sagt am Schlusse des Vorworts, das nächst der Biographie Tjutčevs eine Reihe Bemerkungen enthält, die des Verfassers feine Einfühlung in die Gedanken- und Gefühlswelt dieser sublimierten russischen Lyrik erkennen lassen, die Schönheit dieser Verse sei unübersetzbar, ihr poetischer und philosophischer Gehalt aber so eindrucksvoll, daß er auch bei einer Übertragung in Prosa seinen Eindruck nicht verfehlen könne. Das mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein, die hier gegebenen Proben einer solchen Prosaübertragung zeigen aber nur zu deutlich, daß dadurch nur etwas von vielem wiedergegeben wird, und daß das Gegebene nicht genügt, um von Tjutčevscher Lyrik einen Eindruck zu vermitteln.

Breslau. Emmy Haertel.

IV

ZEITSCHRIFTENSCHAU

Allgemeines — Bulgarien — Jugoslavien

M. Vasmer: Beiträge zur slavischen Altertumskunde. — Zeitschrift für slavische Philologie. 6 (1929), 1/2, S. 145—154.

1. Nochmals die Nordillyrier. Zu dem in Bd. V, S. 360 ff. gebrachten Material, welches den Nachweis für alte illyrische geogr. Namen in Ostdeutschland erbringen sollte, folgen hier weitere Beiträge. Tharandt in Sachsen klingt lautlich an Tarent an, das seinerseits zum Illyrischen gezählt wird. Ders. Name steckt im illyrischen Stammesnamen Αὐταριᾶται „die an der Tara wohnenden“, und V. erinnert an die von Vuk. Karadžić zitierte Tara, „einer der beiden Flüsse, die ... die Drina ausmachen“. Sollte die hier vorgetragene Auffassung richtig sein, so wäre anzunehmen, daß ein durch Germanen nach der ersten Lautverschiebung übernommenes *tarant den Slaven in einer Form *tǫrǫt zugeführt worden wäre, woraus die deutschen Besiedler Sachsens noch vor der Entnasalisierung des ǫ im Serbischen das heutige Tharandt zurückentlehnten.

Diese nebst einigen anderen hier erörterten Namen berechtigen dazu, eine Verbindung zwischen Südillyriern und Nordillyriern anzunehmen. Außerdem sprechen dafür noch Flußnamen. Für March wird, ebenso wie für die im früheren Kongreßpolen fließende Mroga, ein *Margos Ausgangspunkt gewesen sein. Der Narew, für den eine alte Form Nary anzunehmen ist, könnte demnach, ursprünglich *Narō geheißen haben, und das erinnert an den illyr. Νάρων, jetzt Narenta.

2. Wikingisches am Südufer der Ostsee. Man nimmt neuerdings an, daß die Wikingerfahrten nach Novgorod und Kiev auch Fahrten nach der nächstgelegenen Südküste der Ostsee vermuten lassen. V. erinnert an die Versuche R. Ekbloms, Warägerspuren in den Ortsnamen des Weichselgebiets finden zu wollen, und an die Zurückführung des im Kaschubischen gelegenen Sionowo, als dialektisch für Swionowo, auf den Personennamen Svenn durch Lorentz. Es ist schwieriger, Wikingerspuren zu verfolgen bei Westslaven, deren Gebiete früh deutsch wurden. Verf. lehnt hier die Versuche ab, den Volksnamen der Wagrier aus russ. otvaga erklären zu wollen und stellt ihn zu anord. vāgr „Meeresbucht“. Unverkennbar wikinkisch scheint Jasmund auf Rügen zu sein, dessen ursprüngliche Lautform Jasmǫdz', ein Adjektiv von slav. Jasmǫd, gewesen sein wird. Zugrunde dürfte ein nord. Name Åsmundr liegen, der vielfach belegt ist.

Emmy Haertel.

M. Vasmer: Beiträge zur slavischen Altertumskunde. — Zeitschrfit für slavische Philologie. 7 (1930), 1/2, S. 142—150.

3. Wikingisches bei den Westslaven. — Die auffallend häufigen Orts- und Flußnamen, die von Waręg abzuleiten sind, wie Waręzyn, ON im Kr. Będzin, oder Waręgowo, ON in Schlesien Kr. Wohlau, hält Verf., trotz

gegenteiliger Ansichten, für Ableitungen vom german. Waring. Nordgermanische Funde in Schlesien oder Großpolen würden diese Annahme zur Gewißheit machen. Sicher anzunehmen ist, daß die schlesischen ON Jäschkittel und Jäschgüttel, poln. Jaśkotle, Jascotle usw. von einem nord. Åsketill herrühren, d. h. „Siedlung eines Åsketill" gewesen sind. Ähnliche Namen begegnen auch in Großpolen, z. B. Jaszczołtowo bei Inowracław. Letzthin ist nachgewiesen worden, daß mehrere poln. Adelsgeschlechter skand. Herkunft sind. Die Duninowie (vergl. ON Dohnau, Schlesien), zu denen Peter Wlast gehörte, stammten aus Dänemark, unter den vielen nicht slavischen Namen dieses Geschlechts findet sich auch ein Jaszczołt. Verf. hält für dringend nötig, daß die Namen der poln. Adelsgeschlechter einer genauen sprachwissenschaftlichen Untersuchung unterzogen würden.

Emmy Haertel.

H. F. Schmid: Beiträge zur Sprach- und Rechtsgeschichte der früheren slavischen Bevölkerung des heutigen nordöstlichen Deutschlands. — Zeitschrift für slavische Philologie. 7 (1930), 1/2, S. 109—129.

1. Der Sammelruf der polabischen Schulzen. Dieser bei Tetzner erwähnte Ruf wird bei Georg v. Raumer „Die Verhältnisse der Lehnsschulzen in der Mark Brandenburg" wörtlich zitiert: kolo di pulo. Verf. deutet mit Hilfe des von Tetzner erwähnten plattdeutschen Sammelrufes, der Untersuchungen Karl v. Amiras über den Stab in der germanischen Rechtssymbolik und der Studien Zíbrts den polabischen Ruf. Auch im Polnischen ist kula — aus dem deutschen Keule — für den Gemeindebotschaftsstab bekannt, das di pulo erklärt sich nach dem plattdeutschen up Strât als dopol'a. Doch weist Schm. nach, daß der Gebrauch dieses Botenstabs keine Übertragung deutscherseits auf slavisches Gebiet war, sondern daß z. B. auf polnischem Gebiet schon vor der deutschen Kolonisation die laska opolna im Brauch gewesen ist. Es entsteht die Frage, ob die westslavischen Siedlungsgebiete, ähnlich wie die ost- und südslavischen, ursprünglich autonomen Charakter gehabt haben.

2. Die Meißener vethenici bei Thietmar von Merseburg. Die sprachliche Zusammenstellung dieser, nach Thietmar das suburbium am Elbufer bewohnenden satellites, mit dem urslavischen *větje ist geeignet, Licht auf Fragen nach der sozialen Stellung der Beamtenkategorie zu werfen, die darunter zu verstehen ist. Es können darunter Amtsdiener verstanden werden oder auch Teilnehmer an der Ratsversammlung. Wichtiger noch ist die Beantwortung der Frage, ob, wenn doch auf sorbischem und polabischem Boden (dort in vécněk Hausvogt) Ableitungen vom urslav. *větje nachzuweisen sind, auch in diesen Gebieten das Vorhandensein dieser autonomen Organisation angenommen werden muß. Sch. erörtert an der Hand neuerlicher Untersuchungen die sozialen Schichtungen der Sorben, die schon in vordeutscher Zeit eine Adelskaste besessen zu haben scheinen. Zwischen Sorben und Polaben herrscht hier sprachliche Übereinstimmung, gemeinsam ist ihnen auch der Smurdenname für die Bauernmasse und ein von ursl. gosf abgeleitetes Wort für höhergestellte Bauern. Wertvolle Aufschlüsse gibt auch die den Sorben und linkselbischen Slaven gemeinsame Art der Korn- bzw. Haferabgabe an eine berittene Oberschicht. Emmy Haertel.

A. Brückner: Cyrill und Method. — Archiv für slavische Philologie. 42, H. 3/4 (1929), S. 161—183.

Die Aufsätze B.s (ersch. 1903 u. 1913) über die Glaubwürdigkeit der Cyrill- u. Methodlegenden hatten einmütige Ablehnung erfahren. B. nennt hier noch einmal die größten Absurda der Texte, die kritiklos geglaubt worden sind und noch werden: Unstimmigkeiten zwischen legendarer Überlieferung und Tatsachenmaterial der Papstgeschichte, Überbewertung der

Person Kocels u. a. m. und bringt neue Beiträge zur Textkritik der Legenden. Die absolute „Wahrheit über die Slavenapostel“ konnte auch vom Verf. infolge Quellenmangels nicht erschlossen werden, aber Zweck seiner Untersuchungen ist gewesen, endlich einmal die Legenden selbst einem „genauen Verhör“ zu unterziehen. Unter diesem Gesichtspunkt sichtet B. die bedeutendsten, im Lauf der letzten 15 Jahre erschienenen Werke über die Slavenapostel: F. Dvorník „Les Slaves, Byzance et Rome au IXe siècle (Paris 1926), Fr. Snopek „Die Slavenapostel.“ Krit. Studien, zugleich als Replik gegen meine Rezensenten (Kremsier 1918), Ivan Ohijenko „Kostjantin i Mefodij, ich žiťja ta dijalnist“ (Bd. 1—2, Warschau 1927, die übrigen Bde. noch nicht ersch.), Fr. Grivec „Slovanska apostola Sv. Ciril in Metod“ (Laibach 1927), ebenso Grivecs Aufsätze in Slavia Bd. 2, A. Teodorov-Balan „Kiril i Metodi“ (Sofia 1920), I. N. Tunickij „Sv. Kliment, episkop slovenskij, ego žizn i prosvětitel’naja dejatel’nost“ (Sergiev Posad 1913).

B. resümiert: Die Papstbriefe klären Einzelheiten aus dem Wirken der Apostel, ihr Lebensbild zeigen nur die mährischen Legenden, wobei die italische Legende entbehrlich für jeden, der ihre slavisch geschriebenen Vorbilder lesen kann. Die beiden Legenden weichen textlich voneinander ab, beide sind unabhängig von griechischen Vorlagen und stellen eine Quelle von unschätzbarem Wert dar, daraus folgt aber nicht, daß man sie in allen Einzelheiten kritiklos hinnehmen soll. E. Haertel.

Amedeo Giannini: La costituzione bulgara. — L’Europa Orientale. Anno 10 (1930), 5—6, S. 133—163.

Verf. betrachtet die Verfassung v. J. 1879 und die Abänderungen und Zusätze der folgenden Jahre, die keine wesentlichen Reformen gebracht haben. Die Verfassung ist nach dem Muster westeuropäischer konstitutioneller Staaten geschaffen, berücksichtigt aber Sonderheiten der Nation, namentlich in kirchlicher Hinsicht. Dem histor. Überblick folgt eine Sichtung der einzelnen Artikel der Verfassung im Anschluß an die Geschichte der darin enthaltenen Materie. Emmy Haertel.

Arsen Wenzelides: Il mecenate croato Josip, Juraj Stroßmayer. — L’Europa Orientale. Anno 10 (1930), 5—6, S. 194—206.

Eine ausführliche Darstellung des Lebens und Wirkens St.s auf den, infolge seiner großen Vielseitigkeit, oft weit voneinander abliegenden Gebieten. Das Hauptinteresse fällt seiner politischen Bedeutung, der nationalpolitischen und weltpolitischen zu, und innerhalb der letztgenannten dem Memorandum vom 8. September 1876, das Str. an Car Aleksandr III. richtete, um ihm die Notwendigkeit eines Konkordats zwischen Rußland und dem Hl. Stuhl auseinanderzusetzen. Dieses Memorandum scheint nicht ohne Einfluß geblieben zu sein auf den Entschluß des Caren zur Befreiung der Balkanvölker vom türkischen Joch, bereits ein Jahr nach seinem Eintreffen bricht der russ.-türk. Krieg aus. Besonders eingehend sind auch die Beziehungen Stroßmayers zu Leo XIII. dargestellt. Wie ein roter Faden aber zieht sich durch dieses Lebensbild die großherzige und opferbereite Tätigkeit Str.s zur kulturellen Hebung seiner engeren Heimat.

Emmy Haertel.

Primo Fumagalli: La Costituzione del Vidov-Dan. (S. 1928, H. 11—12 u. 1929, H. 1—4.) Schluß. — L’Europa Orientale. Anno 9, 5—6 (1929), S. 214—235.

9. Die richterliche Gewalt. Wortlaut in Übers. von Art. 109—112. F. bemerkt, daß man nach Ablauf von sieben Jahren seit der Billigung der Verfassung in Jugoslavien wahrscheinlich noch nicht irgendwelche wichtigen

Vorkehrungen für Gerichtshöfe und richterliche Behörden getroffen hat. Der lange Zwischenraum zwischen der regionalen Einteilung des Staates, die am 26. April 1922 rechtskräftig geworden ist, und der endgültigen Ordnung dieser Regionen, die erst nach den regionalen Wahlen v. J. 1926 vor sich gehen konnte, legt die Vermutung nahe, daß bislang keines der von der Nationalversammlung votierten Gesetze angewandt worden ist. Man befindet sich also unter den gleichen Bedingungen wie unmittelbar nach dem Kriege. F. zählt die bestehenden obersten Gerichtshöfe in Belgrad, Novi-Sad, Podgorica und Zagreb auf, die gemäß Art. 137 solange in Tätigkeit bleiben sollen, bis ein neuer Oberappellhof organisiert worden sein wird für den ganzen Staat, als dessen Sektionen sie zu gelten haben werden. Nach Art. 110 ist Zagreb und nicht Belgrad zum Sitz dieses künftigen Kassationshofes ausersehen, was als ein Zugeständnis an die Eigenliebe der Kroaten angesehen wird. Man ist mit der Zusammenstellung neuer Gesetzbücher beschäftigt. Eine Kommission arbeitet einen neuen Strafrechtsentwurf auf der Basis des serbischen v. J. 1860 aus, eine andere beschäftigt sich mit der Ausarbeitung eines jugoslavischen Seerechts.

10. Die Staatsfinanzen. Art. 113—118. Die hier genannten Normen weichen nicht sehr von denen anderer Länder ab, nur besteht die Neigung, die Vollzugsgewalt zu beschränken, wozu die der Billigung des Statuts vorausgegangenen Ereignisse Anlaß gegeben haben. F. erinnert hier an die Gründe, die dazu geführt hatten, daß die Regierung in weniger als drei Jahren sich der Jugoslavischen Nationalbank gegenüber um mehr als 4 Milliarden Dinare verschuldet hatte. In den letzten Jahren scheint die Finanzlage sich geregelt zu haben. Die Monopolfrage wird zu einem schwierigen Problem, da sie im Serbien der Vorkriegszeit und in den zu Österreich gehörigen Landesteilen unterschiedlich gehandhabt worden war, und da die letzteren sich jetzt einer Anwendung der serbischen Bestimmungen widersetzten.

11. Die Armee. Art. 119—124. F. wägt die Vorzüge der jugoslavischen Armee gegenüber ihren Nachteilen ab. Bei der Menge des Menschenmaterials kann eine Auslese der Leistungsfähigsten stattfinden. Andererseits gibt ihre große Verschiedenheit in Gemütsanlage, Ausbildung und Glaubenszugehörigkeit zu denken. Neunzig Prozent der Offiziere sind Serben, nur in den unteren Graden sind vierzig Prozent den früher österreichischen Offizieren vorbehalten. Auch die Verschiedenheit der Waffen trägt zu einer Spaltung mehr bei als zu einer Einigung. In Jugoslavien sind noch keine Waffenfabriken im Gange, und bei den im Ausland erworbenen Waffen hat man sich nicht immer an dieselben Fabriken gehalten.

12. Abänderungen am Statut. Art. 125—130. Die für den Kriegsfall oder öffentliche Unruhen vorgesehenen Abänderungsmöglichkeiten erinnern an die rumänische Verfassung v. J. 1866 und an die gegenwärtige bulgarische.

13. Übergangsmaßnahmen. Art. 128—141. 14. Schlußbestimmungen. Art. 142. Zu den erstgenannten bemerkt F., daß die bemerkenswerteste Bestimmung in der vorgesehenen Schaffung eines Gesetzgebenden Ausschusses (Art. 130—133) enthalten ist, und zwar auf unbestimmte Zeit oder auf fünf Jahre, jedoch ohne irgendwelchen stabilen Charakter. Diesem Ausschuß sind drei Aufgaben zugewiesen worden: 1. Revision, Verbesserung, eventuell Aufhebung, aller jener Vorkehrungen der Exekutivgewalt aus der Zeit v. 1. Dezember (1920?) bis zum 28. Juni 1921, 2. Entgegennahme seitens des Kammerpräsidiums aller Gesetzentwürfe, welche die Vereinheitlichung der Gesetzgebung und Verwaltung anstreben, 3. entgegenzukommen bei der Umgestaltung von Gesetzen über die Organisation der Ministerien usw., über bewilligte Konzessionen in Bergbau und Industrie und bei den Wahlgesetzen v. 28. November 1920. Man hat für die Wahlen v. J. 1923 ein neues Gesetz in Anwendung gebracht. Die dadurch erzielten Mandate verteilen sich wie folgt: Serbien 72, Mazedonien 40, Kroatien-Slavonien 67, Bosnien-Hercegovina 47, Slovenien 25, Vojvodina 34, Dalmatien 16, Montenegro 7, Belgrad 2, Zagreb 2 und Laibach 1 M. Emmy Haertel.

Rußland

M. Vasmer: Der Flußname Kajala im Igorlied. — Zeitschrift für slavische Philologie. 6 (1929), 1/2, S. 172.

V. lehnt eine Erklärung dieses Namens durch abg. kajati sę ab. Wahrscheinlicher ist die Zugehörigkeit zum Turkotatarischen. Es wäre erklärlich, wenn der turkotatarische Name eines Flusses im südl. Rußland sich nicht gehalten hätte, nachdem das Steppenvolk, das in diesem Gebiet gesessen, später verdrängt worden ist. Emmy Haertel.

M. Vasmer: Studien zur russischen Heldensage. — Zeitschrift für slavische Philologie. 6 (1929), S. 320—329.

2. Kolyvan. — Der bekannte Bylinenheldenname Kolyvan, dessen Herkunft aus den finnischen Sprachen für sicher gilt, ließ in bezug auf das ihm zugrunde liegende Wort ein. Schwanken zwischen finn. und estn. Herkunft zu. Neuere Forschungen Setäläs haben dargetan, daß den betreffenden Worten ein litauisches Lehnwort, nämlich kalvis „Schmied", zugrunde liegen mag, eine Deutung, der sich V. anschließt. Kolyvan spielt keine große Rolle in der Volksepik, sein Name wird aber immer unter den geachtetsten der Bylinenhelden genannt, oft sogar an erster Stelle. Ebenso wird ihm von Vladimir besondere Auszeichnung erwiesen. Das entspricht der Gewohnheit der russ. Volksepik, auch dem hohen Norden entstammende Motive gern mit Vladimir und Kiev in Verbindung zu setzen.

Emmy Haertel.

N. Žinkin: Lermontovs „Dämon" in den Akademieausgaben. — Zeitschrift für slavische Philologie. 6 (1929), 1/2, S. 104—115.

Verf. weist Unstimmigkeiten nach zwischen dem Text der beiden Akademieausgaben aus d. Jhn. 1910 und 1916 und der Quelle, nach der dem Wortlaut dieser Ausgabe nach der Druck vollzogen wurde. Verf. hat die Druckfahnen eingesehen und mit den Texten der Akademieausgaben verglichen. Er stellt Abänderungen fest, die teils in einer bestimmten Absicht vorgenommen wurden, teils durch redaktionelle Versehen sich eingeschlichen zu haben scheinen. Er erhebt die Forderung, daß bei einer Neuausgabe Lermontovs diese Versehen unbedingt beseitigt werden und daß bei einer solchen Gelegenheit auch die bei den letzten Akademieausgaben unbeachtet gebliebene Dämonhandschrift, die in der Öffentl. Bibliothek in Leningrad unter Nr. 4 verwahrt wird, gebührend beachtet wird.

Emmy Haertel.

S. Jacobsohn: Tjutčev-Beiträge. — Zeitschrift für slavische Philologie. 6 (1929), S. 410—416.

1. Der erste Brief Tjutčevs an Dr. Kolb, den Redakteur der Augsburger „Allgemeinen Zeitung". Infolge des Ukas v. J. 1843 zur zwangsweisen Aussiedlung von jüdischer Grenzbewohnerschaft nach dem inneren Rußland hatte sich zwischen der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und der „Kölnischen Zeitung" eine Polemik entwickelt. Die „Allgem. Ztg." veröffentlichte darauf einen ihr von russ. Seite zugegangenen Brief, in dem ihr vorgeworfen wurde, daß ihr Korrespondent Zustände in der Kaukasusarmee in unrichtiger und für Rußland verletzender Weise dargestellt habe. Dieser Brief, welcher in nicht gerade taktvoller Weise an die Dankesschuld Deutschlands gegenüber Rußland für die in den Freiheitskriegen geleistete Waffenhilfe gemahnte und in überheblicher Art die russ. Armee rühmte, stammte aus der Feder Tjutčevs. Die Allgem. Ztg. nahm ihrerseits Gelegenheit zu erklären, daß ihrem Korrespondenten jede Absicht einer Herabsetzung der russ. Armee ferngelegen hat. J. bringt außer dem Text dieses ersten Tjutčevbriefes an Dr. Kolb noch eine Stelle aus einem zweiten an

ihn. Der erste Brief mit seiner anti-westlerischen Einstellung ist bezeichnend für die Stimmung Tjutčevs zu Beginn der 40er Jahre, ebenso wie für sein Streben, der damaligen russenfeindlichen Strömung in der deutschen Öffentlichkeit entgegenzutreten. Emmy Haertel.

N. Kašin: Ostrovskij und Gozzi. — Zeitschrift für slavische Philologie. 7 (1930), 1/2, S. 94—109.

Die erst in letzter Zeit im Druck erschienenen Übersetzungen italienischer Theaterstücke von Ostrovskij lassen erkennen, wie sehr er die italienische Literatur geschätzt hat, und daß sie in einigen Fällen für ihn Anregung zur eigenen dichterischen Tätigkeit bot. Verf. zählt seine Übersetzungen weniger bekannter italienischer Stücke auf. Einige Übersetzungen Goldonischer Komödien sind verschollen, über die Beschäftigung O.s mit Goldoni will K. an anderer Stelle sprechen. Aus brieflichen Bemerkungen ist zu entnehmen, daß O-j schon 1873 nach Gozzi „gefahndet" hat, und zwar hat Gozzi ihn zumeist als Verfasser dramatisierter Märchen angezogen, das steht in gewissem Zusammenhange mit der Entstehung der „Snegoručka", ohne daß sich deswegen dort italienischer Einfluß nachweisen ließe. Eingehend bespricht K. den Einfluß, den aber Gozzis „La donna innamorata da vero" auf O-j ausgeübt hat, ihn muß der Charakter dieser wahrhaft liebenden Frau angezogen haben, der später in seiner „Pozdnjaja ljubov" im Mittelpunkt stehen sollte. Nicht nur Charakterschilderung, sondern auch Stilistisches und sonstige Motive erinnern dort an Gozzi.

Emmy Haertel.

V. Kaplinskij: Tolstoj und Plato. Ein Deutungsversuch der Erzählung „Nabeg". — Zeitschrift für slavische Philologie. 6 (1929), 1/2, S. 43—56.

Erstlingswerke eines Dichters verdienen nach der Meinung K.s eine besondere Beachtung, weil in ihnen die künstlerisch noch nicht vollendete Form es möglich macht, die Kräfte zu ersehen, welche das Schaffen bewirkt haben. In Erstlingswerken von T. kann eine solche Untersuchung zeigen, wie sich in ihnen der gedankliche Inhalt noch selbständig neben der eigentlichen Handlung bewegt. „Nabeg" ist besonders geeignet, das erkennen zu lassen. Der junge T. mit der ganzen Mannigfaltigkeit seines Wesens erschließt sich dem Leser in ihr. Nach einer Tagebuchnotiz T.s vom 3. Juli 1851 mit der Schilderung einer Mondnacht, die neben der ästhetischen Wirkung gleich ethische Erwägungen entstehen läßt, ist zu schließen, wie schon in der frühen Schaffensperiode die Frage nach dem Sinn des Lebens auftaucht und überwiegt. Auch im „Nabeg" ist das Nebeneinander des Künstlerischen und Ethischen deutlich zu erkennen. T. will den Krieg schildern und dabei definieren: was ist Tapferkeit? Die Erzählung ist eine Antwort darauf in künstlerischer Form. T. kommt dabei zu einer Definition der dem Russen eigenen Tapferkeit. Der Erzähler des Ganzen bleibt ein „experimentierender Theoretiker", er reflektiert über das Gesehene, nimmt aber an der Handlung nicht teil. Es wäre sicher wirkungsvoller gewesen, wenn die zwei Elemente: Denker und Künstler, in der Erzählung zu einer größeren Verschmelzung gelangt wären und nicht, wie auch in anderen frühen Werken T.s, isoliert nebeneinander hergelaufen wären. Der Entstehungsprozeß des „Nabeg" läßt sich aus Tagebuchaufzeichnungen gut ersehen. T. hatte schon früher über die Tapferkeit theoretisiert. Das Problem der Tapferkeit steht in „Nabeg" im Vordergrunde, ihr wichtigster Vertreter ist der Hauptmann Chlopov in seiner schlichten posenlosen Art. Der General dagegen ist tapfer, weil er dient, seine Tapferkeit ist sachlich aktiv, während die des Chlopov passiv ist. Der junge Fähnrich Alanin vertritt eine dritte Gattung der Tapferkeit, er ist unbesonnen kühn infolge seiner Jugend. Schließlich bleibt als vierter Typ der Offizier Rosenkranz, der als Held à la Marlinskij posiert. Von diesen

vier Typen ist nach T. Chlopov der wahrhaft tapfere, weil seine Tapferkeit in der Tugend wurzelt.

Diese Deutung der Tapferkeit erinnert stark an Platos Dialog „Laches“. Bei beiden, Plato und T., ist Tapferkeit eine Kardinaltugend, eine Äußerung der gesamten inneren Struktur des Menschen“, wenngleich Plato sie auf das Wissen, T. auf Moral und Religion zurückführt. Sie wird in beiden Fällen von unbesonnener Kühnheit geschieden. Die Frage, ob dieses übereinstimmende Urteil bloßer Zufall ist oder ob T. von Plato beeinflußt wurde, möchte Verf. in letzterem Sinne beantworten. T. hat sich in jungen Jahren mit der Philosophie der Antike beschäftigt und sicher Plato und Aristoteles gekannt. K. weist Anklänge daraus in „Detstvo“ nach. Im „Nabeg“ wird sogar Plato genannt, und zwar bei Gelegenheit der Definition der Tapferkeit im Gespräch des Volontärs mit Chlopov, wo die Ähnlichkeit mit den Gedanken in „Laches“ nicht zu verkennen ist. Doch wollte T. hier nicht nur über die Tapferkeit reflektieren, sondern eine künstlerische Leistung als Selbstzweck schaffen. Zu Beginn der Erzählung freilich überwiegen noch theoretische Momente, später, und besonders zum Schluß, tritt der künstlerische Eindruck des wirklich Gesehenen immer mehr hervor. „Nabeg“ ist deshalb für das Schaffen des jungen T. sehr charakteristisch.

Emmy Haertel.

G. Prochorov: Das soziale Problem bei Dostojevskij. — Zeitschrift für slavische Philologie. 6 (1929), S. 375—410.

Verf. findet das Fesselnde der Problembehandlung bei Dost. darin, wie das Individuum sich zu der nivellierenden Gewalt des sozialen Ganzen verhalten, wie es dessen beharrlichen Kampf gegen sein Ich ausfechten soll. Der psychologische Scharfblick und die außergewöhnliche Sensibilität D.s erklärt sich wohl aus seiner Anlage zur Epilepsie mit ihrer Steigerung der Affektzustände zu Augenblicken höherer Erleuchtung und dem Gefühl der Weltharmonie von solcher Intensität (vgl. Kirillov in den „Besy“). Die Entwicklungsphasen, innerhalb deren D. das Problem „Persönlichkeit und Gesellschaft“ behandelte, haben ihren Ausgangspunkt in der durch den utopistischen französischen Sozialismus hervorgerufenen Interessiertheit der russ. Gesellschaft an einer Umgestaltung der sozialen Verhältnisse zugunsten der „Erniedrigten und Beleidigten“. D. hatte sich damit beschäftigt, nachdem er sich von den rein humanistischen Ideen Gogols im „Mantel“ losgesagt hatte. Die Idee der Persönlichkeit wird im „Doppelgänger“ ausgebaut, bis schließlich Netočka Nezvanova und der „Kleine Held“ schon im jugendlichen Alter protestieren. Nach der Rückkehr aus dem Westen und dem Zusammentreffen mit Herzen nimmt D. entschieden gegen die bourgeoise Welt Stellung, die Forderung selbst so deklassierter Typen, wie er sie im „Totenhause“ gezeichnet, auf Geltung der eigenen Persönlichkeit, war von ihm schon früher unterstrichen worden. Auch der tiefstehende Mensch verlangt Achtung vor seiner Menschenwürde, eine Forderung, die von D. in seinem „Iz podpol’ja“ ad absurdum geführt wird. In dem Maße aber, wie jedes Individuum Anspruch darauf hat, die eigene Würde anerkannt zu sehen, erhält die Persönlichkeit selbst eine moralische Bedeutung, welche ihre Herabwürdigung dazu, nur Mittel zum Zweck zu sein, ausschließt. Die auf die Spitze getriebene Persönlichkeitsidee kann, wie im Podpol’e, zum nackten Egoismus führen, und diese egoistischen Nebenregungen bewirken eine Dualität der menschlichen Natur, eine Idee, die ihrerseits wieder die Theorie des Doppelgängertums begründen half. So wohnt eine Freude an grausamen Handlungen fast den meisten Menschen inne, vor allem bei den Typen D.s in der Liebe.

D. glaubte an eine dunkle, geheimnisvolle Kraft, die über dem ganzen Leben walte, daher die mystische Art, wie der „Zufall“ oft die folgenschwersten Handlungen bewirkt. Ein lichtes und ein dunkles Prinzip liegen der Menschennatur zugrunde. Die egoistisch isolierte Persönlichkeit muß durch harmonische Verbindung mit ihren Mitmenschen zu Demut und

Liebe geführt werden. Freilich ersteht dabei die Frage, für welche Menschheit, ob etwa einer fraglichen künftigen Harmonie zuliebe die Persönlichkeit sich opfern soll. D. verfolgt in „Verbrechen und Strafe", im „Podrostok" u. a. o. das Unsinnige der Idee von der Zukunft, der das Gegenwärtige sich opfern soll. So hat D. die beiden Ideen: Persönlichkeit und Gesellschaft bis zum letzten Extrem durchgedacht, und hierin liegt sein Verdienst und seine Bedeutung.

Worin sieht er nun die Lösung dieser Probleme? Er lehnt die bourgeoise, kapitalistische Gesellschaft ab, und, ähnlich wie Herzen, sah er den unabwendbaren Zusammenbruch der westeuropäischen Zustände voraus. Er fordert einen gesellschaftlichen Aufbau auf freiwilligen Konzessionen der einzelnen zugunsten der Allgemeinheit. Daß hierzu der russische Mensch geeignet sein wird, ist in der Puškinrede ausgesprochen. Es gehört auch das Schuldbewußtsein des einzelnen vor der Menschheit dazu, Allvergebung möglich zu machen, und diese führt wieder zur Idee von der Allvergebung durch Christo. D. sah ja im russ. Volk die Verkörperung christlicher Ideen. Im Katholizismus wie im Sozialismus sah er Versklavung der Gewissensfreiheit. Nur auf der Freiheit der Persönlichkeit und auf moralisch-religiöser Grundlage kann die Gesellschaft aufgebaut werden, daher kann das russ.-orthodoxe Volk leichter zu einer Weltbrüderschaft gelangen als Katholiken oder Protestanten. O. Kaus sieht in D. den Helden der sozialen Kämpfe des 19. Jhs., K. Scheffler sagt, zwischen D. und der Oktoberrevolution bestehe zweifellos ein Zusammenhang. D.s größtes Verdienst besteht nicht darin, daß er wirklich das Problem: Persönlichkeit und Gesellschaft gelöst, sondern darin, daß er das Grundproblem des Lebens in ganz neuer Beleuchtung dargestellt hat. Emmy Haertel.

D. Čyževśkyj: Schiller und die „Brüder Karamazov". — Zeitschrift für slavische Philologie. 6 (1929), 1/2, S. 1—42.

Es handelt sich hier nicht darum, mehr oder weniger bedeutungslose Reminiszenzen an Schiller bei Dost. festzustellen — Č. erklärt sich grundsätzlich gegen eine solche „zerpflückende Methode" —, sondern es soll das wichtige Ergebnis einer Untersuchung gegeben werden, inwieweit Dost. die Schillersche Weltanschauung zu der seinen gemacht hatte, bzw. wo er sich von ihr lossagte und sie zu widerlegen versuchte.

Č. gibt einen Überblick über die Bedeutung der „Schillerschen" Periode, die fast alle großen russischen Dichter und Denker durchgemacht haben, denen der Ideengehalt seiner Werke wichtiger war als deren dichterische Schönheiten. In den „Brüder Karamazov" wendet Dost. in bezug auf Schiller den auch anderweitig bei ihm beliebten „orchestralen" Kunstgriff an, d. h. er läßt irgend einen Gedanken, den er einer der Personen eines Romans in den Mund legt, späterhin in Aussprüchen anderer wieder aufleben und variieren. Das Thema Schiller tritt in gleicher Form auf. Besonders zeigt sich, welche Bedeutung Franz v. Moor für die Karamazovs in ihrem Verhältnis zum Vater gehabt hat.

Interessanter noch sind Beantwortungen Schillerscher Gedanken und Probleme, in denen Dost. grundsätzlich dem „Schilleranismus" einer früheren Periode absagt. Das geschieht z. B. in bezug auf einen der Hauptgedanken des Romans: das Problem des „höheren Menschen", das auch im „Podrostok" und den „Besy" behandelt wird. Schillers unter dem Einfluß der Ethik Kants entstandene Definition vom Verstandes- und Sinnenmenschen, dem gegenüber der ästhetische Typus eine höhere Stufe darstellt, liegt der gesamten Problematik der „Brüder Karamazov" zugrunde. Zu den Verstandesmenschen gehören Ivan, Smerdjakov usw., aber die Scheidung geschieht nicht einseitig, denn auch der gegensätzliche Typ, z. B. Dmitrij, reflektiert gelegentlich. Den Gedanken des „höheren Menschen" hat Dost. von Schiller übernommen, und Einwände dagegen müssen zugleich als Einwände gegen Schiller gewertet werden. Dost. fürchtete, der „höhere



Mensch" könne „satanischem Stolz" verfallen, in diesem Sinne entwickeln Ivan und Dmitrij ihre Ideen über den Vater. Das Gegenteil stellt Aljošas „Nicht-verurteilen-wollen" dar. Diese beiden Typen stimmen formell zu Schillers ästhetischem Typ. Dost. geht aber noch eigene Wege. Er glaubt nicht, daß die „Schönheit ein stabiles Gleichgewicht zwischen zwei in der menschlichen Seele miteinander kämpfenden Kräften schaffen", daß durch sie ein Mensch erlöst werden könne. Die „einzige reelle Unterstützung" für ihn „sei die Religion". Bei der Ausgestaltung dieser Idee aber beginnt die Eigenart des religiösen orthodoxen Bewußtseins von Dostoevskij.

Dost. hat auch das Schillersche Theodizeeproblem und seine Gedanken über die Freiheit im menschlichen Handeln aufgenommen und weiter gebildet. Bei Schiller ist aus der Problematik des „Nicht-verurteilen-wollens", die in der Selbstkritik Karl Moors herauszufühlen ist, der Gedanke des „Doppelgängertums" entstanden. Indem Karl die verbrecherischen Taten der Räuber sich selbst zur Last legen muß, sieht er in dem „selbstbewußten Bösewicht" Spiegelberg eine böse Karikatur des eigenen Wollens. Die Schicksale beider weisen eine ähnliche Parallele auf wie die von Fiesco und dem Mohren. In beiden Dramen ist also das Motiv des „Doppelgängertums" vertreten. Č. lehnt hier die Annahmen von Pereverzev, Hessen und Rank ab. In den Karamazovs ist die Parallele Smerdjakov-Ivan besonders wichtig. Ivan kommt der Zusammenhang mit Smerdjakov erst nach dem Vatermorde zum Bewußtsein, er schämt sich dieser Gleichheit und erhebt sich dadurch zu einem neuen sittlichen Bewußtsein.

Č. sieht in der Reaktion auf Schillersche Gedanken zugleich eine Antwort D.s auf den deutschen Idealismus. Er sucht festzustellen, wieweit Dost. mit der entsprechenden deutschen Philosophie bekannt gewesen ist. Unmittelbare Hinweise auf die Grundideen des ganzen 19. Jhs., die doch der idealistischen Philosophie zu Anfang des Jhs. entstammen, sind bei Dost. kaum zu finden. Auf Dost. haben die Dichter, vor allen Schiller und Hoffmann, viel tiefer gewirkt, und darum sind seine Beziehungen zu ihnen für die Analyse seiner Werke von der größten Wichtigkeit.

Emmy Haertel.

Vjačeslav Polonskij: Pamjati Majakovskogo. (Dem Andenken Majakowskijs.) — Novyj Mir, Nr. 6, 1930, S. 172—198.

Der plötzliche tragische Tod von Majakovskij hat Dutzende von Nachrufen hervorgerufen. Es ist noch zu früh, sein Schaffen vom literarisch-kritischen Standpunkt zu werten; doch können es die Zeitgenossen wagen, einen Überblick über den Weg von M. zu werfen.

Man kennt in der russischen Literatur kaum einen anderen Schriftsteller, der von der Vision der Großstadt so beherrscht wäre. In den Gedichten Majakovskijs findet man weder Land, noch Natur. Dafür operiert er mit Boulevards und Plätzen, mit den Rippen der Dächer, Augen der Reklamen, Fabrikrauch, „Wolkenkratzerlöchern"; doch nicht die Liebe zur Großstadt bewegte ihn, nur Großstadtbilder hu wählen, — es war eine Art Opposition, wie die ganze Kunst Majakovskijs aus Oppositionsgefühl geboren und mit Haß und Leidenschaft genährt wurde. Vor 20 Jahren, als Majakovskij zum erstenmal mit seinen Gedichten hervortrat, herrschte in der Poesie die symbolistische Richtung — Belyj, Block, Ivanov u. a. waren ihre hervorragendsten Vertreter. Aus angeborenem Kampfgefühl wurde M. zum erbittertsten Gegner des Symbolismus: er verneinte die Mystik, verhöhnte die Harmonie, er brüllte, wenn die Symbolisten geheimnisvoll flüsterten, er wurde zum Gegenpol des Symbolismus. Die Futuristen, eine Gruppe junger Dichter, die die Öffentlichkeit durch ihre sinnwidrigen Gedichte und gewollte Frechheit der Bilder schockierten, wählten M. zu ihrem Führer. Von dieser ziemlich zahlreichen Gesellschaft blieb nur M. übrig: seine Aufruhr hatte tiefere Gründe; er protestierte nicht nur gegen eine veraltete Kunstform, sondern gegen die ganze alte Welt, die Welt der Gegenstände und

toter Dinge, die dem Menschen die Freiheit raubten. Seine Gedichte aus dieser Zeit sind trotz der hyperbolistischen Bilder und der Kühnheit der Sprache pessimistisch gefärbt.

Die Revolution bildete eine neue Etappe in seinem Schaffen. Der für ihn früher charakteristische Egozentrismus verschwindet; der Hyperbolismus wächst. Er spricht jetzt im Namen der Massen und für die Massen, versucht sich verständlicher zu machen und verfällt oft in unerträgliche Primitivität. Sein Ehrgeiz erwacht: er will der Dichter der Revolution werden. Daher sind die Grenzen, die er selbst seinem Schaffen zieht, ungeheuer weit; er schreibt über alles; man findet große Dichtungen („Mysterie Buff", „150000000") bei ihm neben Reklameversen über Zigaretten oder Galoschen. Die Kunst erklärte er für ein Handwerk, Poesie war ihm nur technische Beherrschung des Wortes. Er wollte mit der alten Welt brechen und trug in sich selbst das Erbe des Alten: den Futurismus, eine „kleinbürgerliche rein formale literarische Bewegung". — Der Weg M.s ist der Weg des kleinbürgerlichen Intellektuellen zum Proletariat; er hörte auf, ein Mitläufer zu sein, wurde aber noch kein proletarischer Dichter. Sein Nachlaß wird vielen Dichtern Anregung geben; ob er als Ganzes in die proletarische Kultur aufgenommen wird, soll die Zukunft zeigen.

Eugenie Salkind.

A. Vysockij: Das Tempo entscheidet (Tempy rešajut). — „Sibirskie ogni", Novosibirsk, Januar 1931, Bd. 1, S. 116—121.

Gleichzeitig mit der stürmischen Entwicklung der Industrialisierung, die das Antlitz des alten Bauernlandes Sibirien vollkommen ändert, muß auch die Reorganisierung der literarischen Organisationen durchgeführt werden. Das dritte Jahr des Jahrfünfts ist für die Zukunft des Landes entscheidend: die Kollektivierung der Bauernwirtschaften, die Liquidierung des Kulakentums, der schnelle Aufbau wirkt sich auch im künstlerischen Schaffen aus. Doch ist die moderne Literatur vorläufig nicht imstande, mit der Entwicklung des Sozialismus Schritt zu halten; ihr fehlt das Klassenbewußtsein dazu und die richtige politische Einstellung: „das literarische Schaffen ist blind, wenn sein Weg nicht von einer revolutionären Theorie beleuchtet wird". Für die Entwicklung der proletarischen Literatur ist die Einbeziehung des Arbeiters in die professionellen Organisationen von ausschlaggebender Bedeutung: „tut nichts, wenn ihre Werke künstlerisch noch ziemlich schwach sind; wichtiger ist, daß sie den heutigen Tag in die Literatur bringen". Den Arbeiter zum Schaffen anzuregen, ist die Aufgabe der Westsibirischen Assoziation Proletarischer Schriftsteller (SSAPP); auch der Komsomol, in dessen Kreisen ein großes Interesse für die Literatur herrscht, ist noch nicht ausreichend organisiert. Im dritten, entscheidenden Jahr des Wirtschaftsplans muß die Literatur alle Kräfte mobilisieren, um mit den Arbeitermassen in einen engen Kontakt zu treten und das Tempo des Aufbauprozesses einzuhalten. —

In gleicher, primitiv-materialistischer Weise nimmt der Schriftsteller Stellung zum Thema: „Wie soll das Zurückbleiben der Literatur überwunden werden?" (Ib. S. 122—25.) Als einzige Ursache des Übels erscheint die ungenügende politische und allgemeine Vorbildung der Schriftsteller: „Die früheren Schriftsteller waren „Intellektuelle" im wirklichen Sinne des Wortes." Der Sovetschriftsteller kann sich mit ihnen nicht messen. Gründliches Studium des dialektischen Materialismus, der Lehre von Marx und Lenin, gemeinsame Beratungen über Schaffensprobleme, kollektive Ausarbeitung der besten literarischen Methoden — dies sind die einzig sicheren Heilmittel. „Die Kunst als Selbstzweck", „der Schriftsteller ist frei in seinem Schaffen", „Kunst und Politik sind unvereinbar — welcher Unsinn!", schließt ein resolutes Mitglied des lokalen Literaturzirkels, „so können nur offene Klassenfeinde urteilen, oder die politisch Unerfahrenen, die schleunigst das ABC der „Politgramota" erlernen müssen".

Eugenie Salkind.

Ettore Lo Gatto: Letteratura soviettista. — Roma. Istituto per L'Europa Orientale. 1928. VIII, 167 S. 8⁰. (Piccola Biblioteca Slava. 2.)

Wie aus der Titelfassung zu erkennen, ist diese „Sovetliteratur" nicht eine Geschichte der Literatur Sovetrußlands; sie bietet nur Ausschnitte daraus und die Hauptlinien ihrer Entwicklung. Der fragmentarische Charakter des Ganzen erklärt sich, wie Lo G. im Vorwort bemerkt, daraus, daß die meisten Abschnitte des Buches als einzelne Aufsätze in italienischen Zeitschriften erschienen waren und hier nochmals zum Abdruck gelangt sind; und aus dem gleichen Grunde sind manche Wiederholungen und andererseits auch Lücken darin zu erklären. Trotz der losen Aneinanderreihung dieser Aufsätze erhält man durch die Besprechungen der Hauptvertreter der Sovetliteratur, die Charakteristik der Strömungen, denen sie angehören, nach einleitender Darstellung des Überganges vom Futurismus zum Neorealismus und einer grundsätzlichen Betrachtung des Verhältnisses der proletarischen Poesie zur Prosa, ein äußerst lebensvolles Bild des Ganzen.

Esenin, Gladkov, Fadeev, Čapygin, Leonov, Romanov, Lidin, Veresaev sind jeder für sich besprochen. Babel, Ivanov, Pilnjak und die Sejfulina, als poputčiki, gemeinsam. Bednyj ist nur beiläufig erwähnt. Lo G. weist im Vorwort darauf hin, daß die Nichteinbeziehung solcher Dichter wie Belyj, Blok, Ehrenburg u. a. nicht als eine Lücke anzusehen sei, da sie, seiner Meinung nach, zu stark mit der bürgerlichen Literatur verkettet sind, um in eine Darstellung der Sovetliteratur im engeren Sinne zu gehören; aus besonderen Gründen hat er aber Veresaev in sie miteinbezogen. Lo G. hat häufig sovetistische Kritiker zitiert, wo es galt, den vorwiegend sozialistischen Gehalt der einzelnen Werke auf seine Lebenswahrheit hin zu werten, aus der Überzeugung heraus, daß selbst ein parteipolitisch gefärbtes Urteil hier mehr Berechtigung haben dürfte als sein eigenes. Um so mehr aber hat Lo G. der eigenen Meinung Ausdruck gegeben, wo es galt, die immer wieder herauszufühlenden Zusammenhänge mit der alten „klassischen" russischen Prosa festzustellen. Gerade diese bewußten oder unbewußten Anklänge an die vorkommunistische Literatur sind es ja, die im Kampf der Meinungen in Sovetrußland eine große Rolle gespielt haben. Lo G. erwähnt einiges daraus, aber es ist schade, daß er nicht im Zusammenhang davon gesprochen, und daß Trockijs Stellungnahme gegen die von Bogdanov geforderte „Klassenkunst", die bei Evgene'v-Maksimov so eingehend dargestellt ist, unerwähnt bleibt.

Eine sehr dankenswerte Zugabe zu diesen Ausschnitten aus der Sovetliteratur ist der Aufsatz „L. Tolstoj e la nuova letteratura". Hier nennt Lo G. die anläßlich der Hundertjahrfeier hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten über Tolstojs Geltung im Sovetstaat, gibt interessante Notizen über die Bedeutung seiner Werke für die proletarische Leserwelt und geht schließlich dazu über, den Einfluß seiner Werke bei den Prosaisten der Sovetliteratur nachzuweisen. Es fallen dabei auch interessante Streiflichter auf die Art, wie Tolstoj innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Schichten im Sovetstaat gewertet wird. Emmy Haertel.

I
ABHANDLUNGEN

MICHAEL BAKUNIN UND PREUSSEN IM JAHRE 1848

Von
Josef Pfitzner.

1. Bakunin in Frankfurt a. M., Köln und Berlin.

Mit hochgeschwellten Hoffnungen und vollen Taschen entfloh Bakunin[1]) dem revolutionären Siegesrausche von Paris am 31. März 1848[2]) und zog zum ersten Male gegen Osten. Einen Augenblick überlief es den nun schon seit Jahren in den europäischen Westen Eingelebten ganz kalt bei diesem Gedanken[3]), obwohl doch gerade der bewaffnete Zug nach dem Osten, nach Rußland sein innerster Wunsch schon geraume Zeit geworden war. Straßburg und Süddeutschland durcheilte er rasch, da er auf Herweghs Bitte eine Reihe von Aufträgen mit sich nahm, deren er sich in Frankfurt a. M. entledigen sollte, wo sich soeben das deutsche Vorparlament, d. h. geistige und politische Führer der deutschen Länder versammelt hatten. Unter den mehr als 400 Vertretern wies Herweghs Begleitschreiben[4]) Bakunin an Jacoby[5]), dem er ihn als seinen „treuesten Freund", als die „einzig authentische Quelle" seiner Absichten und Pläne, sowie der Vorgänge in Paris empfahl, der

---

[1]) Vgl. zum Allgemeinen ein für allemal M. Nettlau: Michael Bakunin I (1896/8); derselbe: M. B. im Jahre 1848, Sozialistische Monatshefte II (1898); V. Polonskij: Bakunin I² (1925); J. Stěklov: Michail Aleksandrovič Bakunin I² (1926).

[2]) Dieses Datum gab Bakunin selbst am 22. IV. 48 in Berlin an.

[3]) P. V. Anněnkov i jego druzja I (1892), 623 ff.: Brief Bak. an Anněnkov aus Cöln 17. April. Gut übersetzt von Dragomanov: Michail Bakunins Sozial-politischer Briefwechsel (1895), 9 ff.; vgl. auch K. Kersten: Michael Bakunins Beichte (1926), 27. Ich zitiere hier nach dieser zuverlässigen deutschen Übersetzung der Beichte, die V. Polonskij in seinen Materialy dlja biografii M. Bakunina I (1923) nach dem russischen Original abgedruckt hat.

[4]) Datiert Paris 30. III., gedruckt von G. Mayer, Archiv f. d. Geschichte des Sozialismus u. d. Arbeiterbewegung I (1911), 482. Noch zwanzig Jahre später erinnert Bakunin Jacoby an dieses Treffen, ebd. 481. Dennoch kann Bakunin nicht als Agent Herweghs bezeichnet werden.

[5]) Vgl. über ihn zuletzt R. Adam: Johann Jacobys politischer Werdegang 1805—40, Hist. Z. 143 (1931), 48 ff.

noch „einen Sack Revolutionsluft“ mit sich führe und „unbegrenztes Vertrauen“ verdiene. Aber Bakunin suchte zunächst einen guten Bekannten aus der Schweiz und aus Paris auf: den inzwischen zum Zoologieprofessor in Gießen aufgerückten Karl Vogt[6]), der ihn dann an eine Reihe anderer deutscher Demokraten empfahl und mit ihnen bekannt machte. Bakunin kam in sein Element. Innerhalb weniger Tage trat er einem halben hundert deutscher Demokraten mehr oder weniger nahe, frischte alte Bekanntschaft auf wie mit dem Vogtländer Todt[7]), knüpfte Beziehungen mit dem Ostpreußen Jacoby, dem schlesischen Grafen Eduard Reichenbach[8]) an, mit denen er im Sturmjahre noch vielfach zusammentreffen sollte, schließlich auch zu dem Mitbegründer des Kölner Kommunistenbundes, dem Artillerie-Premierleutnant Willich, dessen Schicksal in vielem dem Bakunins glich[9]). Daß er daneben vor allem die süddeutschen Demokratenführer, auf deren Mithilfe Herweghs Einfall in Deutschland ganz berechnet war, über die Lage innerhalb der deutschen Pariser Emigration aufzuklären hatte, erhellt aus seinem Empfehlungsschreiben an Jacoby ebenso, wie das andere, daß er werbend, aufklärend und beruhigend auf die demokratischen Mitglieder des Fünfzigerausschusses im Sinne Herweghs einwirken sollte. Nach ungefähr einwöchigem, von Volksversammlungen, Klubsitzungen, privaten Besprechungen und Zechgelagen erfülltem Aufenthalte[10]) verließ er diesen über Nacht so lebendig gewordenen Mittelpunkt des deutschen Volkes auf dem sicher mit dem Herweghschen Zuge zusammenhängenden Umwege über Mainz, Mannheim und Heidelberg nach Köln, wo er am 12. April eintraf[11]), um seine Effekten aus Brüssel zu erwarten. Denn der bereits bis nach Süddeutschland gedrungene Ruf der ungeduldigen polnischen Emigration „Nach Polen! Nach Polen!“ ließ auch ihn seine Fahrt, die trotzdem überreich an neuen Eindrücken und Erlebnissen war, beschleunigen, damit er noch rechtzeitig an den Ort der entscheidenden Tat für die Polen und ihn, den demokratisch-anarchistischen Russen, komme: nach Posen, von wo der Krieg gegen Rußland seinen Ausgang nehmen sollte.

Aber wider Erwarten wurde er in Köln länger aufgehalten. Dennoch ließ er diesen unfreiwilligen Aufenthalt in der Hauptstadt des Rheinlandes nicht ungenützt verstreichen, sondern trachtete auch

---

[6]) Dresden St.(aats) A.(rchiv) Amtsgericht Dresden 1285c vol. III; vgl. auch W. Vogt: Karl Vogt (1890); St. Born: Erinnerungen eines 48ers[3] (1898), 124.

[7]) Er traf ihn in der Mainluft, Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1794 vol. IV.

[8]) Dragomanov S. 9; vgl. auch H. Nathan: Aus dem Leben eines Achtundvierzigers, Z. f. Gesch. Schles. 48 (1914), 174ff.

[9]) Willich war wegen Verbreitung kommunistischer Lehren aus dem preußischen Heere entlassen worden.

[10]) Beichte, S. 26 erklärt er, er sei in den ersten Apriltagen in Frankfurt eingetroffen. Vgl. die Beichte auch zum Folgenden.

[11]) Dragomanov, S. 9ff.

hier ein klares Bild über das Maß der revolutionären und freiheitlichen Bewegung zu bekommen. Wenige Tage genügten, um ihm den gewaltigen Unterschied zwischen Paris-Frankfurt und Köln klarzumachen. Ihm, dem schon damals Umsturz und Zertrümmerung des Alten als einzig wertvolle revolutionäre Tat galt, mußte diese Stadt ebenso wie die meisten übrigen deutschen Hauptstädte philiströs, ernüchternd erscheinen, so daß er zum ersten Male aus dem mit der Februarrevolution begonnenen Taumel zur Besinnung kam. Und dabei marschierte Köln an der Spitze der deutschen Bewegung[12]). Wie breit klaffte so der Abstand zwischen Bakunins ungestümem Wollen und Planen und der deutschen Wirklichkeit! Dennoch eignete ihm trotz aller Ungeduld Einsicht genug, um die Ansätze zu einer Bewegung in seinem Sinne auch hier zu erkennen. Nicht zählte er sicher hinzu, daß die Kölner Bürgerschaft erst vor kurzem dem heimkehrenden ungekrönten polnischen „König", dem Fürsten Czartoryski, laute Ovationen dargebracht[13]), sich eine Reihe Kölner Bürger dank der Werbearbeit eines rührigen Emissärs Czartoryskis zu einem polnischen Hilfskomitee[14]) zusammengeschlossen hatten, so sehr er die Polenfreundschaft der Deutschen für notwendig hielt. All das roch ihm nach konservativer Staatsgesinnung und nach Bourgeoisie. Hoffnungsvoller schaute er auf die Bewegung innerhalb der arbeitenden Klassen[15]), die durch die Gründung des „Kommunistenbundes" zu Anfang März eine erste Tat vollbracht hatten[16]), deren es noch keine ähnliche vordem in Preußen gab. Freilich hatten sich diese Kölner frischgebackenen Kommunisten sehr zum Mißvergnügen eines Marx und Engels, die samt dem Bakunin bereits seit 1847 bekannten Kölner Demokraten D'Ester die Entwicklung aus Brüssel betrachteten, zu keinem revolutionären Unternehmen aufgeschwungen und damit zugunsten des Bürgertums bereits im März eine wichtige Chance verloren, die wettzumachen auch den im April um Marx und Engels sich scharenden Kommunisten nicht möglich war, da sie als Ziel die soziale, nicht die politische Revolution in den Vordergrund schoben. Gerade dieses soziale Fordern der Kommunisten trieb das stark fortschrittlich eingestellte rheinische Bürgertum aus Sorge um Besitz und soziale Stellung in das Lager der Konservativen, sodaß an eine erfolgreiche Revolution im Augenblicke nicht zu denken war. Das

---

[12]) Vgl. V. Valentin: Geschichte der deutschen Revolution von 1848/9 I (1930), 416.

[13]) Vgl. außer den Meldungen der Rheinischen Zeitung auch Jenerał Zamoyski 1803—68, V (1922), 87 f. Auch D'Ester beteiligte sich daran.

[14]) E. Kipa: Misya polityczna dra. W. Szokalskiego do Niemiec 1848, Biblioteka warszawska 1913, II, 1 ff. Vgl. auch M. Pawlicowa: O niektórych pomysłach monarchicznych na emigracji (1831—55), Kwart. hist. 41 (1927), 45.

[15]) Vgl. J. Hansen in Geschichte des Rheinlandes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart I (1922), 298 ff.

[16]) E. Czobel: Zur Geschichte des Kommunistenbundes, die Kölner Brudergemeinde vor der Revolution, Arch. f. Gesch. d. Sozialismus XI.

Bürgertum verschanzte sich gleich den Arbeitern in einer Reihe von Klubs, in denen es von deutscher Einheit, nationaler Sache und Freiheit aus ehrlicher, kraftvoller Begeisterung widerhallte, wofür Bakunin freilich nur ein mitleidiges Lächeln erübrigte. Nach seiner Meinung winkt den Deutschen nationale Einheit und Freiheit erst dann, bis die „revolutionslose Anarchie", in die jetzt Deutschland zu versinken droht, ersetzt wird durch die systematische Revolution, die auf ihre Weise Einheit und Ordnung schafft. Niederringung von Feudalaristokratie und dem sich als arges Hemmnis der rückhaltlosen Revolution entpuppenden Bürgertum wird zur heiligen Aufgabe des erwachenden Proletariats und des Bauernstandes. Die in allen deutschen Ländern gewaltig drückende Wirtschaftsnot, Geldmangel, Hunger und Arbeitslosigkeit radikalisierten die Arbeiterschaft, sodaß es dem Kölner Arbeiterführer Gottschalk gelang, am 6. April einen demokratisch-sozialistischen Arbeiterverein[17]) als Widerpart zur bürgerlichen Demokratie zu begründen, der am 13. April, demnach einen Tag nach Bakunins Ankunft, bei einer Beteiligung von etwa 300 Arbeitern die erste Versammlung abhielt. Im Hinblicke auf diese Anfänge festigte sich in Bakunin die Überzeugung, daß hier die demokratische Revolution in zwei bis drei Monaten ausbrechen werde, was das rasche Anwachsen des jungen Vereins schon in den nächsten Wochen zu rechtfertigen schien. So mischten sich in ihm merkwürdig slawophil-französische Verachtung gegenüber der deutschen Bewegung und zugleich heimlichste Hoffnung auf ihr Fortwachsen und Gelingen mit einer für seine weitere Ostlandfahrt wertvollen Erfahrung.

Köln entließ ihn zugleich mit einer für sein späteres Leben, ja bis an sein Ende folgenschweren Enttäuschung, die ihm vornehmlich Karl Marx bereitete. Sie waren miteinander seit vier Jahren von Paris her bekannt, aber nie warme Freunde geworden. Noch zu Beginn des Jahres 1848 traten die Gegensätze beider in Brüssel peinlichst in Erscheinung[18]). Und nun trafen sie einander wieder in einer völlig veränderten Lage auf deutschem Boden. Sofort gerieten sie wegen der letzten und eben noch laufenden Ereignisse hart aneinander[19]). Hatten es doch die Anhänger Marxens, die deutschen Kommunisten in Paris, soeben vorgezogen, unbewaffnet, als Einzelpersonen, allerdings mit dem im Augenblicke wenig besagenden „Akkreditiv": dem kommunistischen Manifest in der Tasche, nach der Heimat zurückzuziehen, während sich die Pariser deutschen Demokraten um das Banner Herweghs scharten, deutsche Legionen bildeten und in geschlossenem, kriegerischem Zuge nach Deutschland zur Erweckung der politisch-demokratischen Revolution eilten. Das gesamte deutsche Volk schaute damals teils voll Freude, teils mit Entsetzen auf Herweghs Beginnen am Rheine. So auch Marx und Engels, die das Abenteuerliche, in

[17]) H. Stein: Der Kölner Arbeiterverein (1848—49), (1921) 35, 37.
[18]) Dragomanov, S. 8.
[19]) M. Bakunins Gesammelte Werke I (1921), 90.

ihren Augen geradezu Verbrecherische dieses „Krieges“ mit den schärfsten Worten gegenüber Bakunin, den Herwegh soeben noch seinen „treuesten Freund“ genannt hatte, geißelten, sodaß sich dieser, da er das Herweghsche Unternehmen durchaus billigte und sich Herwegh zu nicht minderer Freundschaft verbunden fühlte, warm für den Dichtergeneral einsetzte[20]). Mochte Bakunin zwei Jahrzehnte später auch bekennen, daß Marx im Rechte gewesen sei, für den Augenblick empfand er erneut den tiefsten Abscheu gegen ihn ob seiner selbstherrlichen Arroganz und Eigenliebe. Gar bald sollte dieser Zwischenfall Bakunin noch schlimmere Folgen bescheren.

Solche Erfahrungen bestärkten Bakunin nur noch mehr in seiner Absicht, Köln möglichst rasch den Rücken zu kehren und diesen Neidern und Verkleinerern in der Art eines Marx mit Taten aufzuwarten. Noch am Abend des 17. April hoffte er Köln verlassen zu können, dürfte dann aber doch bis zum 19. zugewartet haben, da er erst am 20. April abends, mit zwei geladenen Terzerolen und einem Dolchmesser ausgerüstet, in Berlin ankam. Wie stark hatte sich doch seit seiner Abreise von Paris die allgemeine politische Lage verändert[21])! Polnische wie deutsche und teilweise französische Demokratenkreise wiegten sich seit der Revolution in dem festen Glauben, daß die Erlösung Frankreichs von dem scheinkonstitutionellen Absolutismus und Konservativismus den Auftakt für die Befreiung aller europäischen Völker von ihren absoluten Herrschern, vor allem des freiheitlichen Europas von der russischen Despotie bedeute. „Krieg gegen Rußland“ einte als Kampfruf Demokraten und liberales Bürgertum, das während des Vormärz Rußland gründlich hassen gelernt hatte, war aber auch Bakunins

---

[20]) Er schrieb Herwegh noch von Köln einen Brief, in dem er ihn wohl über Marxens Einstellung unterrichtet hat, vgl. Briefe von und an Georg Herwegh 1848 (1896), 21.

[21]) Vgl. für all die Fragen der größeren Politik auch im weiteren Verlauf Th. Schiemann: Geschichte Nikolaus I., IV (1919); L. Limanowski: Historya demokracyi polskiej w epoce porozbiorowej II² (1922); unbedeutend A. Savin: Nikolaj I. i Fridrich-Vilhelm IV. 1840—48, Rossija i Zapad I (1923), 107 ff.; W. Andreas: Die russische Diplomatie und die Politik Friedrich Wilhelms IV., Abh. d. preuß. Akad. d. W. phil. hist. Kl. 1926 Nr. 6; derselbe: Peter v. Meyendorff, Jahrb. f. Charakterologie II (1925); derselbe: Der Briefwechsel König Friedrich Wilhelms IV. und des Zaren Nikolaus I. von Rußland in den J. 1848—50, Forsch. z. brandenb. u. preuß. Geschichte 43 (1930), 129 ff.; de Guichen: Les Grandes questions européennes et la diplomatie des puissances I (1925); L. Strakhovsky: L'empereur Nicolas I. et l'esprit national russe (1928); F. Ley: Frankreich u. d. deutsche Revolution 1848/9, Preuß. Jahrb. 213 (1928), 199 ff.; Hallgarten W.: Studien über die deutsche Polenfreundschaft (1928); E. Marcks: Die europäischen Mächte u. d. 48er Revolution, Hist. Z. 142 (1930) 73 ff.; W. Knapowska: La Prusse, la France et la question polonaise en 1848, La Pologne au VIe congrès international des sciences hist. á Oslo, Warschau 1930; V. Valentin: Die deutsche Revolution von 1848/9 I (1930); W. Kohte: Deutsche Bewegung und preußische Politik im Posener Lande 1848—49, Deutsche wissensch. Zeitschr. f. Polen 21 (1931).

Zauberspruch seit seiner Verbannung geworden. Organisch verband sich damit das zweite, die europäische Demokratie und weite Kreise des Bürgertums erfüllende Losungswort: Wiederherstellung Polens. Für die Lösung beider europäischen Probleme wurde die preußische Provinz Posen zum naturgegebenen Ausgangspunkte erkoren. Daher ließ der Bakunin wohlbekannte Polizeipräfekt von Paris Caussidière ihm als Reiseziel in seinen Paß schreiben: „nach Posen". Dahin führte der nächste Weg von Köln über Berlin. Bakunin erkannte es seit Beginn der vierziger Jahre, da er es zuletzt gesehen hatte, kaum wieder, so sehr hatte sich diese einst vom Theologen- und Philosophenstreite lebende, von unartigen Seitensprüngen der Liberalen lange verschonte Hohenzollernresidenz ins revolutionäre Treiben ziehen lassen. Daher welcher Meinungs- und Parteienstreit in den grundlegensten Fragen, an deren Lösung gerade Bakunin persönlich interessiert war! Russische, wie polnische Frage schufen immer deutlicher nach den freiheitlichen Flitterwochen des März zwei unversöhnliche Lager, die sich nach Russenfreundschaft und Polenfeindschaft, sowie Russenfeindschaft und Polenfreundschaft schieden. Überwog noch Ende März, da sich Bakunin auf die Reise machte, dieses, so war es am 20. April bereits zurückgedrängt. Friedrich Wilhelm IV., umgeben von einem Kreise außerministerieller Ratgeber, gestützt und gestärkt durch die drohend beschwörenden Briefe seines Schwagers Kaiser Nikolaus[22]), Rußland ein treuergebener Verehrer und Bundesgenosse, rückte immer schärfer von seinen Ministern, zumal dem des Äußeren, ab, die das genaue Gegenteil der königlichen Wünsche für richtig erachteten und sich daher weit besser mit Frankreich verständigten, Polen entgegenkamen und damit der Stimmung weiter Volkskreise Rechnung trugen, bis der Nationalkampf zwischen Polen und Deutschen in Posen und die dadurch ausgelöste radikale Gesinnungsänderung des nationalen deutschen Bürgertums der polenfreundlichen Politik eines Arnim und Circourt die Berechtigung entzogen. Der Nationalkrieg gegen die Polen stand vor der Tür, der gegen Rußland rückte in die Ferne. Größte Verwirrung entstand damit zwischen König, Ministern und untergeordneten Behörden, größte Unsicherheit in der Bevölkerung. Voll tiefsten Ingrimms verfolgte Bakunin auf deutschem Boden diese, seine Pläne geradezu durchkreuzende Entwicklung, die nicht wenig zu seiner Ernüchterung schon in Köln beitrug. Bei seinen Grundansichten über Volk, Freiheit, Recht, Gleichheit usw. ging ihm das Verständnis für das nationale Wehren und Werben der Deutschposener völlig ab, wie er überhaupt die deutsche Frage vom Standpunkte der europäischen und zugleich slavischen Demokratie betrachtete, nie eine hohe Meinung von den politischen Fähigkeiten des deutschen Volkes besaß und sich auch aktiv niemals unmittelbar für dieses einsetzte,

[22]) Vgl. Revolutionsbriefe 1848 hg. v. Haenchen (1930) S. 34 ff. Brief des Zaren vom 24. II./7. III. 48.

sondern in diesem lediglich ein Mittel zur Erreichung seines Endzieles sah. Gerade diese Stellungnahme schloß eine Würdigung der nationaldeutschen Gefühle aus, machte ihn vielfach blind gegen die natürlichen Rechte der Nationen. So erhob er schon in Köln wider Preußen und Deutschland wegen ihrer nach seiner Meinung widerspruchsvollen Politik in Schleswig-Holstein und in Posen schwere Vorwürfe, da er Schleswig-Holstein für halb dänisch bewohnt hielt, bei Posen aber meinte, daß sich „der Deutsche mit Gewalt, mit allem Unrecht und allen anderen niederträchtigen Mitteln niederließ“[23]). Klang damit deutlichst die panslavistische und nationalpolnische Einschätzung und Auffassung des mittelalterlichen deutschen Ostwerks durch, so wußte er sich mit der Mehrzahl der Polen, zumal den Emigranten, in der Bezeichnung „niederträchtig“ für das Verhalten der die nationalen Rechte der Polen angeblich verachtenden Deutschposener durchaus eins. Dennoch begrüßte er diese Einstellung der Posener Deutschen im Hinblicke auf seine Pläne, da er hoffte, es werde aus diesen Gegensätzen unvermeidlich der Kampf entstehen, der dann in blindem Umsichgreifen, durch die Weckung der Instinkte der Völker und Menschen einen allgemeinen Kampf entzünden würde. Sollten sich die Polen ja auch nicht durch einen geschickten preußischen Unterhändler zu einem unblutigen, billigen Frieden verführen und von dem nur durch Eisen und Blut zu erkämpfenden Ziele der Wiederaufrichtung des alten Polens abbringen lassen. Bakunins scharfe Stellungnahme verstärkte sich noch durch seine, gleich den polnischen Emigranten aus dem Westen mitgebrachten, der Wirklichkeit keineswegs entsprechenden Vorstellungen von den Anfangserfolgen der Posener Polen. So erhielt sich im Westen hartnäckig die unbegründete Nachricht, es sei eine provisorische Regierung in Posen für Polen gebildet, an die das Genfer Polenkomitee bereits Begrüßungs- und Ergebenheitsschreiben absandte[24]). Bakunin mußte sich von dieser irrigen Ansicht noch vor Berlin trennen[25]), sodaß dadurch nur noch mehr Unsicherheit in seine Ostlandspläne eindrang. Hatte bisher seine Reise einer raschen Orientierungsfahrt über die vorhandenen Kräfte und die Stimmung in den deutschen Ländern geglichen, so wollte er auch in Berlin offenbar nicht mehr erkunden, da er noch in Köln die feste Absicht hegte, nur zwei Tage in Berlin zu verweilen und dann ungesäumt nach Posen zu eilen.

Dieser Plan begegnete in Berlin den ersten bedeutsamen Hindernissen. Bakunin bekam die polenfeindliche Haltung

[23]) Dragomanov, 10 f.

[24]) A. Lewak: Dozór polski w Genewie w r. 1848, Kwart. hist. 33 (1919), 45 ff. Ganz insgeheim war in Posen jedoch eine provisorische Regierung aus drei Mitgliedern auf Antrag Moraczewskis gewählt worden, die aber öffentlich nie in Erscheinung trat, vgl. J. Moraczewski: Pamiętnik, bei L. Zienkowicz: Wizerunki polityczne dziejów państwa polskiego IV (1865), 51.

[25]) Aussage vom 22. IV. in Berlin.

des **Königs** und inzwischen eines Teiles des Kabinetts empfindlich zu spüren. Solange die Polenbegeisterung vorgehalten hatte, durften die von der französischen Regierung mit Geld versehenen polnischen Emigranten ruhig weiter nach dem Osten, bis Posen und Galizien, ziehen. Überall fanden sie Beifall und Unterstützung. Durften sie auch nicht, wie sie wünschten, in geschlossenen Abteilungen bis zu 500 Mann durch Deutschland eilen, so durchquerten doch mehrere Tausende die Heeresstraßen über Eisenach—Dresden und Köln—Braunschweig nach Osten, ein Strom, von dem sich auch Bakunin, obwohl als Einzelner reisend, hatte nach dem Osten treiben lassen. Mitte April kam dieses Wandern in Preußen ins Stocken, da auf Wunsch des Königs[26]) eine weitere Zunahme dieser revolutionären Elemente unbedingt vermieden werden sollte, zumal sich die längst von Österreich und Rußland Zurückgewiesenen auch noch nach Preußen wandten. Eigene Paßprüfungsstellen wurden eingerichtet, welche nur die passieren durften, die von einer preußischen Paßbehörde einen ordentlichen Paß besaßen. Diese Maßnahmen waren vom Standpunkte der preußischen Regierung völlig begreiflich, da sich gerade die Verhältnisse Mitte April im Posenschen aufs äußerste zuspitzten und der offene Kampf unmittelbar bevorstand. Auch die legitimierten Polen sollten auf ausdrücklichen Wunsch des Königs nach Breslau und Krakau dirigiert werden. Diese Absperrungsmaßnahmen gegenüber Posen wurden strengstens gehandhabt, als am 17. April tatsächlich der Kampf losbrach und General Willisen zum Zeichen des Scheiterns seiner versöhnlichen Politik in Posen am 20. April in Berlin eintraf. Gründonnerstag, den 20. April, erreichte aber auch Bakunin Berlin.

Bei der so gänzlich veränderten Sachlage konnte er kein anderes Ziel für den Augenblick haben, als sich möglichst rasch bei einigen Bekannten Rat zu holen und **aus der Stadt** ebenso **schnell zu verschwinden**, da er den Zugriff der Behörden und damit die Vereitlung all seiner Pläne mit Recht fürchtete. Daher entfaltete er noch am Abende seiner Ankunft eine große Geschäftigkeit und suchte Freunde aus seiner Berliner Universitätszeit auf. Zunächst führte ihn sein Weg zu Herweghs Schwager, dem bekannten Berliner Demokraten Gustav **Sigmund**, der überdies Mitglied des von Berliner deutschen Demokraten gegründeten „Comités für die Wiederherstellung Polens“[27]) war und ihn daher rasch über das Notwendigste unterrichten konnte. Zudem führte er Bakunin alsogleich zu dem Berliner Professor der Slavistik **Cybulski**[28]), den Bakunin gleichfalls von früher her kannte[29]), und der als national-

[26]) **Haenchen**: Revolutionsbriefe, 81. 21. IV.
[27]) Vgl. Gazeta polska Nr. 37. (Exemplar der Krakauer Univ.-Bibl.)
[28]) J. **Jachimek**: Wojciech Cybulski jako krytyk i historyk literatury, Prace polonisticzne II (1930), 25, 30 f., 155; H. **Szuman**: Wspomnienia Berlińskie i. Poznańskie hrg. v. Kraushar (1900), 26 ff.
[29]) Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 d Verhör v. 18. X. 49.

bewußter Pole sich besonders während der letzten Wochen außerordentlich rege in der polnischen Sache betätigt hatte. Er durfte in Berlin als bestunterrichtet in polnischen Dingen gelten und konnte Bakunin daher recht wohl den zuverlässigsten Rat geben. Dieser scheint dahin gelautet zu haben, Bakunin möge sich sofort aus Berlin über Breslau nach Krakau entfernen. Zudem könnte Cybulski Bakunin bereits von der für den 5. Mai in Breslau anberaumten Polenversammlung Mitteilung gemacht haben, die gleichfalls Breslau als nächstes Reiseziel empfehlen konnte. Jedenfalls gab Cybulski seinem ihm als Slaven so nahestehenden verfolgten Gesinnungsfreunde eine Empfehlung nach Breslau mit[30]), die ihm in der unbekannten Stadt die ersten Wege ebnen sollte.

Bakunin beschloß, bereits am nächsten Morgen, am 21., Berlin zu verlassen. Aber wieder stellte sich ein Hindernis ein. Er verschlief die Abfahrtszeit frühmorgens, scheint aber entschlossen gewesen zu sein, den Abendzug nach Breslau zu benutzen[31]). Den ihm so zu Gebote stehenden halben Tag in Berlin füllte er mit Besuchen bei Bekannten aus. So stellte er sich bei seinem Freunde Hermann Müller-Strübing, einem bekannten Berliner Demokraten, ein, besuchte nochmals Cybulski und wollte schließlich bei dem polnischen Emigrantengeneral Zamoyski[32]) vorsprechen, der damals zu Czartoryski und anderen getreuen Konservativen nach Berlin geeilt war. Vielleicht beabsichtigte er, sich jetzt über die Pläne der konservativ-aristokratischen Königspartei zu unterrichten, um auch diese für seine Rußlandsbefreiung mit in Rechnung stellen zu können. Übrigens traf er ihn nicht an. Weitere Versuche in dieser Richtung wurden ihm durch das Eingreifen der Berliner Polizei unmöglich gemacht. Um ½1 Uhr mittags wurde er auf Befehl des Polizeipräsidenten Minutoli verhaftet und gestellt. Als Verhaftungsgrund gab die Anzeige an, er habe mehrere Stunden bei dem Kaufmann Sigmund, dem Schwiegervater Herweghs, zugebracht. Damals besaß Herweghs Name wie vor sechs Jahren in Preußen wieder seinen besonderen Klang, zumal am 12. April in Berlin die Meldung eintraf[33]), er ziehe bereits gegen Frankfurt an. Aus diesem Grunde erfreute sich das Sigmundsche Haus einer besonders scharfen Polizeiaufsicht. In der Presse gingen denn auch Gerüchte um, Herwegh sei verhaftet worden[34]). Fraglos spielte bei Bakunins Verhaftung die Befürchtung mit, er könnte eine Verbindung zwischen dem Herweghschen Unternehmen und der Berliner Demokratie herstellen oder doch sonstwie in wichtigem

---

30) Ebd. 1285 f vol. I Nr. 2.

31) Die von ihm beglichene Hotelrechnung ist vom 21. IV. datiert.

32) Dieser war erst knapp vor Bakunin nach Berlin gekommen, um sich mit Czartoryski zu beraten, vgl. Jenerał Zamoyski 1803—68, V (1922) S. 113. Zamoyski nahm übrigens an Bakunins Schicksal von ferne warmen Anteil, vgl. ebd. IV. 55, 66.

33) Allgemeine Orderzeitung. (Berliner Staatsbibliothek.)

34) Vgl. auch P. Boerner: Erinnerungen eines Revolutionärs aus dem Jahre 1848 hg. v. Menke-Glückert (1920), 78.

Auftrage Herweghs in Berlin weilen. Aber es waren nicht die einzigen Gründe, warum die Berliner Polizei Bakunin stellte. Nach Preußen war ihm auch die Meldung vorausgeeilt, er ziehe nach dem Osten, um im Auftrage der polnischen Demokraten in Paris den Zaren zu ermorden[35]). Zum anderen wurde später für diese Zeit gegen ihn die Anklage erhoben, er sei ein Agent Ledru-Rollins gewesen, in dessen Auftrage er die Länder slavischer Zunge aufwiegeln und republikanisieren, überdies den Krieg zwischen Preußen und Rußland entfachen sollte. Bakunin hat sich gegen diese Anschuldigungen später leidenschaftlich gewehrt, da er niemals irgend jemandes Agent gewesen sei, Ledru-Rollin aber, den er „ohne Zweifel einen der bedeutendsten und ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit" nannte, in seinem ganzen Leben nur fünf Minuten gesprochen habe, „eine zu kurze Zeit, um sein Agent geworden zu sein".

Wessen durfte sich nun Bakunin, da er zum ersten Male als Verhafteter vor einer deutschen Polizeibehörde stand, von Minutoli[36]) versehen? Bei der mit mulattenhafter Häßlichkeit gepaarten Janusköpfigkeit eines an so wichtiger Stelle wirkenden Mannes ließ sich derlei nur schwer bestimmen. Vermochten doch auch seine Mitarbeiter und Mitbürger nicht klar zu sehen. Reiche Erfahrung in der polnischen Frage konnte ihm angesichts seiner langjährigen Diensttätigkeit als Posener Polizeidirektor ebensowenig bestritten werden wie sein energisches Verhalten während des Aufstandes von 1846 und seine humane Behandlung der Polen, was ihm viele Sympathien erwarb. Sie begleiteten ihn auch 1847 auf den Berliner Polizeipräsidentenposten[37]). Aber gerade hier spielte er während der Revolutionszeit eine gleich undurchsichtige wie zwiespältige Rolle, sodaß er trotz seiner Verpflichtungen gegen König und Regierung das Vertrauen der liberal-demokratischen Kreise der Hauptstadt in weitem Maße genoß, eine eigene polnische akademische Legion unter Cybulskis Leitung in Berlin aufstellte, selbst aber zum Bürgerwehrkommandanten gewählt wurde. Als er freilich im April gezwungen war, im Sinne der stärkeren Geltendmachung des konservativen Staatskurses schärfere Maßnahmen gegen die revolutionäre Zügellosigkeit zu treffen, da häuften sich die wilden Proteste aus den Reihen der Berliner Straßendemokraten und bewogen ihn, um seine Entlassung nachzusuchen. Gerade am 21. April hatte er dieses Ansuchen erneuert, als ihm Bakunin vorgeführt wurde. Für Minutoli lag diesmal der Fall keineswegs so einfach wie bei den übrigen heimkehrenden polnischen Emigranten, die Masse, nicht Einzelbedeutung darstellten. Bakunin legte zwei franzö-

[35]) V. Čejchan: Bakunin v Čechách (1928), 103 f.

[36]) Vgl. über ihn Wippermann, Allgem. deutsche Biogr. 21 (1885), 772 ff.; P. Boerner: Erinnerungen eines Revolutionärs (1920), 78 ff.: Valentin I, 430, 32; Keils Leuchtthurm 1848, S. 75, 170; Varnhagen: Tagebücher IV, 220 ff.

[37]) 1848 erbaten ihn die Polen als Regierungskommissär, vgl. z. B. Schles. Zeitung 1848, Nr. 80, 4. April. (Exemplar d. Bresl. Stadtbibliothek.).

sische Pässe vor, von denen der eine auf seinen richtigen Namen, der andere auf den Decknamen Leonhard Neglinski lautete[38]), demnach Ausweise, die bei den damaligen geltenden Bestimmungen seine Weiterreise nach Posen von vornherein unmöglich machen mußten. Zudem stellte der zweite Paß eine offensichtliche Fälschung dar, da er Bakunin als im Posenschen gebürtigen Polen ausgab, während er im ersten — er hat sich nicht erhalten — wohl als russischer Emigrant bezeichnet worden sein dürfte. Was wird Minutoli tun? Schrieb doch am Tage der Verhaftung Bakunins Friedrich Wilhelm wieder einen seiner von Bewunderung und Ergebenheitsversicherungen erfüllten Briefe an den Zaren[39]), in dem er den Beruf „des herrlichen Kaisers" als so erhaben und bedeutungsvoll hinstellte und seine innerste, große Entschlossenheit andeutende Überzeugung in die Worte faßte: „In Deutschland gibt's viele Hundswütige, die nach Krieg mit Rußland bellen und brüllen. So lange ich ein Wort zu sagen habe, halt' ich die Sache gewiß." Diese von konservativ-christlichen Staatsgedanken getragene Bündnistreue Friedrich Wilhelms gegenüber Rußland wirkte sich allmählich auch auf die Handlungen der untergeordneten Ämter aus, zumal Rußlands so nüchtern beanlagter und kühl urteilender Vertreter in Berlin, Baron Meyendorff, mit scharfem Auge eifersüchtig die Wahrung des russischen Einflusses hütete und vor allem auf Ausnahmsgestalten wie Bakunin geradezu lauerte, um ihre Auslieferung an Rußland zu bewerkstelligen. Und nun war Bakunin in die Falle der leicht konservativ werdenden preußischen Regierung gegangen. Wird sich Minutoli an die dem König einen Monat später abgegebene Versicherung halten[40]), daß er nur in S. Maj. „Ruhe, Macht und Anerkennung... die Aufgabe seines Lebens erfüllt" sehe und dann als „der glücklichste Mensch" sterbe? Damals, am 22. Mai, rapportierte er dem äußerst geschreckten König, daß die Franzosen und Polen Preußens erbittertste Feinde seien, in Berlin sich in Privatwohnungen versteckten und für die Polizei nicht greifbar wären. Am 21. April benahm sich Minutoli wesentlich anders. Statt sich eines glücklichen Fanges zu freuen, dem vorgesetzten Innenminister Meldung zu erstatten, der dann weitere Schritte durch das Außenministerium bei der russischen Regierung unternommen hätte, behandelte Minutoli Bakunin ritterlich als politischen Emigranten, der Schonung verdiene. Nur wenige Stunden wurde Bakunin festgehalten[41]), dann wohl nach einer vor-

---

[38]) Er erliegt in Dresden H. St. Amtsgericht Dresden 1285 k vol. V. Er ist am 29. März 48 von der Pariser Polizei ausgestellt.

[39]) Haenchen: Revolutionsbriefe, 82 f.

[40]) Eda. 101 f.

[41]) Es ergibt sich ein kleiner Widerspruch in den einzelnen Zeugnissen. Richtig scheint in der Arrestanzeige vermerkt, Bakunin sei auf Befehl des Polizeipräsidenten am 21. abends entlassen worden. Bakunin gibt in der Beichte unrichtig an, er habe etwa einen Tag auf der Polizei geweilt. Richtiger seine Aussage 15. Juni 1850 in Prag, wonach er nur etwa eine Stunde festgehalten worden sei, Prag Militärarchiv Proz. Bak. Nr. 6.

läufigen Unterredung mit Minutoli paßlos auf freien Fuß gesetzt. Am 22. April nahm dann Minutoli mit ihm ein Protokoll auf[42]), in dem dieser mit Offenheit über seine Absichten berichtete und schließlich erklärte, er wolle über Breslau nach Galizien weiterreisen. Falls ihm dies verweigert würde, bat er um die Visierung seines Passes nach Leipzig. Minutoli aber forderte von Bakunin das ehrenwörtliche Versprechen, daß er nicht nach Posen gehen werde, was Bakunin gab und in der Folge unverbrüchlich hielt. Demnach beabsichtigte Minutoli nicht, auf den Auslieferungsvertrag zwischen Preußen und Rußland von 1844 zurückzugreifen. Vielmehr bemühte er sich, den Fall möglichst zu vertuschen, zu verheimlichen. Aus diesem Grunde nahm er Bakunin auch den auf den richtigen Namen lautenden französischen Paß ab, „um“, wie er sagte, „eine Compromittierung der preußischen Regierung vis-à-vis der russischen zu vermeiden“[43]). Aber Minutoli tat noch mehr. Er ließ Bakunin am 23. April in der Früh den auf den Namen Neglinski lautenden Paß, versehen mit dem Vermerk: „Nach Leipzig; nach Posen nicht gültig“, einhändigen und fügte das Unerhörte hinzu: Er drückte ihm noch einen zweiten, von der Berliner Polizei unter dem 23. April ausgestellten falschen Paß in die Hand[43a]), der sich als Paß fürs Inland ausgab, auf den Namen Simon, gebürtig aus Berlin, lautete und für Sachsen acht Tage Gültigkeit besaß. Dieser Simon reiste nach den Worten des Passes „in eigenen Angelegenheiten von hier nach Leipzig und Breslau“. Krasser läßt sich das eigenmächtige Handeln des Berliner Polizeipräsidenten kaum andeuten.

Entgegen dem Willen Minutolis blieben diese von ihm so geheimnisvoll behandelten Vorgänge der Öffentlichkeit nicht verborgen. Das Gerücht, Herwegh sei verhaftet worden[44]), wurde rasch verifiziert[45]), als Grund von Bakunins Verhaftung angegeben, daß er doppelte Pässe und einen falschen Namen führte, überdies hinzugefügt, daß er sich von Berlin nach Krakau begeben habe. Diese von Bakunins Berliner Freunden sicher nicht geheim gehaltenen Versionen kamen auch dem französischen Botschafter Circourt zu Ohren[46]), der aus diesem Vorfalle gleich eine Angelegen-

[42]) Berlin St.(aats) A.(rchiv) Pr. Br. Rep. 30 Berlin C. Pol. Praes. Tit. 94 Nr. 63.

[43]) Prag, Militärarchiv 1849, 8. Corps-Akten des Generalkommandos Prag, Prozeß Bakunin Nr. 6, Verhör 15. VI. 1850.

[43a]) Bakunin fertigte sich von dem Paß eine Abschrift an, die sich in seinen Papieren Dresden H. St. A. Amtsgericht Dresden 1285 k vol. V erhalten hat. Er tat dies nach eigener Aussage zu dem Zwecke, damit er, da er das Original von Breslau aus an Minutoli zurückgesandt hatte, beweisen könne, daß er im Besitze eines solchen Passes gewesen sei, Aussage im Verhör vom 16. X. 49 bei Polonskij, Proletarskaja revoljucija 54 (1926), Antwort 155.

[44]) Z. B. Schles. Zeitung 1848, Nr. 98, 27. IV.

[45]) Eda. Nr. 100, 29. IV. übernommen aus dem „Publicist“; auch übernommen z. B. vom Moniteur universel (Paris), 2. Mai.

[46]) A. de Circourt: Souvenirs d'une mission à Berlin en 1848 hg. v. Bourgin II (1909), 77.

heit der hohen Politik machte, zumal ja gerade er mit Arnim eifrig an der rußlandfeindlichen Politik arbeitete. Daher ließ er sich noch am 27. April, als Bakunin bereits in Breslau weilte, von Außenminister Arnim das bindende Versprechen geben, daß Bakunin, über dessen Absichten sich Circourt gut unterrichtet zeigte, keinesfalls an seine Heimatbehörden ausgeliefert, höchstens in ein anderes, sicheres Land dirigiert werde. Von diesem diplomatischen Schritte setzte Circourt sofort Lamartine in Kenntnis. Danach durfte sich Minutoli wenigstens teilweise gedeckt betrachten. Dennoch erhellten auch aus diesem Vorfalle die weitgehenden Meinungsunterschiede zwischen König und Außenminister.

2. Bakunin in Breslau.

Welches waren nun nach diesen unliebsamen Überraschungen die neuen Pläne Bakunins? Es wäre verständlich gewesen, wenn er von Minutoli die Erlaubnis zu seiner sofortigen Weiterreise auf der märkisch-niederschlesischen Eisenbahn nach Breslau begehrt hätte. Daß er wohl selbst den Umweg über Leipzig vorschlug, mag mit seiner Absicht zusammengehangen haben, dort Ruge zu treffen, über dessen Tätigkeit er von den sächsischen Demokraten in Frankfurt, sowie aus der „Reform" genügende Auskünfte haben mochte. Zudem teilten die Zeitungen bereits am 18. April[47]) das Einladungsschreiben zur Generalversammlung der sächsischen Vaterlandsvereine für den 23. April in Leipzig mit, das auch von Ruge unterfertigt war. Daher fuhr er am Ostersonntag, den 23. April, in Begleitung eines ihm von dem vorsichtigen Minutoli beigegebenen Polizeibeamten nach Leipzig[48]), der überdies meldete, Bakunin sei am 24. nach Dresden weitergereist. Offenbar beabsichtigte nun Bakunin, da die Polen in Posen nicht recht weiterkamen, mit den deutschen Demokraten zusammenzugehen. Gegenstand der Verhandlungen mit Ruge war ja auch, daß dieser, als er in Leipzig als Wahlkandidat für Frankfurt abgelehnt wurde, sich entschloß, in Breslau zu kandidieren. Damit erhielt Bakunins nächste Tätigkeit ein neues Ziel. Er geriet in das Frankfurter Wahlfieber.

Zunächst freilich rankten sich noch weitere Gerüchte um sein Erscheinen in Deutschland. So konnte man in den Zeitungen schon am 25. April lesen[49]), Bakunin, Golovin und A. Turgenĕv seien über Berlin nach Krakau gereist. Zu gleicher Zeit widmete das polnische Hilfskomitee in Leipzig den revolutionären Russen einen warmen Zuruf[50]), der unmittelbar mit dem Aufenthalte Bakunins in Leipzig zusammenhängen dürfte. Auch Rußland werde

---

[47]) Z. B. Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 108.

[48]) Berlin St. A. Pr. Br. Rep. 30 Pol. Praes. Tit. 94, Nr. 63.

[49]) Z. B. Bohemia (Prag).

[50]) Gazeta polska 1848 Nr. 33, 1. Mai, Korrespondenzartikel aus Leipzig 25. IV. Der Zusammenhang mit Bakunin ist um so wahrscheinlicher, als Ruge Vorsitzender des Vereins für die Wiederherstellung Polens war, vgl. Jahrbücher f. slav. Lit., Kunst u. Wissenschaft 1848 S. 120.

zur Freiheit erweckt werden. Trotz Zensur und Geistesknebelung kündige sich die soziale Frage mit Ungestüm an. Adel wie aufgeklärte Offiziere seien bereit, sich mit dem gewaltigsten aller Stände, den Bauern in Rußland und Polen zu verbinden, das russische Zartum, nicht die revolutionsbereite Gesellschaft zu bekämpfen. Denn Männer wie Bakunin, Turgeněv, Golovin seien keine vereinzelten Erscheinungen in Rußland. Dazu paßt sehr wohl ein anderes ausgedehntes Gerücht, das Circourt am 29. April an Lamartine weitergab[51]), wonach in Krakau ein „Revolutionskomitee für Rußland" bestehe, an dem Bakunin, Golovin und Turgeněv beteiligt seien, wozu Circourt bedauernd bemerkte: „Die Zeit der Adelsverschwörungen ist für Rußland vorbei; die einer Volksrevolution ist noch nicht gekommen." Dennoch entbehrten diese Gerüchte bestimmter Grundlagen nicht, die Bakunin sehr wohl vertraut waren und sicher bestimmten, Krakau über Breslau anzustreben. Bestanden doch zwei Möglichkeiten, die polnische und damit die russische Frage aufzugreifen: entweder von Posen aus — dahin zu kommen erwies sich vorläufig als unmöglich —, oder von Krakau her. Denn auch dieser Mittelpunkt des Polentums vermochte ähnlich wie Posen auf bestimmte Voraussetzungen für eine polnisch-russische Bewegung hinzuweisen. Wohl spielte zunächst Mierosławski geräuschvoll wie unglücklich die polnischen Karten aus. Gleichzeitig jedoch regte sich in Krakau ein von Erfahrenen geleiteter freiheitlich-revolutionärer Geist[52]). Hier fand sich der Generalstab der heimkehrenden polnischen Demokraten zusammen, geführt von Josef Wysocki und Viktor Heltman[53]). Besonders dieser durfte für sich den Rang einer ersten Autorität in der Demokratischen Gesellschaft, der er selbst Ziel und Weg seit vielen Jahren gewiesen hatte, beanspruchen und bei seinen Plänen auf Widerhall hoffen. Verband ihn ja mit Bakunin außer persönlicher Bekanntschaft auch die Überzeugung, daß das Heil des Ostens nur in der Bauernbefreiung und -revolutionierung liege. Galizien erkor er sich zum Arbeitsfelde, brachte die Bauern tatsächlich allmählich in Bewegung und gewann überdies die akademische Jugend für sich. Die von Mierosławski[54]) angeregte, von Wysocki durchgeführte Bildung von Nationalgarden stellte überdies gegebenenfalls Streitkräfte bereit. Wysocki aber sorgte für die so erwünschte Verbindung mit einer von Krajewski in Warschau geleiteten Verschwörungsgesellschaft, zu der sich auch die patriotischen „Enthusiastinnen" vom Schlage einer Narzyca Żmychowska

---

[51]) Circourt a. a. O. II, 88 f. In irgend einem nicht näher aufzuklärenden Zusammenhange damit scheint auch Ruges Bemerkung (Briefwechsel u. Tagebuchblätter II, 49) über die erste Breslauer Zeit Bakunins zu stehn: „Für seine Zwecke hatte er einige Russen um sich versammelt."

[52]) Vgl. A. Minkowska: Organizacja spiskowa 1848 roku w królestwie polskiem, Rozpr. hist. tow. nauk. Warszawsk, III, 1 (1923—25).

[53]) B. Limanowski: Szermierze wolności (1911), 112 ff.; W. Heltman: Demokracya Polska na Emigracyi (1866), 165 ff.

[54]) Eda. 203 ff.

hielten. Gerade diesem schon seit 1847 bestehenden Geheimbunde schwebte die Herstellung eines einigen freien Polens vor, das sie im engsten Kontakt mit den Polen Posens und Galiziens anstrebten. Über das Königreich Polen aber spannte sich von Warschau aus bereits seit März ein loses Netz von Verbindungsfäden. Karol Libelt schrieb die Arbeitswege vor. Daher erschien es im Sinne Bakunins durchaus als zweckmäßig, Krakau über Breslau anzustreben, da sich dort vielleicht ein archimedischer Punkt für die Verpflanzung der Revolution nach Rußland ergab.

Über Breslau, wo Bakunin ungefähr am 26. April eintraf[55]), besonders über seine parteimäßigen Verhältnisse mag er schon von Reichenbach in Frankfurt manche Aufklärungen bekommen haben. Gerade in Schlesien, das nunmehr als das den slavischen Ländern nächstgelegene deutsche Ostland in den Mittelpunkt seiner Pläne rückte, brachte sich seine hinreißende Persönlichkeit überschnell zur Geltung. Allerdings ging ihm ein für Demokraten höchst bedeutsamer Ruf voraus. Wand ihm doch in ihren Augen Guizot im letzten Herbst durch die Ausweisung aus Frankreich den politischen Märtyrerkranz ums Haupt. Zudem verfügte er über reiche europäische Bekanntschaften, kannte die in den Augen der Breslauer Demokraten schon mit einem leichten Mythos umwobenen französischen Demokratenhäupter von Angesicht zu Angesicht, wußte manches Erlebnis mit ihnen zum besten zu geben, wie er ebenso auf die Bekanntschaft mit den Führern der deutschen Demokratie seit Frankfurt, aber auch auf Herwegh, Ruge, Varnhagen und viele andere hinweisen konnte. Diese demokratische Vergangenheit ließ ihn in den Augen der doch meist provinziell eingestellten deutschen, in diesem Falle Breslauer Demokraten unendlich im Werte steigen. Vor ihnen stand mit ihm ein Weltdemokrat, während sie nur deutsche oder gar sächsische, schlesische oder Breslauische sein konnten. Bakunin vermochte so in kurzer Zeit das restloseste Vertrauen der Breslauer Demokratie zu gewinnen[56]), sodaß die Vorbedingungen für entscheidende Leistungen in der ihm bis dahin fremden Umgebung gegeben waren.

Aber wieder wies die Lage, die er in Berlin noch eingehend mit Sigmund und Cybulski besprochen hatte, ein gänzlich verändertes Gesicht auf. Am meisten trug dazu das Bombardement Krakaus vom 25. April bei[57]). Damit erlitten gerade jene

---

[55]) In der Beichte, 27 spricht er von „Ende April oder in den ersten Maitagen".

[56]) Einzelheiten über die Art der Teilnahme an demokratischen Sitzungen sind so gut wie nicht überliefert. Die Nachricht Niemojowskis, Bakunin habe dem demokratischen Klub „Unter dem Löwen" angehört, der vornehmlich sich mit der polnischen Frage beschäftigte und daher den Namen „polnischer Klub" verdiente, ist in dieser Form wenig wahrscheinlich, J. N. Niemojowski: Wspomnienia (1925), 366.

[57]) Vgl. darüber J. Gollenhofer: Rewolucya krakowska 1848 r. (1908), 59 ff., 94 ff.; K. Bąkowski: Kronika krakowska 1796—1848. III (1909), 222 ff.

polnischen Emigranten, die sich rechtzeitig dahin gezogen hatten und von dort aus auch Rußland, d. h. Russischpolen, zu insurgieren hofften, einen entscheidenden Schlag. Die Bedingungen der Kapitulation lauteten u. a. auf Entfernung der zahlreich eingeströmten Emigranten. Am 27. April verließ der erste Transport Krakau über Szczakowa nach Breslau, wo soeben Bakunin von Dresden eintraf. Damit sah er sich mitten unter die polnische Emigration wie ehedem in Paris und Brüssel versetzt, eine ihm bekannte und in manchem unbehagliche Umgebung. Für diese Emigranten, die der Stadt Breslau eine schwere Sorge bereiteten, traf es sich trotz ihres Elends noch günstig, daß Schlesien eine der wenigen Provinzen Preußens war, in der vom Ministerium Camphausen ein liberaler Oberpräsident in der Person des früheren Breslauer Oberbürgermeisters Pinder eingesetzt wurde, der offensichtlich in Übereinstimmung mit dem Polizeipräsidenten Kuh sein Amt in liberalster, manchmal geradezu demokratisch anmutender Weise zum Wohle der breiten Bevölkerungsschichten führte. Die bis zum 29. April gezählten 540 aus Krakau angekommenen Emigranten[58]) trachteten sogleich durch Proteste an Europa[59]), durch Bitten bei der Wiener Regierung und bei Pinder ihre Lage zu sichern. Sie erhielten nach Zusicherung des unbedingten Wohlverhaltens in der gastfreien Stadt Breslau von Pinder die Aufenthaltsbewilligung bis zum 6. Mai verlängert[60]). Aber schon tauchte eine Zeitungsmeldung[61]) auf, die im engsten Zusammenhange mit der Emigrantenfrage stand und mitteilte, daß mit den polnischen Emigranten auch andere, höchst unerwünschte Gäste gekommen seien: zwölf russische Spione. Der Korrespondent gab ihnen den Rat, die Stadt sofort zu verlassen, da er sonst ihre wirklichen wie falschen Namen veröffentlichen werde. Und Bakunin kam doch nach Breslau unter dem Decknamen Neglinski oder Simon.

Überdies gesellten sich Ankömmlinge aus Russischpolen hinzu, die dem durch Paskěvič auf die polnische Bevölkerung sanft ausgeübten Drucke entgehen wollten. Entflohen 1848 doch nicht weniger als 2162 junge Polen[62]) der russischen Herrschaft. Krajewskis Verschwörergesellschaft in Warschau entsandte aber auch Ende April auf Wunsch Libelts einen Agenten Wilhelm Klopfleisch[63]), genannt „Sas", nach Breslau, wo er seinen dauernden Wohnsitz aufzuschlagen und die Verbindung zwischen Warschau und Posen auf dem Umwege über die schon seit langem den Ver-

---

58) Breslauer Zeitung, Nr. 101, 30. IV. (Exempl. d. Bresl. Stadtbibl.)

59) Z. B. Augsburger Allgem. Zeitung 30. IV.; Schles. Zeitung, Nr. 106, 7. V.; Gazeta polska Nr. 35, 3. V.

60) Vgl. dazu die einschlägigen Akten Breslau St.(aats) A.(archiv) Rep. 14 P. A. V 17k vol. I.

61) Bresl. Z. Nr. 101. Auch der Breslauer Polenverein hatte zu ihren Gunsten bei Pinder interveniert, Niemojowski a. a. O. 366.

62) Minkowska a. a. O. 39.

63) Eda. 49.

schwörern wichtige Dienste leistende Antonina Lisowska[64]) in Myslowitz aufrechtzuerhalten hatte. Diese moralische Stützung tat den von Waffen entblößten Warschauern um so mehr not, als am 20. April bereits die ersten Verhaftungen vorgenommen worden waren.

Aber auch noch aus einem anderen Grunde erlangte zu Beginn des Mai die Polenfrage für Breslau wie für Bakunin eine erhöhte Bedeutung. Hatte doch der Emigrantengeneral Dembiński im Einverständnis mit einer Reihe angesehener Polen angesichts der weitgehenden Zersplitterung in den polnischen Reihen von Breslau aus bereits am 18. April eine Einladung an etwa 80 angesehene Polen in allen Teilgebieten ausgesandt und zu einer Zusammenkunft nach Breslau[65]), das am zentralsten für alle Teile gelegen sei, für den 5. Mai entboten, damit endlich eine Art provisorischer Zentralregierung oder Zentralstelle eingerichtet werde. In der Tat folgten etwa 60 diesem Rufe, sodaß das deutsche Breslau plötzlich zu einem allseitigen Treffpunkte des Polentums wurde, ohne daß es freilich allzuviel davon bemerkte. Wohl entging den österreichischen Behörden in Krakau die Geschäftigkeit der einheimischen, angesehenen führenden Polen, vor allem ihre Abreise nicht. Entsprechende Aufklärung brachte eine Polizeimeldung, wonach am 5. Mai in Breslau ein Kongreß der österreichischen und preußischen Polen — auf die russischen hatte man wegen der hermetischen Grenzsperre wohl von vornherein verzichtet — abgehalten werden sollte. Die österreichischen Behörden erblickten darin eine feindselige und bedrohliche Zusammenkunft, um deren Verhütung Schlick den Oberpräsidenten Pinder am 3. Mai dienstfreundlichst ersuchte. Die Antwort Pinders an seinen Krakauer Kollegen vom 8. Mai[66]) ist zu merkwürdig, als daß sie hier übergangen werden könnte. Er versicherte, „daß von einer Versammlung zu bestimmtem Zwecke bis jetzt hier nichts bekannt geworden. Öffentlich hat eine Versammlung nicht stattgefunden, ich habe aber auch Grund, anzunehmen, daß sie nicht im Geheimen abgehalten worden. Die Zahl der sich hier aufhaltenden fremden Polen ist keineswegs so groß, als Ew. Exc. vermuten. Sie haben sich namentlich in der letzten Woche nicht erheblich vermehrt. Überhaupt ist nichts davon bekannt geworden, daß die hier sich aufhaltenden Polen mit Plänen umgingen welche der Sicherheit der beiderseitigen Regierungen oder einer derselben gefahrdrohend sein könnten". Deutlich klingt in diesem Berichte der Unwille des liberal gesinnten, gegen die Polen schonend verfahrenden Beamten

[64]) Eda. 28, 140; K. Kazbunda: Pobyt Dra. Fr. Lad. Riegra v cizině. 1848/50, Zahraniční politika 8 (1929), 749 ff.

[65]) Meciszewski H.: Zjazd polski w Wrocławiu na dniu 5 go maja 1848 r. (1849); W. T. Wisłocki: Jerzy Lubomirski 1817—72 (1928), 37 ff.; derselbe: Kongres słowiański w roku 1848 i sprawa polska (1928), 27 ff., 153 ff.

[66]) Breslau St. A. Rep. 14 P. A. V 17 k vol. I.

über die Einmischung eines konservativen Organs an. Hat die Breslauer Polizei nicht wissentlich durch die Finger gesehen, dann war sie jedenfalls nicht allzu sehr auf der Hut, wenn ihr die vom 5. bis 7. Mai in der Wohnung Dembińskis abgehaltenen Beratungen entgingen. Übrigens hätten die Polen kein erbärmlicheres Schauspiel liefern können, als dieses Bild der gänzlichen inneren Zerrissenheit und Uneinigkeit untereinander. Die Polen standen dem dringenden Gebote der Stunde zur Einheit verständnislos und unfähig gegenüber. Wenn je, dann bewies sich jetzt die völlige politische Unreife des polnischen Volkes trotz aller bitteren Erfahrungen seit 1795 und gar seit 1830. Daß die Emigration brüsk von den Verhandlungen ferngehalten wurde, Posen und Krakau sich in ihren Plänen diametral gegenüberstanden, erzeugte schließlich jene allgemeine Mißstimmung, welche die Schaffung einer einheitlichen Zentralgewalt verhinderte. Dafür berauschte man sich an einem wortreichen, das Selbstbestimmungsrecht der Völker, den Völkerbund[67]) und die allgemeine Abrüstung von Europa heischenden Manifeste, das für den günstigen Augenblick so herzlich wenig nützte. Belangreicher allein war der Aufruf an die Polen, sich an dem in Prag soeben in Vorbereitung begriffenen Slavenkongresse möglichst zahlreich zu beteiligen.

Wie stellte sich Bakunin zu diesen doch auch seine Pläne zuinnerst berührenden Vorgängen? Es wurde ihm offiziell keine Gelegenheit zur Stellungnahme gegeben. Denn an den Beratungen nahm er, da er ebensowenig wie die polnischen Emigranten eine Einladung bekommen hatte, überhaupt nicht teil, sondern beobachtete die Vorgänge nur von außen[68]). Dennoch strebte er danach, mit den anwesenden polnischen Emigranten in ein näheres Verhältnis zu kommen und das schon von früher bestehende zu vertiefen. Aber wieder fiel ihm in diesen Tagen ein Teil der polnischen Demokraten in den Rücken, da sie neuerdings das Gerücht verbreiteten, er sei ein russischer Spion und verrate die Sache der Demokratie. Was wunders, wenn unter diesen Umständen seine Sympathie für die Polen abgeschwächt, wenn ihm trotz äußerlich liebenswürdigen, ja schmeichelhaften Wesens nicht warm ums Herz wurde. Eine große Zahl polnischer Zelebritäten[69]) traf und sprach er privat, empfing manches Kompliment, aber zu praktischen Abmachungen kam man ebensowenig wie die Polen auf ihrem Kongresse, dessen armselige Ergebnisse Bakunin gebührend verhöhnte. Bakunin zog sich von den Polen wieder mehr zurück, da an ihrem

---

[67]) Auch Ruge bestärkte die Polen in diesen Forderungen, vgl. F. Ziemiałkowski: Pamiętniki II, 150; über Ruge V. Valentin: Die 48er Demokratie und der Völkerbundgedanke (1919); derselbe: Geschichte des Völkerbundgedankens in Deutschland (1920).

[68]) Die Ergebnisse des Kongresses beurteilte er in seiner Beichte, 27 ganz richtig.

[69]) Z. B. lernte er Markgraf Wielopolski kennen, vgl. H. Lisicki: Aleksander Wielopolski 1803—77, I (1878), 62; J. Grabiec: Ostatni Szlachcic. A. hr. Wielopolski I (1924), 101.

Mißtrauen all seine Pläne scheiterten. Dennoch wurde er nicht müde, bei jeder sich zeigenden Gelegenheit eine Strömung innerhalb der polnischen Reihen zu bekämpfen, die vornehmlich unter den einheimischen, nicht emigrierten Polen ihre Vertreter fand: die Hinneigung zu Rußland, während er den Polen zurief und riet[70]: „Wenn ihr uns einen Dienst erweisen wollt, so schlagt euch mit den Moskowitern — die Verbindung der Polen mit den Moskauern wäre für diese das größte Unglück. Denn dann würde die letzte Hoffnung schwinden, sie vom Joche des Despotismus zu befreien." Nicht umsonst traf er mit dem Markgrafen Wielopolski in Breslau zusammen, der in dem bekannten „Brief eines polnischen Edelmannes" den Polen ebenfalls die Aussöhnung mit Rußland empfahl. Je stärker die Polengegnerschaft der Deutschen anschwoll, um so willigere Ohren fanden diese Lockrufe, gegen die Bakunin auch späterhin noch angekämpft hat.

Aber er hielt stets zwei und mehr Eisen im Feuer, sodaß das Fazit des Breslauer Maimonats doch größer war, als es zunächst schien. Wohl schlug in Bakunins Brust ein warmfühlendes slavisches Herz, aber nicht minder stark fühlte er sich als Demokrat. Wie gelang ihm da das Einleben in den Reihen der Breslauer Demokraten? Als er nach Breslau kam, begann sich das Parteiwesen bereits allmählich zu klären[71], festere Formen anzunehmen, mochte man auch von straffer Organisation noch weit entfernt sein. Die Demokraten entfalteten seit Anfang April eine große Rührigkeit und standen, geschart um Männer wie Reichenbach, Stein, Engelmann u. a., ziemlich festgefügt da, als das Frankfurter Wahlfieber auch diese Ostlande ergriff. Für Frankfurt waren bereits die Rollen verteilt. Heinrich Simon[72], ein aus der Vormärzzeit rühmlichst bekannter Oppositionsmann und überzeugter Liberaler, dazu ein Breslauer Stadtkind aus angesehener bürgerlicher Familie, der sich nur in wenigen Fragen von den Demokraten unterschied, galt als Kandidat der Konstitutionellen, die wohl so eine Reihe demokratischer Stimmen für sich zu gewinnen hofften, während die Demokraten den Bürgerwehrkommandanten Dr. Engelmann vorschickten. Da erscheint Bakunin, findet bei dem demokratischen Kaufmann Stahlschmidt freundlichste Aufnahme und vollbringt nun das Wunder seiner Persönlichkeit dank der bereits oben geschilderten Eigenschaften. „Die Deutschen spielten damals mit Politik und hörten

[70]) F. Ziemiałkowski: Pamiętniki II (1904), 149 f. 15. V. 48, wo allerdings Buge für Ruge, Bakanin für Bakunin gedruckt ist. Diese Bemerkungen beruhen auf Mitteilungen Libelts und Lubomirskis.

[71]) Vgl. J. Stein: Geschichte der Stadt Breslau im 19. Jh. (1884); im Anschluß daran die für die ältere Zeit unergiebige Arbeit von [Th. Müller]: Die Geschichte der Breslauer Arbeiterbewegung I (1915), 21 ff.; L. Kusche: Schlesiens Anteil an der national-deutschen Entwicklung von 1840—1848 u. d. schles. Abgeordneten im Frankfurter Parlament, Z. f. Gesch. Schles. 53 (1919), 29 ff.; 54 (1920), 63 ff.; Röhr K.: Die Breslauer Zeitung u. d. politischen Bewegungen d. J. 1848 bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung, Diss. Breslau 1920, gedr. Ausz.

[72]) Zuletzt E. Maetschke in Schles. Lebensbilder II (1926) 208 ff.

auf mich wie auf ein Orakel"[73]), bekannte Bakunin später vor dem Zaren. Und er traute der Breslauer Demokratie viel zu. Nichts weniger verlangte er, als daß statt Engelmann Ruge als Kandidat für Frankfurt aufgestellt werden sollte. Sein und Ruges Schicksal begannen sich schon seit Beginn der vierziger Jahre, wenn auch nicht immer freundschaftlich, zu verknüpfen. Und auch in diesem Sturmjahre ergab sich ein Zusammentreffen beider, das diesmal für Ruge von entscheidender Bedeutung geworden ist. Denn ihm, dem ehemaligen Haupte der philosophisch-radikalen Opposition, dem Verfechter der linkshegelschen Ideengänge, dem Herausgeber der Halleschen und Deutschen Jahrbücher, eigneten nicht die Eigenschaften, die ihm die Gunst der Wählerkreise eingetragen hätten. Trotz seiner bäurisch anmutenden norddeutschen „Gutspächtergestalt" — darin in vielem Bakunin ähnlich — schadete ihm sein Ruf als unpraktischer Doktrinär voll beißend scharfer Ironie, sodaß er neben Blum und Wuttke nicht aufkommen konnte. Ruge sollte nun von den sächsischen Vaterlandsvereinen in Leipzig für Frankfurt aufgestellt worden, wogegen sich jedoch eine starke Opposition regte, die in der Generalversammlung am 23. April die Oberhand behielt. Gerade an diesem Abend war Bakunin eingetroffen[74]), holte Ruge aus der Sitzung heraus und hielt ihn lange in angeregtestem Gespräche — sie hatten sich lange nicht gesehen — beim Champagner zurück, während sich inzwischen die weitertagende Vaterlandsvereinsversammlung gegen ihn entschied. Bakunin, der für diese Krähwinkelei der Leipziger Demokraten nur ein diabolisches Gelächter übrig hatte, versprach Ruge eine entsprechende Kompensation, ohne daß dieser allzusehr von dem Gelingen des tollkühnen Planes überzeugt gewesen zu sein scheint. Denn Ruge tat höchlichst überrascht, als er plötzlich von Bakunin aus Breslau die Aufforderung bekam, schnellstens dahin zu kommen, da seine Wahl so gut wie gesichert sei. Als Ruge frühestens am 3. Mai[75]), demnach knapp eine Woche vor der Wahl nach Breslau kam, war das Unglaubliche geschehen. Leider bleibt es der freilich durch die Kenntnis des sonstigen Handelns Bakunins gezügelten Phantasie überlassen, sich seine Agitationstätigkeit zu Ende April und Anfang Mai auszumalen, da es ihm gelang, mit Ausnahme einiger störrischer Kommunisten marxistischer Richtung[76]) alle Breslauer Demokraten auf seine Seite zu ziehen. Dennoch geschah dies alles insgeheim, sodaß die Presse keine Kenntnis davon nahm[77]). In der Hand hielt

---

73) Beichte, 28.

74) Vgl. die anschauliche Schilderung des Folgenden bei Ruge: Briefwechsel u. Tagebuchblätter II, 43 ff.

75) Noch am 2. Mai sprach er im Leipziger Vaterlandsverein, Deutsche Allgem. Z. Nr. 125, 4. V.

76) Sie wurden von dem bekannten Mitarbeiter und Freunde Marxens, Wilhelm Wolff geführt.

77) J. Stein: Geschichte der Stadt Breslau, 317 teilt jedoch mit, daß im demokratischen Klub an einem Abend „nacheinander Arnold Ruge, Dr. Libelt aus Posen und der Russe Bakunin" sprachen.

er bei diesem Werben für seinen gerade in der slavischen Frage mit ihm völlig übereinstimmenden Freund dessen Wahlmanifest vom 16. April[78]), das den zugkräftigen Titel führte: „Wahl-Manifest der radicalen Reformpartei für Deutschland" und im wesentlichen völlig mit den bereits im Vorparlamente und Fünfzigerausschuß von der Linken ausgesprochenen Forderungen nach Volkssouveränität, nach der Republik des einigen, auf föderativer Grundlage aufgebauten, von einem Präsidenten betreuten Deutschlands übereinstimmten. An Stelle des Alten sollten Volkswehr, Volksbeamte, freie Bürger und Bauern treten, die Gleichheit aller vor dem Gesetze, die Gewissens-, Versammlungs- und Redefreiheit gewährleistet und ein gerechter Ausgleich zwischen den arbeitenden Klassen und dem Mittelstande geschaffen werden. Überwogen darin auch die politisch-demokratischen Forderungen, so kamen die sozialen nicht zu kurz. Für die Breslauer Demokraten enthielt dieses Manifest ihr eigenes Glaubensbekenntnis, nur in leidenschaftlicherer, nicht immer glatter, vielfach durch philosophisch-dialektische Inversionen geschmückter Rede und Form, die in mündlicher Rede drastisch darzulegen Bakunin trefflich befähigt war. Ruge, sichtlich froh, in einer so altangesehenen, ihm bis dahin fremden Stadt wie Breslau plötzlich einen so wichtigen Vertrauensposten angeboten zu bekommen, ließ sich durch wohlgemeinte Ratschläge bürgerlicher Liberaler nicht irre machen, die, wie die Gattin des Oberpräsidenten Pinder oder der spätere Minister Milde, ihm gegen den wohlverdienten Simon die sichere Wahlniederlage voraussagten. Aber Bakunin hatte alles bestens vorbereitet. In edelmütiger Weise trat Engelmann von der Kandidatur zurück. Ruge selbst präsentierte sich in mehreren Wahlversammlungen und Besprechungen, gewann auch die akademische Jugend für sich und wurde durch die demokratisch gefärbte Breslauer Zeitung am 7. Mai[79]) so empfohlen: „Sachsen ist nicht reif, um durch einen solchen Mann vertreten zu werden, zeigen wir, daß wir reifer sind, als das Land der Reformation, machen wir ihn, dem wir mehr als irgend jemand anders in Deutschland die Bewegung unserer Revolution verdanken, zum Vertreter unserer Gesinnung! So groß die Schmach für Deutschland wäre, wenn ein Geist ... wie er, nicht 50000 Stimmen fände, die ihn zu verstehen fähig wären, so groß müßte die Ehre für Breslau sein, wenn wir ihn zu dem unseren machen." Neben dieser Anstachelung des provinziellen Ehrgeizes werden die Einwände der Marxisten, er stehe nicht auf der Höhe der sozialen Fragen der Zeit, mit dem Hinweise erledigt, er habe den Kommunismus, den er früher selbst vertreten habe, längst überwunden und sei eher darin seiner Zeit vorausgeeilt, als hinter ihr zurückgeblieben, „da wir ja wohl alle den Kommunismus hinter uns haben". Das Rüsten der beiden Lager — die Demokratisch-Kon-

[78]) Als Flugblatt erschienen, auch gedruckt in der „Reform" (Exemplar der Breslauer Stadtbibliothek) Nr. 16, 16. IV.
[79]) Ähnlich eda. 9. Mai.

stitutionellen und die Kommunisten hatten sich endlich doch auf Seite der Demokraten gestellt — erreichte am 10. Mai den Höhepunkt: Ruge siegte mit 86 von 164 Stimmen über Simon (77 Stimmen), demnach mit der knappen Mehrheit von neun Stimmen[80]). Aber auch zum Stellvertreter wurde Simon erst nach zweimaligem Wahlgange mit 87 gegen 77 Stimmen, die dem demokratischen Literaten Friedensburg zufielen, gewählt. „Es erregt allgemeine Verwunderung, daß der Mann, der so entschieden für Preußens Wiedergeburt kämpfte, in seiner Vaterstadt Breslau, die bisher mit Recht auf ihn stolz gewesen, die Majorität für eine Berufung nicht erlangen konnte"[81]). Besser und kürzer hätte das Zeugnis für Bakunins außerordentliche Leistung gar nicht lauten können. Daher erklärte er in seiner „Beichte" nachträglich mit vollem Rechte, er sei unter den Breslauer Demokraten so beliebt gewesen, „daß es einzig und allein meinen Bemühungen zu verdanken war, daß in Breslau Arnold Ruge, mein alter Freund, in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt wurde", was auch ein Breslauer Demokrat später bestätigte[82]), obwohl Ruge diese Tatsache sichtlich verschleierte[83]).

Aber auch nach einer zweiten Richtung entfaltete Bakunin in den Reihen der Breslauer Demokratie seine Tätigkeit. Mißtrauten ihm auch Teile der polnischen Emigranten, so ließ er doch die slavische und die damit verknüpfte polnische Sache nicht aus den Augen, da er nur bei genügender Verbreitung einer europäischen slaven- und damit auch polenfreundlichen Stimmung auf eine erfolgreiche Aufrollung der Ostfragen rechnete. Gerade deswegen stellten die deutschen Demokraten schon in dieser Zeit einen wichtigen Posten in seiner demokratisch-slavischen Rechnung dar. Deutsche Demokratie und liberales Bürgertum schwankten in ihrer Einstellung zu den Slaven im allgemeinen, zu den Polen im besonderen. Gerade daß die Polenbegeisterung weiter bürgerlicher Kreise in den deutschen Ländern während des Aprils einen entscheidenden Stoß erlitt, beunruhigte die Demokraten lebhaft. Den Breslauer Demokraten konnte ein solches Ringen der öffentlichen Meinung um so weniger gleichgültig sein, da Schlesien als Grenzland an diesen Bewegungen vielfach unmittelbar beteiligt war. Ja, die Polenfrage sollte zu einem ernsten Prüfstein des Breslauer demo-

---

80) Briefwechsel u. Tagebuchbl. II, 49 gibt er 8 Stimmen an.

81) So die Schles. Zeitung 1848 Nr. 109, 11. V. Die Ausgburger Allgemeine Nr. 143, 22. V., aus Leipzig 16. V. griff die Wahl Ruges wegen seiner Polenschwärmerei heftig an. Durch Messegäste scheint der Korrespondent auch über die Hintergründe der Wahl einigermaßen unterrichtet gewesen zu sein, was er aber lieber den deutschen Lesern in aller Welt verschweigen wolle.

82) Grenzboten IX. Jg. 1849, II. Bd. S. 279: „Die Physiognomie von Breslau" von A.: „So konnte es geschehen, daß durch Vermittlung des Russen Bakunin, welcher sich incognito in Breslau aufhielt, damals Ruge als Candidat nach Frankfurt durchgesetzt wurde."

83) Briefwechsel II, 47 ff.

kratischen Vereins werden. Schon am 8. April warnte der überzeugte Demokrat Friedensburg[84]) öffentlich vor dem übergroßen Eifer der Polen, da die Deutschen mit Rücksicht auf die Posener Deutschen das Fordern der Polen nach Wiederherstellung ihres Reiches in den alten Grenzen auf das entschiedenste ablehnen müßten. „Das wahre und eigentliche historische Recht ist immer das lebendige Recht der Gegenwart", worauf Ludwig v. Zychlinski[85]) antwortete, es sei eine innere Notwendigkeit für die Polen, wenigstens theoretisch „das ganze Polen" zu fordern, was sich mit der praktischen Durchführung dann nicht zu decken brauche. Genug, die Haltung der Breslauer Demokratie wurde in dieser Frage immer unsicherer, die Nachrichten aus Posen widersprachen einander immer mehr. Daher trachtete der demokratische Verein — aus seinen Reihen war auch wie anderwärts ein Unterstützungsverein für die heimkehrenden Polen entstanden[86]) —, sich unbedingt Klarheit zu verschaffen und beschloß daher am 14. April, von sich aus eine dreigliedrige Deputation, der auch Bakunins späterer Schützer, Kaufmann Stahlschmidt, angehörte, nach Posen zu entsenden, die „einen zuverlässigen Bericht über das Verhältnis zwischen dem polnischen und dem deutschen Comitee, besonders aber über die Stellung, welche das Gouvernement den Polen gegenüber eingenommen hat, erstatten" sollte[87]). Ihr nach wenigen Tagen vorgelegter Bericht[88]) lautete nun dahin, daß sich die Verhältnisse in Posen schon allmählich befriedeten und daß auf beiden Seiten schwere Fehler vorgefallen seien, ein Bericht, der freilich nicht mit Unrecht sofort Widerspruch erregte[89]). Demnach stand im Breslauer Demokratenvereine bei Bakunins Ankunft auch die Polenfrage zur Entscheidung, die immer dringender wurde, als sich gerade damals eine erkleckliche Zahl emigrierter, wie einheimischer Polen einfand. Bakunin setzte daher all seinen Einfluß daran, den Demokratenverein für die polnische Sache günstig zu stimmen, was ihm ebenso gelang, wie die Durchsetzung der Wahl Ruges. Es wurde sogar eine eigene Polenadresse an das Berliner Ministerium beschlossen, die eine Deputation am 5. Mai[90]) überreichte. Die Breslauer, so stark unter Bakunins Einflusse stehend — später unterstützten ihn in seinem Bemühen auch Libelt und Ruge — forderten vom Ministerium: „1. Den in Preußen befindlichen polnischen Emigrés volles und unbeschränktes Asylrecht zu gewähren. 2. Die Feindseligkeiten gegen die polnischen Einwohner Posens sofort

---

[84]) Schles. Zeitung Nr. 84, 8. IV.
[85]) Eda. Nr. 91, 16. IV.
[86]) Breslauer Zeitung Nr. 87, 12. IV. Niemojowski hatte bei seiner Bildung maßgeblich mitgewirkt, Stahlschmidt war begeistert dafür eingetreten, vgl. J. N. Niemojowski: Wspomnienia hg. v. St. Pomarański (1925), 366.
[87]) Schles. Zeitung Nr. 91, 16. IV.
[88]) Bresl. Zeitung Nr. 94, 20. IV.
[89]) H. Wehlau in Schles. Zeitung Nr. 97, 26. IV.
[90]) Bresl. Zeitung Nr. 106, 6. V.

einzustellen. 3. Die den Polen feindlichen Militär- und Zivilpersonen zu entfernen. 4. An die österreichische Regierung das Verlangen zu richten, daß sie ihren Versprechungen nachkomme und das Befreiungswerk von Polen ernstlich in Angriff nehme." Meyendorff nahm sofort diese Kundgebung der Breslauer und die beruhigende Antwort des Innenministers Auerswald zum Anlaß[91]), um Arnim neuerdings wegen seiner Stellungnahme anzugehen, worauf dieser, wohl gegen seine bessere Überzeugung, beteuerte, daß niemand an eine Wiederherstellung Polens und an einen Krieg mit Rußland denke.

Dieser durch den König und seinen Anhang erzwungenen Sinnesänderung der Minister trugen die Behörden durch polenfeindliche Maßnahmen Rechnung, zumal der österreichische verantwortliche Beamte in Krakau, Schlick[92]), immer wieder dringlich bat, es möge doch kein polnischer Emigrant mehr nach Krakau durchgelassen, sondern allen auch der Eintritt in Preußen verboten und ihre Rückbeförderung nach Frankreich angeordnet werden. Dennoch bewiesen die Breslauer Behörden unter Pinders Einfluß die größte Langmut. Freilich machte sich in der zweiten Maihälfte eine verschärfte Achtsamkeit der Polizei geltend. Schon am 18. Mai teilte der Polizeipräsident Kuh Pinder mit, das Emigrantenkomitee der Polen habe sein Vertrauen arg mißbraucht, da ihm von diesem weder ein Verzeichnis der Anwesenden, noch deren Pässe vorgelegt worden seien, so daß er die Zahl nur annähernd auf sechzig schätzen könne. Auf Pinders Fordern versprach er, sich nach Tunlichkeit um die Personalien der Einzelnen zu bemühen. Denn Unlegitimierte wollte Pinder unbedingt jenseits der Elbe schaffen lassen. Dieses Forschen der Behörden bekam nun auch Bakunin zu spüren, der bis dahin mit offensichtlicher Duldung Pinders und Kuhs rechnen durfte. Bakunins Name war schließlich auch für jeden Eingeweihten in vielbedeutsamem Zusammenhange am 10. Mai in die Öffentlichkeit gedrungen, da die Allgemeine Oderzeitung meldete: „Ausgezeichnete Fremde befinden und befanden sich in den letzten Tagen mehrere in Breslau. Aus Rußland der bekannte Bakounin, aus Posen Dr. Liebelt, aus Sachsen die Herren Gutzkow und Ruge." Die Behörden, die seit dem 20. Mai noch schärfer gegen die Straßendemokraten vorgingen[93]), mußten nun wohl oder übel sich auch um Bakunin kümmern. Bakunin hatte bei seiner Ankunft Kuh von dem in Berlin bei Minutoli Vorgefallenen unterrichtet, da Kuh am 18. Mai beim Berliner Polizeipräsidium um den dort hinterlegten Reisepaß Bakunins, der ohne Legitimation

---

[91]) P. v. Meyendorff: Politischer u. priv. Briefwechsel hg. v. O. Hoetzsch, II, 87, Brief an Paskěvič vom 13. V.

[92]) Breslau St. A. Rep. 14 P. A V 17k vol. I. Im Verlaufe dieser Abwehrmaßnahmen blieben auch Bakunins Freunde Magdziński und Andrzejkowicz in Sachsen stecken, vgl. deren Brief an Bak. vom 25. V., Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285f vol. I nr. 1.

[93]) Vgl. Deutsche Allgem. Zeitung Nr. 147, 26. V., aus Breslau 22. V.

in Breslau eingetroffen sei, nachsuchte[94]). Minutoli kam in die peinlichste Verlegenheit. Er entschloß sich, die von ihm im April zu spielen begonnene Rolle auch seinem Breslauer Amtskollegen gegenüber beizubehalten. Und dies in den Tagen, da er dem König Mitteilung von einer weitverzweigten Verschwörung machte, deren „enggeschlossene Kette" er in seiner Phantasie bereits durch ganz Deutschland ziehen sah und als letztes Ziel dieser Verschworenen die Republik oder Anarchie erklärte[95]). „Majestät! Ich quäle mich Tag und Nacht; ich knirsche vor innerer Bewegung, daß ich die Fäden immer wieder verliere, wenn ich sie fest gefaßt zu haben glaube." Wie peinlich mußte diesem schuldbeladenen Gewissen die Breslauer Anfrage sein, die ihn in einem merkwürdig innigen Zusammenhange mit einem gebrandmarkten internationalen Revolutionär und Demokraten zeigte. Daher stellte die Antwort Minutolis nach Breslau eine einzige große Unwahrheit dar. Der Name Bakunin komme seit Jahr und Tag nicht in den Berliner Akten vor, nur als Universitätsstudent sei Bakunin nachweisbar. Die Krone aber setzte Minutoli allem durch die Frage auf: „Sollte Bakunin nicht mit dem identisch sein, der vor kurzem verhaftet worden, was zu dem Gespräche Veranlassung gab, Herwegh sei arretirt?" So glaubte sich Minutoli um eine höchst dunkle Angelegenheit drücken zu können. Auf zwei weitere Mahnschreiben Kuhs, der Minutolis falsches Spiel wohl durchschaute[96]), — sie waren vom 30. Mai und 16. Juni datiert — entschloß sich endlich Minutoli am 20. Juni, knapp vor seiner Entlassung als Polizeipräsident, nochmals wahrheitswidrig mitzuteilen, daß man im Berliner Polizeipräsidium außer den Daten über Bakunins Studentenzeit nichts wisse. Damit liefert Bakunins Schicksal ein vielsagendes Blatt zur preußischen Beamtengeschichte im Völkerfrühling, für Minutolis Person insonderheit.

Während sich so der Breslauer Polizeipräsident vergeblich um den auf den Namen Bakunin lautenden Paß bemühte, harrte Bakunin weiterhin entscheidender Wendepunkte für seine beabsichtigte Aktion. Wohl drangen damals bestimmte Nachrichten über eine große aufgedeckte Offiziersverschwörung in Warschau mit 55 Verhafteten und fünf sofort Hingerichteten durch, die selbst bürgerlich-liberale Blätter zu dem Ausruf bewogen, „daß in Rußland die Rylejeffs, die Turgeneffs und Bestuscheffs noch nicht ausgestorben sind"[97]). Aber die allgemeine Erhebung, die Bakunin

[94]) Berlin St. A. Br. Pr. Rep. 30 Berlin C Pol. Praes. Tit. 94 Nr. 63, wo auch die folgenden Aktenstücke erliegen.
[95]) Haenchen: Revolutionsbriefe, 101 f. 22. V.
[96]) Ob Bakunin den ihm von Minutoli ausgestellten, auf den Namen Simon lautenden falschen Paß in Breslau vorgewiesen hat, ist fraglich, dennoch möglich. Jedenfalls hat er das Original von Breslau aus an Minutoli, doch wohl verabredungsgemäß, zurückgeschickt und nur eine von ihm selbst angefertigte Abschrift zurückbehalten, Aussage vom 16. X. 49 bei Polonskij, Proletarskaja revoljucija 54 (1926), Antwort 155.
[97]) Deutsche Allgem. Zeitung Nr. 126, 5. V.

so beharrlich herbeisehnte, blieb aus. Daher erfaßte ihn in der zweiten Hälfte des Mai eine sehr gedrückte Stimmung[98]), da sich die bisherigen Erfolge in Breslau, so wichtig für den Ort, zwergenhaft im Vergleich zu seinen riesenhaft über die Enge schlesischen Landes hinausweisenden Plänen ausnahmen. Sie rechneten mit einer günstigen Konstellation in der großen Politik der europäischen Mächte. Gerade da brachte der Monat Mai, wie er richtig erkannte, den entscheidenden Wendepunkt zum Schlechten. Baute er einst auf Frankreich, so verlor er angesichts der in seinen Augen zaghaften und lauen Politik Lamartines alle Hoffnung. Österreich und Preußen erlebten gerade im Mai deutliche reaktionäre Rückschläge, die Sache der Polen in Posen war verloren. Nikolaus aber eilte inzwischen seinem schon im März verkündeten Ziele, eine große Westarmee an die russische Grenze werfen zu wollen, immer mehr zu, sodaß die Russenfurcht in Westeuropa wieder neue Nahrung bekam. Ungezählte Nachrichten, daß der Einmarsch der Russen unmittelbar bevorstehe, durcheilten in den letzten drei Monaten wie in der Folgezeit die Blätter vor allem der demokratischen Vereine. Obwohl Rußland von sich aus an keinen Einmarsch in Deutschland dachte, so bestand doch die andere Tatsache zu Recht, daß führende russische Gesellschaftsschichten geradezu von einem Nationalhaß gegen die den russischen Namen und Kaiser unausgesetzt verunglimpfenden Deutschen erfaßt wurden und die Begeisterung für einen Krieg gegen Deutschland nicht viel geringer war wie 1812 gegen Napoleon[99]). Die Treue Friedrich Wilhelms zu Rußland blieb weiterhin unerschütterlich. So sah sich Bakunin zum Feiern und tatenlosen Zuwarten verurteilt.

Immerhin zeigte sich gleich Anfang Mai ein neuer „archimedischer Hebelpunkt zur Tat" in dem für den 31. Mai geplanten Slavenkongreß. Gerade Breslau lag diesem neu sich meldenden Zentrum des Westslaventums so nahe, daß hier Anfang Mai am ehesten die Wellen herüberschlugen. Wie hätte der Slave Bakunin, der in Breslau nur eine Nebenbeschäftigung trieb, diese Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen können? Er setzte nun all seine Hoffnungen auf Prag. Spätestens am 7. Mai war er von dem abzuhaltenden Kongreß unterrichtet und ließ sich gleich durch den bei der Polenversammlung in Breslau weilenden Cybulski bei dem Tschechen Čelakovský[100]), dem Vertreter der slavischen Philologie an der Breslauer Universität, einführen, um ihn um eine Empfehlung an Prager Bekannte anzugehen, was dieser schon am 8. Mai seinem Schwager Staněk gegenüber besorgte. Er kündigte Bakunins Ankunft in ungefähr acht Tagen an, sodaß die Prager Öffentlichkeit bereits am 19. Mai aus den Národní Nowiny er-

---

[98]) Beichte, 28.

[99]) Berlin St. A. Ausw. Amt A Bi (Rußland) Nr. 16 vol. I, Bericht Rochows.

[100]) Vzajemné dopisy F. L. Čelakovského a Václava Staňka, Časopis česk. musea 46 (1872), 329.

fuhr[101]), Cybulski und Bakunin würden beim Kongreß erscheinen. Am 29. Mai[102]) traf er dann endlich erwartungsvoll in Prag ein, wo er freudig begrüßt und gefeiert wurde. Erlebnisse wie Tätigkeit Bakunins in Prag auszuführen[103]), überschreitet den Rahmen der vorstehenden Untersuchung, für welche die Feststellung genügt, daß das Treffen der Vertreter aller slavischen Völker auf Bakunin den nachhaltigsten Eindruck machte, ihn in bestimmten Überzeugungen bestärkte, ihm viele neue zuführte, die er dann nach dem Verlassen Prags weiter ausbaute und zu verwirklichen suchte. Bereichert durch neue Erfahrungen, nicht zuletzt um die des Barrikadenkampfes, verließ er Prag wohl am 18. Juni in der Früh[104]) mit einem Passierschein vom 16. Juni[105]) in der Tasche, um sich wieder nach Breslau zu begeben, wo er gegen den 20. Juni eingetroffen sein dürfte.

War er seinem Ziele in Prag näher gekommen? So gut wie nicht. Die gewaltsame Sprengung des Slavenkongresses durch den ausbrechenden Pfingstaufstand vereitelte alle praktischen Erfolge, erzeugte dafür ein Echo, das Bakunin schmerzlichst bewegt in Breslau vernahm. Wochen furchtbarer seelischer Not, innerster Erschütterung, größter Gewissenszweifel gepaart mit tiefem Pessimismus, brachen nun über ihn herein. Ungemach häufte sich auf Ungemach. Aus allen Windrichtungen, fast aus allen Lagern tönte ihm das Wort Verräter, Verbrecher, Spion entgegen. Daß er der russischen Regierung ein Dorn im Auge war, verwunderte weder ihn noch andere. Daher rechnete er stets mit feindseligen Maßnahmen von dieser Seite. Meyendorff, der sie in Szene setzte, erwies sich sehr wohl über Bakunin, seine Lebensumstände und Pläne unterrichtet, wie aus einem Briefe an den preußischen Außenminister Arnim vom 15. Juni hervorgeht[106]), in dem er ebenso viel Wissenschaft offenbarte, wie sie der verschwiegene Minutoli besaß. Schon aus den Zeitungen konnte Meyendorff die Nachricht bezogen haben, daß sich Bakunin seit einiger Zeit mit einem französischen falschen Passe, lautend auf den Namen Neglinski, in Breslau aufhalte. Neu war Meyendorffs Mitteilung, Bakunin habe in Breslau zwei Polen, die Brüder Wychowsky, für Geld zur Ermordung des Zaren gedungen. Zarenmord! Ein Bakunin bereits aus dem April bekanntes Stichwort, das ihm viel

---

[101]) Uebernommen von der Allgemeinen Oderzeitung Nr. 119, 23. Mai.
[102]) Slavische Zentralblätter 1848 Nr. 6, 30. V.; Národni nowiny 30. V.
[103]) Vgl. dazu vorläufig V. Čejchan: Bakunin v. Čechách (1928).
[104]) In der Beichte erklärte er, daß er am Morgen nach der Kapitulation Prag verließ. Diese erfolgte am 17. VII. Möglich wäre seine Abreise auch schon am 17. VI. Damals fuhr Purkyně aus Prag nach Breslau, allerdings über Dresden, wo er am 20. (Dresdner Journal 1848 Nr. 81) gemeldet wird, während Bakunin in den Ankunftslisten nicht vorkommt. Am 19. verließ Libelt Prag.
[105]) Faksimile bei Kersten, Beichte, 50.
[106]) Berlin St. A. Minist. d. Inn. II. Abt. Rep. 77 sect. VI, p. Polit. Pers. Lit. B. Nr. 240. Auch zum Folgenden.

Unruhe bereitete, da er von solch ehrlosem Handeln, wie er später dem Zaren versicherte, weit entfernt war. In Rußland kamen solche Berichte nicht überraschend. Teilte doch am 1. Juni der preußische Gesandte in Petersburg mit[107]), es hätten sich fünf polnische Emissäre über Posen in Rußland eingeschlichen, um dem Kaiser nach dem Leben zu trachten. Wer diesmal Bakunins Namen mit dem Zarenmord in Zusammenhang gebracht hat, läßt sich nicht feststellen. Dennoch nahmen sich die preußischen Behörden Meyendorffs Anzeige an und schon am 16. Juni erhielt Minutoli, der von Bakunins Schicksal Verfolgte, die dringliche Anfrage des Innenministers wegen Bakunin, wozu sich das dritte Mahnschreiben des Breslauer Polizeipräsidiums gesellte. Und wieder blieb er in dieser fürchterlichen Lage folgerichtig. Er gebrauchte dem Innenminister gegenüber die gleiche Unwahrheit, wie zweimal dem Breslauer Amtskollegen gegenüber. Wohl bestätigte er, daß sich Bakunin einige Tage in Breslau aufgehalten habe. „Ob unter dem Namen Neglinski, kann ich nicht behaupten." Dafür wußte er über Bakunins Tätigkeit am Slavenkongresse in Prag etwas mehr, allerdings ziemlich Falsches und Schiefes, so, daß er dem Komitee der Tschechen beigetreten und zum Vorsitzenden der zweiten Kommission gewählt worden sei. Schon diese wenigen Angaben lassen ermessen, wieviel Kauderwelsch in dem von Minutoli schon aus seinem neuen Dienstort London an den Innenminister Kühlwetter gerichteten, leider nicht auffindbaren Memoire: „Der Panslavismus, seine Tendenzen, Mittel und Verbindungen, sowie seine Bedeutung für Deutschland — nebst einem Anhange, den Congreß zu Prag im Mai (!) 1848 enthaltend", beschlossen gewesen sein mag. Minutolis Verhalten steigerte sich ins Groteske, als er Bakunins Freund Hermann Müller-Strübing unmittelbar darauf verständigte[108]), Bakunin werde von den Russen gefordert und ausgeliefert, wenn er ins Preußische komme. Er möge ihn rechtzeitig warnen. Erst nach Minutolis endlichem Scheiden aus seinem Amte, am 28. Juni, richtete das Berliner Polizeipräsidium die Anfrage wegen der zwei Brüder Wychowsky an die Breslauer Polizei. Bakunin, soeben von Prag zurückgekehrt, erfuhr diese Nachricht aus dem Munde des Breslauer Polizeipräsidenten, wenngleich unwahrscheinlich ist, daß dieser ihm von einem Auslieferungsbegehren der russischen Regierung Mitteilung gemacht habe[109]). Denn Meyendorffs Brief an Arnim enthielt ein solches nicht.

Dennoch liefen Bemühungen der russischen Regierung in diesem Sinne parallel, die sich allerdings aufs engste an das Schicksal Mierosławskis, des gefangengesetzten Insurgentenführers in Posen, knüpften. Voll Ungeduld harrte die russische

---

[107]) Eda. Ausw. Amt A Bi Nr. 16 (Rußland) vol. I.

[108]) Varnhagen: Tagebücher V, 76. Am 27. Juni war Minutoli nochmals bei Müller. Varnhagen V, 87 bemerkt bei dieser Gelegenheit über Minutoli: „Ein zweideutiger Mensch!"

[109]) Dies behauptet Bakunin Beichte, 53.

Regierung, noch immer empört über die in Preußen üblichen verschleierten Formen der Polenfreundschaft, der endgültigen Entscheidung über Mierosławskis Schicksal. Sie hielt es für selbstverständlich, daß er von den noch tagenden Gerichten zu einer möglichst harten Kerkerstrafe verurteilt werde. Indessen mehrten sich die Anzeichen, daß seine Freilassung nicht allzulange auf sich warten lassen werde. Friedrich Wilhelm war völlig machtlos[110]), obwohl er so gern buchstäblich die Wünsche seines teuren „Niks" erfüllt hätte[111]), der seinerseits über den König mit scharfem Tadel herfiel[112]), dem nur die Kaiserin, „Butts" Schwester, mit fraulicher Zartheit die allzu große Härte benahm. Erst das Ende Juni neueingesetzte Ministerium Hansemann-Auerswald entfaltete größere Energie und „verkehrt ordentlich mit mir, so daß ich ein ganz klein bißchen wieder zu regieren anfange", wie der König, an Regierungsgewalt neben dem Riesen Nikolaus ein Zwerg, treuherzig bekannte[113]). Die immer höher steigende Mißstimmung Rußlands wegen Preußens Haltung in der polnischen Frage teilte vornehmlich auch der Kanzler Nesselrode, der Meyendorff zu energischen Vorsprachen in Berlin wegen Mierosławski antrieb. Zugleich vergaß Nesselrode einen zweiten „Schuft" nicht, der unausgesetzt gegen Rußland arbeite: Bakunin. Am 22. Juni/4. Juli[114]) fragte er daher Meyendorff, ob es kein Mittel gebe, diesen mit den Polen offen verbündeten „Infamen", sobald er preußisches Gebiet betrete, auszuliefern. Aber Rußland besaß bereits von Bakunins Ausweisung aus Frankreich genug an abschreckender Erfahrung — weite Kreise der öffentlichen Meinung traten damals auf Bakunins Seite und überschütteten Rußland mit einer Flut von Vorwürfen —, die zur Vorsicht mahnte. Trotz aller langsam vorwärtsdringenden Reaktion saßen in Preußen noch zu viele von Märzideen und Russenhaß erfüllte Männer im Regierungssattel, als daß man der preußischen Regierung ohne weiteres die Auslieferung dieses ungehorsamen russischen Untertanen hätte zumuten dürfen. Daher sondierte Nesselrode zunächst die Chancen für eine erfolgreiche Aktion. Erst im bejahenden Falle sollte Meyendorff Bakunins Auslieferung offiziell auf Grund der Verträge von Münchengrätz und Teplitz verlangen. Meyendorffs nicht vorliegende Antwort konnte angesichts der politischen Lage in Preußen, wo die Radikalen gerade im Juli und August wieder Wasser auf ihre Mühlen bekamen, sicher nur dahin lauten, daß keine Aussicht bestehe, das Auslieferungsbegehren bei der eben angetretenen Regierung, in der eine Reihe bürgerlich-liberaler und konstitutioneller Männer saßen, durchzusetzen. Dies einer der wenigen Lichtblicke für Bakunin, während sich gleichzeitig anderes Gewölk über seinem Haupte zusammenzog.

110) Haenchen: Revolutionsbriefe, 112 ff., 22. VI. an die Kaiserin.
111) An seinem Geburtstage zog er die russische Generalsuniform an, gab ein Diner, brachte einen Toast auf den Kaiser aus, Haenchen, 127.
112) Haenchen, 125.
113) Eda. 128 f.
114) Lettres et papiers du Comte de Nesselrode (1760—1856, IX, 120.

Der Blitz, der Bakunin Anfang Juli völlig unerwartet traf, versehrte ihn noch mehr. Karl Marx brachte in der Neuen Rheinischen Zeitung vom 6. Juli die Bakunin politisch wie moralisch tötende Nachricht, Briefe im Besitze von George Sand erbrächten den Beweis, daß er ein russischer Regierungsspion sei[115]). Diese aus Paris stammende Verdächtigung druckte Marx prompt ab. Damit tritt neuerdings das oben bereits berührte, lang umstrittene, heute wohl zu klärende Kapitel: Marx und Bakunin, von dem allerdings hier nur ein Unterabschnitt zur Erörterung steht, in Erscheinung. Schon vor 1848 kam Bakunin in den Augen von Marx und Engels in den dringenden Verdacht, ein russischer Spion zu sein, was sich jedoch als grundlos erwies. Persönliche wie sachliche Gegensätze machten dann jede Zusammenarbeit Bakunins mit Marx unmöglich. Wie in Brüssel, schieden sie auch im April keineswegs als Freunde. Damit sind eine Reihe psychologischer Erklärungsgründe für Marxens Vorstoß vorhanden, die er freilich niemals anerkannte. Marx machte, sich in dieser Sache öfter verteidigend, stets sachliche Gründe für sein Vorgehen, das frei von persönlichen Motiven gewesen sei, geltend. Seine Nachricht sei auf eine Havasmeldung und auf die Mitteilung eines ihm gut bekannten „polnischen Emigranten" — H. Ewerbeck, ein deutscher Kommunist in Paris, fabrizierte diese Nachricht —, demnach auf zwei voneinander unabhängige Quellen zurückgegangen, sodaß „öffentliche Anklage im Interesse der Sache und im Interesse Bakunins" gelegen gewesen sei[116]). Hat sich Marx diese Zeitungsnotiz danach sicher nicht erdacht, so bleibt doch der Vorwurf gegen ihn bestehen, sich nicht um die Verifizierung, was ihm oder Engels ein Leichtes gewesen wäre, gekümmert zu haben. Die andere spätere Rechtfertigung Marxens, die Pariser lithographierte Korrespondenz habe diese Denunziation allen Zeitungsredaktionen in die Hände gespielt, auch wenn er sie nicht gedruckt hätte, stimmt schon um dessentwillen nicht, weil keine andere Redaktion außer der Marxschen Zeitung von dieser Havasmeldung Gebrauch gemacht hat, sodaß trotz aller nachherigen Beschönigungsversuche das Urteil gerechtfertigt ist, Marx habe wesentlich aus persönlichen Beweggründen

---

115) Vgl. zu dieser Verdächtigung im allgemeinen jetzt J. Pfitzner: Bakuninstudien (1932). Über den besonderen Streit handeln E. Bernstein: Karl Marx und M. Bakunin, Arch. f. Sozialwissensch. 30 (1910); F. Brupbacher: Marx u. Bak. (1922), 39 ff.; M. Nettlau: Mich. Bak. I, 89 ff.; Bak. Ges. Werke I, 89 ff.; III, 212 ff., 236 f.; Beichte, 54, 105—113; Briefwechsel zw. F. Engels und K. Marx I (1913), 427 ff.; Hercen: Poln. sob. soč. VI, 303 ff. Vgl. dazu Mehring-Rjazanov, Neue Zeit 1913/4; D. Rjazanov: Očerki po istorii marksizma (1923), 337 ff.; O. Rühle: Karl Marx (1928), 325 ff. K. Vorländer: K. Marx (1929) übergeht zu Unrecht diese Angelegenheit.

116) Morning Advertiser 1853, 2. Sept. bei Rjazanov Očerki, 342 f., ebenso Ferdinand Lassalle Nachgel. Briefe u. Schr. hg. v. G. Mayer III (1922), 282. Brief Marxens an Lassalle vom 3. III. 1860. Wie sehr diese Angelegenheit Marx seelisch drückte, spürt man aus diesem Briefe deutlich heraus.

gehandelt. Für das unaufrichtige Handeln Marxens spricht schließlich seine Versicherung in dem Widerrufe, die Korrespondenz sei in seiner Abwesenheit eingerückt worden, ein Argument, das er später nie mehr hervorgeholt hat.

Bakunin, der später die Wirkung dieses feindseligen Schlages mit der eines ihm auf den Kopf fallenden Dachziegels verglich[117]), schilderte den niederschmetternden Eindruck gleich Anfangs August so[118]): „Es gibt gewisse Anschuldigungen, die so unerwartet, so abscheulich, so absurd sind und durch ihre Absurdität selbst einen so betrüben können, daß man von ihnen wie betäubt, im ersten Augenblicke nicht recht weiß, was man zu tun hat, und wie man auf sie, ohne sich selbst zu erniedrigen, antworten soll. So ging es mir gerade, als ich eines schönen Morgens in der Neuen Rhein. Zeitung las, daß ich ein Spion, ein Agent von Kaiser Nikolai sei." Dieser Schlag traf ihn noch dazu im Kreise derer, die ihm im Mai rückhaltloses Vertrauen entgegengebracht hatten. Zudem verfolgten diese üblen Nachreden Bakunin ohnedies schon seit mindestens Ende 1846, verdichteten sich im Mai 1848 neuerdings und erhielten nun frische Nahrung von „Freundesseite". Bakunin hatte allen Anlaß, diese öffentlichen Anzweiflungen mit den gesamten ihm zu Gebote stehenden Mitteln abzuwehren, da erfahrungsgemäß solche Anwürfe besonders an Russen nachhaltiger denn an einem Angehörigen irgend einer anderen Nation kleben blieben. Diesmal hieß es, alle Schreibschwerfälligkeit zu überwinden. Bereits am 9. Juli sandte er seinen Brief an George Sand, den er gleichzeitig der Allgemeinen Oderzeitung übergab, die ihn am 11. Juli abdruckte, von wo ihn am 16. Juli die Neue Rheinische Zeitung übernahm. George Sand, mit der Bakunin von Paris her gut bekannt war[119]), bat er um dringende Stellungnahme zu dieser Meldung, was sie denn auch in einem scharfen Dementi und in ehrendster Form am 20. Juli besorgte. Marx brachte diese energische Verwahrung erst am 3. August zum Abdruck und fügte nunmehr eine „Rechtfertigung" hinzu, in der er Bakunin seinen Freund nannte, dem er derlei nie zugemutet habe, überdies erklärte, der Korrespondenzartikel sei ohne sein Wissen während seiner Abwesenheit aufgenommen worden usw. George Sand richtete bei dieser Gelegenheit auch einen Brief an Bakunin[120]), in dem sie ihm in warmen Worten Hochachtung und Anerkennung für seinen lauteren, uneigennützigen Charakter und für seine von tiefer Menschheitsliebe getragene Tätigkeit zollte. Auch diesen Brief veröffentlichte Bakunin, diesmal in Ruges Reform, und zwar schon am 30. Juli, demnach noch bevor sich der Frankreich so nahe sitzende Marx zur Aufnahme des Sandschen Dementis entschloß. Ruge brach nun gleichfalls für Bakunin eine kräftige Lanze,

---

[117]) Bak. Ges. Werke III, 212.
[118]) Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 i.
[119]) Vgl. dazu jetzt Pfitzner: Bakuninstudien (1932).
[120]) Gedr. Pfitzner a. a. O.

nannte Marxens Handeln eine „unbegreifliche Taktlosigkeit“ und einen „Unsinn“, rühmte Bakunin aber als den „ehrenwertesten Demokraten“ „voll aufrichtiger Hingebung und ohne Privatinteresse, dessen Schritte von Opfern bezeichnet sind“. Bakunin aber trachtete, noch auf einem zweiten Wege Genugtuung zu erhalten. Empfand er doch zu deutlich die persönliche Beleidigung durch Marx, so daß er, da sich ihm gerade durch seinen in eigenen Geschäften nach Köln reisenden polnischen Freund Kościelski Gelegenheit ergab[121]), Genugtuung durch förmliche und vollständige Zurückziehung der Anschuldigung oder durch Waffen verlangte, worauf dann der Widerruf erfolgte. Später (1871) erklärte Bakunin, diese Revozierung habe ihm genügt, er habe keine andere Genugtuung mehr beansprucht. Dennoch sah Bakunin Anfang August 1848 diese Angelegenheit keineswegs für erledigt an[122]). Konnte doch Marxens Entschuldigung von vielen, welche die erste Nachricht gelesen hatten, übersehen werden und daher der Verdacht weiterhin auf Bakunin lasten bleiben. Daher dachte er daran, eine große Rechtfertigungsschrift[123]) über seine gesamte bisherige Tätigkeit zu schreiben, was er sich als einzigem demokratischen Repräsentanten Rußlands in Deutschland und an der polnischen Grenze, seinen Freunden wie seinem Vaterlande nach seiner festen Überzeugung schuldig sei. Er fühlte diese Verpflichtung um so tiefer, als er über seine Taten frei sprechen könne, während seine Landsleute im Rußland Nikolaus' I. zum ewigen Schweigen verurteilt seien. In dieser Schrift wollte er sein Verhältnis zu Rußland: zu seiner Regierung und seinem Volke, sowie zu den Slaven ausführlich darlegen, damit ein für allemal den Verleumdungen der Boden abgegraben würde. Freunde scheinen Bakunin dann von einer weiteren Verfolgung dieser Angelegenheit abgeraten zu haben. Zudem kam Marx im August nach Berlin, wo es zwischen Beiden zu einer Aussprache gekommen ist — halb scherzhaft, halb ernst —, wobei Marx sicher nochmals seine völlige Unschuld beteuert hat. „Gemeinsame Freunde zwangen uns, uns zu umarmen“[124]). Damit war äußerlich eine Versöhnung erfolgt. Innerlich bestanden jedoch

---

[121]) Ges. Werke III, 213, 237; Lassalles Nachgel. Briefe III (1922), 282. Die Behauptung Marxens, Kościelski habe sich durch die Einsicht der gegen Bakunin vorliegenden Briefe leicht bestimmen lassen, auf Marxens Seite zu treten und die Vertretung Bakunins niederzulegen, steht im Widerspruch mit der Tatsache, daß Bakunin kurze Zeit darauf mit Kościelski wieder in freundschaftlichen Beziehungen steht, vgl. unten S. 276.

[122]) Bakunin versuchte auch, in der Réforme etwas durch seine Pariser Bekannten (Caussidière) zu unternehmen, was jedoch nicht gelang, Brief Reichels an B. 28. IX. 48, Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 h Nr. 14.

[123]) Es sollte ursprünglich wohl durch einen offenen Brief an den Redakteur der Neuen rhein. Zeitung geschehen. Einige Bruchstücke haben sich erhalten, Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 i; teilweise gedruckt von Polonskij: Materialy dlja biografii Bakunina I, 29 ff.

[124]) Bak. Ges. Werke III, 213. Das gleiche bestätigt Marx [„ich versöhnte ihn persönlich zu Berlin (August 1848)“] 1860, 3. III, Lassalles Nachgel. Briefe III (1922), 282.

die Gegensätze ebenso fort, wie Bakunins Überzeugung, daß er von Marx absichtlich bloßgestellt worden sei. Bakunin war gezwungen, an seinem Lebensabend zu diesen Vorfällen nochmals zurückzukehren.

Die äußerliche Bereinigung dieser Frage fiel schon in Bakunins Berliner Zeit. Aber es ist notwendig, nochmals nach Breslau zurückzukehren, um genau erkennen zu können, warum Bakunin gerade diese Stadt, die ihm Freunde und Erfolge bescherte, in der zweiten Juliwoche verließ. Wir rühren an den Hauptgrund mit der Feststellung, daß sich während Bakunins Aufenthalt in Prag die Einstellung des demokratischen Zentralvereins Breslaus in wichtigen Fragen grundlegend änderte. Denn die Ereignisse des Juni in Prag, an denen Bakunin hauptbeteiligt war, gingen an der Breslauer Demokratie[125]) ebensowenig spurlos vorüber, wie an der gesamtdeutschen. Schon daß die Regierung gegen das radikale und überlaute Treiben eines Teiles der Demokraten Breslaus in der zweiten Maihälfte erfolgreich einschritt, ließ die gemäßigten Elemente der Demokratie an dem Erfolge der radikalen Taktik zweifeln, und sie arbeiteten dahin, daß von den öffentlichen Umzügen, dem Lärmen und Protestieren abgelassen, dafür die friedliche, um so sichereren Erfolg verheißende Kleinarbeit im Innern aufgenommen werde. Schon Ende Mai machte aus diesen Gegensätzlichkeiten heraus der demokratische Klub eine ernste Krise durch, während der die mehr bürgerlich gesinnten Mitglieder ausschieden und sich als „Verein der Volksfreunde" zusammenschlossen, der die haute volée der Breslauer Demokratie ausmachte und sich stark dem demokratisch-konstitutionellen Zentralverein annäherte. Zurück blieb der demokratische Zentralverein mit etwa 500 Mitgliedern, dem allerdings in Breslau wie in der Provinz eine große Zahl überaus tätiger Tochtervereine zur Seite standen. Überdies konnte er mit dem 1200 Mitglieder umfassenden Arbeiterverein als fester Stütze rechnen, sodaß trotz der weitergehenden inneren Sonderung die Breslauer Demokratie eine beachtliche politische Gruppe darstellte. Der Sonderungsvorgang setzte sich nunmehr im Juni fort. Anlaß dazu gab in erster Linie die Slavenfrage. Da die politischen Vereine des Freiheitsjahres, daher auch der Breslauer demokratische Zentralverein, eine Art verkleinertes Parlament darstellten, in dem öffentlich über Hauptfragen der hohen Politik ebenso debattiert wurde, wie über lokale Angelegenheiten, griff man im demokratischen Klub am 19. Juni[126]), als Bakunin wohl soeben in Breslau wieder ankam, die Frage der schon lange befürchteten, immer wieder als unmittelbar bevorstehend gemeldeten

[125]) Vgl. zu dem oben S. 00 Anm. 71 genannten Schrifttum noch Robert Giseke: Die Entwicklung der demokratischen Partei in Breslau, Grenzboten VIII. Jg. (1848), 3. Bd. 370 ff.; „Statistik der hiesigen politischen Vereine", Schles. Z. 1848 Nr. 149, 24. VI.

[126]) Breslauer Z. Nr. 142, 21. VI. Pinder beruhigte dann übrigens die Demokraten.

Invasion der Russen auf. Wolle auch Rußland keine Eroberungen in Deutschland machen, so habe es doch ein höchstes Interesse daran, das Werden der deutschen Einheit zu stören, wofür nach Meinung der Versammlung zahlreiche russische Emissäre durch ihr Wühlen sorgten. In diesem Zusammenhange tauchte im Demokratenklub eine neue Auffassung in der Slavenfrage auf, die der bisher eingehaltenen Richtung in vielem widersprach. Man war der Überzeugung, daß „die tschechischen und slavischen Bewegungen lediglich ein Werk Rußlands" seien. Das war auch das genaue Gegenteil dessen, was Bakunin soeben in Prag erlebt hatte und was er auch sonst für wahr hielt. Aber die Prager Ereignisse, von denen eben erst ausführliche Kunde von Reisenden und Augenzeugen nach Breslau drang, wirkten gänzlich verwirrend unter den Demokraten.

Die tiefe Niedergeschlagenheit in den Reihen des Slaventums angesichts der vernichtenden Niederlagen in Posen und Prag bedurfte nach Meinung der Slavenfreunde zur Wiederaufrichtung der offen bekundeten Sympathie der europäischen Völker. Bakunin, selbst an beiden Ereignissen innerlichst beteiligt, trachtete als überzeugter Panslavist vom sicheren Porte Breslau aus den Slaven gleichfalls diesen Samariterdienst leisten zu sollen. Daher wandte er sich sofort an seine Breslauer demokratischen Freunde mit dem Antrage, „daß ein Manifest zur Wahrung und Aufrechterhaltung der nationalen Freiheit und Selbständigkeit der Slaven, in specie der Czechen, gegenüber den dynastischen Reaktionsbestrebungen im Sinne der Demokratie ausgearbeitet und veröffentlicht werde"[127]). Der Ausschuß stimmte diesem Antrage einhellig zu und stellte ihn am 26. Juni in einer öffentlichen Versammlung des demokratischen Klubs zur Debatte. Alles schien aufs beste vorbereitet. Die angesehenen Demokratenführer Asch, Engelmann, Pinoff, Breinersdorff setzten sich warm für die Auffassung ein, daß der Kampf der slavischen Völker in Posen wie in Prag ein Kampf der Demokratie gegen die Reaktion, gegen den Absolutismus gewesen sei, sodaß die Unterlegenen die moralische Unterstützung der deutschen Demokraten vollauf verdienten. Schon schien es, daß der Antrag ohne weitere Debatte angenommen und damit neuerdings Bakunins Wunsche Rechnung getragen werden würde. Da meldete sich eine einzige Gegenstimme, der Kandidat Friedmann zu Wort. Und nun entspann sich jene Debatte, die sich über drei Sitzungen hinzog, bis spät in die Nacht währte, die

---

[127]) Über diese Angelegenheit liegen eine Reihe von Berichten vor. Der eingehensdste entstammt der Breslauer Zeitung 1848 in Nr. 148, 28. VI.; Nr. 150, 30. VI. (fehlt im Exemplar der Breslauer Stadtbibliothek, dagegen in dem der Bresl. Univ.-Bibl. vorhanden); Nr. 153, 4. VII. Der Bericht verhält sich ablehnend gegen den Vorschlag; ebenso der in der Rugeschen Reform (Exempl. d. Bresl. Stadtbibliothek) 1848, Nr. 91, 7. VIII. enthalten und der Bericht von Giseke: „Die Entwicklung der demokratischen Partei in Breslau", Grenzboten VIII (1848) 3. Bd. 343. Auf Seiten des Antragstellers stand bloß die Allgemeine Oder-Zeitung 1848 Nr. 148, 28. VI; Nr. 150, 30. VI.; Nr. 154, 5. VII.

zugleich ein Schulbeispiel massenpsychologischer sowie soziologischer Wirkungen abgibt. Friedmann knüpfte damit an jene Vorgänge im April innerhalb des Vereins an, als Friedensburg gegen die Polen auftrat. Daß Friedmann bei einer ihn als Demokraten so nahe berührenden Frage nicht schweigen würde, ließ sich schon nach seiner publizistischen Tätigkeit in den letzten Tagen erwarten. Denn in ihm hatte die Slavenfrage wie die Prager Bewegung einen aufmerksamen Beobachter gefunden. Schon am 23. Juni brachte die Breslauer Zeitung einen ausführlichen Artikel aus seiner Feder über „Die Politik der tschechischen Partei“, in dem er bereits all die Beweise ins Treffen führte, die ihm nunmehr bei der Slavendebatte den Ruf „des gewaltigsten Slavenopponenten“ eintrugen. Wohl machte er zunächst eine Verbeugung vor der allgemeinen Absicht des beantragten Manifestes, das er grundsätzlich billige. Aber das Aber paralysierte sofort dieses Zugeständnis. Und dieses Aber sprach er vor allem mit Rücksicht auf die Tschechen und die jüngsten Vorgänge in Prag. Damit konkretisierte er die Frage auf Ereignisse jüngster Zeit, die noch alle bewegten, und errang damit einen taktischen Vorteil. Darauf schilderte er den tatsächlich zwischen Deutschen und Tschechen schon vor und während des Slavenkongresses vorhandenen, während des Pfingstaufstandes in krasseste Erscheinung tretenden nationalen Gegensatz, dem auch die Frankfurter Nationalversammlung Rechnung getragen und für den territorial so begründeten Anschluß der Tschechen an das Reich die größten Sicherheiten gegeben habe. Aber gerade dagegen sei der Allslavenkongreß in Prag zusammenberufen worden, auf dem doch nur das Eine offen zutage getreten sei, wie wenig sich die slavischen Völker untereinander verstünden. Der in Prag ausgebrochene Kampf sei daher kein Kampf für die Demokratie, sondern für die Nationalität, für die „Raçe“. Überhaupt mißtraute Friedmann der Lehre von der slavischen Demokratie — ihr Prophet war doch gerade Bakunin —, da die Ereignisse der letzten zwei Monate (Stellungnahme der Tschechen gegen die Wiener Mairevolution, Deputation nach Innsbruck, Auftreten gegen die Wahlen nach Frankfurt nicht nur in Böhmen, sondern in ganz Österreich, nationalromantische Verbrämung des Slavenkongresses, kirchliche Zeremonien auf öffentlichen Plätzen, Sympathien für Rußland usw. usw.) allzulaut gegen ihre Demokratie sprächen. Daher beantragte Friedmann Übergang zur Tagesordnung und Verschiebung der Angelegenheit so lange, bis man über die demokratische Gesinnung der Slaven mehr Gewißheit erlangt habe.

Nunmehr trat B a k u n i n in die Schranken, um seinen Antrag zu verteidigen. Leider deuten die erhaltenen Presseauszüge den Inhalt seiner Rede nur kurz an, aber sie lassen sehr wohl erkennen, in welcher Richtung sich seine Widerlegung bewegte. Er hätte nicht viele Jahre, Tage und Nächte im engeren und weiteren Kreise durchdebattiert haben müssen, wären ihm die schwachen Stellen der Friedmannschen Beweisführung nicht sofort aufgefallen. Sie

bestanden darin, daß er die Tschechen wie die Slaven stets als einheitlichen Parteikörper bekämpfte, überdies ausschließlich die Tschechen in den Vordergrund rückte. Bakunin machte daher geltend, daß es sich um die Slaven im allgemeinen, nicht nur um die Tschechen handle. Wohl gebe es auch unter diesen eine die Regierung stützende aristokratische Partei. Die demokratische bestehe daneben aber auch und werde schon in der nächsten Zeit durch ein Manifest ihre Gesinnung offenbaren, während die übrigen von ihrer demokratischen Tätigkeit und Überzeugung sprechenden Akten jetzt freilich beschlagnahmt worden seien. Demnach verlangte er nur das Manifest für den demokratischen Teil der slavischen Völker, nicht für den aristokratischen, den er selbst aufs heftigste bekämpfte. So wenig er mit Friedmann in der Bewertung des Panslavismus übereinstimmen konnte, so sehr hielt er auch den Prager Pfingstaufstand für einen Kampf der Demokratie mit der Reaktion. Mitternacht war inzwischen herangerückt und Bakunin, gewohnt auch bis zum Morgengrauen zu debattieren, hätte sicher noch gern die Auseinandersetzung mit Friedmann fortgesetzt mit der Gewißheit, ihn doch zu überzeugen, mußte sich aber den Abbruch der Debatte für diesen Abend gefallen lassen, was er später in seiner „Beichte“ als Niederschreien und Wortentzug bezeichnete[128]).

Friedmann mochte das Gefühl haben, daß er allmählich Widerhall finde, und arbeitete daher für die Durchsetzung seines Standpunktes fieberhaft weiter. Schon am nächsten Tage schrieb er unter dem unmittelbaren Eindruck der Wechselrede einen Leitartikel in die Breslauer Zeitung, der freilich erst nach dem zweiten Debattenabend am 28. Juni erschien. Wohl bestritt er darin den slavischen Völkern nicht das Lebensrecht, verhieß ihnen sogar eine große Zukunft. Aber mit aller Schärfe wandte er sich gegen die unfruchtbare slavophil-messianische Auffassung, die Slaven seien das Volk der Zukunft. Wohl trauerte er nicht um das sicher zerfallende Österreich. Aber Deutschland sei noch weit von seiner Götterdämmerung entfernt, mindestens ebensoweit wie die slavischen Völker auch nach der Beseitigung der Hindernisse Österreich, Ungarn, Türkei von ihrer einen Nation, die vielleicht in vielen Jahrhunderten erreicht werden könne. Nur das Aufgehen in Ruß-

[128]) Beichte, 52: „Vor meiner Reise nach Prag genoß ich unter den Breslauer Demokraten großes Ansehen, aber mein Einfluß wurde zunichte, als ich nach meiner Rückkehr die Rechte der Slaven im demokratischen Klub verteidigen wollte. Mit einemmal schrieen alle auf mich ein, ja ließen mich nicht einmal ausreden.“ Im Verhör vom 19. IX. 49 zu Königstein (Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 vol. I a) schildert er den Verlauf so: „Während meines Aufenthalts in Deutschland habe ich nur eine einzige Versammlung des demokratischen Vereins zu Breslau im Sommer vorigen Jahres besucht und daselbst eine Rede zur Verteidigung der slavischen Raçe und namentlich zur Widerlegung des von dem Schriftsteller Berthold Auerbach behaupteten Dilemma zwischen den Deutschen und Slaven, wonach nur Kampf, nie Vereinigung zwischen beiden Raçen möglich sei, gehalten. Damals siegte jedoch die Ansicht Auerbachs.“

land könnte diesen Vorgang beschleunigen. Dennoch zeigte sich Friedmann gelehrig. Bakunin hatte nicht umsonst gesprochen. Hielt Friedmann doch jetzt auch nur einen Teil der slavischen Völker für russenfreundlich, während ein ganzes slavisches Volk: die Polen, den russischen Absolutismus tödlich haßten. „Es ist auch unter den österreichischen Slaven eine ebenso gesinnte demokratische Partei", der er allerdings nicht die gleiche Widerstandskraft gegen das russische Liebeswerben zutraut. So wenig Deutschland die geringste Schmälerung seines nationalen Besitzstandes durch die Slaven zulassen könne, so wenig werde es den Slaven in ihrem Streben nach nationaler Selbständigkeit Hindernisse in den Weg legen. Ja, es entspräche Nützlichkeitserwägungen der Deutschen, sich gerade den demokratischen Teil der Slaven nicht zu entfremden, da dieser sonst in jedem Augenblicke die Freiheit der Nationalität aufopfern und Rußland verstärken würde. Und er schien geneigt, die Frage: „Ist es nicht besser und weiser, solang sie (die slavischen Demokraten) nicht ihrerseits ungerechte Ansprüche erheben, uns einen Verbündeten in ihnen gegen Rußland zu erhalten?" zu bejahen. Indessen versteifte sich der Widerstand gegen Bakunins Antrag noch bedeutend. In einem Gutteil der Breslauer Demokraten erwachte das deutsche Nationalgefühl. Nationalität und Demokratie kreuzten sich hier ebenso beharrlich und schier naturnotwendig, wie schon so oft im Sturmjahre, wie ebenso auch in einer gleichfalls in der ersten Debatte über die Slavenfrage behandelten zweiten Nationalitäts- und Demokratenangelegenheit. Graf Reichenbach hatte auch an die skandinavischen Völker ein Manifest beantragt, des Inhalts, sie mögen mit den deutschen Demokraten zusammenstehen und sich ihrer gemeinsamen germanischen Herkunft bewußt werden. Hier bildeten die Dänen das Haupthindernis. Ein zufällig in der Versammlung anwesender Däne war dazu noch so unvernünftig, die angeblichen nationalen Rechte Dänemarks möglichst nachdrücklich zu betonen, sodaß ein Unwille in dieser Demokratenversammlung losbrach, und was war das Ergebnis? In diesem kleinen Lager kein geringes für das große Parteileben im Sturmjahre: Die Breslauer Demokraten lernten an diesem praktischen Beispiel einsehen, daß es keine internationale Demokratie, sondern eine Reihe nationaler Demokratien gebe, da sich die deutsche Demokratie von der dänischen in Hauptpunkten unterscheide. Die gleiche Erfahrung machten die Breslauer Demokraten in der Slavenfrage.

Während der zweiten am 28. Juni abgehaltenen öffentlichen Slavendebatte trat das Schwanken der Vereinsmitglieder in stürmischer Wechselrede sowie in der Bildung zweier Lager offen zutage. Den Höhepunkt erreichte der erbitterte Meinungsstreit, als Dr. Karl Malisz[129]) aus Lemberg, der am Slavenkongresse teilgenommen,

[129]) Allgem. Oderzeitung Nr. 150 nannte ihn allerdings verballhornt „Professor Maltsch aus Lemberg".



ihn auch dichterisch besungen[130]), später beschrieben hatte[131]) und sich wohl auf der Rückreise befand, nunmehr das Seitenstück zu dem leistete, was der dänische Demokrat vor zwei Tagen den deutschen Demokraten handgreiflich gemacht hatte. Trotz seiner Beteuerung, slavischer Demokrat zu sein, fand er es bei seiner Philippika für die Slaven in der Ordnung, u. a. zu erklären, „daß der Boden, auf dem wir standen, unser liebes deutsch-demokratisches Breslau, ja, das östliche Deutschland bis zur Elbe ursprünglich und eigentlich den Slaven gehöre". Dies löste einen Sturm der Entrüstung aus, den auch Bakunin nicht zu beschwichtigen vermochte. Die Mehrheit der Versammlung stellte sich nun entschieden gegen die Sache der Slaven ein. Die Sitzung vom 3. Juli fügte nur noch den Epilog hinzu. Trotz beschwichtigender und berichtigender Erklärungen des Ausschusses ließ sich der ungünstige Eindruck nicht mehr verwischen, zumal neuerdings der mit Breslau mannigfach verknüpfte Dichter Berthold Auerbach[132]) — er war Mitglied des deutschen Vorparlaments gewesen — das Wort ergriff, wohl zunächst um das von ihm schon in der letzten Sitzung geprägte Schlagwort vom „Verrate am deutschen Vaterlande" abschwächend zu erläutern, dann aber um in gleich brutaler, wie banaler Art gegen die Tschechen loszuziehen, denen er ähnlich wie Engels das Recht, eine Nation zu sein, mit Verletzung aller demokratischen Grundsätze absprach, wozu dann noch Friedmann die Drohung fügte, der Klub würde auseinandergesprengt, wofern das Manifest, das im Augenblicke doch nur den Tschechen gelten könne, erlassen würde. Da gerade diesen Rednern rauschender Beifall zuteil wurde, konnte das Abstimmungsergebnis, die Ablehnung nicht zweifelhaft sein[133]). Bakunin erlitt trotz der gegnerischen Versicherungen, daß er „einer der gebildetsten Vertreter des Slavismus" sei, eine entscheidende Niederlage. Die internationale Demokratie hatte sich zumindest in Breslau zum Gutteil in eine nationale, deutsche Demokratie verwandelt[134]). Wohl riefen

---

[130]) K. Malisz: Pieśni na cześć narodu czeskiego poświęcone. Prag 1848.

[131]) Der Slaven-Kongreß u. d. neuesten Ereignisse in Prag, 1848.

[132]) Vgl. auch A. Bettelheim: Berthold Auerbach (1907), 214 f.

[133]) Ruge hatte in der Reform Nr. 86, 1. VIII. zu früh gelobt: „Daß der demokratische Verein die wahre, auch von uns stets hervorgehobene Bedeutung der Slavenfrage und speziell die neuesten Prager Ereignisse zu würdigen wußte, kann man bei der allgemein bekannten Tüchtigkeit des Breslauer demokratischen Klubs wohl voraussehen."

[134]) Das machte sich bereits in einer Notiz der Breslauer Z. vom 2. VIII. (Nr. 152) geltend, in der man aufs Höchste verwundert war, daß am Prager Slawenkongreß auch Abgesandte aus Schlesien weilten, die den Wunsch ausgesprochen hätten, mit Posen vereinigt zu werden. Da auch der Tscheche Professor Purkyně, ein Mann, „der seit 25 Jahren der Lehrer deutscher Jugend ist", auf dem Kongresse war, wird er aufgefordert, offen zu erklären, ob auch nur „von einem Schlesier solch ein landesverräterischer Wunsch ausgesprochen worden ist". In Wahrheit nahmen zwei Polen aus Ost-Schlesien und Purkyně, obwohl Tscheche, als polnischer Vertreter Preuß.-Schlesiens am Kongreß teil und saßen in der polnischen Sektion, vgl. W. T. Wisłocki: Kongres Słowiański w r. 1848 i sprawa polska (1928) 43 ff.

diesem Mehrheitsbeschluß die Unterlegenen noch ein Memento für die Zukunft nach, aber ein Riß war innerhalb des Klubs entstanden, der sich in der Folge, wieder unter tätiger Mithilfe Auerbachs, wegen anderer Fragen noch erweiterte, ein Sechstel der 590 Mitglieder des demokratischen Zentralvereins zum Austritt und zur Bildung des „Clubs deutscher Demokraten“ innerhalb der Breslauer demokratischen Partei bewog, dessen Geschäfte Auerbach, Borchart, Simon und der blutjunge Giseke[135]) führten. Die Grenzbotenredakteure Julian Schmidt und Gustav Freytag aber klatschten dazu Beifall. Der „archimedische Hebelpunkt“ Breslau entschwand so Bakunin in dem Augenblicke, da soeben die schlesischen Demokraten einen Provinzialkongreß für den 15. Juli einberiefen, auf dem Bakunin sonst sicher eine hervorragende Rolle spielen, letztlich Einfluß auf das gesamte Land hätte gewinnen können. Dafür führten dort jetzt die Auerbach[136]) und Friedmann das große Wort. Dieser Schlag, wie die ungefähr gleichzeitige Mitteilung von der neuerlichen russischen Verfolgung, schließlich die Marxaffäre ließen Bakunin zur Überwindung der über ihn neu hereinbrechenden seelischen Depression nur ein Mittel übrig: Breslau möglichst rasch den Rücken zu kehren.

3. Bakunin zum zweiten Male in Berlin.

Darf man Bakunins Worten glauben — und vieles spricht dafür — dann erwog er freilich nach der Niederlage in Breslau ein geradezu abenteuerliches Beginnen, das ihn, wäre es ausgeführt worden, um seinen bisherigen Ruf gebracht, dafür allen Verdächtigungen recht gegeben hätte. Wollte er sich doch wegen des Versagens der deutschen Demokratie und der Mißgunst der Polen ins russische Lager schlagen[137]), da er nur mehr vom Zaren und von Rußland ein Heil für die Slaven erhoffte. Übrigens hätte er sich bei diesem Frontwechsel nicht allein gesehen. Dachten doch viele polnische Emigranten und Eingesessene ganz ähnlich, als ihnen das Sturmjahr ihre nationale Freiheit nicht wiedergab. Aber Bakunin überwand dieses augenblickliche Schwanken sehr rasch, besonders als ihm die Worte Zarenmörder und Spion fast gleichzeitig an den Kopf geworfen wurden. Da bäumte sich in ihm, dem innerlich Stolzen, alles auf, und er schwor sich, „von meinem Vorhaben nicht abzustehen und von der einmal eingeschlagenen Bahn nicht zu weichen, sondern bis zu meinem Untergange vorwärts zu schreiten, der den Polen und Deutschen beweisen sollte, daß ich kein Verräter sei“. Dennoch mußte ihm der Entschluß, nach Berlin zu

---

[135]) Ihm verdanken wir den guten Überblick über die Entwicklung der schlesischen Demokratie (vgl. oben S. 264 Anm. 125). Er war 1827 geboren und machte sich durch seinen Zeitroman „Moderne Titanen“ 3 Bde. 1851 bekannt.

[136]) Auerbach sprach im demokratischen Verein z. B. auch am 7., 11., 18. VII., auch noch später.

[137]) Beichte, 54.

übersiedeln, schwer fallen, da die Gefahr für ihn in der Hauptstadt doch bedeutend wuchs. Dennoch wußte er dort allein noch einen festen Stock von Freunden aus früheren Jahren, der ihm in der auch äußerlich bedrängtesten Zeit zur Stütze wurde. Auch sonst schaute er sich um Sicherungen für seinen ja wieder unlegitimierten Aufenthalt in Berlin um, was um so mehr nottat, als Minutoli soeben den Dienst quittiert hatte und Bardeleben doch imstande gewesen wäre, reaktionäre Saiten anzuschlagen. Da war es ein Glück für Bakunin, daß sich noch manch Freigesinnter Breslaus trotz hoher amtlicher Stellungen bewährte. Vor allem versagte ihm Polizeipräsident Kuh seine Hilfe nicht[138]), die er ihm in Form eines Empfehlungsschreibens an den soeben zum Handelsminister aufgerückten Breslauer Wollfabrikanten Milde[139]), Bakunin von Breslau persönlich bekannt, mitgab, als er in der zweiten Juliwoche[140]) die Stadt verließ. Da ein Versuch, Milde persönlich zu sprechen, fehlschlug, bat Bakunin die ihm so wohlbekannten Breslauer demokratischen Abgeordneten in Berlin, Graf Reichenbach und Dr. Stein, Milde von seiner Anwesenheit in Kenntnis zu setzen, was sie denn auch taten, worauf sie Milde an den Innenminister Kühlwetter verwies. Auch dieser wurde in Kenntnis gesetzt, ebenso wohl auch privat der Ministerpräsident und Außenminister Auerswald, mit dem Milde wohnte. Somit durfte sich wohl Bakunin, gelegentlich den Decknamen Jules[141]) oder Neglinski führend, in der Junggesellenklause seines treuen Freundes Müller-Strübing gesichert halten, auch ohne Scheu in Berlin sich zeigen.

Die nun folgenden Berliner Wochen erschienen Bakunin später als die trostlosesten seines bisherigen Lebens, da er, von äußerster Geldnot geplagt, sich überall als Spion gemieden glaubte, auch selbst innerlich tief verletzt war. Er fühlte sich zum Stillesitzen, zum Warten, zur Untätigkeit verdammt[142]) und dies nach der stürmisch bewegten Zeit des letzten halben Jahres. Dennoch war es nur ein politisches, keineswegs ein gesellschaftliches Stillesitzen. Zunächst hielt ihn noch ganz die Marxsche Angelegenheit, wie oben gezeigt, in Atem und verschaffte ihm sicher mannigfache Gelegenheit, mit Ruge, den schlesischen demokratischen Abgeordneten u. a. in Gedankenaustausch zu treten. Zudem begann

---

[138]) Berlin St. A. Pr. Br. 30 Berlin C Pol.-Praes. Tit. 94 Nr. 63. Protokoll vom 21. IX., auch zum Folgenden.

[139]) Vgl. über ihn Wippermann, Allgem. d. Biogr. 21 (1885), 733 ff.; Schulze-Gävernitz, Schles. Lebensbilder II (1926), 216 ff.

[140]) Am 9. Juli unterfertigte er noch den am 11. Juli in der Allgem. Oderzeit. veröffentlichten Brief an G. Sand in Breslau. In der Deutschen Allgem. Zeitung vom 15. Juli wird er bereits als in Berlin eingetroffen gemeldet, übernommen Pražsky večerni list Nr. 17, 17. VII.; Narodní Nowiny 18. VII. Ebenso verzeichnet ihn Varnhagen: Tagebücher V, 120 zum 17. Juli. Am 21. Sept. gab er bei der Berliner Polizei an, er befinde sich seit 6 Wochen in Berlin, was offenbar irrig ist.

[141]) Er verwandte ihn zum erstenmal als Jules Elisard 1842 in Ruges Deutschen Jahrbüchern.

[142]) Beichte, 55.

sich soeben die demokratische Partei Deutschlands fester zusammenzufinden und sich nicht mehr in Frankfurt, sondern in Berlin zu konzentrieren, was Ruge zu Ende Juni bewog, mit seiner „Reform" nach Berlin, „dem Vororte der deutschen Demokratie", zu übersiedeln. Hier trafen sich nun die zahlreichen Vertreter der preußischen Linken ebenso wie die polnischen Volksvertreter aus Posen. So ergaben sich für Bakunin genugsam Gelegenheiten, neue Bekanntschaften zu machen. In D'Ester — dieser mißtraute Bakunin allerdings anfangs stark —, Jacoby, Fröbel, Born, Sigmund traf er Bekannte von früher her. Desgleichen verfehlte er nicht, dem ihm so gewogenen Gewissensrat der Berliner Demokratie, Varnhagen[143]), aufzuwarten, Bettina von Arnim[144]) politisch nicht ganz belanglose Besuche abzustatten und zu Julius, dem Redakteur der Zeitungshalle, nähere Beziehungen anzuknüpfen. So mischten sich doch in die traurigen Wochen auch fröhliche Stunden, so wenn Bakunin im Freundeskreis bei Hippel, Mylius oder anderswo einem Glase feurigen Weines zusprach oder gar mit gespenstisch-dämonischem Zeremoniell einen russischen Punsch braute[145]). Da freute man sich sorglos der herrlichen Freiheit und vergaß die schier unhörbar und doch unaufhörlich heranschleichende Reaktion.

Aber auch Glückskindern Westeuropas begegnete Bakunin in Berlin, so dem ihm aus Paris wohlbekannten, inzwischen zum französischen Gesandten in Berlin emporgestiegenen überzeugten Demokraten François Arago[146]), der sich bei den Slaven besonders durch die Ende Juli erwirkte Freilassung Mierosławskis einen guten Namen gemacht hatte und gerade deswegen mit dem gleichalterigen russischen Freunde mannigfache Anlässe zu politischen Gesprächen fand. Überdies mag sich Bakunin, obwohl ihm die französischen Verhältnisse selbst sehr wohl vertraut waren, manchmal Rats erholt haben, wenn er Korrespondenzartikel in die Pariser Réforme oder den National schrieb[147]). Der Verkehr mit Arago bot ihm überdies Gelegenheit, auch mit dem türkischen Gesandten bekannt zu werden, der Bakunin gern für die Türkei gegen die Slaven gewonnen hätte.

Mochte sich Bakunin auch von einem Großteil der Breslauer Demokraten in der Slavenfrage bitter enttäuscht sehen, so blieb ihm doch noch ein starker Stamm deutscher Demokraten in diesem Punkte treu, vor allem Ruge und die äußerste Linke in Frankfurt, die gerade Ende Juli in einer stürmischen Sitzung der

[143]) Vgl. dazu jetzt Pfitzner: Bakuninstudien (1932). Bak. besuchte Varnhagen am 24. VII, Varnh. Tageb. V, 130.

[144]) L. Geiger: Bettine v. Arnim u. Friedrich Wilhelm IV. (1902), 123.

[145]) St. Born: Erinnerungen eines Achtundvierzigers[3] (1898), 123 f.; allgemein vgl. R. Springer: Berlins Straßen, Kneipen u. Clubs i. J. 1848 (1850), 228 ff.

[146]) Beichte, 54; Varnhagen: Tagebücher V, 130.

[147]) Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 a vol. I a, Aussage vom 14. V. 49; Urwählerzeitung 1852 n. 184, 8. VIII. (Exempl. d. Sächs. Landesbibl. Dresden.)

Frankfurter Nationalversammlung den Beweis erbrachten[148]), daß sie weiterhin an der internationalen Solidarität mit den slavischen Völkern festzuhalten entschlossen seien, mochte auch der von Ruge vertretene Antrag fallen. Dafür stellte sich der in Frankfurt konstituierte Zentralausschuß der Demokraten Deutschlands auf seiten Ruges und erließ am 1. August von Berlin aus einen Aufruf an das polnische Volk[149]), in dem erneut gegen die Teilung Polens protestiert, ebenso aber auch der russische Panslavismus verworfen, sodann die allgemeine Völkerföderation einschließlich der Slaven gefordert wurde. Ruge und Bakunin waren eines Sinnes. Bald darauf schloß sich der Berliner Demokratenklub dieser Kundgebung an[150]). Bakunin fand so vielfach für seine slavischen Pläne wieder Ermunterung. Zunächst scheint er beabsichtigt zu haben, in Rußland Beziehungen anzuknüpfen. Durch Berlin reisende Russen wie die mit Ogarěv intim bekannten, später verwandten Tučkovs mögen Vermittlerdienste gespielt haben[151]). Jedenfalls bekam er in der ersten Berliner Zeit häufiger Briefe aus Rußland[152]), die sich freilich auch um seine materielle Sicherstellung — gerade da erlebte er von seinen russischen Freunden viele Enttäuschungen[153]) — gedreht haben werden. Aber auch die Verbreitung von Flugblättern und Broschüren zu Zehntausenden[154]) scheint ihm zeitweilig vorgeschwebt zu haben. Wohl behauptete er später[155]): „Nie habe ich von meinen Verbindungen oder meinem Einfluß in Rußland gesprochen: es wäre eine Lüge gewesen, und ich hasse die Lüge." Aber in der Berliner Zeit hielt er sich nicht so streng an diesen Grundsatz, da ihm viel daran gelegen war, den Gedanken der großen slavischen Föderativrepublik und der Befreiung aller Slaven möglichst zu verbreiten. Gerade in diesem Sinne sprach er sich am 24. Juli, demnach kaum zwei Wochen nach seiner Ankunft, bei Varnhagen aus[156]), dem gegenüber er sich aber ausdrücklich „vieler Freunde in Rußland, besonders solcher, die es ihm erst geworden, seit er verfolgt werde", rühmte.

---

148) Vgl. zu dem oben S. 235 Anm. 21 genannten Schrifttum noch W. Bleck, Die Posener Frage u. die Nationalversammlungen in den J. 1848/9. Z. d. hist. Ges. f. Posen 29 (1914), J. Kucharzewski: Sprawa polska w parlamencie frankfurckim 1848 r. (1918). 30 ff.

149) Abgedr. z. B. Berliner Zeitungshalle Nr. 182, 10. VIII.

150) Eda. Nr. 209, 10. IX.

151) Zapiski Natalii Aleks. Ogarěvoj — Tučkovoj, Russk. starina 68 (1890), 51, Buchausgabe 1929 S. 13. Er rief ihnen zum Abschiede zu: „Auf Wiedersehen in der slavischen Republik."

152) Dies bestätigte in ihrer Aussage vom 24. VIII. 49 seine Berliner Quartierfrau, die Witwe Dreyer, Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 c vol. II.

153) Brief von Anf. Okt.: „Ich kann mich nicht frei bewegen, weil meine russischen Freunde mir bis jetzt statt Geld nur Versprechungen und schöne Worte schicken", Dresden St. A. Amtsger. Dresden 1285 f Nr. 7. Zu denen, die ihn unterstützten, gehörte Ogarěv.

154) Varnhagen: Tagebücher V, 130.

155) Beichte, 38.

156) Varnhagen a. a. O.

Tatsächlich arbeitete er zu dieser Zeit an einer ihm bis dahin fremden Seite der Slavenfrage, um wieder ein Glied für das große Slaven- und Ostreich zu gewinnen. Die Walachei gewinnt in seinen Augen als wichtigster Baustein für sein aus sämtlichen Slaven, sowie aus Ungarn, Walachen, Moldauern und sogar Griechen zu bildendes östliches Weltreich mit der Hauptstadt Konstantinopel Wert[157]). Varnhagen betraf ihn am 26. Juli mitten in der Arbeit an einem Aufsatze über die Walachei[158]), der sich bruchstückweise erhalten hat[159]) und in den Grundzügen wiedergegeben zu werden verdient. Bei der Frage, wieso Bakunin dazu kam, sich der Walachen, der Rumänen anzunehmen, liegt die Vermutung nahe, er sei, da er sonst keine sichtbaren Beziehungen zu dieser Nation besaß, durch die gerade im Juni die Presse aller Länder beschäftigenden Vorgänge in Moldau und Walachei auf die besondere Dringlichkeit, wie Wichtigkeit für seinen Plan hingewiesen worden[160]). Des weiteren dürfte bestimmt die Bekanntschaft mit dem türkischen Gesandten[161]) — wurde doch die Türkei durch die walachische Frage ernstlich berührt — Bakunins Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt haben. Rußland auf allen Fronten zu bekämpfen, alle Barrièren für die Verwirklichung eines großen osteuropäischen Föderativstaates aus dem Wege zu räumen, hieß jetzt wie vordem sein Kampfruf, mochte er bisher auch in erster Linie den Slaven Österreichs und der Türkei gelten. Jetzt aber brach ein schon lange schwelender revolutionärer Brand, geschürt von der Opposition gegen den Hospodar[162]), in der Walachei durch, womit die schon seit vielen Jahren bestehenden unleidlichen Verhältnisse dieses Landes allen offenbar wurden. Seit Jahren rangen die beiden Schutzmächte Rußland und Türkei miteinander um den Einfluß in den beiden Donaufürstentümern, wobei Rußland durchaus das Übergewicht behielt, Moldau wie Walachei aufs stärkste in die russische Einflußsphäre gerieten. Die russischen Generalkonsule spielten sich als Herren der Hospodare auf, die durch ihre maßlose Mißwirtschaft endlich eine starke Bojarenopposition erregten. Gerade diese fühlte sich teilweise zu den schicksalsverwandten Polen, aber auch zu den Freiheitsideen des Westens hingezogen, die vor allem durch Studenten an französischen und deutschen Universitäten eingeschleppt wurden. Mochte auch Rußland besonders seit dem März 1848 eifrigst auf der Hut sein, so ließ sich doch die rumänische Bewegung, die sich gleich stark gegen Rußland, die Türkei und

---

157) Beichte, 45.
158) Tagebücher V, 133.
159) Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 g vol. II; gedr. bei Polonskij: Materialy I, 22 ff.
160) Zum Allgemeinen vgl. Schiemann: Gesch. Nik. I., IV (1919), 30 ff., 173 ff.; N. Jorga: Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur (1929), 311 ff.
161) Beichte, 54.
162) Vgl. auch Berlin St. A. Rep. 77, CCCLXXIX Nr. 19. Bericht des preuß. Generalkonsuls Richthofen aus Jassy 16. XII. 1847.

Ungarn wenden mußte, nicht mehr zurückdrängen. Dieses neu sich zeigende Nationalitätenproblem griff nunmehr Bakunin in seiner beabsichtigten, aber nie fertiggewordenen Broschüre auf, die er „Die Erhebung der Walachen und die Intervention Rußlands“ überschreiben wollte. Zunächst gab er sich über die nationalen Stärkeverhältnisse in den einzelnen rumänischen Teilgebieten Rechenschaft, bestimmte die Zahl der Rumänen auf 7100000 Köpfe, die zuvörderst das dreifache Joch abschütteln müßten, um sich zu einer eigenen Nation zu konstituieren. Rußland strebe in seinem Drange nach Konstantinopel offensichtlich nach dem Besitze dieser beiden Bindeglieder, während sich der „Leichnam“ Türkei aus blanker Schwäche nicht entschließen könne, die Donaufürstentümer den Rumänen zu überlassen, damit sie durch die Bildung eines Nationalstaates ein Bollwerk gegen Rußland schüfen. Weder zahlenmäßig, noch moralisch vermöge die so stark von Slaven bevölkerte Türkei ihr Reich zu erhalten, alle Wiederbelebungsversuche der europäischen Diplomatie an diesem Kadaver seien vergeblich, solange der geradezu magnetische Einfluß Rußlands auf die Türkei nicht aufhöre. Aber auch Ungarn täte unendlich besser daran, die Rumänen Siebenbürgens freizugeben, wodurch es die gefährliche russische Nachbarschaft los würde, überdies dem berechtigten Vorwurfe entginge, vier Millionen Magyaren wollten acht Millionen Slaven und 300000 Rumänen — auf die Deutschen vergaß er — beherrschen. Die Rumänen mögen auferstehen, die Magyaren den im ungarischen Staate lebenden anderen Nationen freien Lebensspielraum gewähren. Darin gipfelte der Kampfruf Bakunins an die Rußlands Einflusse zu entreißenden, zu einer eigenen bündnisfähigen, ein wichtiges Glied des osteuropäischen Völkerbundes darstellenden rumänischen Nation.

Damit verband sich organisch das weitere Ausspinnen der schon am Slavenkongresse erörterten, programmatisch festgelegten allslavischen Föderativpläne, die nur durch Lösung des russischen Problems der Verwirklichung entgegengeführt werden konnten. Gerade in diesem Sinne beabsichtigte Bakunin in Berlin eine zweite Broschüre[163]) zu schreiben, in der er, wie einige Bruchstücke beweisen[164]), die freisinnigen Russen zur Revolution aufzurufen gedachte. Denn der Glaube, daß Rußland doch endlich auferstehen müsse, fand im Westen immer mehr Gläubige, zu denen sich selbst so vorsichtige Betrachter wie Varnhagen gesellten[165]). Bakunin half

[163]) Daß Bak. sich in Berlin mit dem Schreiben zweier Broschüren beschäftigte, geht aus dem Schreiben Reichels vom 28. IX. 48 hervor, der aus genauer Kenntnis der Bakuninschen Arbeitsweise heraus die zweifelnde Frage stellte: „Und wie steht es mit Deinen beiden Broschüren? Werdens auch ewige? Mache nur immerhin einen Schluß.“ Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 h vol. III Nr. 14.

[164]) Eda. 1285 i Nr. 51—56; auch gedr. bei Polonskij: Materialy I, 7 ff. Er hat diese Gedanken dann später in der „Selbstverteidigung“ ähnlich ausgeführt, vgl. Čejchan: Bakunin v Čechách (1928), 104 ff.

[165]) Tagebücher V, 203.

diesen Glauben noch stärken, da dieser, wie er später schamvoll gestand, in seinem Kampfe gegen Rußland sein einzig realer Bundesgenosse gewesen sei[166]). Aber auch die Behörden machten sich diesen, die Ansichten über die russische Sphinx noch mehr verwirrenden Glauben zu eigen, sodaß sie wie der schlesische Oberpräsident Pinder sich endlich Gewißheit verschaffen wollten. Aber der von diesem nach Czenstochau ausgesandte Landrat[167]) vermochte nur Allbekanntes (starke militärische Besatzung in Russisch-Polen, größere Aufregung wegen der zum Tode verurteilten Offiziere) zu berichten. Nicht allzuviel mehr praktischen Wert für die zu erwartende russische Revolution besaßen die Mitteilungen, daß die polnischen Gutsbesitzer und die Intelligenz fast ausnahmslos für die Wiederherstellung Polens mit Deutschlands Hilfe — preußische Zeitungen wurden eifrig gelesen — rechne, während sich der Bauernstand mehr apathisch verhalte. Und doch spielte Bakunin keineswegs die Rolle eines Täuschers oder Betrügers, wenn er von revolutionären Anzeichen in Rußland sprach. Tatsächlich wucherten sie vielerorts im Geheimen fort, ohne freilich ans Tageslicht hervorzutreten. Sozialen Gärungsstoff gab es gerade 1848 in Menge, da Rußland wegen der westlichen Unruhen in seinem Handelsleben schwere Einbußen erlitt[168]), die Bauern, aufgerüttelt durch übertriebene Gerüchte aus Westeuropa, endlich ihre Befreiung erhofften und dies je weiter westlich, um so stürmischer und für die Gutsbesitzer gefahrvoller. Dazu schlich sich auch in die Kreise der Gebildeten westliches Ideengut immer mehr und mehr, zumal es unter der Devise: zur Information über die „Torheiten des Westens“ in der Presse offen zu lesen war. Nichts Gutes kündigte überdies ein wichtiger politischer Feind Rußlands: die Cholera an. Rekrutierungsflucht wies ebenfalls auf innere Zerrüttung Rußlands hin. Schließlich bestanden auch Geheimgesellschaften wie die der Petraševcen, des Kreises um Krajewski u. a. weiter. Bakunin schien daher der hoffnungsvolle Glaube deutscher Kreise an die russische Revolution den richtigen Zeitpunkt anzudeuten, damit er endlich, wie schon seit langem beabsichtigt und in der Novemberrede von 1847 bereits begonnen, Rußlands wahres Gesicht vor Europa enthülle. Diesmal plante er, das Wesen der nationalrussischen Entwicklung eingehend an der Geschichte nachzuweisen — er hielt sich an die Ideologie der Slavophilen —, Stärken und Schwächen der russischen Despotie, besonders der Nikolaus' I. rücksichtslos aufzudecken, sie gegenüber dem preußischen Absolutismus abzugrenzen usw. usw. Einen breiten Raum wies er der Entstehung der russischen Freiheitsbewegung zu, die er in drei Hauptabschnitte teilte: in den Pugačevschen Aufstand, den Brand von Moskau und den Dekabristenaufstand von 1825.

---

166) Beichte, 38 f.
167) Bericht vom 2. Sept. 48, Breslau St. A. Rep. 77 D III, 22.
168) Vgl. A. Nifontov: Vlijanie revolucii 1848 g v Rossii, Katorga i Ssylka 71 (1930) 10, S. 6—41.

Diese vornehmlich für Rußland berechnete Schrift erschien freilich nie. Dennoch kehren im „Aufrufe an die Slaven“ (1848), in den „Russischen Zuständen“ (1849), in der „Selbstvertheidigung“ (1850), sowie in der „Beichte“ (1851) die geplanten Gedankengänge, wenngleich mit jeweils anderer Zielsetzung, immer wieder.

Soweit sich in Berlin Möglichkeiten boten, trachtete er mit Männern zusammenzukommen, die ihm bei der Durchsetzung seiner Pläne behilflich sein konnten. Wieder geriet er dabei zu den Polen, allerdings nicht mehr zu den Emigranten, sondern den Einheimischen, die meist aus dem Posenschen stammten. Mit den Szuman, Lipski, Kościelski u. a. pflog er eifrigen Umgang[169]), wobei, wie aus einem einzigen erhaltenen Tagebuchblatte vom 11. September hervorgeht, polnische wie slavische Fragen den Gesprächsstoff bildeten. Dabei verfolgten sie besonders zu Anfang September die Vorgänge im Wiener Slavenlager, wo sich Polen und Tschechen schon längst nicht mehr verstanden. Neugruppierungen standen bevor, bei denen ihnen besonders die Gestalt Lubomirskis, des anerkannten Führers der polnischen Abgeordneten in Wien, Sorge bereitete, da sich hartnäckig die Gerüchte erhielten, er sei ins slavisch reaktionäre Lager der Palacký, Rieger abgeschwenkt, was Bakunin nicht recht glauben konnte. Soeben hatte er noch den im Auftrage der deutschen Demokraten nach Wien reisenden Fröbel, den Obmann des demokratischen Zentralausschusses, an Lubomirski, daneben freilich auch an Palacký empfohlen[170]). Aber gerade Fröbel berichtete über die für die deutschen Demokraten wichtige Slavenfrage schlimme Dinge, die den Berlinern am 10. September in der Reform zu Gesicht kamen. Danach hätten sich die Slaven am 6. September gegen die Souveränität des Reichstages ausgesprochen und seien so zu „förmlichen Verrätern an der Demokratie“ geworden. „Ich rede von Palacký und Lubomirski, von denen doch wenigstens der letzte, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, im Rufe der Demokratie gestanden hat. (Hier polemisiert Fröbel zwischen den Zeilen gegen Bakunin.) Diese beiden Männer haben durch ihren Anhang die Verleugnung der Revolution gestern herbeigeführt, haben der Vereinbarungstheorie gestern den Sieg verschafft. ... Die Tschechen sind ohne Ausnahme gegen die Demokratie, die Polen haben sich geteilt, und die Mehrheit hat nicht mit dem Fürsten Lubomirski gestimmt. ... Es ist traurig, daß sich die Slaven hier, wo die Deutschen demokratisch sind, als Gegner der Demokratie geltend machen.“ Von da führen gerade Wege zu Bakunins „Aufruf an die Slaven“.

Zunächst freilich arbeiteten die Polen auf einen neuen Aufstand hin, der niemals zustande gekommen ist, sodaß auch die Pläne hiezu weiterhin in Dunkel gehüllt bleiben. Besonders in

[169]) Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 g vol. II Nr. 3; Polonskij: Materialy I, 42.
[170]) Fröbel: Ein Lebenslauf I, 190 ff.

Krakau und Lemberg wurden die Zurüstungen eifrig betrieben[171]), was der Öffentlichkeit, die dieses Vorhaben nach den früheren Versuchen sehr pessimistisch beurteilte, nicht ganz unbekannt blieb[172]). Vor allem die Tatsache, daß dort ein Pole, Zaleski, Gouverneur war, scheint sie ermuntert zu haben. Daß Bakunin in das Geheimnis eingeweiht war, steht außer Frage. Bakunin besaß zu Krakau bestimmte Beziehungen. Besonders die publizistisch tätigen Brüder Łukaszewicz[173]) hielten treu zu ihm, unterstützten ihn auch materiell. In diesem Zusammenhange gewinnt dann auch die Tagebuchnotiz Varnhagens, des minutiösen Registrators der Zeitströmungen, vom 22. September, demnach unmittelbar, nachdem Bakunin vom Berliner Polizeipräsidenten Bardeleben dringend zum Verlassen Berlins aufgefordert worden war, besonderes Gewicht: „Ich treffe Bakunin, der mir sagt, daß er heute Abend nach Schlesien abreist, um an der russischen Grenze mit Polen und Russen sich zu besprechen und ihnen dringend zu raten, jetzt nichts zu unternehmen" [174]). Damit treten Bakunins Beziehungen zu den Verschwörerkreisen in greifbare Erscheinung. Wurde man doch gerade im Herbst in Russisch-Polen, wie in Galizien nach den Schlägen des Sommers wieder überaus tätig. Wiktor Heltman wirkte maßgeblich ein und trachtete die revolutionäre Bewegung in feste Formen zu bringen[175]). Bakunin beabsichtigte am 4. Oktober tatsächlich von Breslau nach Myslowitz zu reisen[176]), um dort — nach Angabe seines Verhörs[177]) — einen bekannten polnischen Emigranten, der damals in Krakau weilte, zu treffen. Gerade, daß Bakunin nach Myslowitz zu fahren beabsichtigte, verleiht der Vermutung, daß die bekannte Lisowska[178]) ihm dieses Treffen vermittelte, den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit. Zudem stehen damit Bakunins Beziehungen zu den Verschwörerkreisen außer Frage. Sein Gewährsmann sollte ihm diesmal Mitteilungen über die Vorgänge im Königreich Polen überbringen, was sich dann aber erübrigte, da er ihn in Breslau getroffen habe. Diese von ihm erhaltenen Nachrichten dürften nicht zum Besten gelautet haben, da sich Zaleski in Krakau gegen den Militärkommandanten Schlick nicht durchzusetzen und daher auch nicht die Einfuhr von 3000 Gewehren für die Bürgergarde erreichen konnte. Nach Oberschlesien weist schließ-

---

[171]) B. Limanowski: Szermierze wolności (1911), 149 f.

[172]) Z. B. Deutsche Allgem. Zeitung Nr. 265, 21. IX.

[173]) Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 f vol I n. 3 u. 1285 h vol. III. Brief Łeslaw L.s vom 14. VIII. aus Krakau, worin er die Sendung von 29 Thlr. 20 Gr. ankündigt.

[174]) Tagebücher V, 203.

[175]) Vgl. W. Heltman: Demokracya polska na emigracyi (1866), 302; Limanowski: Szermierze wolności (1911), 169 f.; Minkowska: Organizacja spiskowa (1923/5) passim.

[176]) Briefkonz. von Anfang Okt., Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 t Nr. 7.

[177]) Vom 12. X. 49, eda. 1285 d.

[178]) Vgl. über sie oben S. 247.

lich auch eine bei Bakunin vorgefundene Notiz[179]), laut welcher der Abgeordnete des Beuthener Kreises Propst Josef Schaffraneck eine große Petition namens der Städte Ober-Beuthen, Tarnowitz, Myslowitz und Georgenberg samt dazugehörigen Landgebieten eingebracht hat, in der die Freiheit der Polen in Sprache, Presse, Kultur, sowie die Unabhängigkeitserklärung des Slaventums wegen der Unvereinbarkeit mit dem Deutschtum verlangt wurde. Mögen auch die Beziehungen Bakunins zu dieser Angelegenheit unklar bleiben, so paßte doch der Inhalt der Petition völlig zu seinen panslavischen, auch einen Teil Schlesiens umfassenden Föderativplänen. Übrigens unterbrach seine Ausweisung aus Breslau und Preußen vom 6. Oktober diese Tätigkeit.

Aber noch ein zweites, mit der Slavenfrage eng verbundenes Unternehmen rückte ihm damals in verlockende Nähe. Soben erreichte ihn ein Brief des Slovakenführers Ljudevit Štúr vom 12. September[180]), mit dem er während des Slavenkongresses bereits bestimmte Pläne zur Lösung der Slavenfrage verabredet hatte. Der Prager Juniaufstand zerstreute damals freilich die versammelten Slaven in alle Winde, sodaß jede gemeinsame Aktion unterblieb. Allerdings sollte vereinbartermaßen der Slavenkongreß seine Fortsetzung in Agram finden, aber Bakunin verlor die Lust, dahin zu gehen, da er mit der Politik des Bans Jellačić immer weniger übereinstimmte. Štúr versicherte nun Bakunin, seine Freunde hätten ihn sehnsüchtig erwartet und schließlich geglaubt, es sei ihm wegen seines langen Schweigens etwas zugestoßen. Nun aber lud er ihn eingedenk der früheren Besprechungen ein, in die Karpathen zu kommen, dort werde soeben der slovakische Aufstand gegen die Ungarn inszeniert. Diese Einladung besaß schon um dessentwillen viel Verlockendes für Bakunin, als er gerade damals aus Preußen ausgewiesen wurde. Er gesteht selbst, er habe Lust gehabt, dahin zu gehen, aber Geldmangel habe ihn gehindert[181]). Darüber hinaus sah er in dem eben beginnenden Kampfe der Slovaken und der sie moralisch stützenden Tschechen nichts anderes als einen Kampf gegen das demokratische Slaventum, da sie für den österreichischen Kaiser gegen die ungarischen Demokraten fochten. Schon stand er im Begriffe, an Štúr ein in diesem Sinne verfaßtes energisches Warnungsschreiben abzusenden[182]), was dann, da er seine Adresse nicht wußte, unterblieb[183]).

---

179) Eda. 1285 h vol. III.; über Schaffraneck vgl. A. Lattermann: Oberschlesien und die polnischen Aufstände im 19. Jh., Z. f. Schles. 64 (1930), 250.

180) Polonskij: Materialy I, 28; vgl. auch Čejchan: Bak. v Čechách (1928), 33 ff.; H. Tourtzer: Louis Stúr et l'idée de l'indépendance slovaque (1815—56), Dissert. Paris (1913); zuletzt S. S. Osuský: Filozofia Štúrovcov I (1926).

181) Briefkonz. v. Anfang Okt., Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 f Nr. 7.

182) Polonskij: Materialy I, 28.

183) Beichte, 55.

Bakunin löste sich damals bereits von einem bestimmten Teile der Slaven los: von den regierungsfreundlich eingestellten Tschechen und Slovaken. Dagegen drängten ihn die politischen Umstände immer mehr in die Arme der deutschen Demokraten[184]), mochte er auch tief vom naturgegebenen und unausrottbaren Hasse der Slaven gegen die Deutschen überzeugt sein. Taktische Gründe sprachen entschieden für dieses Bündnis. Wohl dachte er in Augenblicken der Verzweiflung daran, nach Frankreich zurückzukehren, aber ohne entschiedene Tat wollte er sich nie wieder seinen auf ihn bauenden Freunden zeigen. Zudem fand er anders als in Breslau bei einer Reihe demokratischer Abgeordneter in Berlin restloses Verständnis für seine Pläne und, was ihm besonders wertvoll war, restloses Vertrauen. Schon daß Müller-Strübing sein bescheidenes Zimmer mit ihm teilte, spricht dafür, daß ihm der Zutritt in den um Müller und Sigmund sich scharenden Kreis radikaler Berliner Demokraten offen stand. Führenden Demokraten, wie Fröbel, stand er näher. Gerade dieser benützte ihn als Vermittler[185]) zum französischen Gesandten Arago, als der demokratische Zentralausschuß ein Freundschaftsmanifest an die französischen Demokraten erlassen wollte. Und als Ende August Ruges Reform offiziell zum „Organ der demokratischen Partei“ erhoben wurde, da trat jener Kreis von Demokraten in Erscheinung, die zugleich Bakunins Bekannte und Helfer waren. Führten doch die Redaktionsgeschäfte Ruge, Oppenheim, während dem Überwachungsausschuß u. a. D'Ester, Stein, Jacoby, Lipski, Born, der Mitredaktion Hexamer, Sigmund angehörten. Unter den Mitarbeitern erschien Bakunin. Auch da befand er sich in einer ihm wohlvertrauten Gesellschaft wie der von Graf Reichenbach, Fröbel, Herwegh, Freiligrath, Treichler — ihn kannte Bakunin sehr wohl aus der Schweiz —, von Polen wie Libelt, Cieszkowski, Nymarkiewicz, Łukaszewicz, Dobrzanskj und sogar des Slovaken Šafařík. Sie wurden am 22. August zum erstenmal der Öffentlichkeit vorgestellt. Als Leitziel diente der Reform aber u. a., „einzutreten für die humanen Grundsätze der europäischen Demokratie, die Befreiung, das gleiche Recht, die Verbrüderung der Einzelnen und der Völker“. Bakunin fühlte sich gerade durch die Aufnahme in den Mitarbeiterkreis moralisch rehabilitiert. Zudem lenkte die Reform als Vertreterin der Berliner, wie deutschen Demokratie ganz in seine Bahnen ein, da sie bereits Ende August hoffnungsvoll von der Moskau-Petersburger Revolution berichtete, den Wienern aber als den Schildträgern einer zweiten

---

184) Vgl. G. Lüders: Die demokratische Bewegung in Berlin im Okt. 1848 (1909); E. Bernstein: Die Gesch. d. Berliner Arbeiterbewegung I (1907); E. Brandenburg: Die Reichsgründung I² (1922); L. Bergsträßer: Geschichte d. polit. Parteien (1921), ders. Preuß. Jahrb. 177 (1919); L. Salomon: Gesch. d. deutschen Zeitungswesens III (1906); K. Griewank: Vulgärer Radikalismus und demokrat. Bewegung in Berlin 1842—48, Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch. 36 (1923), 14 ff; M. Quarck: Die erste deutsche Arbeiterbewegung 1848/9 (1924).

185) J. Fröbel: Ein Lebenslauf I (1890), 181.



Revolution freudig zujubelte[186]). Gerade diese radikale Revolutionsstimmung legte Bakunin, wollte er eine allgemein slavische Bewegung erzeugen, die dringliche Verpflichtung auf, für die demokratische Sache unter den Slaven energisch zu wirken, wozu er ja bereits mit den Polen Fühlung genommen hatte. „Kräftig und mutvoll wie nur je, stolz und freudig“ trat Bakunin am 27. August bei Varnhagen ein, entwarf[187]) ihm ein Bild von der gegenwärtigen Lage, seinen Hoffnungen und Aussichten, die gerade durch die neuesten Ereignisse bedeutend befördert würden, und gab seiner lebhaften Befriedigung über das schon Erreichte, über die „Bewegung“ Ausdruck, da sie allein schon Heil bedeute. In der Tat erwachte die demokratische Opposition in der Berliner Nationalversammlung zu neuer Tatkraft, bereitete dem Ministerium Auerswald-Hansemann eine schwere Verlegenheit nach der andern, wobei sich Bakunins Freund Stein aus Breslau besonders hervortat. Der König aber rang über die Nachgiebigkeit und Schwäche des für nackensteif gehaltenen Ministeriums die Hände und spürte voll Sorge die „schwülen Tage“, die im September das unvermeidliche Gewitter deutlichst anzukündigen schienen[188]). Und als der König lange Zeit vergeblich Minister suchte, da fühlte er die zwölfte Stunde herannahen, „um den Thron, Preußen, Teutschland, ja den Begriff der von Gott eingesetzten Obrigkeit in Europa zu retten. Jetzt oder nie!“ Endlich übernahm am 20. September General Pfuel die Geschäfte mit dem festen Willen[189]), den Terrorismus gewaltsam zu unterdrücken.

Die Opposition aber geriet in eine fieberhafte Tätigkeit, als auch aus Wien Nachrichten einliefen, die Ruges Vorhersage wahr machten. Die Beziehungen zu Ungarn verschlimmerten sich stündlich, die Slovaken organisierten die bewaffnete Erhebung, Jellačić stand marschbereit, Kossuth war soeben dabei, die Diktatur im Lande an sich zu reißen, Nikolaus trieb Friedrich Wilhelm mit drohenden Worten zum Entscheidungskampfe[190]), die Berliner Demokraten tagten fast unausgesetzt im Hotel Mylius und organisierten tatsächlich den bewaffneten Widerstand. Und Bakunin? Die spätere Anklage in Dresden schien dem Berliner Untersuchungsrichter die Unterlage für folgende Klagepunkte zu ergeben[191]): „Während seiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1848 lebte Bakunin im intimsten Verkehre mit D'Ester, Reichenbach, Schramm, Joh. Jacobi, Waldeck und wurde zugezogen zu den geheimsten Beratungen der äußersten Linken, sah den bekannten Lipski sehr viel,

---

[186]) Ruge in der Reform 26. August. Konzepte Bakunins zu Korrespondenzartikeln in die Reform aus späteren Monaten — sie beschäftigen sich mit der slavischen Frage — sind vorhanden, Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 i vol. IV Nr. 37 ff.; Polonskij: Materialy I, 33 ff.

[187]) Tagebücher V, 174.

[188]) Haenchen: Revolutionsbriefe, 165, 175.

[189]) Eda. 178 ff.

[190]) Haenchen: Revolutionsbriefe, 185 ff.

[191]) Berlin St. A. Pr. Br. Berl. C Pol. Praes. Tit. 94 Nr. 63.

war behilflich bei der Organisation des demokratischen Zentralausschusses und überhaupt die Seele der revolutionären Bestrebungen, die damals in Berlin sich fixierten." Mochten sich auch engere Beziehungen zu D'Ester gerichtlich nicht nachweisen lassen, Waldeck[192]) sich selbst gegen eine nähere Bekanntschaft mit Bakunin energisch wehren, so beharrte doch die Berliner Polizei auf ihren übrigen Annahmen, da sie „stadtkundig" seien. Bakunin bestätigte später mit aller Deutlichkeit, daß in Breslau, wie in Berlin die Demokraten den bewaffneten Widerstand gegen die ersten reaktionären Maßnahmen der preußischen Regierung organisiert hatten. Ja, Preußisch-Schlesien sei niemals zu einem allgemeinen Volksaufstande so gut vorbereitet gewesen, wie gerade damals. Er selbst habe die Vorbereitungen wohl gesehen, sich ihrer gefreut, aber keinen Anteil an ihnen genommen, da er entschiedenere Gelegenheiten abwarten wollte. Ein andermal erklärte er wohl auch[193]), daß er sich nie um innerdeutsche Angelegenheiten gekümmert habe. Diese aus der Erinnerung niedergeschriebenen Angaben enthalten gewiß sehr viel Wahres, vor allem das Eine, daß sehr viel Aufstandswille vorhanden gewesen ist. Als Bakunin Ende September nach Breslau kam, da bedauerte er zwar, daß die einzelnen kleinen Volksemeuten zu nichts Positivem geführt, keine allgemeine Erhebung zustande gebracht hätten, aber man müsse mit den Deutschen Geduld haben. „Hier (in Schlesien) war Alles getan und furchtbar organisiert. Schlesien ist ohne Widerspruch die lebhafteste und praktischeste Provinz von ganz Preußen, wo nicht von ganz Deutschland"[194]). Die von ihm allein zugegebene Zuschauerrolle erhält durch das schon erwähnte Tagebuchblatt vom 11. September[195]) eine eigene Beleuchtung. Nachdem er den Vormittag mit den polnischen Abgeordneten in lebhaftem Gespräche über die slavischen Angelegenheiten zugebracht hatte, traf er Nachmittag im Kaffeehause mit dem ihn schätzenden Oppenheim, sowie Carrière zusammen, ging dann ins Hotel Mylius, „wo sich die Opposition versammelte", kehrte dann nochmals zu Mylius zurück, verhandelte mit den Abgeordneten Stein und Reichenbach, notierte sich, daß der König durch die Genehmigung des Rücktritts der Minister und durch die Billigung ihres Handelns der Nationalversammlung den Fehdehandschuh hingeworfen habe. „Die Opposition kann nicht zurückweichen." Daraus erhellt immerhin die Richtigkeit des Polizeiberichtes und der späteren Anklage, Bakunin habe an den Zusammenkünften der Opposition teilgenommen. Seine beratende Stimme, wenn auch nur, gewitzigt durch die Breslauer Erfahrungen, im privaten Kreise und inoffiziell, wog sicher mit, womit nicht im

---

[192]) Nur daß er Bak. bei Mylius gesehen habe, gab er zu, vgl. W. Biermann: Franz Leonhard Waldeck (1928), 165, 177 nach dem 1849 von der „Reform" hg. „Stenographischen Bulletin über den Waldeckschen Prozeß".
[193]) Beichte, 55.
[194]) Dresden St. A. Amtsgericht Dresden 1285 h vol. I Nr. 7, 2. Okt.
[195]) Eda. 1285 g vol. II Nr. 3; Polonskij: Materialy I, 42 f.

Widerspruche steht, wenn er in seiner „Beichte“ erklärte, er sei seit Breslau nie mehr „in deutschen Klubs[196]) und öffentlichen[196]) Versammlungen“ aufgetreten, da er in Berlin offenbar nur an den Beratungen der doch sehr maßgebenden parlamentarischen Opposition, verstärkt durch den demokratischen Zentralausschuß, nicht aber an den Sitzungen verschiedener demokratischer Klubs und Vereine teilnahm. Die Opposition aber versammelte sich geheim. In vielem traf demnach der Polizeibericht ins Schwarze, wenngleich Bakunin sicher nicht die Seele der gesamten revolutionären Zurüstungen, vielmehr eher wertvoller, weil kenntnis- und erfahrungsreicher Berater, zudem maßgeblicher Sachverständiger und Mitführer der slavischen, parallel mit der deutschen laufenden Bewegung gewesen ist.

Mitten aus diesem „Auf-günstiges-Wetter-warten“, wie Bakunin seine Berliner Wochen nannte, wurde er plötzlich durch den Zugriff der Regierung und Polizei herausgerissen. Bis in den September erfreute er sich unverkürzter Freiheit. Dennoch arbeitete Bakunins Todfeindin, die russische Regierung, unverdrossen auf seine Ausweisung wie Auslieferung hin. In der gleichen Richtung bemühte sich merkwürdigerweise noch ein Mann: Der zum Legationsrat 1. Kl. ernannte, in einer Sondermission in London weilende Minutoli, der soeben seinen Abgang mit einer möglichst liberaldemokratischen Geste verbrämt, sich bisher, freilich aus wenig altruistischen Gründen, als Beschützer Bakunins aufgespielt hatte, begann plötzlich gegen diesen zu hetzen, da es ihm an der Zeit schien, sich mit den Regierenden wieder besser zu stellen. Am 1. August[197]) faßte er alle irgendwo aufgetauchten Gerüchte über das Slaventum, sowie eigene Beobachtungen zusammen und präsentierte dieses von einem haltlos ehrgeizigen, doppelzüngigen Streber geknüpfte Nachrichtenbündel dem Minister. Plötzlich wollte er von der Vorbereitung politischer Bewegungen in Südrußland durch Bakunin wissen, die Revolution in Petersburg und Moskau schon ausbrechen, die stark mit Polen durchsetzte Armee meutern sehen. Ebenso weissagte er das Losbrechen von Aufständen in sechs Monaten. Er empfahl daher die Polen Libelt, Berwinski, Moraczewski, vor allem auch Bakunin, „der noch in Preußen weile“, dem scharfen Auge der preußischen Gesetzeshüter. Diese Warnung gesellte sich zu dem Drängen Meyendorffs ebenbürtig hinzu. Das Maß wurde voll, als in den entscheidungsschweren Septembertagen Rochow, der preußische Gesandte in Petersburg, sicher auf Drängen der russischen Regierung die bestimmte Mahnung nach Berlin sandte[198]), Bakunin möge im Interesse der freundlichen Beziehungen

[196]) Gesperrt von mir.

[197]) Berlin St. A. Min. d Inn. II. Abt. Rep. 77 sect VI p. pol. Pers. B Nr. 240. Am 3. Sept sandte er auch einen Bericht über die Lage der polnischen Emigration in Paris, der er keine große Bedeutung beimaß, eda. Rep. 77 CCCLXXVIII a E 2.

[198]) 31. VIII./12. IX. 48, Eda. Min. d. Inn. II. Abt. Rep. 77 Sect. VI p. Polit. Pers. B Nr. 240. Zum Folgenden alle Einzelnachweise bei Pfitzner: Bakuninstudien (1932).

Preußens zu Rußland unter irgend einem Vorwande entfernt werden, „um ihn dadurch weniger schädlich für die jetzigen Verhältnisse zu machen“. Dieser Bericht traf nun gerade im Demissionsstadium der alten Regierung ein, wurde aber vom Außenministerium dem des Innern gerade weitergegeben, als das Ministerium Pfuel sein Amt antrat. Nun fielen alle früheren Rücksichten weg. Der neue Minister wagte wirklich, den Schein der Reaktion auf sich zu ziehen, und gab dem russischen Drängen nach[199]). Aber auch da ereignete sich nochmals Ähnliches wie im April. Hatte damals Minutoli Bakunin nahegelegt, sich aus Berlin nach Breslau zu begeben, so wiederholte Bardeleben am 21. September ein Gleiches. Aus dem mit ihm aufgenommenen Protokoll erfuhr er ohnedies nochmals von dem schützenden Worte der Minister für seine Sicherheit. Bardeleben scheint gewillt gewesen zu sein, sich an dieses Ministerwort zu halten, und gab Bakunin den Rat, sich schleunigst nach Schlesien zu begeben. Schon am 28. September mußte jedoch Bardeleben dem neuen Innenminister Eichhorn Bericht über Rochows Anfrage erstatten und teilte mit, daß Bakunin sich aus Berlin entfernt habe und wohl in Breslau weilen dürfte. Von dem mit ihm aufgenommenen Protokoll verrät er kein Wort, konnte nunmehr aber kaum anders, als die Ausweisung Bakunins aus Preußen zu empfehlen. Am 2. Oktober ging denn auch bereits der Ministerialbefehl an den Breslauer Polizeipräsidenten, Bakunin als legitimationslosen Ausländer mit Androhung sofortiger Auslieferung an Rußland beim Wiederbetreten Preußens auszuweisen, was dann am 6. Oktober erfolgte. Am gleichen Tage brach die Wiener Revolution los, zu gleicher Zeit wurde sein Freund Julius, der Redakteur der Berliner „Zeitungshalle“ steckbrieflich verfolgt. Die Reaktion marschierte, die Revolution nahte, Rußlands Einfluß stieg. Wie 1847 Bakunins Ausweisung aus Paris symptomatisch für Frankreichs Politik war, so wurde sie es nun für die Lage Preußens. Einen Monat später wurde der Belagerungszustand verhängt, der Aufstand brach los.

Bakunin aber lebte, dem Schauplatz der Bewegung entrückt, seit Mitte Oktober auf dem Eilande deutscher Freiheit, in Anhalt-Cöthen, wo er seine auf die slavischen Länder gerichteten, in Berlin schon wesentlich herangereiften Pläne weiterschmiedete. Er unterließ jedoch nicht, energisch gegen seine Ausweisung zu protestieren. Die demokratische Presse nahm sich des Falles mit vieler Wärme an. Fraglos trug auch dieser Vorfall seinen Teil dazu bei, die Lage ähnlich zu verschärfen wie seinerzeit vor Ausbruch der Februarrevolution. Nur leitete diesmal der Vorstoß dem Freiheitsschauspiel nicht wie damals den ersten Akt der steigenden Handlung, sondern die Peripetie der gesamten Freiheitsbewegung von 1848 ein. So spiegelt sich im Sonderschicksal des Russen Bakunin ein Gutteil

[199]) Dennoch war Meyendorff auch mit Pfuel unzufrieden, vgl. Briefwechsel II, 118.



der Wandlungen während des Revolutionsjahres in Preußen, wie in Deutschland, bei der Bakunin auf seine Weise stets ein tätiger, stellenweise entscheidender Mitstreiter und -arbeiter gewesen ist. Seine Gestalt aber ragt in der preußischen Revolutions- und Freiheitszeit deswegen höher als die anderer auf, weil er eine Sonderstellung einnahm: als Repräsentant der slavischen Demokratie. Er und sein Schicksal versinnbildlichten das Los der slavischen, damit zum Teil der europäischen Demokratie.

II
LITERATURBERICHTE

NEUE LITERATUR ÜBER DAS POLNISCHE WOLHYNIEN

Von
E. Hanisch.

Das polnische Wolhynien ist ein Gebiet, welches schon durch die Mannigfaltigkeit seines kulturellen Lebens größere Beachtung verdient, als ihm bisher, im ganzen genommen, gewidmet wurde. Die nationale Zusammensetzung seiner Bevölkerung hat in ihrem bunten Gemisch eigenartigste Erscheinungen hervorgerufen, die dem Kulturhistoriker äußerst beachtlich sein müssen. Hier siedeln ja, als Hauptmasse der Bevölkerung, Ukrainer, denen die Polen als Herrenvolk, in zahlenmäßig ganz erheblicher Unterlegenheit freilich, gegenüberstehen, dann eine starke, nicht bloß städtischem Gewerbe nachgehende, sondern auch Ackerbau treibende jüdische Schicht, die, wie doch meist im Osten, durchaus als eigene Nation anzusprechen ist; eingesprengt sind, abgesehen von mancherlei, wenn auch unbedeutenden anderen Volkssplittern, Russen, čechische und deutschstämmige Kolonisten. Diese mannigfaltige völkische Verschiedenheit zeitigt, trotz des vorhandenen, oft sogar sehr starken nationalen Bewußtseins, doch infolge der durch die Realitäten des Lebens nun eben einmal geschaffenen gegenseitigen Beziehungen, eigenartigste Mischformen kultureller Erscheinungen, wie sie auch dem nur flüchtigen Beobachter, also ohne tieferes Eindringen, schon im rein Sprachlichen auf Schritt und Tritt begegnen. Diese sprachlichen Verhältnisse sind m. E. übrigens für den reinen Grammatiker, deskriptiv gefaßt, von geringerer Bedeutung als für den Sprachphilosophen. Die im täglichen Umgang meist unbedingt erforderliche Mehrsprachigkeit hat bei den in ihrer Muttersprache weniger geschulten Individuen eine sehr starke Erschütterung ihres Sprachbewußtseins zur Folge, welche die Sprachsicherheit oft fast völlig aufhebt und eine, rein grammatisch gar nicht mehr recht greifbare Flüssigkeit des sprachlichen Zustandes hervorruft: hier ist also ein Feld für die sprachphilosophische Betrachtung, die sich ja längst bereits derartiger Grenzfälle angenommen hat.

Die Literatur über Wolhynien ist im Verhältnis zu der Fülle der Fragen, die Land und Leute bieten, noch immer gering. Zur Aufklärung über alles Wissenswerte und Wissensnotwendige würde gerade ein mit der Scholle eng verbundener Lehrerstand durch seine genaue Kenntnis aller lokalen Details viel beitragen können, und zwar hier um so mehr, wo das rein Deskriptive, in Verbindung mit genauer Kenntnis der zu behandelnden Materie, das zunächst dringendste Erfordernis bedeutet. Es ist daher eine sehr begrüßenswerte Tatsache, daß nun tatsächlich die wolhynische Bezirksleitung des Verbandes der polnischen Lehrerschaft der Elementarschulen seit 1930 ein Jahrbuch erscheinen läßt, welches eben der Erforschung Wolhyniens ausschließlich gewidmet ist. Unter der Redaktion von J. Hoffman erschien in Równe 1930 Band I, 162 Seiten stark, jetzt, 1931, Band II, 584 Seiten umfassend; beide Bände in Groß-Oktav, mit Abbildungen und Karten gut ausgestattet. Schon rein äußerlich ist mit dieser Steigerung die Lebensfähigkeit des Unternehmens und die Frage seiner Berechtigung und Fortführung bejaht.

Auch uns im Westen weiß diese Publikation, trotz des lokalen Gehaltes, viel Interessantes zu bieten. Wir haben ja doch vom östlichen Polen bei uns im allgemeinen nur mit recht unvollkommenen Vorstellungen zu rechnen — womit ich nicht behaupten will, daß bei uns die Kenntnis und die Vorstellungen vom übrigen Polen etwa sonst recht klar, bestimmt und genügend fundamentiert sind. Aber der Osten Polens ist uns eben noch viel verschwommener. So wird man vielleicht erstaunt sein, daß sogar schon ein, mit 101, im ganzen recht netten Illustrationen ausgestatteter Reiseführer durch Wolhynien seit 1929 vorliegt, von Dr. Mieczysław Orłowicz verfaßt, 380 Seiten stark. Man geht auch sonst daran, für die östlicheren Teile Polens zuverlässige Führer zu schaffen, so neuestens z. B. den illustrierten Führer durch Lublin mit sehr guter Karte (Ilustrowany przewodnik po Lublinie; Polskie towarzystwo krajoznawcze, Lublin 1931). Leider sind hier einige Illustrationen, wie die Wiedergabe des doch recht wirkungsvollen „Pomnik Unji lubelskiej" (S. 102/103) oder des Schlosses (S. 118) nicht scharf genug. Der erwähnte Wolhynien-Führer von Orłowicz versagt allerdings nun durchaus auf dem Gebiete der, für Wolhynien doch, wie erwähnt, so typischen fremdstämmigen Kolonisation, von denen die čechische die noch relativ meiste Beachtung findet. Jakób Hoffman hat in seiner Besprechung (vgl. die Notiz im Rocznik II, 551) auch auf andere Ungenauigkeiten hingewiesen. So eröffnet sich also dem „Rocznik Wołyński" gerade hierin ein weites Feld lokaler Erforschung. Uns interessiert naturgemäß am meisten die Frage der deutschen Kolonisation. Die im 2. Bande des „Rocznik" (S. 494 ff.) von Jakób Hoffman zusammengestellte wertvolle Übersicht „Bibliografja Wołynia", die 249 Nummern umfaßt, weiß allerdings nur wenig über die Kolonisten anzuführen (etwa S. 499 Nr. 13—16), obwohl sie auch nebensächlichste Einzelheiten (vgl. etwa S. 544 Nr. 186: Dwa

„Tapferkeitsmedaille“) recht gewissenhaft bucht. Vieles war dabei auch sorgfältigstem Sammeleifer in der Abgelegenheit des Ostens nicht erreichbar. Es wäre aber segensreich gewesen, auch die erfaßbare fremdsprachige Literatur über Wolhynien heranzuziehen, um die eingangs dort aufgestellte Behauptung: „Wołyń ma bardzo bogatą literaturę tak w języku polskim, jak ukraińskim, rosyjskim, niemieckim, czeskim, żydowskim, a nawet hebrajskim“ auch eindrucksvoll zu belegen und dem „niestety ona jest mało znana“ damit in etwas abzuhelfen.

Die Durchsicht dieser genannten bibliographischen Zusammenstellung Hoffmans ergibt z. B., daß selbst die bisher instruktivsten neueren Abhandlungen über die deutschen Kolonien, die sich in den „Deutschen Blättern in Polen“ (Jahrg. III, Nov.-Dez. 1926, Heft 11/12, Posen 1926, Verlag der Historischen Gesellschaft in Posen) finden, nicht angeführt sind. Hier haben Lück, Kuhn und Karasek das Deutschtum in Wolhynien, die Entstehung seiner Siedlungen, seine traurigen Schicksale, seine sprachlichen Zustände, seine Sagen und Volksüberlieferungen, Kirche und Schule, die Beziehungen zu den anderen Nationen, insbesondere den vorherrschenden Ukrainern, knapp, aber klar und treffend zur Darstellung gebracht. Nicht allen Urteilen wird man dabei freilich unbedingt beipflichten können: ich habe da u. a. z. B. die gegen die dortigen evangelischen Pastoren sich richtenden Ausführungen (S. 616 ff.) im Auge, denen übrigens die angeführte Episode des weitestgehenden Entgegenkommens (S. 626) selbst widerlegend gegenübersteht. Ich gebe gern zu, daß in Dornfeld ganz andere Luft weht, ganz andere Auffassungen herrschen, doch halte ich den Boden Wolhyniens schwieriger und noch nicht reif dafür. Die hier in Wolhynien herrschende starre Orthodoxie scheint vorläufig den m. E. besonders am hergebrachten Formalen nach altkonservativer Bauernart stark hängenden deutschen Kolonisten auch innerlichst zu liegen. Das dortige religiöse Leben in seiner eigenartigen Mischung hat Walter Kuhn, dem wir auch ein ganz vorzügliches Buch über „Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien“ (Heft 26/27 der Sammlung „Deutschtum und Ausland“, Münster in Westf., 1930) verdanken, hier sonst sehr treffend gekennzeichnet: den Worten, mit denen er (S. 625) die eigenartige, starre Religiosität der wolhynischen Siedler und anderseits ihre, den wirtschaftlichen Vorteil recht abwägende, diesseits gewandte Art in ihrer scheinbaren Gegensätzlichkeit zu erfassen vermag, möchte ich nichts hinzufügen.

Dieselben Autoren, wozu noch Platenik mit einer kurzen und doch sehr klaren Darstellung über „Das deutsche Genossenschaftswesen in Wolhynien“ tritt, haben neuestens wiederum einen Sammelband über Wolhynien erscheinen lassen, der weiteren Kreisen, auch gerade der wolhynischen Heimat, dienen will: Karasek-Lück, „Die deutschen Siedlungen in Wolhynien. Geschichte, Volkskunde, Lebensfragen.“

(Verlag Günther Wolff in Plauen i. V., 1931.) Das Buch setzt, wie die Vorrede von V. Kauder besagt, die 1923 begonnene Reihe „Deutsche Gaue in Polen" unter dem erweiterten Reihentitel „Deutsche Gaue im Osten" fort, eine Titelerweiterung, die wegen der 1930 (ebenda) herausgebrachten trefflichen Darstellung von Norbert Zimmer: „Die deutschen Siedlungen in der Bukowina" sich als nötig erwies.

In diesem neuen Wolhynienbuch ist, neben den zahlreichen Beiträgen von Karasek und Lück, wie Platenik so auch Kuhn mit nur einer Darlegung, und zwar über die „Statistik der Volksbildung bei den Deutschen Wolhyniens" (S. 32 ff.) vertreten. Kuhns Auswertung und Korrektur der amtlichen Statisik muß eine unparteiliche Besonnenheit zugestanden werden. Kuhn hat ja bereits in seiner „Bevölkerungsstatistik des Deutschtums in Galizien" (Wien, 1930) sich als zuverlässiger Statistiker erwiesen. Das Problem, welches für das wolhynische Deutschtum durch den unzweifelhaften Tiefstand seiner geistigen Ausbildung erwächst, ist von K. dabei richtig herausgestellt worden. Wo sollen denn die Führer für dieses, in mannigfachster Weise bedrohte, gänzlich abgesprengte Deutschtum herkommen? Mich stimmte hier die Wahrnehmung überdies noch besonders bedenklich, daß durch sektierischen Übereifer auch die deutsche Kantorenschule in nicht vereinzelten Fällen, wie ich sehen konnte, erheblich gefährdet wird! Gefahr droht dem Deutschtum dieser Kolonien auch besonders noch durch den fortgesetzten Zuzug nichtdeutschen Elementes. „Während vor dem Kriege die Kolonien rein deutsch waren, haben sie heute zumeist ihre völkische Geschlossenheit verloren", hebt sehr richtig K. Lück in dem ersten Beitrag dieses Buches: „Lebensfragen der deutschen Sprachinseln in Wolhynien" hervor (S. 2): vielfach ist dabei übrigens die einzelne deutsche Kolonie selbst schuld, da sie nicht dafür sorgt, daß ein freiwerdendes Besitztum wieder in deutsche Hand kommt.

Wohl ist ein stolzes Bewußtsein deutscher Stammeszugehörigkeit bei den Deutschen Wolhyniens festzustellen, wie auch Karasek-Langer in dem Artikel „Spruchdichtung der Deutschen in Wolhynien" aus bäuerlichem Munde es festgehalten haben: „Na, ich sin doch e Deitscher mit Leib und Seel" (S. 68). Und mit schmerzlicher Erinnerung erzählen uns voll Unmut auch heute noch die deutschen Wolhynier, welche als russische Kriegsgefangene nach Deutschland kamen, daß sie von den „Deitschländern" (d. i. Reichsdeutschen) als Russen angesehen und behandelt wurden. Wohl blicken sie auch heute noch mit Stolz auf den benachbarten (ukrainischen) Mužik herab. Das alles aber hindert nicht, daß sich, wie in der Sprache, so auch in Brauch und Sitte slavische Elemente gar stark eingeschlichen und festgesetzt haben. Gewiß begegnen wir wohl noch so altem Volksrätselmotiv wie das von Schneeflocke und Sonne (vgl. Karasek-Langer S. 66):

Eine Taube federlos
Kam auf einen Baum blattlos,
Fraß sie ein Tier mundlos.

Auch haben für „Deutsche Kindersprüche und -verse aus Wolhynien“ Karasek-Langer als Ergebnis ihres Studiums die Behauptung aufstellen können (S. 120): „Einflüsse aus der ukrainischen Umwelt sind nicht festgestellt worden. Die in anderen deutschen Sprachinseln Polens (Galizien, Ostschlesien) auftretenden Grenzerscheinungen, die durch Entlehnung und Einreihung slavischer Wörter Mischformen entstehen lassen, sind in Wolhynien vorderhand unbekannt.“ Es ist aber m. E. hier das „vorderhand“ stärkstens zu betonen. Eine ernste Bedrohung des deutschen Charakters der deutschen Kolonien in ihrem Kern möchte ich, soweit ich aus meiner Kenntnisnahme an Ort und Stelle urteilen darf, nicht so sehr in den oft allerdings sehr schikanösen Verwaltungs- und Gerichtspraktiken polnischerseits, als vielmehr in dem, zu stärkstem völkischem Bewußtsein erwachten, durch seine erdrückende Überzahl und feste Geschlossenheit den Deutschen und Polen gleicherweise gefährlichen Ukrainertum sehen. Das gilt allerdings nicht für das Deutschtum in den Städten, in dessen Kleinbürgerschicht dafür aber die Polonisierung, den eben hier anderen kulturellen Umständen entsprechend, mir stärkste Fortschritte zu machen scheint. Ich ziehe dabei natürlich gar nicht in Betracht die Verluste, welche durch andere Faktoren (Beamten- und Militärlaufbahn, Heirat usw.) in Frage kommen: sie sind gerade in Wolhynien m. E. als noch nicht so beachtlich in Erscheinung getreten.

So steht mithin deutsche Sitte und deutscher Brauch in Wolhynien in ähnlicher slavischer Beeinflussung wie — in allerdings stärkerem Grade — die Sprache. Lück bringt in seinem Aufsatz „Um die Reinheit unserer Muttersprache“ (S. 45 ff.) den sprachlichen Entwicklungsgang des deutschen Bauern vom Dialekt zu einem (wolhynischen) Hoch-, ich möchte lieber sagen: Gemeindeutsch und den ungemein starken sprachlichen Einfluß der slavischen Umgebung einleuchtend zur Darstellung. Er stützt sich dabei auf das reiche Material, welches ihm sein langer Aufenthalt und seine sehr genaue Kenntnis von Land und Leuten bei seinen Wanderungen in die Hand geliefert hat. An eine völlige Ausschöpfung des Sprachstoffes ist dabei — worauf ich ja bereits hier hinwies — nicht zu denken: eben der Wechsel und die Flüssigkeit des bestehenden Sprachzustandes machen das gänzlich unmöglich. War es mir doch sogar bei meinem relativ kurzen Aufenthalte möglich, Herrn Dr. Lück einige Ausdrücke nennen zu können, die ihm bei seinem ständigen Aufenthalte zufällig noch nicht begegnet waren. Die Beispiele, die er, nach den wesentlichsten Kategorien übersichtlich geordnet, hier zur Illustrierung des sprachlichen Zustandes angeführt hat, kennzeichnen zur Genüge das bewegte sprachliche Bild. Manches Einzelbeispiel wird der Fernstehende als nicht voll beweiskräftig (ich denke hier z. B. an

die ja auch im deutschen Dialekt doch durchaus übliche mehrfache Negation und dazu das einzige Beispiel S. 46!) ansehen, doch ändert das am Gesamtbilde nichts. Das rein Dialektische der von Niederdeutschen („Kaschuben“ genannt), Mitteldeutschen („Hockerlinge“ = Schlesier, vgl. schles. „ock“) und Oberdeutschen („Franken“) besiedelten deutschen Kolonien nach dem gegenwärtigen Stande festzustellen, ist freilich n. m. E. ganz aussichtslos, weil, erstens, die Kenntnis des Dialekts hier überhaupt zusehends schwindet und eben einer Gemeinsprache Platz macht, dann aber, zweitens, auch vornehmlich aus dem Grunde, weil die Scheu, den Dialekt vor dem Fremden zu sprechen, kaum völlig überwunden wird. Bei den „Kaschuben“ findet man, scheint es mir, besondere Hemmungen, die vielleicht auf die Hänseleien der andersstämmigen deutschen Kolonisten zurückzuführen sind. Es gilt also der Dialekt nur noch für den gewissermaßen ganz internen Gebrauch der Kolonie. Es wäre aber natürlich sehr erwünscht gewesen, wenn Lück das, was ihm an Dialektischem bekannt geworden ist, veröffentlicht hätte, wobei es allerdings auf das den einzelnen Kolonien besonders Eignende namentlich ankommen würde. Ein zweites Desiderium wäre noch zu erwähnen: Lück hätte, zur völligen Illustrierung der sprachlichen und psychischen Struktur des deutschen wolhynischen Kolonisten aus seiner mir bekannten Sammlung einige Dokumente solcher originaler Urwüchsigkeit beisteuern sollen, wie wir von ihm ein Beispiel in „Heilige Ostmark“, Jahrg. 5 (1929), Heft 3, S. 45, als Erzählung eines dortigen Pächters „Aus der Geschichte einer deutschen Kolonie in Wolhynien“ lesen können. In den erwähnten volkskundlichen Abschnitten von Karasek-Langer finden sich, wie es den Anschein hat, enger an die originale Darstellung sich anschließende Wiedergaben: ich möchte dabei allerdings aus der recht oft sehr gestörten Satzmelodie schließen, daß diese Erzählungen, manchmal nur stellenweise, des öfteren aber auch in größeren Partien, eine erhebliche Überarbeitung — leider — erfahren haben.

Gegenüber dem Inhalt des ersterwähnten Wolhynien-Heftes der „Deutschen Blätter“ zeigt das gegenwärtige neue Werk eine ganz wesentliche Bereicherung und ist, seinem ganzen Zuschnitt nach, wirklich als ein gutes „Heimatbuch“ anzusprechen. Dies gilt namentlich auch von den mannigfachen historischen Erinnerungen und Beiträgen, die von Lück beigesteuert worden sind. Die Geschichte Wolhyniens ist erschöpfend bisher nicht geschrieben worden, die der Kolonisierung steht ebenfalls noch aus. Von polnischer Seite ist — worauf später noch einzugehen ist — im schon erwähnten 2. Jahrgang des „Rocznik Wołyński“ die Geschichte des Landes in mehreren Aufsätzen dargestellt. Vom besonderen polnischen Standpunkte aus ließ auch Bernard Pretlicz jetzt seine „Historyczna przeszłość Wołynia“ erscheinen (vgl.: Korpus Ochrony Pogranicza. W szóstą rocznicę objęcia służby na granicach Rzeczypospolitej, 1929—1930; Warschau 1931).

Die geschichtlichen Erinnerungen Lücks wollen, entsprechend dem Zweck des Buches, in erster Linie dem deutschen wolhynischen Kolonisten die Bedeutung der deutschen Siedlung für das ganze wolhynische Land deutlich vor Augen führen. Von diesem populären Gesichtswinkel aus wollen und müssen sie also zunächst gelesen und gewürdigt werden. Daher können wir auch gelegentliche Unterstreichungen zweifelhafter Einzelheiten mit in Kauf nehmen, da sie hier nicht so ins Gewicht fallen. Für die kritische Würdigung werden wir also besser auf die wissenschaftliche Behandlung der gerade diese Ostgebiete betreffenden Siedlungsverhältnisse warten, wie sie uns Lück hier mehrfach unter dem angegebenen Titel „Die deutsch-polnische Nachbarschaft" (vgl. z. B. S. 7 Anm., oder S. 9 Anm. — hier mit etwas unglücklich gewählter Empfehlung!) in Aussicht stellt. Es liegt ja noch eine große Menge unbekannten archivalischen Materials brach: Lück ist jedenfalls seit langem eifrigst um seine Verwertung bemüht. Eine Vorarbeit von ihm, die zugleich sein weitgreifendes Programm enthält, brachten eben jüngst die so wertvollen „Deutschen Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung" (herausgegeben von Wilhelm Volz und Hans Schwalm) im 5. und 6. Hefte ihres ersten Jahrganges (1930/31): „Der Umfang des mittelalterlichen deutschen Volksbodens im polnisch-ukrainischen Osten". Wenn diese Vorarbeit auch einen vorzugsweise polemischen Charakter zur Abwehr und Einschränkung mancher Urteile der polnischen Wissenschaft in betreff der mittelalterlichen Kolonisationsfrage trägt, so lassen uns sowohl das erwähnte, sehr weit ausgedehnte Programm des Gesamtwerkes als auch die hier in dieser Vorarbeit schon gegebenen statistischen Proben doch viel Belehrendes über die Kolonisation dieses östlichsten Gebietes erhoffen. Die Vorsicht, die Lück hier bereits z. B. in der Verwertung des Namenmaterials bewiesen hat, berührt dabei sehr angenehm. Abwägende Vorsicht wird überhaupt das erste Erfordernis des in Frage stehenden Werkes sein müssen, welches mit seinen notwendigen Quellenbelegen bei Innehaltung des sehr weit gespannten Zieles schon rein äußerlich durch die verheißene Ausschöpfung des Materiales größte Beachtung verdienen wird. Jedenfalls dürfen aber nur rein wissenschaftliche Gesichtspunkte, keine irgendwelche Gebundenheit den Verfasser in seinem Urteil beeinflussen. Das hebe ich hier deswegen gerade heraus, weil die erwähnte Vorarbeit sich u. a. gerade gegen die auch von Lück selbst als „tüchtige und angesehene Historikerin" bezeichnete Lucja Charewiczowna wendet und ihr den Vorwurf der „nationalen Voreingenommenheit" in ihrem wissenschaftlichen Urteil macht. Lucja Charewiczowna hat, nach Lücks Angabe, in ihrem „Handel średniowiecznego Lwowa" (= Studja nad historją kultury w Polsce I, Lemberg 1925) in dem französischen Résumé ihres Buches als Bevölkerungsgruppen des mittelalterlichen Lemberg nur Katholiken, Ruthenen, Armenier und Juden genannt. Lück schreibt

darüber: „Trotzdem es eine alte historische Tatsache ist, daß deutsche Einwanderer diesen Handel geschaffen haben, erwähnt sie (d. i. die Verf.) nur Catholiques, Ruthènes, Arméniens, Juifs und verschweigt die Deutschen gänzlich (S. 156). Die „Katholiken" soll der französische Leser anscheinend für Polen halten." Ich muß annehmen, daß Lück die frz. kurze Inhaltsangabe nicht genau genug gelesen hat, den polnischen Haupttext anscheinend aber überhaupt gar nicht benützte. Der frz. Wortlaut handelt doch ganz deutlich von den Kulturgruppen, die ja hier im Osten in deutlicher Scheidung uns auch heute noch scharf genug entgegentreten. Im Mittelalter sonderten sich diese Kulturgruppen, denen gegenüber das völkische Empfinden zurücktrat, noch viel schärfer voneinander: es kam also damals auf diesem ruthenischen, d. i. orthodoxen, Boden der Gegensatz zum westlichen, d. i. katholischen, Kulturkreise zu viel schärferem Ausdruck als z. B. nationale Gesichtspunkte, etwa deutsche oder polnische Zugehörigkeit. Und schließlich kommt für das alte Polen noch die ja allenthalben bekannte Rechtslage hinzu, nach welcher nur die Katholiken als Vollbürger galten: der Kampf um die Gleichberechtigung der „Dissidenten" zog sich ja doch bis in die Jahre des Unterganges des alten Reiches hin. L. Charewiczowna hat nun in wissenschaftlich durchaus einwandfreier Weise dieses kulturelle Moment scharf herausgestellt: es lag also gar kein Anlaß vor, wie eine aufmerksame Lektüre von S. 156 klar ergeben dürfte, vom deutschen oder polnischen Kaufmann zu sprechen. Aber im polnischen Text redet die Verf. überdies sogar ganz ausdrücklich noch von dem in Lemberg anfänglich dominierenden deutschen Element, welches auch die kaufmännische Organisation und Einsicht geschaffen hätte: „Każda z tych narodowości ofiarowała coś swemu miejscu pobytu: Niemcy, żywioł początkowo dominujący, dali organizację i rozum handlowy (von mir gesperrt), Rusini podłoże handlu i surowce kraju Ormianie spryt, znajomość wschodu i języków, Żydzi ruscy, za najruchliwszą część wyznawców mojżeszowych w państwie polskiem współcześnie uważani, koneksje handlowe na całym szlaku wschodnim aż po Konstantynopol ... Polacy siłę asymilacyjną ..." (S. 49). Und weiterhin wird noch gesagt: „Rajcy byli kupcami narodowości niemieckiej i katolikami." Daher war eben auch die kaufmännische Terminologie deutsch, wofür die Verf. genug Beispiele S. 20 ff. schon gegeben, sogar gelegentlich den deutschen Ausdruck mit dem Bemerken angeführt hat, daß der polnische unbekannt sei: „Famuli, notarii po łacinie, diener po niemiecku; polskiego ówczesnego odpowiednika nie znamy" (S. 21). Damit dürfte wohl genügend erwiesen sein, daß Lücks Vorwurf in diesem Falle völlig unangebracht ist, und nach den für den ukrainischen, orthodoxen Osten oben angenommenen Gesichtspunkten würde ich es für durchaus nicht so verfehlt halten, wenn, wie Lück (ebenda) auch anführt, Ch. anderorts, als bessere Bezeichnung, vom „katholischen Lemberg"

des Mittelalters sprechen will. Vorausgesetzt eben, daß hierin nur die mittelalterlichen kulturellen Verhältnisse, nicht etwa, in verfehltem Anachronismus, moderne nationalistische Tendenzen ihren Ausdruck finden sollen, ließe sich dagegen m. E. aber auch nichts einwenden. Anders steht es manchmal wohl in der Frage der mittelalterlichen Kolonisation Lembergs! Die tatsächlichen Verhältnisse finden hier allerdings z. B. in der „Historia M. Lwowa" von Fryderyk Papée einen sehr unklaren Ausdruck (vgl. z. B. S. 24!), der den Kolonisationsvorgang in nur recht verschwommenen Umrissen erkennen läßt. Eine objektive, eingehende, das Quellenmaterial voll berücksichtigende Darstellung des Siedlungsvorganges hier im Osten, auf polnisch-ukrainischem Boden, wie sie Lück uns in Aussicht stellt, ist also eine wirkliche Notwendigkeit. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf zwei Unebenheiten noch hinweisen: S. 15 (Zeile 13) lesen wir von Willibald Besser „Sein Grabstein auf dem Brasilianerfriedhof in Kremenez"; der Druckfehler für „Basilianer" könnte hier doch falsche Vorstellungen wachrufen. Auf S. 16 wird der „Pijarenmönch Lucas Huebel" erwähnt: das poln. „pijar" ist mit „Piarist" zu übersetzen. Die Bedeutung des Piaristenordens im Polen des 18. Jahrh. ist bekannt: man braucht nur an Konarski zu denken.

Bei der Siedlungsgeschichte muß freilich der westliche Leser sich mit der Entwicklung und Geisteseinstellung auch des ukrainischen Volkes vertraut machen. Wir haben in deutscher Sprache durch die Tätigkeit der ukrainischen Emigration jetzt genügend Möglichkeiten, uns mit den Ukrainern zu befassen, auch ohne Kenntnis ihrer Sprache. Ich weise nur hin auf das allgemeiner gehaltene Sammelwerk der kath. Emigrantenfürsorge Berlins: „Ukraine und die kirchliche Union" (Berlin 1930), wo neben den allgemein orientierenden historischen Artikeln auch ein von höherer Warte aus geschriebener, sehr beachtlicher von W. v. Zalozieckyj besonders hervorgehoben werden muß: „Geistesgeschichtliche Voraussetzungen der Unionsprobleme mit besonderer Berücksichtigung der Ukraine." Eine tiefere, die ganze geistige wie auch kulturelle Entwicklung berücksichtigende Darstellung gibt uns ein zweiter Sammelband: „Das geistige Leben der Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart" („Deutschtum und Ausland", herausgeg. v. Georg Schreiber, Heft 28/29, Münster i. W., 1930). Außer dem Herausgeber, dem eben genannten W. v. Zalozieckyj, haben noch andere, in diesen „Jahrbüchern" wohl bekannte Gelehrte mitgewirkt, wie Dorošenko, Mirčuk u. a.

Wenn schon der unierte („griechisch-katholische") und römische Katholik nicht ohne weiteres gleichzustellen sind, so ist der Gegensatz zur Orthodoxie nun ganz scharf von je. Über die Verfolgungen, denen z. B. in russischer Zeit der katholische Klerus Wolhyniens ausgesetzt war, berichtet jetzt Marjan Tókarzewski seinen

jungen geistlichen Confratres in seinem „Przyczynek do historji męczeństwa kościoła rzymsko-katolickiego w diecezjach kamienieckiej i łucko-żytomierskiej 1863—1930 r.“ (Łuck 1931). Die angeführten Beispiele werfen ein sehr grelles Licht auf die Zustände der alten und auch neuen Zeit Rußlands (vgl. S. 12/13 oder die Zusammenstellung S. 19 ff.), obwohl wir manches mit andern Augen betrachten können und auch durchaus nicht der Folgerung des Verf. beitreten (S. 29): Cóż dziwnego, że i „prowincje zabrane“ — Podole, Wołyń i Ukraina — zapragnęły połączyć się z Macierzą.“ Dieses Verlangen nach Polen ist, soweit ich sehen konnte, recht gering, vielmehr konnte ich die suggestive Anziehungskraft Sovetrußlands auf die Masse der auf ihren Zwergwirtschaften darbenden, dazu kulturell und politisch zurückgesetzten ukrainischen Bevölkerung wahrnehmen. Ähnliches hat ja in dem russischen Anteil Wolhyniens G. Stratil-Sauer für die dortigen deutschen Kleinbauern konstatieren müssen, wie er in seinem trefflichen Aufsatze: „Bei deutschen Bauern in Wolhynien“ („Osteuropa“, 6. Jahrg., Heft 4, 1931, S. 203 ff.) und, in erzählender Form, in seinem interessanten und unterhaltenden Buche: „Erlebnisse längs russischer Landstraßen“ (Leipzig, 1931; vgl. bes. S. 175 ff.) eindrucksvoll schildert. Dabei weist er zugleich auf die daraus sich ergebende Spaltung in der deutschen Kolonistenwelt des russischen Anteils Wolhyniens hin: der deutsche Bauer mittleren und größeren Besitzes hält an seinem Deutschtum, auch besonders an dem, das deutsche Sprachinselgebiet allenthalben charakterisierenden streng religiösen Ideengehalte fest: die ganz gleiche typische Erscheinung, wie sie uns im polnischen Anteile Wolhyniens durchwegs, mithin ohne Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage des Siedlers, entgegentritt; der deutsche Kleinbauer des russischen Wolhyniens dagegen, vor allem dann aber die dortigen kleinen deutschen Professionisten, sowie die deutschen Arbeiter in den Städten haben das eigenvölkische Gefühlsmoment völlig gegen ein proletarisches Klassenbewußtsein eingetauscht und leben jetzt ganz und gar in der kommunistischen Ideenwelt. Wenn nun dieses Rußland also für die doch eben fremdstämmigen deutschen Kleinkolonisten schon solche reale Werbekraft besitzt, um wie viel mehr muß dann auf den nicht bloß wirtschaftlich meist so armselig gestellten, sondern überdies noch gerade in seinem ganzen, voll erwachten völkischen Fühlen und Denken aufs tiefste verletzten Ukrainer des polnischen Staatsgebietes die Nähe der Ukrainischen Sovetrepublik fortgesetzt einwirken? Diese Frage wird natürlich in Polen reichlich diskutiert: jüngstens hat Franciszek Podleski sie wieder erörtert in seiner Schrift: „Rusofilizm a Ukrainizm“ (Lemberg 1931). In drei Abschnitten behandelt er das ukrainische Problem („Zagadnieni ukrainskie: w oświetlieniu historycznem; pod zaborem austrjackim; w chwili obecnej). Die Auffassung ist ganz vom polnischen Standpunkt eingegeben und geht über die vor-

handene ukrainische Einstellung ganz leicht hinweg. So stimmt es schon nicht, wenn der Verf. erklärt und mehrfach unterstreichend hervorhebt, daß die ukrainische Frage nur Polen und Rußland als innerpolitisches Problem etwas angeht, aber nicht andere Völker (z. B. die Deutschen). Podleski wird wissen, daß die Ukrainer durchaus anderer Auffassung sind, daher auch seine, die Gottgewollte Zusammengehörigkeit des polnischen und ukrainischen Volkes (vgl. S. 30: „dwa przez Opatrzność zdane na siebie pobratymcze szczepy“) annehmende Hypothese grundsätzlich ablehnen. Das Auseinanderstreben dokumentiert sich vielmehr auf ukrainischer Seite ganz deutlich und führt naturgemäß zur Sympathisierung mit der russischen Ukraine, über deren Struktur wir in Deutschland übrigens durch Palijenko: Die neue Staatsverfassung der Räte-Ukraine („Osteuropa“, 5. Jahrg., Heft 11/12, 1930, S. 810 ff.) unterrichtet worden sind.

Dieses Erwachen des ukrainischen Volkes ist aber ebenso für die eingesprengten deutschen Siedlungen, also auch Wolhyniens, äußerst bedeutsam, um so mehr, als diese Deutschen eben doch gänzlich für sich stehen und frischen Zuzug aus Polen oder gar der alten deutschen Heimat nicht erhalten. Die deutschen Kolonisten des russischen Anteils Wolhyniens setzen sich natürlich, wie jetzt aus Stratil-Sauer seinerseits wieder zu ersehen ist, gleicherweise aus den uns vom polnischen Wolhynien her bekannten und bereits oben erwähnten Gruppen deutscher Stämme zusammen. Sie haben auch die gleichen Schicksale — abgesehen eben von den Jahren nach dem Rigaer Vertrage — erlitten, aber im gesamten Wolhynien, dem polnischen wie dem russischen, reicht, meines Wissens, die Tradition der deutschen Siedler gar nicht weit zurück: so viel ich erfahren habe, meist nicht über die Großeltern der jetzigen Erwachsenen. Die Antworten also, die man aus dem Munde der Bevölkerung bei diesbezüglichen Fragen erhält, sind dabei fast ausnahmslos so unklar und allgemein gehalten, daß andere Wege zur Lösung der Frage nach der genaueren Herkunft der Siedler eingeschlagen werden müssen.

Ich wiederhole und betone dabei, daß auch die Dialekte in ihrem heutigen Zustande kaum wesentlich als Kriterium dienen werden und nur für die Stammeszugehörigkeit einen sehr allgemeinen Anhalt bieten können. Vielleicht kommt man in der Weise etwas weiter, wie sie z. B. August Müller: Die Preußische Kolonisation in Nordpolen und Litauen 1793—1807 (in den „Studien zur Geschichte der Wirtschaft und Geisteskultur“, herausgeg. v. Rudolf Häpke, Bd. IV, 1928, vgl. auch die reiche Literatur S. 13—16) erfolgreich unternommen hat oder auch Georg Leibbrandt: „Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816—1823 (= Schriften des Deutschen Auslandsinstituts, Stuttgart, Reihe A, Bd. 21, 1928), wo mir z. B. die Ausführungen auf S. 113 f. doch beachtlich hierfür zu sein scheinen. Jedenfalls ist aus der Überlieferung der Kolonisten eben nichts

Entscheidendes zu entnehmen. Es bleibt abzuwarten, ob die von Lück in dem erwähnten wolhynischen Heimatbuche (S. 19 in der Anm.) über das Deutschtum Wolhyniens angekündigte Untersuchung von Zofja Cichocka etwas Neues zur Herkunftsfrage bringen wird. In der bisherigen Literatur, die von Alfred Karasek-Langer und Pastor Kleindienst in Heft 22 der „Deutschen Wissenschaftl. Zeitschrift für Polen" (herausgeg. v. Dr. Alfred Lattermann, Posen, 1931, S. 123 ff.) unter dem Titel: „Das Schrifttum über die Deutschen in Wolhynien und Polesien" in mühsamer Arbeit zusammengestellt worden ist, wird man vergeblich vollen Aufschluß suchen. Die harte Lebensnot, die bitteren Schicksale der Kolonisten scheinen eben jede konkrete Erinnerung an die Zeit vor der Einwanderung in den deutschen Wolhyniern erstickt zu haben, wie auch gerade diese Faktoren offenbar dann überhaupt jede geistige Regsamkeit und Beweglichkeit, die über das rein Religiöse hinausgeht, nicht weiter bisher haben aufkommen lassen. Daher fehlt es ja dem dortigen Deutschen doch auch nahezu gänzlich — verschwindende Ausnahmen kommen daher nicht in Rechnung — an bodenständigen und unabhängigen Führern, wie ein kurzer Blick schon zeigt, den wir in das sehr instruktive und zur Orientierung recht empfehlenswerte Werk von Fritz Wertheimer: „Von deutschen Parteien und Parteiführern im Auslande" (Zentral-Verlag, Berlin, 1930) tun. Hier wird über die politischen Verhältnisse des polnischen Wolhyniens der deutsche Leser einen recht belehrenden Aufschluß durch die S. 341 mitgeteilten Wahlergebnisse erhalten. Übrigens sei doch noch eines hier erwähnt: bei den Bildnissen der verdienstvollen Führer des ausländischen Deutschtums hätte dieses Buch unter allen Umständen auch ein Bild des hochverdienten, unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, gerade wegen seines geistlichen Berufes, dem Deutschtum Polens unerschrocken und unermüdlich stets seine volle Kraft einsetzenden Posener Domherrn Josef Klinke bringen müssen. Ihm, dem jetzt durch Krankheit behinderten Vorkämpfer, dem das Stuttgarter Institut erst unlängst eine ehrende Anerkennung seiner Arbeit ums gesamte Deutschtum Polens, ungeachtet der religiösen Zugehörigkeit, zuteil werden ließ, hat der Verf. aber wenigstens doch eine volle Würdigung seiner vielen großen Verdienste in einer biographischen Darstellung (S. 124) zukommen lassen. Auch um das Deutschtum Wolhyniens hat Domherr Klinke sich in recht kritischer Stunde aufs persönlichste gekümmert, und es haben daher die so streng augsburgischen wolhynischen Kolonisten den katholischen Priester, der sie auch persönlich in ihrer Not aufsuchte, noch heute in dankbarer Erinnerung behalten. „Polens Kampf gegen seine nichtpolnischen Volksgruppen" hat neuestens Stanislaus Mornik in einer eingehenden Zusammenfassung, durch Skizzen und tabellarische Ansichten veranschaulicht und so eindrucksvoll zur Darstellung gebracht (Berlin-Leipzig, 1931, Verlag Walter de Gruyter u. Co.,

in Verbindung mit anderen Verlagen). Der vom polnischen Staate inaugurierten Siedlungspolitik ist hier (z. B. S. 104) mit vollem Recht ein ungünstiges Urteil gesprochen. Es ist bedauerlich, daß dem Werke zu rascher Übersicht über die vielen Einzelfragen kein Index beigegeben ist. Statistisch müssen natürlich hier die in Minderheitsfragen ganz ungenügenden polnischen Angaben zugrunde gelegt werden, wie sie im Rocznik statystyczny enthalten sind. Zu dieser Frage verweise ich auf die Besprechung des Atlas statystyczny von J. Czech in diesen „Jahrbüchern" Bd. VI (1930) S. 383 ff., wie auch, für die Verhältnisse der deutschen Minderheit Wolhyniens, nochmals insbesondere auf das erwähnte „Heimatbuch" mit den Aufstellungen Lücks (S. 1 ff.), nach denen auch die Angaben des aus sprachlichen Gründen bei uns wohl mehr zu Rate gezogenen, aber ganz polnisch orientierten „Jahrbuches für Polen" 1929/30 (Instytut Wydawniczy „Biblioteka Polska" Warschau) zu korrigieren sind (S. 9 u. 10). Dieses letztgenannte „Jahrbuch" geht im übrigen, trotz des vielseitigen Inhaltes seiner zahlreichen Artikel nur sehr wenig (S. 157!) auf Wolhynien ein, wie ebenso das sonst in der Gesamtheit des Überblicks empfehlenswerte neu erschienene Werk von Friedrich Kürbs: Die osteuropäischen Staaten Polen, Litauen, Lettland, Estland als Staats- und Wirtschaftskörper (Stuttgart, 1931, Ferdinand Ender). Freilich ist hier Wolhynien im einzelnen kaum näher erwähnt (doch vgl. S. 39). Die Literaturangaben (S. 261) sind, auch unter Berücksichtigung der Vorbemerkung, durchaus ungenügend, z. T. überholt, die fremdsprachlichen heimischen Publikationen werden anscheinend selten zu Rate gezogen. Da das statistische Material nun aber auch in deutscher, englischer und französischer Sprache leicht zugänglich ist, so entsteht für den rein wirtschaftlichen Teil des Werkes daraus kein weiterer Nachteil.

Für die deutschen Minderheiten sind wir also jetzt im ganzen hinreichend orientiert, wenn auch natürlich im einzelnen noch genug übrig bleibt. Eine äußerst wertvolle Basis für die Erforschung des deutschen Kolonialgebietes Wolhyniens ist in der von Lück hergestellten Karte der deutschen Kolonien geschaffen, die dem „Heimatbuch" beigegeben ist. Die Herstellung einer solchen, auch den Prozentsatz des Deutschtums und die wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Kolonien berücksichtigenden Karte konnte nur ein so genauer Kenner, wie es Lück ist, in Angriff nehmen. Über die sonstigen Volksgruppen Wolhyniens scheint die Literatur noch recht gering zu sein. Nicht einmal über das zahlreiche Judentum daselbst scheint eine deutsche Arbeit vorhanden zu sein, wie ich aus den Bibliographien von Karasek - Langer - Kleindienst (im „Heimatbuch" S. 123 ff. und in der oben erwähnten „Deutsch. wiss. Ztschr. f. Polen") und der von Hoffman im 2. Bd. des „Rocznik Wołyński" entnehme. Auch über die čechischen Kolonisten gibt es anscheinend nichts Zusammenfassendes von Bedeutung. Bei Karasek-Langer-Kleindienst, die an sich

natürlich gar keine Veranlassung haben, über das gesteckte Ziel hinauszugehen, finde ich aber einen, alle nichtpolnischen Siedler betreffenden Aufsatz verzeichnet (in der gen. Posener Ztsch. S. 134): Juljan Suski „Niemcy, Czesi i Rosjanie na Ziemiach wschodnich" (in der „Epoka" 1927, Nr. 8). Es ist überhaupt auffällig, daß selbst über den gegenwärtigen Stand des Slaventums orientierende slavische Zeitschriften von den Verhältnissen Wolhyniens kaum etwas bringen. So nimmt sogar der über die Slavenländer und -völker, auch gerade über die slavischen Minoritäten so vorzüglich informierende Prager Slovanský Přehled nur recht wenig von Wolhynien Notiz, am meisten noch von den Ukrainern, kaum — auffälligerweise — von den čechischen Kolonisten, von denen wir hier nur ganz beiläufig einmal etwas hören, so z. B. daß in Wolhynien 17 Schulen mit čechischer Sprache, 12 mit polnischer Hauptsprache, aber mit Čechisch als zweitem Sprachfach, dazu noch: „4 školy jsou polsko-české" — dies letztere etwas unklar zu den beiden vorhergehenden Gruppen (Ročn. XXI, 1929, č. 2, S. 131). Häufiger, wie gesagt, wird auch hier von den dortigen Ukrainern und ihrer Lage gesprochen.

So bleibt dem neu erschienenen, anfänglich schon erwähnten „Rocznik Wołyński" ein in jeder Beziehung reiches Feld der Betätigung. Der erste Jahrgang, v. J. 1930, beginnt mit dem sehr passenden Einführungstitel Jerzy Smoleńskis „Z geografji fizycznej Wołynia", dem sich botanische Abhandlungen anschließen von M. Koczwara: „Geobotaniczne stosunki Wołynia" und J. Panek: „Roślinność okolic Równego". Wiktor Ormicki, der bereits durch ein das Wirtschaftsleben im östlichen Polen behandelndes Werk („Życie gospodarcze Kresów Wschodnich Rzeczpospolitej Polskiej", Krakau 1929) sich bekannt gemacht hat, weist hier in seinem Beitrage „Z geografji gospodarczej Wołynia" auf die wirtschaftliche Ergänzung hin, die Polen durch die natürlichen Schätze Wołhyniens und Wołhynien dafür durch die materiellen und geistigen Beziehungen zu Polen besitzt. Die übrigen Abhandlungen werden sich dem volkskundlichen Gebiete hin, zu dem B. Kostecki durch seinen Beitrag „Chata wiejska na Wołyniu" überleitet. Hier wird in fünf Abschnitten der Bau des Hauses, seine Inneneinrichtung und Ausstattung und Ornamentik, die Anlage der Wirtschaft und des Dorfes geschildert und mit zahlreichen Skizzen veranschaulicht. Nazar Dymnicz behandelt „Obrzędi i wierzenia ludowe w czasie świąt Bożego Narodzenia", wie sie in dem Dorfe Borszczówka (Gem. Borsuki, Kr. Krzemieniec) noch jetzt bestehen, dem alten Geschlechte durchaus in lebendiger Erinnerung sind, aber in der Gegenwart immer mehr verschwinden. Die Bräuche in Borszczówka finden sich auch im ganzen Umkreise wieder: „Różnica jedynie polega na tem, że w jednej wsi jest więcej reprezentantów pewnego wierzenia, w drugiej zaś jest ich mniej." Am reinsten und ausgeprägtesten leben auch heute noch

der alte Volksglaube und die alten Bräuche fort, wo die Schulbildung noch nicht eingegriffen hat. Das ist ja ein auch sonst von je bekannter Erfahrungssatz. Beigegeben sind typische Kolendelieder, natürlich in der ukrainischen Landessprache. Die Kolendegesänge teilt der Verf. in drei Gruppen ein, und zwar nach den drei Festen: des hl. Stephan, Neujahr („szczedrywki") und Dreikönigsfest („kolendy śpiewane w wigilję ‚Wodochreszcza'"). Sehr interessant sind die Ausführungen des Verf. über den in der Gegenwart eingetretenen Wandel (S. 102): „Należy zaznaczyć, że niedawno, pare lat temu, wieś była pod wpływem cerkwi, która jak czynnik rusyfikacyjny propagowała kolendy rosyskie. Całkiem już były znikły kolendy narodowo-ukraińskie i przechowywały się one tylko w pamięci starych ludzi. W cięgu kilku lat dokonał się radykalny zwrot w tym kierunku. Kolenda ukraińska zajęła dominujące stanowisko na wsi, zostawiając miejsce kolendzie rosyjskiej tylko w cerkwi." Das ist eines der vielen Zeichen, die alle unter einen einzigen Gesichtspunkt fallen! — Jakób Hoffman beschreibt die „Pisanki wołyńskie": nach Technik und Ornamentik der Bemalung, wie er auch die wolhynische Legende über die Entstehung der Sitte des bemalten Ostereies mitteilt. Auf zehn Tafeln werden noch 117 Eierbemalungen reproduziert. Eine m. E. sehr ernste Frage bespricht Adam Bobkowski in einem Artikel: „Rozkład rodziny włościańskiej na Wołyniu, a zwyczaje spadkowe." Bereits an anderer Stelle („Zwyczaje spadkowe w Polsce", IV, S. 89 ff., Warschau, 1929) hatte der Verf. auf die Sonderheiten der wolhynischen Erbgewohnheiten aufmerksam gemacht und den Standpunkt vertreten, daß eine Unifizierung des Rechtes nicht die vorhandene geistige Einstellung des wolhynischen Bauerntums zum Erbrecht übergehen dürfe. In dieser neuen Behandlung des Problems weist er nun auf die Folgen der Erbteilungsgewohnheiten hin und empfiehlt, unter sinngemäßer Berücksichtigung dieser Gewohnheiten, die Handhabung für eine Verhinderung einer Aufteilung unter ein gewisses Besitzminimum, wie man es doch eben allenthalben bei den ukrainischen Wirtschaften vorfinden kann, durch rechtliche Vorkehrungen zu schaffen.

Im 2. Jahrgange des „Rocznik" behandelt Stanisław Małkowski „Z geologji Wołynia" Fragen aus dem westlichen, polnischen Teile Wolhyniens, besonders auch die natürlichen Schätze und die mineralogischen Merkwürdigkeiten der Landschaft. Józef Panek beschreibt dann in der Abhandlung „Zespół wisienki stepowej (Prunatum fruticosae) i jego sukcesja" die Gattung Prunus fruticosa und ihr Verbreitungsgebiet in Europa und Asien, dann insbesondere in Polen, und namentlich die diesbezüglichen Verhältnisse Wolhyniens. Stefan Macko veröffentlicht „Badania nad geograficznem rozmieszczeniem i biologją azalji pontyskiej w Polsce". Diesen Studien über das Verbreitungsgebiet der „Azalea pontica" sind zahlreiche, auch farbige, Abbildungen beigegeben. Wiktor Ormicki hat

„Samodzielne badania geograficzne na prowincji" beigesteuert. Wenn hier auch die engere Beziehung zu Wolhynien selbst gänzlich fehlt, so sehe ich den Wert der Arbeit für den dortigen heimischen Leserkreis des „Rocznik Wołyński" in der grundsätzlichen Erörterung des Begriffs der Geographie und der Erforschung geographischer Fragen. So kann diese Arbeit, der daher auch der erläuternde Zusatz „Zarys metodologiczny i bibljograficzny" hinzugefügt wurde, durch eben diese methodologisch wichtigen Auseinandersetzungen und bibliographischen Angaben reiche Belehrung und Anregung für die lokale Erforschung Wolhyniens bieten. Piotr Kołomyj gibt ein Verzeichnis der geographischen Ortsnamen von Gródek (Kr. Równe): „Nazwy topograficzne zebrane we wsi Gródek pow. rówieńskiego." Die heimische Aussprache der Namen und eine Karte sind hinzugefügt. Nazar Dymnycz ist auch in diesem Bande wieder volkskundlich vertreten durch die Abhandlung: „Obrzędy i wierzenia ludowe w okresie świąt Wielkiej Nocy", welche die enge Verbindung kirchlicher Handlungen in der Woche vor Ostern, also von Sonntag Palmarum an („Verbna Nedila"), oder genauer gesagt: von dem ihm vorangehenden Samstagabend ab, mit den Volksbräuchen und -anschauungen dartut. Michał Walicki behandelt die sehr interessanten und viel umstrittenen „Średniowieczne cerkwie Włodzimierza", jenes alten wolhynischen Fürstensitzes. Die notwendigen Grundrisse und Abbildungen unterstützen hier, wie übrigens in allen Abhandlungen, den Text in wünschenswerter Weise. Es ist dem Verf. bei den Literaturangaben entgangen, daß W. Zaloziecky j, außer den hier auf S. 382 genannten Abhandlungen, auch in diesen „Jahrbüchern" (N.F. Bd. III, 1927, Heft 2, S. 209ff.) die alte Kathedrale in größerem Zusammenhange erwähnte in der Abhandlung: „Byzantinische Baudenkmäler auf dem Gebiet der Ukraine", wobei auch (S. 227) ein klarer Grundriß beigegeben war. Walicki widmet sein besonderes Studium der Basiliuskirche, deren Portale auch eine schöne Reproduktion hier gefunden haben. Das geistige Leben Wolhyniens ist in zwei Abhandlungen zur Darstellung gekommen, einmal in der Schilderung der Freimaurerbewegung in Wolhynien von ihrem Beginn ab, durch Stanisław Małachowski-Łempicki, der durch seine Arbeiten auf diesem Gebiete längst wohlbekannt ist: „Wielka prowincjonalna loża wołyńska." Das literarische Leben in dem weitberühmten Krzemieniec ist der Gegenstand der zweiten Arbeit, die von Marja Danilewiczowa verfaßt ist: „Życie literackie Krzemieńca w latach 1813—1816." Es wird also hier die Zeit unmittelbar von dem am 8. Februar 1813 in Dubno erfolgten Tode Czackis behandelt, als Graf Filip Plater sein Nachfolger geworden war.

Die zahlreichen anderen Abhandlungen befassen sich mit der Geschichte Wolhyniens und dem Geschick seiner Bewohner. Diese

Arbeiten eröffnen den zweiten Band. Als erster der Reihe hat Stanisław Zajączkowski die Geschichte Wolhyniens unter litauischer Herrschaft beschrieben: „Wołyń pod panowaniem Litwy.“ Er beginnt also mit dem entscheidenden Jahre 1340 und führt seine Arbeit bis zum Jahre 1569, also dem Jahre des Lublinen Unions-Reichstages. Hier fährt Władysław Tomkiewicz fort mit seinem Artikel: „Wołyń w Koronie (1569—1795)“, einer Abhandlung, die insbesondere auch mit den verwickelten religiösen Verhältnissen der Landschaft sich auseinandersetzen muß. Damit sind wir in die Zeit des Unterganges des alten Reiches und der nun folgenden Aufstandsbewegungen gekommen. Jadwiga Hoffman unterrichtet uns anschließend über den Anteil Wolhyniens am Aufstande Kościuszkos: „Udział Wołynia w powstaniu kościuszkowskiem.“ Da dieser Aufstand Kościuszkos von den drei Verschwörungszentren Warschau, Leipzig und Żitomir vorbereitet wurde, so ist, eben durch die Rolle Żitomirs schon, ersichtlich, daß Wolhynien in dieser vorbereitenden Verschwörung und der Aufstandsbewegung eine sehr bedeutsame Stellung einnehmen mußte. Dem Aufstand v. J. 1831 sind drei Arbeiten gewidmet. Jakób Hoffman schildert die Einstellung Wolhyniens zum Aufstande und seine Beteiligung: „Wołyń w walce 1831 r.“ Auch hier in Wolhynien bereiteten geheime patriotische Gesellschaften, die mit der russischen Verschwörung in Beziehung standen, eine neue Unabhängigkeitsbewegung vor. Narcyz Olizar und Mikołaj Worcell gehörten zu den ersten Organisatoren. Im April 1831 rückte General Dwernicki nach der Einnahme von Lublin in Wolhynien ein, wo es mit den russischen Truppen unter Rüdiger bei Boremel zur Schlacht kam. Dieser Kampf ist in einer besonderen Abhandlung: „Boremelskie boje“ von Stefan Przewalski geschildert, der die Ereignisse der Tage vom 15. bis 20. April d. J. chronologisch verfolgt. Verhältnismäßig unbedeutend ist der Anteil der Litauisch-Wolhynischen Legion an den Kämpfen dieses Aufstandes. Der Formation dieser Legion, von einem Infanterie- und einem Kavallerieregiment gebildet, hat Jadwiga Hoffman eine monographische Skizze gewidmet: „Legja litewsko-wołyńska 1831 r.“ Die Bedeutung dieser Legion wird hier, gegenüber der russischen Auslandspropaganda, mehr darin gesehen, daß sie die Einmütigkeit aller ehemals polnischen Gebiete im Streben nach der Freiheit allein durch ihre Bezeichnung schon allgemein kundtun sollte. Daneben bestanden zu gleichem Zwecke noch manche anderen militärischen Formationen, deren Gefechtswert aber nicht hoch anzuschlagen ist, wie sie auch kampflich nicht weiter hervorgetreten sind, so z. B. die podolisch-wolhynische Legion oder das Regiment der freien wolhynischen Kozaken (jazda wołyńsko-podolska und I-szy pułk wolnych kozaków wołyńskich, dann auch noch eine: legja nadwiślańska).

Es ist, angesichts der Jahrhundertfeier des Novemberaufstandes, erklärlich, daß der „Rocznik Wołyński“ seiner auch mit mehreren, mit

drei Artikeln gedenkt. Der Aufstand des Jahres 1863 findet seine lebendigste Erinnerung in dem hier abgedruckten Teil eines „Pamiętnik“ des Jan August Chranicki. Die schwierige Organisierung des Aufstandes, der hier in Wolhynien nicht allerorten willige Anhänger fand, die Ausrüstung und Formierung, die oft gar sehr viel zu wünschen übrig ließen, und den Ausbruch des Aufstandes mit seinen wenig glücklichen Kämpfen finden wir hier mit vielen Einzelheiten geschildert. Der Ausgang dieser Aufstände legt das Thema „Wołyniacy na Syberji“, welches sich Michał Janik gewählt hat, nahe genug. Janik hat sich bereits durch sein sehr umfassendes Werk „Dzieje Polaków na Siberji“ (z 23 ilustracjami, Kraków, 1928, aus der Sammlung: „Z historji i literatury“ No. 35) auf diesem Spezialgebiet gerade erfolgreich gezeigt. Wie er in diesem Werke sich nicht auf einen bestimmten Zeitraum, also etwa das 19. Jahrh., beschränkt, sondern mit dem Auftreten der ersten Polen in Sibirien beginnt (Kap. 2), so verfolgt er auch in der gegenwärtigen Abhandlung im „Rocznik Wołyński“ die Geschicke der Wolhynier in Sibirien vom 17. Jahrh. ab, wenn natürlich das 19. Jahrh. auch die reichste und traurigste Ausbeute für seine Darstellung abgeben muß. In die Kämpfe des Weltkrieges führt schließlich Jakób Hoffman durch seinen Beitrag: „Walki o Redutę Pilsudskiego“, den er als „fragment z dziejów 2-go plutonu 4-tej kompanji VI-go baonu Pierwszej Brygady Józefa Pilsudskiego“ bezeichnet. Der Verf. beginnt mit der Schilderung des Lebens der polnischen Legionäre Pilsudkis, die nach den Herbstkämpfen in Wolhynien d. J. 1915 in Ruhestellung nach dem Kreise Kowel gingen. Die Darstellung ist lebendig und frisch geschrieben, soldatische Redewendungen hat der Verf. dabei nicht gescheut, auch Lieder der Legionäre sind hier wiedergegeben. Am 28. April 1916 wurde das 6. Bat. zu der Befestigung am Garbach, einem linken Nebenfluß des Styr, kommandiert, die bei den Legionären allgemein „Reduta Pilsudskiego“ genannt wurde. Die Stellung dort wird als recht verantwortlich und gefährlich bezeichnet, die Kämpfe endeten freilich am 1. Juli 1916 mit dem Rückzuge zum Stochod.

Dieser zweite Jahrgang ist also, wie wir sehen, außerordentlich reichhaltig und voll Belehrung. Mit durchaus berechtigtem Stolze können daher die Herausgeber, die uns auch für den dritten Band bereits aussichtsvolle Versprechungen in der Vorrede zu machen imstande sind, den Jahrgang hinaussenden. Das Unternehmen hat auch, außer einer wissenschaftlichen Tendenz, eine gewisse politische Absicht: es soll die beiden Völker, die sich jetzt beide als Herren des wolhynischen Landes fühlen, auf diesem neutraleren Boden gemeinsamer Heimatsarbeit zusammenführen und einen: „A naprawdę pięknym i ciekawym jest ten Wołyń, bogaty w tradycje historyczne, daje nam przykłady, jak dwa narody mogą swobodnie — milując się nawzajem — żyć obok siebie i dla jednego wspólnego celu pracować. Przykładów takich mamy sporo od Unji

Lubelskiej w 1569 r. począwszy. Garść tych przykładów daliśmy w tym tomie, przykładów pięknych, które oby nam zawsze i w przyszłości jako drogowskazy przed oczyma stały“ (S. III, Vorwort).

Es ist also erklärlich, daß auch die leitenden Stellen des Landes das höchste Interesse an der Förderung des hier begonnenen Werkes haben müssen. Mit größtem Verständnis und persönlichem Bemühen hat sich daher auch der über die Grenzen Wolhyniens und auch Polens hinaus bekannte Wojewode H. Józewski des Unternehmens angenommen und in einem Aufrufe (S. V f.) sich an alle gewendet, um ein wolhynisches Gedenkbuch kulturellen und geschichtlichen Hochwertes, ein wolhynisches Heimatbuch also, zu schaffen: „powziąłem zamiar wydania albumu pamiątkowego, w którym byłyby umieszczone fotograficzne odbitki dawnych portretów i obrazów, zdobiących ściany naszych świątyń, dworów, i dworków“. Der Aufruf richtet sich besonders auch an die Geistlichkeit aller Bekenntnisse.

Künstlerisch Wertvolles und namentlich auch historisch Interessantes findet sich in Wolhynien unzweifelhaft überaus viel, ungleich mehr, als man bei uns im Westen überhaupt nur ahnt und anzunehmen geneigt sein wird. Und dabei ist viel durch das harte Schicksal des Landes vernichtet und geraubt worden. So zuletzt auch im Weltkriege. Vor mir liegt das mir durch die liebenswürdige Vermittlung des Herrn Pastors Kleindienst (Łuck) zugegangene Schriftchen von Aleksander Mardkowicz: „Synowie Zakonu“ (Łuck, 1930), welches die Geschichte der Karaim bebehandelt und auch bitter (S. 19) beklagt, daß während der österreichischen Besetzung im Weltkriege auch alte Denkwürdigkeiten der Karaimgemeinde aus Łuck weggeführt worden sind. Es gehört nämlich zu den vielen Besonderheiten Wolhyniens auch das Vorhandensein einer alten Karaimgemeinde in Łuck. Diese Karaim, auf die Lehren des im 8. Jahrh. unserer Zeitrechnung lebenden Anan ben David zurückgehend, sind eigentlich türkischer Abstammung, erkennen nur das Alte Testament als Grundpfeiler ihrer religiösen Überzeugung und Lehre an, und stehen damit in erbittertem Gegensatz zum talmudischen Judentum, als „Söhne des mosaischen Gesetzes“. Die polnischen Karaim stammen aus der Krym, zählen jetzt nur noch etwa 1000 Gläubige, die sich auf die vier Gemeinden in Wilna, Halicz, Troki und eben Łuck verteilen. Im 14. Jahrh. soll unter Witold, der Tradition nach, in Troki die erste Karaim-Siedlung entstanden sein. Die jetzt nur noch 80 Seelen zählende Łucker Gemeinde, die noch einen eigenen kleinen Tempel („Kenesa“) besitzt, ist schon zur Zeit der bekannten Fürstentagung von 1429 nachweisbar und spielte im Leben der Stadt eine beachtliche Rolle. Auch aus dieser kleinen Episode ersieht man, wie hier im uns fernen Osten die mannigfachsten kulturellen Strömungen zusammenflossen, Zeugen regster historischer Entwicklung, deren Lebendigkeit und Allgemeinbedeutung wir im Westen viel zu wenig würdigen.

III

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Michel, Anton: Humbert und Kerullarios. Quellen und Studien zum Schisma des XI. Jahrhunderts. Zweiter Teil. — XII u. 493 Seiten. 1930. Verlag F. Schöningh, Paderborn. Brosch. 32 RM.

Die Trennung der byzantinischen Kirche vom Abendlande wurde schicksalsbestimmend für die Ostslaven. Die Kulturgeschichte Rußlands und der Balkanslaven bleibt unverständlich für den, welcher die Kultur von Byzanz nicht kennt. Die Frage, wie es zur Trennung zwischen Rom und Byzanz kam, gehört deshalb auch zu den Grundproblemen der slavischen Kulturgeschichte.

Der Verf., der im ersten Bande sich mit dem Kardinal Humbert und seinen Streitschriften befaßt hatte, untersucht jetzt die Frage, ob das Schisma des 11. Jahrhunderts lediglich das Werk des Patriarchen Michael Kerullarios gewesen sei. Aus byzantinischen, alexandrinischen, jerusalemischen, antiochenischen und römischen Quellen zeigt er, daß schon lange vor 1054 eine Trennung bestand. Die Panoplia des Kerullarios, die M. ediert und der er wertvolle Kommentare über den Text- und Quellenbestand, den Verfasser und die einzelnen Schichten des Werkes vorausschickt, gibt uns neue Erkenntnisse über die theologischen, liturgischen und politischen Streitigkeiten. Auch die weiteren Quellen, die dialexis des Niketas Stethatos über die Azymen und dessen Synthesis über das filioque zeigen, wie der Streit auf das dogmatische und liturgische Gebiet hinübergespielt wird.

Michel gibt S. VI seine Ansicht über das Schisma folgendermaßen wieder. „Ich habe nie geglaubt, daß das Schisma in seinen ersten Anfängen aus Gründen der Außenpolitik hervorgebrochen sei, wohl aber, daß die Außenpolitik in seinen späteren Läufen, schon seit der Ottonenzeit, ... den entscheidenden Ausschlag gab. Entstanden ist das Schisma nach meiner Ansicht dadurch, daß neben dem römischen Primat alten Stils im griechischen Kaisertum eine neue selbständige kirchliche Spitze sich erhob, die sich nicht apostolisch, sondern politisch orientierte... Der ökumenische Patriarch dagegen ist kein selbständiger Faktor des Schismas; als ein stets willfähriges Instrument wurde er vielmehr vom byzantinischen Kaisertum in die Höhe geschraubt, um durch ihn die Kirche zu beherrschen. Auch was sonst an Gründen angegeben wird, kulturelle Differenzen, Sprachverschiedenheit, unterschiedliche theologische Auffassungen kleinerer Art, Verärgerung der Griechen, hat das Schisma wohl gefördert, aber nicht geschaffen."

M.s Anschauung deckt sich in gewissem Sinne mit der von Eugen Rosenstock, Die Furt der Franken und das Schisma, der das Schisma deshalb für unvermeidlich hielt, weil die alte Kirche das Kaiseramt als kirchliches Amt ansah. Der Sieg Aachens im filioque-Streit, der ein Sieg über den Papst und die Griechen war, führte dazu, daß die römische Kirche den Ostherrscher fallen ließ. Das Verschwinden des römisch-katholischen und

des griechisch-katholischen Kaisers sieht R. als ein gutes Omen für den Frieden zwischen Papst und Patriarchen an. Rosenstock und Michel sind also beide der Ansicht, daß das Schisma politisch verursacht war. R. sieht die Schuld bei dem Westen, M. beim Osten. Die Wahrheit wird auch hier in der Mitte liegen.

Für Michels Behauptung, daß nicht in erster Linie die theologischen Streitigkeiten den Ausschlag geben, möchte ich noch folgendes anführen. Die Siebenzahl der Sakramente ist im Abendlande bekanntlich erst im 13. Jahrhundert festgelegt worden. Es ist auffallend, daß der Osten dies ohne Streitigkeiten übernommen hat, und zwar in einer Zeit, als die Trennung schon einige Jahrhunderte bestand. Ich habe wenigstens keine byzantinischen Theologen gefunden, die die Siebenzahl zum Gegenstand ausführlicher wissenschaftlicher Debatten gemacht hätten. Trotzdem glaube ich nicht, daß man das Schisma richtig versteht, wenn man die politische Seite zu stark betont und die theologischen Meinungsverschiedenheiten für nebensächlicher hält. Meiner Ansicht nach hat sich schon frühzeitig im Orient eine Auffassung des Christentums gebildet, die für die abendländische Dogmatik kein Verständnis hatte. In der Ostkirche ist die dogmatische Entwicklung abgeschlossen, als die spekulativen Fragen über das Wesen Gottes und die Erlösung abgeschlossen war. Die liturgischen Fragen, besonders auch der Bilderstreit, sind nur spätere „Ausführungsbestimmungen" zu den christologischen Problemen. Für das praktische Christentum, wie es im Westen durch die Gnaden- und Sakramentenlehre ausgebildet wurde, hat der Osten kein Interesse gehabt. Deshalb ist Ostern als Fest der Erlösung und Auferstehung das Hochfest der Ostkirche.

M. E. läßt sich eine Geschichte des griechischen Schismas im 11. Jahrhundert nicht schreiben, wenn man die gesamte theologische und kirchengeschichtliche Entwicklung bei Seite schiebt. Auch die Bedeutung der östlichen Patriarchen und des Mönchtums für die Entstehung des Schismas darf nicht unterschätzt werden.

Zum Schluß sei noch besonders vermerkt, daß die große Arbeit Michels stets dauernden Wert für die byzantinische Kirchengeschichte haben wird.

Breslau. F. Haase.

Josef Leo Seifert: Die Weltrevolutionäre. (Von Bogumil über Huß zu Lenin.) — Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien. 460 Seiten und 25 Bilder. Geh. 11 RM.

S. will in diesem, mit umfassender Gelehrsamkeit geschriebenen Werke die letzten Wurzeln für das Verständnis des russischen Bolschewismus klarlegen. In einem historischen Teile gibt er deshalb einen Überblick über die geistige Entwicklung, die durch folgende Kapitel charakterisiert wird: Die Dualisten-Katharer, Bogomilen, Patarener, Albigenser, Waldenser, Pantheisten und Wiklif, Hus, Taboriten, Böhmische Brüder, die Revolution der Herren (Luther, Zwingli, Calvin), die Reaktion der Unterschichten (Schwarmgeister, Boehme, die Wiedertäufer) erster Versuch einer Synthese auf platonischer Grundlage (Absolutismus und Hexenwahn, die Jesuiten, Comenius), Deisten, Freimaurer und Pietisten, die Revolution der Bürger (die französische Revolution), Fourier, Proud'hon; Deutschlands Ringen um die Synthese (Neuhumanismus, Romantik, Schelling, Hegel). Die Junghegelianer und Marx, Panslavisten und Messianisten, die russischen Slawophilen, die Westler, Nihilisten und Sozialisten, die russischen Sekten und Tolstoj, die Revolution des Bauernproletariats, der Bolschewismus, die drei Geistesrichtungen des Abendlandes.

Dieser erste Teil umfaßt 291 Seiten, die Abhandlung über den Bolschewismus (der Marxismus in Rußland, Lenin, der Bolschewismus, Bolschewismus und Hussitismus, die Eurasier) umfaßt 15 Seiten! Schon aus dieser Äußerlichkeit dürfte hervorgehen, daß wir es nicht mit wissenschaftlichen Untersuchungen zu tun haben. Trotz der großen Anzahl von Büchern,



die S. gelesen hat, wird er schwerlich Glauben für seine Thesen finden. Er konstruiert Zusammenhänge, stellt künstliche Verbindungen von Ideen her, gibt die Lehren der von ihm behandelten Geistesmänner oft so kurz und einseitig wieder, daß der Widerspruch des wissenschaftlichen Lesers von Seite zu Seite mehr herausgefordert wird. Man müßte ein neues Buch schreiben, wenn man sich mit dem Verf. in Einzelheiten auseinandersetzen wollte. Daß er viele Anregungen gibt und daß viele seiner neuen Auffassungen zum Gegenstand besonderer Untersuchungen gemacht werden müssen, soll besonders betont werden.

Der zweite Teil ist ethnologischer Art. Er gruppiert sich um die Kapitel: Kultur und Rasse, Weltbild und Gottesidee, Sündenfall und Erlösung, die sozialen Probleme, die Grundlagen der slawischen Kultur. Die Beurteilung dieses ethnologischen Teils muß den Fachgelehrten überlassen bleiben. Soweit kulturelle Fragen in Betracht kommen, gelten die oben gemachten Bemerkungen.

Breslau. F. Haase.

Blgarski pregled. Spisanie za slavjanska filologija. Urečda Dr. **Stojan Romanski.** — Godina I, kniga 1, 2, 320 Seiten, Sofija 1929.

Diese Zeitschrift erscheint — 100 Jahre nach dem Tode des Begründers der Slavistik, Dobrovsky — an Stelle der angekündigten neuen Zeitschrift Slovenija, rein aus nominellen Gründen, da Slovenija einen neuen geographischen Begriff beinhaltet (Slovenien in Jugoslavien). Sie repräsentiert, neben den Publikationen der Bulgarischen Akademie und den laufenden Publikationen der Universität (Godišnici), das wichtigste und bedeutendste slavistische Organ Bulgariens. Das läßt sich auf Grund der Reichhaltigkeit, der Qualität und des Niveaus der in den beiden Heften des 1. Jahrganges veröffentlichten Beiträge und Rezensionen bereits sagen. Den wissenschaftlichen Aufgabenbereich der Zeitschrift umgrenzt Romanski in den programmatischen Erklärungen der Vorrede im Sinne der Jagićschen Forderungen: Sprachwissenschaft, Literaturgeschichte und Volkskunde, mit besonderer Berücksichtigung der bulgarischen sprachwissenschaftlichen, literaturgeschichtlichen und volkskundlichen Forschungsprobleme. Die Zeitschrift will also in erster Linie ein Organ der bulgarischen Philologie sein. —

Der Jahrgang I enthält folgende Studien: Sprachwissenschaft: L. Miletič behandelt übersichtlich die „Einheit der bulgarischen Sprache in ihren Dialekten" (Edinstvoto na blgarskija ezik v negovitě narečija. S. 3 bis 21). In die slavische Altertumskunde führt eine Studie Romanskis über „Die Slaven an der Donau" (Slavjani na Dunava. S. 80—99), in der nach einer kritischen Auseinandersetzung mit der Autochthonentheorie und der historischen (Einwanderungs-) Theorie das philologische Beweismaterial Niederles (die Ortsnamen westlich und östlich der Donau) untersucht wird. Ergebnis: Die Slaven an der Donau siedelten sich erst nach dem Zerfall des Hunnenstaates im 5. Jahrhundert an der Donau an. — Eine dialektologische Untersuchung der äußersten nordwestlichen bulgarischen Grenzdialekte der 250 000 Bulgaren zwischen den Flüssen Timok und Ogosta bietet Cv. Todorov (Govorni krstosvanija v krajnata severozapadna blgarska oblasf. S. 230—42). Sprachwissenschaftliche Miscellen: St. Romanski, Der Titel Simeons cěsar' (Simeonora titla cěsar'. S. 125—28); L. Miletič, Die sprichwörtliche Phrase „prez-kup za groš" (Prezkup. S. 128—29), ferner zwei Volksetymologien (Nazorej an Stelle Nazaret, Kostadinu-pole an Stelle Konstantinopol. S. 129), žetva in der Bedeutung lěto (S. 129—30); Cv. Todorov, Dialektmaterial aus Vidinsko (S. 134—40); St. Romanski, Einige griechische Wörter in der bulgarischen Literatursprache (elà, lipsa, lipsuvam, hòra, makar, mjazam, sinor, harèsam, miriša, vàpsam. S. 277—81); A. Teodorov Balan, Die Phrase „Ot igla do konec" (S. 281—87), V. Sl. Kiselkov, Der terminus tristat für „voenačalnik" in Camblaks „Pohvalno slovo za trnovskija patriarh Evtimij" (S. 287—88); Ju. Trifunov, Die Herkunft des Wortes maraš (S. 288—92).

Literaturgeschichte: Eine inhaltsreiche, gründliche literar-geistesgeschichtliche Monographie über Kosma Prezviter gibt M. Popružеnko (Kozma Prezviter. S. 22—38). Ebenfalls in die ältere kirchenslav.-bulgarische Literatur führt die quellengeschichtliche Studie Jurdan Trifunovs über Joan Exarch und seine Beschreibung des menschlichen Körpers (Joan Ekzarh Blgarski i negovoto opisanie na čověškoto tělo. S. 165—202) — eine Textuntersuchung im Vergleich zum Text des Aristoteles. Eine ausgezeichnete, weitgreifende, methodisch moderne Untersuchung zur neueren bulgarischen Literatur- und Ideengeschichte gibt der junge Forscher Bor. Jocov: „Die slavischen Literaturen und das slavische Bewußtsein in Bulgarien" (Slavjanskitě literaturi i slavjanskoto sáznanie v Blgarija. S. 39—79). Einen neuen Beitrag zu den bulgarisch-russischen Literatur- und Kulturbeziehungen im 19. Jahrhundert gibt P. Orěškov: „Aprilov und Sreznevski 1831—47 (Aprilov i Sreznevski 1831—1847, S. 203—29). In das Gebiet der älteren bulgarischen Kunstgeschichte führt die Untersuchung Kr. Mijatevs über die Kirche Simeons in Preslav und ihr epigraphisches Material (Simeonovata crkva v Preslav i nejnijat epigrafičen material. S. 100 bis 124); ferner die Studie des Andrej Protič über die Bedeutung der Freskenmalerei auf Sveta Gora (Athos) für die bulgarische Kunst (Sveta Gora i blgarskoto izkustvo. S. 249—76). Die Frage des bulgarischen Einflusses auf das altrussische Kirchenrecht behandelt G. Ilinski (Kám váprosa za blgarskoto vlijanie vrhu staroruskoto crkovno pravo. S. 243—49). Literatur-Miscellen: B. Jocov, Iv. Vazov u. D. D. Minaev (S. 130—32), St. Romanski, Zur Biographie des Georgi Pešakov (S. 133). Von den Rezensionen sei vor allem die eingehende, ihrer kritischen Seite nach treffende Besprechung der neuen slavischen Literaturgeschichten von Jan Máchal u. Frank Wollmann, die B. Jocov gibt, hervorgehoben. Dagegen fehlt der Jocovschen Besprechung des Buches „Srbocharvatská literatura" (1928) von Dragutin Prohaska der nötige Kritizismus und die Vertrautheit mit dem Material; sonst wären ihm nicht die schweren Sachfehler, auf die schon die jugoslavische Fachkritik aufmerksam gemacht hat, entgangen. Hinzuweisen wäre noch auf die Besprechung der neuen Zusammenfassung von Alex. Brückner u. Tadeusz Lehr-Spławiński (Zarys dziejów literatur i języków literackich słowiańskich. 1929) durch Iv. Lekov. Daß der südslavische Teil der Brücknerschen literaturgeschichtlichen Übersicht nicht nur mangelhaft, sondern als verfehlt zu betrachten ist, wäre m. E. doch stärker hervorzuheben. Auf den Inhalt der literaturgeschichtlichen Studien im Blgarski Pregled werde ich noch an anderer Stelle näher zurückkommen.

Bibliographisches Bulletin der Sofioter Nationalbibliothek für das Jahr 1928. (Bibliografičeski bjuletin za depoziranite knigi v Sofijskata Narodna Biblioteka prez 1928 god. Godišnina XXXII, Sofia 1929; Bibliograficeski bjuletin za depoziranite periodičeski izdanija v Narodna Biblioteka prez 1928 g. Godišnina XXXII, Sofija 1929, 119 S.).

Der erste Band enthält das Verzeichnis der neuerworbenen bzw. dazugekommenen Bücher und Sonderpublikationen, systematisch geordnet nach Fachgebieten und Sprachen, mit Autoren- und Schlagwortindex am Schluß; der zweite Band enthält die entsprechende Bibliographie der Periodica.

Graz. J. Matl.

Lucien Tesnière: Oton Joupantchitch. — Paris, Les Belles Lettres 1931. 8⁰. 383 Seiten.

Lastet schon auf polnischen, ungarischen, portugiesischen Dichtern das Verhängnis, daß ihr Werk an den Sprachgrenzen scheitert, daß sie nur vom Zufall einer Übertragung in eine Weltsprache die gebührende Geltung,

auch für die höchsten und schönsten Werke verlangen können, so sind Poeten eines Volkes wie die Bulgaren, die Litauer oder die Slovenen, doppelt gehemmt: durch den engen Bereich ihres Worts und durch die engen Verhältnisse, die ihnen in der Heimat jede feste Unterlage des künstlerischen Schaffens entziehen.

Župančič ist einer der größten Dichter Europas, ebenbürtig Claudel und Stefan George, Valéry und d'Annunzio, der Zukunft gegenüber weit mehr als irgendein Shaw oder Wells, Morand oder Maurois, Heinrich Mann oder Gorkij, von deren Ruhm die Welt erfüllt ist. Župančič ist ein Lyriker, der an zuchtvoller Sprachgewalt mit George und Valéry wetteifert, vor beiden die innigste Verbundenheit mit der Volksrede (nicht nur mit dem Volke, denn diese ist ja bei George gegeben) voraus hat. Die herrliche Melodik seiner Verse kann wiederum nur mit d'Annunzios beflügelten sanghaften Prunkrhythmen verglichen werden. Als Dramatiker hat er nicht seines gleichen, was die Fülle des Lebens in Geschichte gewordenen und aus der Geschichte gewordenen Figuren antrifft. Und dieser Meister stand bis vor kurzem mit West- und Mitteleuropa nur durch eine, schier unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienene, von einem italienischen wissenschaftlichen Institut publizierte Arbeit von Arturo Cronia, in Verbindung. Das heißt, Župančič selbst ist mit der deutschen, französischen, italienischen, englischen Sprache und Literatur wohlvertraut, nur weiß die europäische Leserschaft, die Kritik nichts von dem Fürsten der kleinen slovenischen Literatur. Um so dankbarer wird man das Buch des Straßburger Professors Tesnière begrüßen. Für Deutschland, das sich allmählich sehr für südslavische Dinge interessiert, sollte wenigstens eine verkürzte Ausgabe dieses Werks in Erwägung gezogen werden. Es bringt kurz die Lebensgeschichte des Dichters, der, nun 53 jährig, in Laibach auf der Schaffenshöhe wirkt. Eine Lebensgeschichte, wie sie für Studenten aus kleinen slavischen Völkern, aus armen Kleinbürgerfamilien typisch ist. Knabenjahre in bitterer Not, Entdeckung durch einen Gönner, den Abgeordneten Krek, Gymnasial- und Hochschulstudien, schwärmerische Freundschaft mit gleichgesinnten Studenten. Noch als Gymnasiast hatte Župančič seine ersten Verse geschrieben und in der „Lubljanski Zvon" abgedruckt. Der erste Gedichtband „Čaša opojnosti" (1899) erregte einen Sturm der Begeisterung und der Entrüstung. Schon hier, in diesem vom Autor später verurteilten Buch, sind die volksliedhaften Stoffe als Bestätigung einer echten lyrischen Sendung ganz und gar nicht parnassisch. Erschüttert vom Verlust seiner Freunde Kette und Murn, entsagt der Dichter dem kraftfrohen, genußbegierigen Jugendmut. Sein zweites Buch, „Čez plan" (1904) ist von Byronschem, Leopardischem Weltschmerz erfüllt. Baudelaire, Dehmel, die Tesnière als Vorbilder nennt, haben indessen die Seele des im Grunde lebensbejahenden Bauernsprossen nicht beherrscht. Allen Gewalten der Vernichtung zum Trotz preist Župančič den „Tag der Lebendigen", in dem man fast wörtliche Anklänge an Nietzsche findet, Landschaftsbilder von einer Innigkeit wie „Die Ebene von Laibach" sind auch nicht das Werk eines Verzweifelnden, und wir sehen den ganzen bewußten Gegensatz zur Wiener Dekadenzliteratur (Dörmanns „hektische schlanke Narzissen mit blutrotem Mund"... die „Fahlen und Bleichen"), wenn Župančić singt: „Die kranken Rosen.. Der Teufel mag sie sich zum Kranze winden!"

Nach der doppelten Jugenderfahrung des überschäumenden Genusses und des bitteren Schmerzes, dem verzweifelter Trotz gefolgt ist, hält der Dichter Einkehr. Er hat seine Studien vollendet, eine äußere Stellung erlangt, wirkt als Professor am Laibacher Gymnasium, verläßt es bald, lebt (1905) ein entscheidendes Halbjahr in Paris, nimmt dort Fühlung mit der französischen und englischen Literatur. Diese reichen Eindrücke spiegeln sich im dritten Buch, den „Samogovori" (1908) wider. Das ist Gedankendichtung, das großartige Tagebuch (oder Nachtbuch) eines Ringens um Gott, mit Gott. Und neben diesem männlichen Werk des Zweifels, der dann durch die schwererrungene Gewißheit verdrängt wird, verblaßt Rilkes müde Dekadenz. Dehmel, Verhaeren, Whitman haben ihn

den Rhythmus der Arbeit gelehrt. Allein der Poet wird durch sein soziales Empfinden nicht dem nationalen Fühlen entfremdet. Im Gegenteil, die Liebe zu den Enterbten paart sich bei ihm mit innigster Zuneigung zur vaterländischen Scholle und zu seinem Volke. Zwölf schicksalsschwere Jahre ist dann von Župančič kein Gedichtband erschienen. Am Weltkrieg hat der Dichter lebhaften Anteil genommen. Nachdem er in Deutschland als Hauslehrer bei den Fürsten von Waldburg gewirkt hatte, war er seit 1913 Stadtarchivar zu Laibach, verheiratet, ein guter Bürger und Familienvater. Seine geglätteten Leidenschaften gehörten nunmehr ganz der Nation. Er sah den Zusammenbruch des alten Österreich, freute sich über die Einigung Südslaviens und richtete, wie alle seine Volksgenossen, seinen Haß gegen Italien. In „V zarje Vidove" (1920) erheben sich der patriotische Zorn, der patriotische Kummer Oton Župančičs zur wahrhaften Größe. Der symbolische Titel des Buchs stammt nicht vom nationalen Gedenktag der Südslaven (am Veitstag sank das Serbenreich auf dem Amselfeld 1389 zusammen, wurde Franz Ferdinand 1914 in Sarajevo ermordet), sondern von der Sommersonnenwende, die mit diesem Tag zusammenfällt und einen Wendepunkt des Naturgeschehens bedeutet. An diesem Tage herrscht die größte Helle. Und ganz hell, heiter, ausgeglichen ists in der Seele des Poeten geworden, der selbst auf der Mittaghöhe seines Lebens steht... Ganz hell wäre es, klänge nicht in ihm der Ingrimm des „Dies irae", des „Sangs der Schmiede". Aber er bekennt sich zu „Unserm Wort", zur künstlerisch geadelten Rede seines Volks, in der sich der Gedanke verleibt, und das hebt ihn hinweg über die Sorgen der Gegenwart.

Aus der Vergangenheit hat Župančič den Stoff für sein einziges Drama genommen, „Veronika Desniška" (1924). Es ist eine shakespearisierende Tragödie, deren Motiv genau dem von Hebbels „Agnes Bernauer" gleicht. Das Stück überragt nicht nur alle früheren Werke des slovenischen Theaters, es gehört auch zu den wenigen gelungenen Versuchen, in unsrer Zeit das historische Drama zu erneuern. Auch als Epiker hat sich Župančič bewährt. Vier Bruchstücke eines satirischen Epos „Jerala" sind von ihm erschienen (1908—1927, mit langen Unterbrechungen). Sie erinnern an zahlreiche ähnliche Werke der russischen, polnischen und čechischen Literatur, haben sich aber noch nicht zu einer durchsichtigen Gesamtheit gerundet. Erwähnen wir noch die reizenden Kinderliedchen des Dichters, der zu seinen „Pisanice", in „Ciciban" und noch zwei andern Bändchen offenbar von Dehmel angeregt worden ist, doch weit mehr als dieser sich in die Seele des Kindes hineinzudenken verstand.

Prof. Tesnière ist der anziehenden, komplexen Persönlichkeit des Dichters durchaus gerecht geworden: das Buch ist ein Werk der Liebe und Bewunderung, doch auch der verständigen Kritik. Freilich, w a s sollte an Župančič bemängelt werden. Weder Form noch Inhalt können hier selbst dem schärfsten Beurteiler ernstliche Vorbehalte auflegen. Ein Buch über Župančič muß zur heißen Werbung für diesen Künstler werden. Und Tesnières Schrift ist die ansprechendste Werbung, die man sich denken kann. Leicht, elegant, solid auf eigener Kenntnis des Menschen und seines Werks, seiner Umwelt und der zeitgenössischen Literatur Westeuropas begründet.

Einige Ergänzungen seien gleichwohl angemerkt. Ich bestreite entschieden, daß die Wiener Dekadenzliteratur keinen Einfluß auf Župančič geübt habe, wie Tesnière meint. Im Gegenteil, dieser Einfluß ist in den beiden ersten Bänden stark, und zwar ein negativer. Daß es negative Wirkung war, die von den genau bekannten Wiener Lyrikern des Fin de Siècle ausging, wollte Župančič sagen, wenn er jede Berührung mit ihnen bestritt oder aber, er will damit den Mangel persönlichen Kontakts andeuten. Es genügt z. B., das Gedicht mit dem Refrain von den kranken Rosen zu lesen, um sofort die Beziehung auf Dörmann zu erkennen. An andern Stellen (sie anzuführen, geht nicht an) sind Hindeutungen auf Altenberg, Hofmannsthal vorhanden. Am meisten aber hat Rilke auf den

Slovenen gewirkt; soviel wie Dehmel und mehr als er. Eine zweite Quelle von Župančičs Werk hat Tesnière übersehen: den Einfluß der čechischen Literatur, sowohl der Jahrhundertmitte (Havliček und die andern), als auch des Symbolismus: Zeyer zumal, und Vrchlický. Drittens fehlt der oft gebieterisch sich aufdrängende Vergleich mit den Župančič ebenfalls wohlbekannten Polen. „Veronika Deseniška" hat auch aus der „Marja" Malczewskis geschöpft, „Jerala" aus Słowacki, die Ode zum Gedächtnis Prešerens ist ein unmittelbarer Nachhall der „Ode an die Jugend" des Mickiewicz. Viertens: während sonst die französischen Vorbilder gut empfunden wurden, ist Apollinaire und der aufstrebende Kubismus gar nicht, Verlaine zu wenig hervorgehoben. Einzelne kleinere Versehen betreffen österreichische Dinge. So kann Rilke nicht als „poète d'origine tchèque" bezeichnet werden, da er reindeutschen Ursprungs ist. Von dem, was der „Schauspieler Nestroy", dessen „Lumpacivagabundus" Župančič ins Slovenische übersetzt hat, für die deutsche Literatur darstellt, scheint Tesnière nicht genügenden Begriff zu haben. Peinlich wirken manche Ausfälle gegen die „Klerikalen" und gegen den hochverdienten Fürstbischof Jeglič. In der Bibliographie fehlen der erste Hinweis auf Župančič in deutscher Sprache, Seiferts Literaturgeschichte der Čechoslovaken, Südslaven und Bulgaren (1922) und der ausgezeichnete Artikel von Vojeslav Molé im „Przegląd Współczesny" (Februar 1928).

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Jan Peisker: Koje su vjere bili stari Sloveni prije krštenja. — Starohrvatska Prosvjeta II.

In dieser Studie unternimmt der Autor, an Hand topographischer Studien und toponomastischer Hilfen die Frage nach dem altslavischen, ungeachtet aller mythologischen Forschungen nicht gerade sehr erhellten Kultus vor der Christenbekehrung zu klären.

Die Betrachtung gilt zuvörderst den Örtlichkeiten der Slavenländer mit dem Benennungsgrundwort Tvarog-Svarog. Die Untersuchung verfolgt sie von Hohenfurt (Südböhmen), Bosenitz (Mähren) nach Swarożyna (Danzig), Rethra-Feldberg (Mecklenburg-Strelitz), kommt zu dem Ergebnis, daß hier Kultstätten bestimmter Anlage anzusprechen sind, und stellt das charakteristische Schema fest beim Radhošt' (Ostmähren), Arkona (Rügen), Himmelreichberg (Westböhmen), Hostibejk (Kralup i. B.) [1]), Boholiby (Mittelböhmen), Kožlany (Rosenthal i. B.) und Popovec (Hohenmauth i. B.). Meistens ergänzen einander überall da Landschaftsbild, Namensgebung und Lage wechselseitig zu einer ausgeprägt dualistischen Weltanschauung, die eben dort zur Versinnbildlichung kam, wo die Natur die entsprechende Schaubühne bereitgestellt hatte: der Fürst der Finsternis erhebt sich gegen den Hochsitz der abwesenden Sonne, bedräut sie mit Felsblöcken, und die Wasserfluten drohen den Berg selbst hinwegzuwaschen. Die Gewässer könnten symbolisch das menschliche Schwanken zwischen gut und böse veranschaulichen. (S. 36 des S. A.)

Von Rügen in der Ostsee bis zur Adria finden sich im slav. Siedlungsgebiet Örtlichkeiten mit der rätselhaften Namensgebung Jungfernsprung, Mägdesprung u. dgl.; so in den Ostalpen bei Tiffen (Kärnten), Apriach (Mölltal), Döbriach (Millstädtersee), St. Veit (Cilli, Untersteier), Čertův Mlýn (Šárka bei Prag), Petrovac (Kotor), Wiehe (Querfurt), Harzgerode (Anhalt), Devin (Tržič) [2]), Kobyla (Theben bei Preßburg), aber selbst auch in der Rheinpfalz bei Dahn, dessen Name schon 641 genannt wird und also nicht erst von einer slav. Diaspora infolge der Avarennöte, sondern aus Versprengung der ungarländischen Sarmaten durch die Römer herzuleiten ist. Einige Jungfernsprünge (Landeck und Hochosterwitz in Kärnten,

---

[1]) Dabei kann jedoch der Bachhang Lutovník aus älterem ljutr nicht ohne weiters hergeleitet werden, was P. mit „pokvareno" selbst andeutet.

[2]) Es möge bemerkt werden, daß dort R. M. Rilke seine berühmten Elegien verfaßt hat.

bei Wildon i. d. Steiermark) sind dabei nicht als ursprünglich zu betrachten. Die mehrfach bei den altslavischen Weihtümern anzutreffenden christlichen Glaubensstätten St. Veit sind als sächs.-christliches Niederringungsbestreben des Götzen Svętovid aufzufassen.

Die dualistische Bühne der als ursprünglich zu bezeichnenden Děvini ist mit der von Tvarožná und den sonstigen besprochenen slav. Gottesbergen gleich. Daher darf man die Erläuterung eines Děvinŭ (skokŭ) z. B. durch die oben angeführten Lehnübersetzungen als Sinnesverdunklung, die schon im Slavischen stattgefunden haben muß, anerkennen und das Grundwort děva ist nicht das ursprachlich ererbte, sondern aus avest. daevo 'Dämon' mit dem entsprechenden Kultganzen übernommen, demnach also zoroastrisch. Daß es widersinnig ist, dem alten Tvarožbnaja eine Benenung „Topfenberg" zuzutrauen, liegt auf der Hand und Peisker erklärt die Form als Variante zu Svarogŭ ‚Sonnengott'.

Den historischen Hintergrund zu diesen religionsgeschichtlichen Verhältnissen bildet das Vorschieben der Slaven bis zur Linie von der Ostsee zur Adria durch die Avaren, fünfzehn Jahrhunderte nach Zarathuštra. Vor ihm wurde noch in uriranischen Zeiten (den Ausdruck altsakisch gebraucht Peisker nicht) die arische Lichtgottheit Svarogŭ übernommen, zu einer Periode, als auch das Mordwinische sein ažura (= Ahura) aus gleicher Quelle übernahm. Svętovidr kommt danach am ehesten einem awest. spentovidaevo 'geheiligter Antiderva' gleich, und auch hier ist wiederum eine noch ältere Epoche als die Gathaperiode mit ihrem Lautwandel des w zu p die Spenderin gewesen. Dagegen ist das slav. děva 'Dämon' eine awestische Entlehnung wegen seiner spezifischen, erst zoroastrisch festgelegten religionsethischen Normung.

Daraus ergibt sich Peisker der Schluß, daß das slavische Mitteleuropa von der Ostsee bis zur Adria unmittelbar vor der Christianisierung (geschlossen?) zoroastrisch gewesen sei. Die weite Verbreitung des iran. Vorbildes für die sl. Kultstätten z. B. vom Passe Muzran der Wasserscheide Iran-Turkestan, wie die russ. Generalstabskarte schreibt, die indische Karte hingegen Mazdoran (Mazdah Ahura), zeigt eine Parallele zu Kulturbewegungen, die Pumpellys Explorations in Turkestan vor zwanzig Jahren aufgedeckt haben und bis in neolithische Zeiten zurückreichen. Die asiatische Symbiose umherschweifender Viehzüchter und seßhafter Ackerbauern, die in eine furchtbare Versklavung mündete, hat ihren Herd in Zentralasien und mit der Ausbreitung der berittenen Horden geht die Verschleppung der von ihnen geknechteten Landwirte Hand in Hand. So brachte dies immer neue Varianten iranischer Religion nach Osteuropa, wie ja auch im alten Römerreiche der persische Mithraskult von Ostgarnisonen und Sklaven bis an den Rhein, Illyrien und Noricum gebracht wurde. Das erklärt die Verbreitung voravestischen und zoroastrischen Kultes bis zu den Westmarken des Slaventums. —

Diese Ausführungen bedeuten einen bemerkenswerten Beitrag auf schwer wegsamem Gebiet. Daß die Slaven unter sakischem Kultureinfluß gestanden sind, ist einleuchtend und ebenso, daß die Avaren als Stoßkraft innerhalb dieses Zivilisationsfeldes gelten können. Auch die lange Dauer der sakischen Einwirkung und ihre Intensität läßt das Eindringen zoroastrischer Elemente plausibel erscheinen, wenngleich die Übernahme des ganzen Kultes angesichts der slav. Brandbestattung in der ältern Burgwallperiode [3]) doch bloß als sporadische Erscheinung gelten könnte. Sollten wirklich dereinst die verschollenen Bücher des Mas'ûdi auftauchen, worin er von dem „vorzeitlichen Weisen" handelte, „der ins Slavenland kam und durch seine Blendwerke und Trug das Volk beherrschte", sowie den bei Mas'ûdi als dritten angeführten, an einer Meeresbucht gelegenen Bergtempel mit einer mächtigen Kuppel und einem Götterbild darunter — offensichtlich Arkona — erbaute,

[3]) Schránil, Vorgeschichte Böhmens und Mährens, S. 284. Von irgendwelchen Dakhmas ist uns nichts bekannt.

— was allerdings nur ein frommer Wunsch ist — dann freilich könnte man wohl mit größerer Bestimmtheit ersehen, ob hier eine vielleicht selbst die Trümmer avestischer Überlieferung überragende Liturgiekopie und Kosmogonie vorliegt und ob die Geltung der vielen sl. Götternamen als Epitheta eines einzigen, die Voraussetzung zu einer monotheistischen Weltanschauung, uneingeschränkt zu Recht bestehen soll, wo sich ja Peisker selbst davon für Svarožič emanzipiert. Und das Chorda-Avesta führt ja doch auch wieder die Jazatas, die alten Gestalten der iranischen Naturreligion, in das sie anfänglich nicht anerkennende System wie Mithra, Ardvi-Sura-Anahita usw. Aber die Beeinflussung z. B. auch des Islams durch die Farsi läßt eine Übernahme von Elementen zoroastrischen Kultes auch bei slav. Stämmen als im Bereich der Möglichkeit liegend erscheinen. Denn schon eine solch merkwürdige Übereintimmung wie die des achämenidischen Anahit-Weihtums in Susa mit dem Tempel von Arkona ist viel zu auffällig, als daß man an sie und weiteres geknüpfte Kombinationen als jeglicher Unterlage bar rundweg abweisen und mit Stillschweigen übergehen könnte. Zur völligen Erhellung der Sachlage wird es indes noch gelten, viel Mühe daranzuwenden.

Eben fügte es sich, daß Peisker (geb. 25. V. 1851) das 80. Lebensjahr erreicht hat, ein wahrlich seltenes Jubiläum! Dazu läßt Ad. L. Krejčík im Věstník Československé Akademie Zemědělské 1931, č. 6—7, mit einer eingehenden Würdigung die sehr ansehnliche literarische Wirksamkeit des langjährigen Grazer Bibliothekars und akademischen Lehrers (er lebte m. W., ehe er nach dem Umsturz seine Wirkungsstätte mit Prag vertauschte, ständig in Kroisbach) gut überschauen. Für die karge Anerkennung, die er auf seiten der Philologen gefunden hat, könnte u. a. Jankos Polemik in Wörter und Sachen I, 94 ff. als markant gelten.

Brünn. Karl Treimer.

R. Trautmann: Die altrussische Nestorchronik. Povest' vremennych let. — Markert u. Petters, Leipzig, 1931.

Als Heft VI der „Slavisch-baltischen Quellen und Forschungen“, die er herausgibt, legt Trautmann uns eine gründliche Behandlung und vortreffliche Übersetzung Nestors vor. Mit dieser neuen Publikation hat Trautmann einen weiteren Schritt auf der Bahn getan, welche die bekannte und umstrittene Programmschrift ihm vorzeichnete. Es ist eine für alle Forscher auf dem Gebiete Osteuropas unbedingt sehr beachtliche Tat, auf Grund der neuesten russ. Ausgaben einen deutschen gut lesbaren und verhältnismäßig gut gesichteten Text bieten zu können (S. 213), zumal bei den vielen Unebenheiten und großen Differenzen der Überlieferungen des Originals. Die von Trautmann aus den Überlieferungen vorsichtig und sorgfältigst geschaffene Textgestalt macht nunmehr Schlözer, Erben und Leger nicht bloß entbehrlich, sondern stellt dasjenige Werk dar, welches wegen seiner vollen Berücksichtigung des gegenwärtigen Forschungsstandes der problemreichen Nestorfrage und der, aber auch allen Anforderungen an ein praktisches Hand- und Nachschlagebuch voll entsprechenden Einrichtung, als zuverlässigster und handlichster Führer dienen kann (die neue engl. Publik. ist mir unbekannt).

In seiner „Einleitung“ zur Chronik, worin er alle wichtigen Fragen behandelt (S. I—XXII), hat Trautmann (S. XII ff.) die Beobachtungen auch über den Stil des russ. Originals zusammengefaßt und dabei Belege angeführt, welche dartun, wie z. B. das literarische γένος einer Stelle sich auch im Stilcharakter widerspiegelt. Es ist für die Treue der Übersetzung kennzeichnend, daß Trautmann diese stilistischen Charakteristika im deutschen Text nachzuahmen gesucht hatt.

Der Verf. ist sich natürlich wohl bewußt, daß seine mühevolle Arbeit nicht den Abschluß der Nestorforschung bedeutet. Das ist aber auch nicht der Zweck dieses Werkes, in dessen breiter Mitte eben doch die Übersetzung (S. 1—210) zentral hineingestellt ist, die nicht bloß den eigentlichen Nestor umfaßt, sondern auch das im Lavr. Spis. noch enthaltene Poučenie Vla-

dimira Monomacha, dem Tr. (S. XXI f.) in seiner „Einteilung" eine sehr feinfühlende Würdigung zu teil werden läßt.

Die zahlreichen Anmerkungen und mannigfachen erläuternden Indices (Personen-, geographisches, Sachverzeichnis), die reichen Literaturangaben und nicht zuletzt eine Karte, welche das Osteuropa der Chronik Nestors uns klar verdeutlicht, erweitern nicht nur das Verständnis des Textes, sondern vervollständigen die Übersicht über das stattliche Werk, welches schon in seiner vornehmen äußeren Ausstattung den besten Eindruck hervorruft.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Fürst Eugen Trubetzkoy: Die Glaubensverfolgung in Sowjetrußland. Herausgegeb. von N. von Arseniew. — 89 S. Hans Harder, Verlag, Wernigerode 1930. 2,50 RM.

Auf Grund russischer Quellen wird hier „der Kampf gegen Gott und die Verteidigung des Glaubens in der heutigen Sowjetunion" geschildert. Der Verf. behandelt die grundsätzliche Stellung der Bolschewisten zur Religion, die Gottlosigkeit in der Schule, die Propaganda der Gottlosigkeit unter den Erwachsenen, Tychon und die Verteidigung des Glaubens sowie den neuen Typ des Glaubensverteidigers. Der Herausgeber hat in einem Anhang die jüngste Entwicklung der religiösen Lage in Sowjetrußland behandelt.

Das Büchlein ist wegen der objektiven Darlegung der Sachlage beachtenswert. Zu optimistisch erscheinen mir die religiösen Stimmungen, aus denen Tr. eine baldige Belebung des religiösen und kirchlichen Lebens in Rußland erhofft.

Breslau. F. Haase.

Immanuel Kant: Prolegomena do kožnoji majbutńoji metafizyky, jaka mohtyme vystupaty jak nauka. Z istorycuka vstupom ta slovnykom. Pid redakcijeju Prof. Dra Ivana Mircuka. (Immanuel Kant. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Mit Einleitung und Wortregister. Red. v. Prof. Dr. I. Mircuk) Lemberg 1930.

Die schon seit mehreren Jahren in dem philosophischen Seminar von Prof. Dr. I. Mirčuk an der Ukrainischen Universität zu Prag vorbereitete ukrainische Übersetzung der Prolegomena Kants, ist nunmehr in Lemberg erschienen. Die Übersetzung ist eine Kollektivarbeit mehrerer Autoren, die aber durch gemeinsame Redaktion zur Einheitlichkeit gebracht wurde. Im Vergleiche mit anderen slavischen Übersetzungen desselben Werkes zeichnet sich die ukrainische Übersetzung durch eine klare Wiedergabe des Originals aus, da die ukrainischen Übersetzer sich bei ihrer Arbeit bereits mehrerer anderer slavischer Übersetzungen bedienten und alle Schwächen und Schattenseiten derselben zu vermeiden suchten. Es ist ihnen gelungen, alle Hindernisse der tiefen Gedankengänge und der schwerfälligen Ausdrucksweise Kants zu überwinden und dem ukrainischen Leser ein fundamentales philosophisches Werk in allgemein verständlicher nationaler Tracht vorzustellen. Die Einleitung von Prof. Dr. I. Mirčuk ist als eine wünschenswerte Ergänzung der philosophischen Literatur auf dem ukrainischen Boden zu begrüßen.

Dem Buche ist ein Wortregister beigeschlossen worden, das als eine gute Übersetzung und Erklärung der philosophischen Termini Kants, einen weiteren Schritt in der Entwicklung der ukrainischen philosophischen Terminologie bedeutet.

Berlin. K. Čechovyč.

France Kidrič: Dobrovský in slovenski preporod njegove dobe. — Razprave znanstvenega društva v Ljubljani 7. Laibach 1930. VIII + 246 S.

Kidrič hat seine Arbeitskraft bereits an unterschiedlichen Stoffen nahstehender Gebiete erprobt und das ältere slovenische Schrifttum mit Erfolg bearbeitet. Seine Spezialität ist dabei die Geschichte des sloven. Protestantismus. Es würde sich erübrigen, auf die reiche Reihe seiner hergehörigen Abhandlungen hinzuweisen, da es bei Stanojević II, 323 von Grafenauer bereits besorgt wurde.[1])

Hier schafft er die notwendige Klarheit über die tatsächliche Einflußnahme des Vaters der Slavistik auf die slovenische Renaissance zu Zeiten seines Lebens. Nur ganz beiläufig waren ja die diesbezüglichen Auffassungen, wie sie bisher von V. Brandl (Sborn. Mat. Mor. 1883), Jagić (Briefw. zw. Dobrowský u. Kopitar; Novyja pis. ma Dobrovskago Kopitara i drugich jugozapad. Slavjan; Istorija slav. filogogii), Jakubec und anderen in bezug auf dieses Thema geäußert wurden. Daher ist die vorliegende, erschöpfende Untersuchung eine sehr dankenswerte Leistung und stellt eine an minutiöser Materialbeschaffung reiche Arbeit vor, deren Ergebnisse ziemlich abschließend sind. Namentlich ist die ausgiebige Korrespondenz, welche zum Großteil noch unediert in Laibach liegt, von Kidrič aufgearbeitet worden.

In seinem Buche führt er das Problem vor und stellt den Satz auf, daß die slov. Wiedergeburt allerdings unter der mächtigen Beihilfe fremder Elemente in Fluß kam (z. B. der volkstümlichen Bestrebungen des philosoph. Zeitalters, des Widerstrebens gegen neu zuzugestehende Vorrechte des Deutschen, der mehr oder minder günstigen Position des Cechischen in Wien u. a.), daß sie aber schon zu Beginn der Wirksamkeit Dobrovskýs ihre eigene Stoßkraft und Wirkung besaß, dergestalt, daß dieser Gelehrte sie bloß zu ermuntern und die Bewegung zu lenken brauchte. Der Verfasser bietet die auf das Problem bezügliche Literatur und vermerkt den Zustand der verfügbaren Quellen für die Ermittlung der Geschlechter und Brennpunkte der slov. Wiedergeburt.

Vier Hauptstücke mit einem Beschluß bilden den Nachweis dieser Behauptung. 1. Der Verlauf der sloven. Wiedergeburt in Dobrovskýs Zeitläuften wird in acht Abschnitten dargelegt, von 1750—1763 (Bildung der ersten Verbreiter der Wiedergeburt, Pohlin, Kumerdej, Japelj, in Zeiträumen, wo die für Slovenen bestimmten Druckerzeugnisse bloß slov. Erbauungsschriften umfaßten, deutsch oder latein abhandelnde Philologiebehelfe und die ersten Übersetzungen von Regierungserlässen); von 1764—1768 (erste Veröffentlichungen Pohlins, sein erstes Buch für Trivialschulen im Jahre 1765, die erste Kundgebung der neuen Strömung in der Grammatik von 1768); von 1769—1778 (erster Versuch, das Slovenische in Geschichtsdarstellung, weltliche Dichtung und Unterricht der Haus- und Feldwirtschaft einzuführen; Beginn behördlicher Ermächtigung zu slov. Texten in deutsch-slovenischen Ausgaben für den Gebrauch der Krainer Trivialschulen); von 1779—1789 (unter Förderung des Barons Zois, erstes Stadium; Zois beginnt das Sammeln slavischer Bücher, Kumerdejs Akademie der Operosorum von 1779, welche die Abfassung philologischer Werke unternimmt, und die offizielle Akademie seit 1781 stützen die Wiedergeburt, weltliche Poesien beginnen zu erscheinen, Linhart, ein deutscher Schriftsteller, der ein kritischer Historiker und gewandter Versemacher wurde, stellt sich um, in größerer Zahl sind Bücher für wirtschaftliche Unterweisung und die Anfänge der slov. jansenistischen Literatur zu finden, Erbauungsbücher die Menge in Kärnten und Steiermark); von 1789—1799 (unter Förderung des Barons Zois, zweites Stadium; Parteigänger der großen Revolution. Linhart, der Verfasser der deutschen und ersten Geschichte der Slovenen, eines Pfeilers im Werke der

[1]) Hiebei möchte ich auf einen kleinen Irrtum Grafenauers hinweisen: seine Dozentur hat K. erst 1919 erlangt.

Wiedergeburt, ist auch der Arrangeur der ersten Bühnentexte im Slovenischen, die von der slov. Intelligenz gespielt wurden; Zois gewinnt für das literarische Werk auch Vodnik, der nach Linharts Tod i. J. 1795 der wichtigste Vertreter von Schriften im Sinne der Bewegung wird, namentlich auf dichterischem Gebiet; Auftreten volkstümlicher Dichter in Kärnten mit Elementarbildung; erste Nachklänge bei jenen, die an der Pflege des Slovenischen am Marburger Gymnasium Anteil nahmen); von 1799—1809 (unter Förderung des Barons Zois, drittes Stadium; in Krain beteiligen sich der Philologe Kopitar, Primic und andere an der Bewegung, die Wiedergeburt schlägt auch in Kärnten Wurzel, wo Japelj sich 1799 niederließ, sowie in Marburgs Umgebung, wo die Bewunderer der französischen Revolution sich behufs einer neuen Sprachlehre und eines neuen Wörterbuchs ans Werk machten); von 1809—1819 (unter Förderung des Barons Zois; letztes Stadium; in der französischen Provinz Illyrien, wo erstmalig rein sloven. Bücher für den Gebrauch der Grundschulen im slov. Gebiet vorgeschrieben werden und das Slovenische als Unterrichtssprache an den Gymnasien angeordnet wird, obliegt Vodnik die Sorge um die Lehrbücher und die im Nationalüberschwang und Glauben an eine schönere und sicherere Zukunft unter den Franzosen sich äußernden Manifeste, Ravnikar weist in seinen Erbauungsbüchern der Schriftsprache neue Wege, während der Kärntner Schneider eine frische Tätigkeit entfaltet. Gleichzeitig erlangte innerhalb des verkleinerten Österreichs Primic als wichtigster Arbeiter und Werber in Graz eine Lehrkanzel für slov. Sprache; er muntert die Kärntner Grundtner und Jarnik auf, während dem Čechen Jüstel das Recht erteilt wird, dortselbst deutsch-slovenische Lehrbücher für Trivialschulen einzuführen. Nach der Restauration Österreichs und der Geisteskrankheit Primic' bis zum Tod von Vodnik und Zois, 1819, verschwand manches. Aber die Krainer erhielten 1817 eine Lehrkanzel für Slovenisch zu Laibach, welche Metelko versah; die Kärntner besaßen eine sloven. Originaltragödie und die Untersteirer eine Reihe von Verfassern von Erbauungsbüchern, darunter Dajnko). — Ein zweites Hauptstück zeigt Dobrovskýs Beziehungen zu den Slovenisten. Zwar kam der pensionierte Olmützer Seminardirektor 1794 nach Laibach bloß Kumerdejs wegen, ohne ihn freilich anzutreffen. Aber gegen die Wende des 18. Jahrh. waren zahlreiche slov. Literaten mit Dobrovský teils in persönlichen Beziehungen, oder standen mit ihm in Briefwechsel, wenn sie nicht sonst unmittelbar mit ihm verbunden waren, wie Pohlin, Vodnik, Kopitar, Zois, Primic, Schneider, Metelko, Dajnko u. a.), so daß all diese Beziehungen nicht verfehlen konnten, einen Einfluß auf die Richtung dieser Wiedergeburt zu äußern. — Das dritte Hauptstück behandelt die Verbreitung von Dobrovskýs Werken unter den Slovenen. Es wird festgestellt, daß die Werke des großen Grammatikers bis 1805 unter den Slovenen wenig verbreitet waren. Aber unter dem Einflusse Kopitars nehmen sie in den Büchereien der schriftstellerisch Interessierten überhand und konnten solcherart die neue literarische Bewegung tiefgehend beeinflussen. Von Dobrovskýs Werken waren am verbreitetsten sein Slovar (1802), Slavin (1806), Slovanka (1814—15), Lehrgebäude (1809) und Etymologikum (1813). Die öffentliche Laibacher Staatsbibliothek wurde überdies, als sie 1823 die Zoisische Privatbibliothek erwarb, ein wichtiger Mittelpunkt für die Einflußverbreitung von Dobrovskýs Werk. — Im vierten Hauptstück, Dobrovský und die Leitsätze der sloven. Renaissance, wird, um seinen Einfluß auf die slov. Wiedergeburt bis zu Ende verfolgen zu können, auf eine Fülle von Problemen hingewiesen als: Informationsquellen über die Slaven (bes. Herder und Möhn); die Stellung der Slovenen in der slav. Völkertafel; die Erweiterung des slov. Sprach- und Kulturbereichs (Resia, Murinsel); die Terminologie zur Zeit der Wiedergeburt, insonderheit bei den Ausdrücken „Slovenen, Slave, slovenisch, Slovenien"; das Problem dieser Ausdrucksweise für die übrigen Slaven; das Problem einer Schriftsprache (Zeichengebung, Grammatik, etymologischer Wortschatz, Prosodie); die Frage der Literaturgeschichte und der Ethnographie, die Zwiste unter den Propagatoren der Renaissance; die Vorstellung einer slavischen Politik (Ansammlung von Veröffentlichungen

über slavische Anliegen in den Bibliotheken eines jeden Landes, Lehrkanzeln, Russophilie u. a.); das folgt aus den persönl. Beziehungen mit Dobrovský, der Propagierung seines Werkes und der stolzen Bewunderung, welche ihm die wichtigsten Vertreter der ersten Geschlechter der slov. Wiedergeburt zollen.

Mit einer Schlußbetrachtung über den Stand der slov. Wiedergeburt bei Dobrovskýs Tod schließt der Verfasser. Er folgert: es wäre übertrieben, beim Tode Dobrovskýs die slov. Renaissance hinsichtlich Ausbreitung und Stoßkraft der literarischen und völkischen Renaissance der Cechen gleichzustellen. Dennoch ist anzuerkennen, daß sie trotzdem alle Hoffnungen übertroffen hat, die man bezüglich ihrer zu Beginn der literar. Tätigkeit Dobrovskýs hegen konnte. Gewiß ist ferner, daß Dobrovskýs Einfluß auf die slov. Wiedergeburt auf allen Gebieten immens ist, was die Geisteshöhe des gelehrten Cechen genügend erweist. Nur geniale Menschen vermögen solche Einflüsse auf das Kulturleben einer fremden Nation auszuüben, wie sehr verschwistert sie immer auch sein mag.

So bietet Kidrič ein einläßliches Bild der slovenischen Wiedererweckung zwischen 1750—1830 und seine Leistung bedeutet eine sehr nachdrückliche Vertiefung unserer Kenntnisse. Wenn auch die direkte Einflußnahme Dobrovskýs auf das slovenische Leben zu seinen Tagen wesentlich geringer ist, als man früher meinte, so blieb eben die Wirksamkeit über Zeit und Raum, wie sie großen Männern vorbehalten ist, dadurch nicht eingeschränkt. Aber das Auftreten der sloven. literarischen und nationalen Bewegung wirkte auch ihrerseits bedeutend auf Josef Dobrovský ein, vgl. Kidrič S. 127—28, 153, 171. Speziell Kopitar hat den Älteren ganz außerordentlich angeregt und, wie z. B in Ottuo naučný sl. VII, 736 steht, ihn durch eigene Emsigkeit und Vorschläge nicht nur intensiv beschäftigt, sondern auch zur unaufschiebbaren Fortsetzung gewissermaßen angehalten, was ihm bei seiner unschlüssigen Art höchst notwendig war. Ohne dies unablässige Betreiben Kopitars wäre das rühmlichste Werk Dobrovskýs für die Slavistik, die Institutiones, in seiner Gänze schwerlich zustande gekommen.

Brünn. Treimer.

Leonhard Müller: Nationalpolnische Presse, Katholizismus und katholischer Klerus. — Breslau 1931, Verlag Müller u. Seiffert. XI u. 223 Seiten.

Der Verf., der durch mehrere Arbeiten auf dem Gebiete des ostdeutschen Zeitungswesen sich vorteilhaft bekannt gemacht hat, will in dem vorliegenden Buche einen kirchen- und zeitungsgeschichtlichen Ausschnitt aus den Tagen des Großkampfes zwischen Deutschtum und Polentum in den Jahren 1896—99 geben. Ein gewaltiges Material aus den polnischen Zeitungen ist hier zusammengetragen, sorgfältig gesichtet und verarbeitet. Der Stoff gruppiert sich um die Persönlichkeiten des Erzbischofs Florian von Stablewski von Gnesen-Posen, die Bischöfe Redner und Rosentreter von Kulm, den Bischof Thiel von Ermland, den Kardinal Kopp von Breslau. Diesem Kapitel wird eine Begriffsbestimmung Deutschkatholik und Polnischkatholisch, wie sie in den polnischen Zeitungen gegeben wird, vorausgeschickt. Wer diese Ausbrüche fanatischen Hasses liest, wird, gleichviel welcher Nationalität und Konfession er angehört, gestehen müssen: es ist beschämend, daß die Religion derart zum Deckmantel des Rassenhasses erniedrigt wird.

Die Lektüre dieses Buches kann zu einer ganzen Reihe von Fragen Anregung geben. Wenn z. B. die Polen in fast rein deutschen Gebieten wie in Ermland Anspruch auf weitgehende Berücksichtigung des Polnischen in der Seelsorge erheben, so wäre eine Gegenrechnung erwünscht, in welcher Weise jetzt die Polen den deutschen Katholiken entgegenkommen. Wenn ferner die Polen aufs tiefste die Autorität der ihnen nicht genehmen kirchlichen Autoritäten untergraben, so wird die Untersuchung über das

Nationalkirchentum in Polen besonders dringend. Die katholische Kirche in Polen galt, wie ich es oft gehört habe, bei den Katholiken der ganzen Welt als die „Martyrerkirche". Das Buch Müllers wird dazu dienen, die kirchliche und politische Lage der Polen in Deutschland objektiver zu beurteilen.

Breslau. F. Haase.

Karl Völker: Kirchengeschichte Polens. — In „Grundriß der slavischen Philologie", herausgeg. v. Reinhold Trautmann und Max Vasmer, Berlin und Leipzig, 1930, Walter de Gruyter u. Co.

Eine zusammenfassende systematische Darstellung der Kirchengeschichte Polens tat nicht bloß der deutschen Wissenschaft schon lange not: in Polen selbst steht sie ja noch aus. Die Herausgeber des „Grundrisses" konnten für diese Aufgabe keine berufenere Feder finden, als die Karl Völkers, dessen Sachkenntnis sich schon in verschiedentlichen Publikationen auf diesem Gebiete bewiesen hat. Freilich bedeutet eine solche Gesamtdarstellung ein großes Wagnis, zumal bei der in Polen jetzt ins Ungeheuerliche gestiegenen historischen Produktion, wozu noch der empfindliche Mangel an Vorgängern im vorliegenden Falle zu rechnen ist.

Einem außerhalb Polens lebenden Gelehrten wird es ganz unmöglich sein, die Fülle der historischen Abhandlungen usw. in annähernder Vollständigkeit zu erfassen, und ich denke mir, daß das selbst in Polen nicht so ganz leicht sein wird. Völker vermochte es durch seine reiche Literaturkenntnis am ehesten. Aus der schwierigen Sachlage heraus muß aber jeder derartigen Zusammenfassung von vornherein bei der Darstellung eine gewisse Ungleichheit der einzelnen Perioden anhaften, ganz abgesehen von der, durch die selbstverständliche Bevorzugung eines besonderen Arbeitsgebietes geschaffenen Neigung.

Völker gliedert den Stoff in der Weise, daß er einleitend die Voraussetzungen (S. 1—11) gibt, also in knapper Form die heidnisch-religiöse Zeit bis zur Einführung des Christentums. So beginnt die Behandlung des eigentlichen Stoffes mit der Zeit Chrobrys und zerfällt in ihren Abschnitten nach dem Werdegang dynastischer Entwicklung: Zeit der Piasten, Jagiellonen, des freien Wahlkönigtums. Der letzte Hauptabschnitt bringt dann, von 1772—1918 reichend, die kirchlichen Verhältnisse unter den Teilungsmächten. In einem kurzen Schluß wird ein nur allzu flüchtiger Blick auch noch auf das neue Polen getan (S. 317—319). Ein sehr sorgfältiges Personen- und Ortsverzeichnis fördert in dankenswertester Weise die Übersicht über die Fülle des gebotenen reichen Stoffes.

Über die religiösen Vorstellungen der Vorzeit läßt sich, bei dem völligen Mangel zuverlässigen Quellenmaterials, herzlich wenig Konkretes berichten. Völker sucht hier das Möglichste herauszuholen und geht dann zu den, noch lange hinaus mit Fragezeichen reichlichst versehenen, wenn auch quellenmäßig erfaßbaren Anfängen über. Erst mit Widukinds erster Mitteilung über Mieszko I. und die Licicaviki, denen Widajewicz unlängst eine ebenso erschöpfende wie, in dem historisch-geographischen Teil, grundlegende Darstellung hat zuteil werden lassen, hat man festeren Grund. Völker, der die Abhandlung von Widajewicz zitiert, vermutet übrigens, allerdings ohne jede nähere Begründung, in diesen Licicaviki „einen verhältnismäßig unbedeutenden Grenzstamm germanischen Ursprungs" (S. 3). Es ist mir unklar, wie das geographisch möglich sein soll. Nun begegnet uns gleich das immer noch ungelöste Problem des „Dagome judex" (trotz R. Holtzmanns Feststellung der richtigen Lesart „Dagone" in der „Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens" 52, 1918, S. 18, hält sich in der deutschen und polnischen Geschichtsschreibung das eingebürgerte traditionelle „Dagome"). Hier ist ja so gut wie alles, selbst die feste Zeitspanne der Jahre 985—992, umstritten worden und immer noch ungeklärt. Zu einer wirklichen Klarheit kann man eben auch hier nicht gelangen, da

diese Überlieferung in aber auch allen ihren wesentlichen Teilen nur Zweifel und innere Widersprüche auslöst. Völker streitet die Zugehörigkeit der „Schenkungsurkunde" der Zeit Mieszkos I. ab und will sie, mit einer m. E. nicht entscheidenden Begründung, in die Zeit nach dem Bautzener Frieden (1018) setzen (S. 18). Vor allem, um nur Eines hervorzuheben, steht eine Begründung dafür, Bolesław mit „Dagome" zu identifizieren, bei Völker ganz aus. Der Satz: „Dem Abschreiber, der sich Schinesghe und Alemure geleistet hat, wird man es zutrauen dürfen, daß ihm auch Dagome unterlaufen ist" steht methodisch der jetzt wohl allseitig abgelehnten Erklärung Balzers („Genealogia Piastów" S. 24, Anm. 4), eine Verschreibung aus „Misako" in „Dagome" erkennen zu können, doch gleich. Völker kommt aber immerhin mit seiner Auffassung des Dokumentes „Dagone judex" der Ansicht Forst-Battaglias nahe, der in diesen „Jahrbüchern" (vgl. Bd. III, 1927, Heft 2, S. 253) für das „Dagone", d. i. Degen, den für Völkers Annahme sehr beachtlichen Hinweis gab, daß dieses dem Bedeutungsinhalt des slav. Chrobry genau entspräche. Indem Forst-Battaglia auf Grund genealogischer Annahmen, denen ich auch zu einem Teil zustimmen könnte, ebenfalls auf Boleslaw Chrobry als Urheber der Schenkung kommt, geht er, wenn auch nicht der Zeit nach, so doch in der Person mit Völker Hand in Hand. Aber auch der Argumentation Forst-Battaglias kann man doch eine volle Beweisführung nicht zusprechen. Ich sehe daher, trotz recht schwerer Bedenken, keine zwingende Veranlassung, bei der Vorbereitung der Neuauflage meiner „Geschichte Polens" von meiner in der ersten Auflage vorgetragenen Ansicht abzugehen. Auch die polnische Geschichtsschreibung bleibt bei Mieszko-Dagone, wobei ich übrigens die Erklärung des „Dagone" durch Mikołaj Rudnicki (Slavia Occidentalis VII, 1928, S. 153 ff.) nur als abwegige philologische Absonderlichkeit bezeichnen kann. Mit Recht hat Völker bei seinem Bericht in den „Jahrbüchern" Rudnickis Erklärung abgelehnt. So bietet die ältere Zeit eine Unzahl ungelöster, nicht- oder noch zu lösender Probleme, wie etwa auch u. a. die problematische Zeit der Wirren nach Mieszko II., die Stanislausfrage, die Kolonisation, die Immunität — neuestens von Zygmunt Wojciechowski eingehend erörtert —, mit denen sich der Kirchenhistoriker auseinandersetzen muß. Dazu treten dann die literarischen Fragen (Psalter, Bibel, Predigten, kirchliche Lieder usw.), die mit dem religiösen Leben doch engstens verknüpft sind. Allen diesen Fragen sucht Völker nach Maßgabe des zur Verfügung stehenden Raumes gerecht zu werden. Ein Glanzstück der Darstellung bedeutet aber die Behandlung der Jagiellonischen Epoche und namentlich der Reformation: hier zeigt sich Völker als der dieses Gebiet völlig meisternde Spezialist.

Die schwierige Zeit nach dem Wiener Kongreß erhält ihre natürliche territoriale Gliederung nach den Teilungsmächten. Der knappe Raum zwang dabei vielfach zu an sich recht bedauerlicher Kürze. So ist die Auswirkung der vielen Streitigkeiten, z. B. nach der Infallibilitätserklärung nicht berührt. Ich entnehme daraus, daß, wie ich in diesen „Jahrbüchern" (Bd. IV, 1928, Heft 3, S. 414) in meinem Beitrage „Eine polnische Döllingeriade" bemerkte, der Widerstand gegen das Dogma im polnischen Sprachgebiete tatsächlich ohne jedwede weitergehende Bedeutung blieb.

Völker hat auf relativ beschränktem Raume den vielen Kontroversen eine, nur seiner großen Literaturkenntnis mögliche Auseinandersetzung gewidmet, die es dem auch ferner stehenden Leser leicht macht, den Stand der Probleme zu erkennen. So vermeidet es Völker, dem Leser seinen eigenen Standpunkt als alleinige Auffassungsmöglichkeit hinzustellen, obwohl er doch anderseits sich natürlich keineswegs scheut, auch in sehr umstrittenen Fragen seine eigene Auffassung bestimmt vorzutragen. Vielleicht hätte aber hier, wie bei der gelegentlich breiten Schilderung des allgemein Historischen eine Raumersparnis zugunsten der Neuzeit erfolgen können. Die große Arbeitsleistung, die Völker mit dieser Gesamtdarstellung der Kirchengeschichte Polens vollbracht hat, hat uns jedenfalls ein Werk geschenkt,

welches nach Fülle des Materials, Klarheit der Darstellung und des Urteils, Übersichtlichkeit und Reichhaltigkeit der Orientierung als Handbuch den führenden Platz einnimmt.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Rocznik Łódzki poświęcony historji Łodzi i okolicy. — Łódź, Wydawnictwo Archiwum akt dawnych miasta Łodzi. Tom I. 1928 r. 4⁰. 440 Seiten.

Der Aufschwung ortsgeschichtlicher Forschung manifestiert sich in Polen durch das Entstehen zahlreicher Organe der historischen Heimatkunde. Posen hat seit Jahren schon die „Kronika miasta Poznania" in der sich viele ausgezeichnete Artikel finden. Die Jahrbücher und Zeitschriften der regionalen Geschichtsvereine pflegen mit besonderer Sorgfalt die Ortsgeschichte. Nirgends aber ist dieser ein so vorzügliches Los geworden wie in Lodz, der Stadt, von der Außenstehende am wenigsten den nun offenbar bezeigten historischen Sinn erwartet hätten.

Lodz, das Zentrum der Industrie Polens, die Stadt der tausend Schlote, des Heute und des Morgen; Lodz, dessen Geschichte in den Augen der meisten ganz amerikanisch vor etwa hundert Jahren beginnt, hat in einem mustergültig eingerichteten Archiv die Denkmale einer bis ins 14. Jahrhundert zurückreichenden Vergangenheit gesammelt. Und dieses Archiv legt uns in dem prächtig ausgestatteten ersten Band eines Historischen Jahrbuchs eine Gabe vor, die durch den Umfang und den Wert ihres Inhalts überrascht.

Den Bericht möchte ich mit dem Aufsatz des Archivdirektors Józef Raciborski beginnen, der die Entstehung, die unglaublich rasche Ordnung und den heutigen Zustand des aus Trümmern zu einer stattlichen Einheit geformten Archivs schildert. Hunderttausend Bände umfaßt es, und diese hunderttausend Bände sind innerhalb von drei Jahren aus einer chaotischen Masse zu einem wissenschaftlichen Forschungen erschlossenen Ganzen geworden. Die photographischen Reproduktionen beleuchten am besten die Leistung Raciborskis und seiner Helfer; das trostlose Einst (von 1925!) und das erfreuliche Heute (von 1928!). Schon holt sich die historische Wissenschaft aus der ihr eröffneten Stätte reiche Ausbeute. Sie findet sich zum großen Teil in diesem Jahrbuch. Beruht teilweise auch auf den Materialien der Warschauer Archive, die für die ältere Geschichte von Lodz noch immer grundlegend bleiben.

Der Präsident der Stadt B. Ziemięcki leitet den Band durch ein schönes Bekenntnis ein, die heutige Generation möge sich der Schatten ihrer Vorfahren erinnern, auf deren Spuren Lodz zur späteren Größe geschritten sei. Marceli Handelsman entwirft ein Programm der Geschichtsforschungen über die Vorzeit des polnischen Manchester, die er in drei Perioden: Aufstieg, Privatstadt und Verfall, Neubegründung und Großstadt-Werdung gliedert. Józef Paczkowski fordert die Errichtung eines Wirtschaftsarchivs nach Kölner Muster, um die historischen Zeugnisse der Lodzer Industrie zu sammeln.

Józef Siemieński, der Direktor des Warschauer Archiwum Główne Akt Dawnych, gibt eine grundlegende Übersicht der Quellen zur Geschichte von Lodz. Wir erfahren so, wie i. J. 1332 die erste urkundliche Erwähnung des Dorfes und hundert Jahre später die der Stadt jedesmal einen schon bestehenden Zustand melden, ohne daß wir über dessen Anfänge, die formelle Begründung etwas Genaueres wüßten. Wir lernen die spärlichen Überreste der Quellen zur Geschichte der bischöflichen Privatstadt kennen, d. h. Siemieński weist darauf hin, wo sich Urkunden aus dieser Epoche finden dürften: im Warschauer Archiwum Główne, im Diözesanarchiv von Włocławek und im Krakauer Czartoryski-Museum. Vom Stadtarchiv des alten Lodz ist einiges erhalten. Urkunden selbst sind verloren gegangen, doch sieben Stadtbücher, davon sechs in Warschau, eines im neuen Lodzer Archiv,

bieten für die Zeit bis zur preußischen Herrschaft ein unschätzbares Material. Siemieński bespricht es, nachdem er die Quellen für die neueste Geschichte der Stadt erörtert hat, in einem besonderen Aufsatz, dem prächtige Reproduktionen beigegeben sind. Adam Stebelski beschäftigt sich mit den Archivalien der preußischen Epoche (1793/1807), Kazimierz Konarski untersucht genauer die Quellen des Warschauer Archiwum Akt Dawnych. Hier lesen wir bereits positive Nachrichten zur Geschichte der Stadt, so einen ungemein fesselnden Bericht aus d. J. 1840. Während noch 1820 Lodz 767 Einwohner zählte, besaß es 20 Jahre später deren 15 000. Das Verdienst schrieben sich die russischen Kaiser allerhöchstselbst zu, und deshalb entstand das Projekt, Lodz in Mikołajew umzubenennen. Sehr interessant sind die Mitteilungen über den Streit der deutschen christlichen und der jüdischen Fabrikanten, der seit den Vierzigerjahren ununterbrochen die russischen, bzw. polnischen Behörden beschäftigt.

Mit dem Artikel von Stanisław Arnold „Wirtschaftliche Verhältnisse in der Umgebung von Lodz während des frühen Mittelalters" gelangen wir zu den eigentlichen Darstellungen. Trägt dieser Aufsatz mehr allgemeinen Charakter, — Arnold entwirft im Einklang mit seinen sonstigen Ansichten ein Bild vom Werden des Großgrundbesitzes, der sich in der langsam gerodeten Landschaft an Stelle der primitiven halbnomadischen Wirtschaft von Bauern: halb Ackersleuten und halb Sammlern, ausdehnt — so begründet Maksymiljan Baruch in überzeugender Weise, m. E. zu breit, die Ableitung des Namens Łódź vom Namen eines unbekannten Włodzisław, der einst hier eine Siedlung hatte. Kazimierz Kaczmarczyk ergänzt diese Ausführungen durch den von Baruch übersehenen Umstand, daß die Genealogie der Łodzia für die kritische Zeit genau sichergestellt ist und damit die Annahme einer Begründung des Orts durch einen Angehörigen dieser mächtigen Wappensippe ausgeschlossen wird: Gerward, der Bischof von Włocławek und seine Vorgänger waren keine Łodzia. Kaczmarczyk erzählt dann die Verleihung des Deutschen Rechts an Neu-Łódź (1387), das als selbständiger Ort neben das weiterbestehende Dorf Alt-Łódź tritt.

Die ausgezeichnete Abhandlung von Aron Alperin entwirft eine anschauliche Skizze über die Anfänge der jüdischen Gemeinde (1780/1822). Statistische Angaben, wertvolle kulturgeschichtliche Tatsachen können wir den hier abgedruckten Judenregistern von 1809 und 1821 entnehmen, vom genealogischen Interesse abgesehen, daß diese eingehenden Nachrichten über mehrere jüdische Familien, die später eine große Rolle spielten, außerdem erwecken. Wenn 1821 das Vermögen von 262 Juden 40 000 Gulden beträgt, bei den reichsten Familien je 6000, bei Armen oft nur 30 Gulden; wenn in der Rubrik Kleidung kein einziger als „sich christlich tragend" bezeichnet wird; und auch wenn nur 6 Juden ihre Kinder in die staatliche Schule schicken, wenn von 4 christlichen Schöffen zwei mit Kreuzen unterschreiben, so sind das Materialien für den Kulturgeschichtsschreiber, die beredter sprechen als lange Chroniken. Konarski bringt einen Bericht von Staszic über dessen Besuch in Lodz (1825). Józef Raciborski beschreibt, mit Zuhilfenahme von schönen Illustrationen, das alte Rathaus der Stadt, das 1826 erbaut und 1888 restauriert wurde. Der Krieg hat es hart mitgenommen. Notdürftig ein zweites Mal restauriert, dient das im edlen klassischen Stil errichtete Gebäude als Sitz mehreren städtischen Büros.

Zwei kleine Beiträge von Michał Witanowski und Aleksander Hoefig bringen einiges zur Teilnahme von Lodz am Aufstand von 1830. Ryszard Przelaskowski ruft einige Episoden des kirchlichen Lebens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Erinnerung. Es handelt sich um die Rolle des katholischen Klerus als eines tätigen und durch seine Stellung privilegierten Führers der polnisch nationalen Idee gegenüber den russischen Behörden und den von diesen beschützten deutsch-protestantischen Schichten der Bevölkerung. Mitunter hatten die Gegensätze auch soziale Färbung, wenn die Arbeiter, gefördert von der Geistlichkeit, mit den deutschen Fabrikanten um die Aufrechterhaltung der Sonntagsruhe stritten.

Von prinzipieller Bedeutung ist die vortreffliche Monographie des Lodzer Notgeldes in den Jahren 1861/1865, das damals von den Fabrikanten und Kaufleuten eigenmächtig ausgegeben wurde, um dem Bargeldmangel abzuhelfen und angesichts vieler Mißstände auf Drängen der Regierung aus dem Umlauf verschwand. Die meisten jener Geldscheine waren freilich nicht Geld im engeren Sinne, sondern sie bezeichneten sich als Sola-Wechsel.

Wincenty Łopaciński stellt aktenmäßig den gescheiterten Plan der Errichtung eines Polytechnischen Instituts in Lodz dar, mit dem die russischen Behörden während der Jahre 1864—1867 sich befaßten.

Die Untersuchung Edward Rossets über Lodz in den Jahren 1860—1870 vermittelt uns ein lebendiges Bild über das Wachstum und die Zusammensetzung der Bevölkerung in jener Epoche des allmählich sich verlangsamenden Aufschwungs, der die Stadt von 32 600 Einwohnern auf 47 600 brachte. Einige Ziffern seien hier genannt. 1857 hatte Lodz unter damals 26 000 Bewohnern nicht weniger als 10 700 Deutsche, und dieser Prozentsatz hat sich ungefähr bis zum Jahre 1870 erhalten. Die Polen zählten etwa dieselbe Zahl, während die Juden 20 v. H. der Bevölkerung ausmachten. Von den Deutschen waren fast alle Protestanten, unter den Polen gehörte die große Mehrheit dem Katholizismus an. Rosset gibt ferner Statistiken der Webereien — 1860 beschäftigten die 8 größten Unternehmer 1250 Arbeiter und sie produzierten für 1 335 000 Rubel Waren. Der Gesamtstand der Webereien betrug 1860: 149 Unternehmungen mit 8500 Arbeitern und 4 180 000 Rubel Produktionswert, gegen 1870: 284 Unternehmungen mit 7700 Arbeitern und 8 200 000 Rubeln Produktionswert. Man sieht aus diesen Zahlen den Einfluß der inzwischen vollzogenen technischen Revolution, des Ersatzes der Handarbeit durch den mechanischen Webstuhl. Auch Lodz hatte seine „Dreißiger"-Jahre in den Sechziger-Jahren und der Ausgang des ungleichen Kampfes der törichten Armut gegen Staat, Reichtum und Wissenschaft war wie in Schlesien. Am Aufstand von 1863, der auf den Handel nur kurz lähmende Wirkung übte, beteiligte sich Lodz mit großen Blutopfern, die aber ganz von der nationalpolnischen Minorität getragen wurden. Über die Kulturverhältnisse hören wir manches und kaum Erbaulicheres als in Alperins Artikel über die Juden. 1864 hatte die Stadt unter 43 500 Einwohnern 34 500 Analphabeten, 7600 konnten kaum lesen und schreiben, 1460 erreichten den Stand einer normalen Volksschulbildung. Diese Privilegierten waren bei den Juden 4,5 v. H., bei den Christen 3,1 v. H.! Es gab 19 Schulen, 30 Lehrer und 1850 Schüler. Nur eine Mittelschule mit deutsch-russischer Unterrichtssprache bestand bis zum Jahre 1866, in welchem dieser Realschule ein siebenklassiges Realgymnasium zur Seite trat, das nur kurze Zeit dauerte. Lodz hatte allerdings ein relativ gutes Theater, dafür nur eine in 300 Exemplaren deutsch erscheinende, seit 1865 dreimal wöchentlich erscheinende Zeitung. 1869 bekam es Gasbeleuchtung und Asphaltpflaster in einigen Straßen....

Mit einer Bibliographie zur Stadtgeschichte für das Jahr 1927 endet das inhaltsreiche Jahrbuch. Man kann ihm nur wünschen, daß es viele gleich wertvolle Nachfolger erhalte. Vielleicht ist auch der Wunsch gestattet, daß in ihm künftig sich Monographien einzelner Lodzer Groß-Unternehmungen und Familiengeschichten der führenden deutschen, polnischen, jüdischen Geschlechter finden mögen. So sehr das Bestreben zu begreifen ist, sich auf die älteste Vorzeit zu besinnen und ihrer zu rühmen: die Bedeutung der Stadt wurzelt doch im letzten Jahrhundert und diesem soll auch im wesentlichen der „Rocznik" gewidmet sein!

Wien. Dr. Otto Forst-Battaglia.

Archeion. Czasopismo naukowe poświęcone sprawom archiwalnym. (Archeion. Wissenschaftliche Zeitschrift für Archivwesen.) H. VIII. u. IX. Warschau, 1930 u. 1931. Im Verlage der Staatsarchive.



H. VIII. 1930. — Dr. Antoni Prochaska 1852 bis 1930. Bericht über die Sitzung der archivalischen Sektion des Vereines der Freunde der Geschichte in Warschau, welche am 6. November 1930 zu Ehren des unlängst verstorbenen Kustos des Lemberger Terrestralaktenarchivs Dr. Anton Prochaska veranstaltet wurde. Lebenslauf und große wissenschaftliche Verdienste des Verstorbenen, hauptsächlich auf dem Gebiete der Studien über die Vergangenheit Litauens, wurden in zwei Referaten, von H. Polaczek und J. Jakubowski, dargestellt. — Bańkowski P. Rückkehr in die Heimat nach hundert Jahren. Revindikation der aus Kongreßpolen nach dem Verfalle des Novemberaufstandes weggeführten Handschriften der ehemaligen Bibliothek des Generalstabs in St. Petersburg. (Powrót do kraju po stu latach. Rewindykacja rękopisów z b. Bibljoteki Sztabu Głównego w Petersburgu, wywiezionych z Polski po upadku Powstania Listopadowego.) Beschreibung der, in verschiedenen polnischen Sammlungen aufbewahrten Handschriften, welche nach 1830/31 nach Rußland abgeschoben und der Bibliothek des russischen Generalstabs einverleibt, jetzt aber auf Grund des Rigaer Vertrages an Polen ausgeliefert wurden; mit zwei Beilagen von St. Ptaszycki über A. Croiset van der Kop, eine auf dem Gebiete der Slavistik ausgezeichnete Gelehrte, und über die Verzeichnisse des litauischen Matrikelbuches. — Das Jahr 1830 in polnischen Staatsarchiven. (Rok 1830 w polskich archiwach państwowych.) Beschreibung der in den polnischen Staatsarchiven aufbewahrten und den Aufstand von 1830/31 betreffenden Archivalien. Gesammtarbeit unter der Leitung des Generaldirektors St. Ptaszycki, ausgeführt von Iwaszkiewicz J. (Archiv der alten Akten in Warschau), Moraczewski A. (Archiv für öffentlichen Unterricht in Warschau), Markiewicz A. (Finanzarchiv in Warschau), Groniowski St. A. (Hauptarchiv in Warschau), Kossowski A. (Lublin), Rosiak St. (Wilna), Kozłowska-Studnicka J. (Grodno), Pohorecki F. (Posen), Zborucki Z. (Lemberg). — Der offizielle Teil umfaßt: 1. Sitzungsbericht der VII. Session des Archivalrates vom 28. und 29. März 1930. — 2. Verordnungen des Ministers für Kultus und Unterricht. — 3. Auszeichnungen. — 4. Personalangelegenheiten. —

H. IX. 1931. — Jakubowski J. Staatsarchiv des Großfürstentums Litauen und seine Geschichte. (Archiwum państwowe W. X. Litewskiego i jego losy.) Die wichtigsten litauischen Urkunden, wie ständische Privilegien, Dokumente, welche die polnisch-litauische Union und auswärtige Angelegenheiten Litauens betrafen, waren ursprünglich im Landesschatze in Troki, dann in Wilna, unter der Aufsicht des jeweiligen litauischen Kanzlers aufbewahrt. Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts nahm die Familie der Fürsten Radziwiłł aus Nieśwież, deren Mitglieder meistenteils Träger des Kanzleramtes waren, die genannten Urkunden in Verwahrung und sicherte sich das Recht, dieselben zu schützen (durch ein gefälschtes königliches Privileg vom J. 1551). Seither bildeten diese Urkunden einen Teil des fürstl. Radziwiłł'schen Hausarchivs, welches früher in Nieśwież, jetzt aber in Warschau untergebracht ist. — Glemma T. Über ermländische Archive in Frauenburg. (O archiwach warmińskich we Fromborku.) Summarische Beschreibung der Bestände des bischöflichen und des Capitulararchivs in Frauenburg (Ostpreußen). — Koczy L. Polnische Akten im Staatsarchiv zu Kopenhagen. (Akta polskie w Archiwum państwowem w Kopenhadze.) Zusammenstellung der auf die polnische Geschichte bezugnehmenden Archivalien im genannten Archiv. — Kolankowski L. Polonica in estnischen Archiven. (Polonica w archiwach estońskich.) Kurze Besprechung der Publikation N. Treumuth's und O. Liiv's u. d. T. „Polonica im estl. staatl. Zentralarchiv. Anhang: Polonica in anderen Archiven Estlands". Tartus 1931. — Kaczmarczyk K. Zur Frage der Normierung der Qualität resp. des Formats des Schreibpapiers, der Tinte, des Schreibmaschinenbandes und Pauspapiers. (W sprawie ustalenia jakości względnie formatu papieru, atramentu, taśmy i kalki.) Verf. warnt vor Anwendung der Schreibutensilien minderwertiger Qualität in den Kanzleien der Behörden, da infolgedessen alle Amtspapiere, welche zur Aufbewahrung in den Archiven bestimmt

sind, sehr leicht der Vernichtung unterliegen können; der Gebrauch der entsprechenden Schreibutensilien soll demnach durch spezielle Verordnungen geregelt werden. — Der offizielle Teil umfaßt: 1. Bericht über die Wirksamkeit der Staatsarchivverwaltung im Jahre 1930. (Unter den Beilagen Verzeichnis der aus Rußland revindizirten Archivalien im Zeitraume 1922—1930 einschl.) — 2. Bericht über die Wirksamkeit einzelner Staatsarchive im Jahre 1930. — 3. Verzeichnis der Archivalbeamten am 1. Januar 1931.

Gleichzeitig mit dem IX. Hefte wurde Nr. XIV der Publikationen der Staatsarchive, enthaltend den Aufsatz Dr. T. Manteuffel's u. d. T. „Archives de l'Etat en Pologne. Origines, organisation et état actuel" (Warszawa, 1931) als Beilage versendet.

Lemberg. St. Zajączkowski.

Towarzystwo Naukowe Warszawskie: Roczniki Komisji Historycznej. — Tom I, zesz. 3, 4.:
Adam Wolff: Metryka Mazowiecka. Józef Siemieński i Adam Wolff: Najstarsze księgi krakowskie w Archiwum Głównem. — Warszawa. Kasa im. Mianowskiego 1929. 8⁰. 41, 131 S.

Während sich im Warschauer „Archeion" die methodischen Arbeiten und die übersichtlichen Inventare der großen Archive häufen, bereichert die historische Kommission des Warschauer Towarzystwo Naukowe die Archivkunde um wertvolle Beiträge. Die Studie Adam Wolffs gilt der Matrikel des Herzogtums Masovien. 19 Bände sind von diesem Register vorhanden. Sie reichen von 1414 bis 1526, also bis zur Vereinigung Masoviens mit der Krone Polen, freilich nicht ohne Lücken; und sie haben später einen integrierenden Teil der Kronmatrikel gebildet. Wolff hat die ursprüngliche Reihenfolge der Eintragungen rekonstruiert und er unterrichtet uns in einer sorgfältigen Abhandlung über die Anlage des Registers, besonders über dessen rechtsgeschichtliche Bedeutung. In das Kanzleiwesen am masovischen Herzogshof gewinnen wir genügenden Einblick. Das zweite Heft der hier anzuzeigenden Beiträge schildert die im Warschauer Archiwum Główne befindlichen, unter die Register des iudicium assessoriale bzw. in die des Königlichen Schatzmeisters verirrten ältesten Krakauer Gerichtsbücher. Akten des Grod und des Terrestraltribunals, aus der Zeit von 1374 bis 1408. Die Untersuchung dieser Archivalien hatte insofern praktische Bedeutung, als nach Feststellung der Provenienz, der Wanderungen und der ursprünglichen Wesenheit diese verlorenen Sprößlinge der Krakauer Gerichtskanzleien auf Befehl des Ministers für Kultus und Unterricht nach 164 jähriger Abwesenheit den Rückweg in ihre Heimat antraten. Nun sind sie wieder mit ihren Gefährten im Archiwum Ziemskie vereinigt.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Czesław Gutry: Projekt wydawnictwa bibljografji regjonalnej. — Warszawa 1929. 8⁰, 36 Seiten.

Zu welchen sonderbaren Folgerungen das Streben nach Originalität um jeden Preis führen kann, ersieht man, angewandt aufs Bibliographische, aus dieser Broschüre. Sie vertritt den Gedanken, es möge die gesamte polnische Bücherproduktion — und wenn der Einfall Beifall findet — die Bücherproduktion der ganzen Welt, nach dem streng eingehaltenen Territorialprinzip registriert werden. Und zwar soll der Gegenstand des betreffenden Buchs über seine Eingliederung entscheiden. Das mag noch hingehen, wo es sich um Werke historischen, geographischen, juristischen Inhalts handelt. Was aber, um Himmels willen, mit physikalischen, medizinischen Schriften, was mit Gedichten und Dramen anfangen. Es geht doch nicht an, wie das Gutry unternimmt, ein Buch Professor Neumanns über die Heilung der Paradontos durch radikale chirurgische Operation in die Rubrik „Deutschland" gemeinsam mit einem Buch über das deutsche Schulwesen und

mit einem Buch über die Intelligenz der Kinder, das aus dem Deutschen übersetzt ist, einzureihen; das Drama „Don Quijote“ von Miłaszewski mit einem Handbuch der spanischen Sprache unter Spanien zusammenzukoppeln usw. Es bleibt dabei, daß die Registrierung nur entweder ganz mechanisch in alphabetischer Reihenfolge nach den Namen der Autoren zu geschehen hat (wobei ein Verzeichnis der Schriften nach Materien anhangsweise beizugeben wäre) oder aber, daß man sich von vornherein zu der Trennung in Materien bequemt, während ein alphabetisches Register der Verfasser schnelle Übersicht gestattet. Abgesehen von der unfreiwilligen Komik der rein äußerlichen Verknüpfung von Nichtzusammengehörigem muß man doch beachten, daß eine Menge von Druckerzeugnissen der territorialen Etikettierung spotten. Zudem, welche Fülle von Kenntnissen wäre auf seiten des Registrierenden erforderlich, um keine Schnitzer zu begehen. Jedenfalls mehr Kenntnisse, als sie Gutry besitzt, der z. B. eine Publikation des polnischen Mufti hochgemut unter dem Schlagwort „Karaim“ mitteilt.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Theodor Grentrup: Das Deutschtum an der mittleren Donau, in Rumänien und Jugoslawien unter besonderer Berücksichtigung seiner kulturellen Lebensbedingungen. — Münster, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1930. 336 Seiten.

Grentrup hat sich durch zahlreiche Arbeiten über die kulturelle Lage des Auslandsdeutschtums bekannt gemacht. Es handelt sich in dieser Darstellung um die „Schwaben“, die durch die Friedensverträge zum größten Teil an Rumänien und Jugoslavien gefallen sind. Die Gesamtzahl der Deutschen in Großrumänien beträgt rund 800000, in Jugoslawien etwa 700000. Der Konfession nach leben in Rumänien 340082 Evangelische, 412600 Katholiken, in Jugoslavien zählt die evangelische Bevölkerung rund 120000 Mitglieder, die katholische rund 400000. Einen umfangreichen Teil nimmt deshalb auch das Kapitel: Religion und Religionsgesellschaften ein, obwohl sich dieses hauptsächlich nur mit der katholischen Kirche befaßt. Dies hätte auch im Titel des Buches zum Ausdruck kommen müssen. In der Ausbildung des Klerus ist folgende Tatsache beachtenswert: Während in Temesvar bis zum Jahre 1918 als Unterrichtssprache das Latein und Magyarische diente, wird jetzt in der überwiegenden Zahl der Fächer in deutscher Sprache doziert. Während in Rumänien auch der Zahl nach für die Heranbildung eines Klerus für die deutschen Ortschaften genügend gesorgt ist, läßt gerade dieser Punkt in Jugoslavien „ungefähr alles zu wünschen übrig“.

Völkerrechtliche Bestimmungen sichern der religiösen Minderheit in Rumänien wenigstens theoretisch die gleichen Rechte wie der Landeskirche. Im Verfassungsrecht vom Jahre 1923, im allgemeinen Kultgesetz vom Jahre 1928, in dem 1929 ratifizierten Konkordat wird die Rechtsstellung der Kirchen und Religionsgemeinschaften näher umschrieben. Für die Stellung des jugoslavischen Staates zu den Kirchen gilt das Verfassungsgesetz vom Jahre 1921. In Jugoslavien sind auch die finanziellen Zuwendungen an die religiösen Minderheiten sehr gering, während in Rumänien besonders seit dem Jahre 1928 erhebliche Zuschüsse gezahlt werden. Die Agrarreformen haben in Rumänien und Jugoslavien der kath. Kirche bedeutende Verluste gebracht, die rumänische Regierung hat sich auch hier in der Entschädigung entgegenkommender gezeigt als die jugoslavische.

Über das Schulwesen der Minderheiten bestehen völkerrechtliche Grundlagen, die von den Minderheiten als Minimum angesehen werden, während die zuständigen Regierungen sie als Maximum auffassen. Die Deutschen stehen besonders in Jugoslavien auf einer viel höheren Bildungsstufe als die andere Bevölkerung. Grundsätzlich wird in Rumänien und Jugoslavien den Minderheiten das Recht zuerkannt, den Elementarunterricht in der Mutter-

sprache zu erteilen. Ministerialverordnungen haben in der Praxis dagegen dieses Recht stark durchlöchert. Für die Erhaltung des Deutschtums sind die konfessionellen Schulen von großer Bedeutung. In Jugoslavien sind die konfessionellen Schulen gänzlich aufgehoben worden, in Rumänien steht es auch hier besser.

Ausführlich behandelt der Verf. noch das Sprachenrecht, die Presse und das Vereinswesen (politische, kulturelle, soziale, wirtschaftliche und kirchliche Organisationen). Ein reger Organisationsgeist hat die Deutschen im Banat zu einer auch politisch beachtenswerten Gemeinschaft geführt.

Das Buch ist ein erfreuliches Zeugnis für die Kämpfe und Strebungen der deutschen Stammesbrüder in Rumänien und Jugoslavien. Die Literaturangabe ist nicht ganz vollständig, ich erwähne nur die von dem Anonymus Transsilvanus Viator herausgegebenen Schriften: Le concordat des Roumains, Budapest 1921 und In Siebenbürgen 1921.

Breslau. F. Haase.

IV
ZEITSCHRIFTENSCHAU

Polen

Juljan Talko-Hryncewicz: O wpływach kulturalnych i antropologicznych wschodu na ludność Polski i Litwy. (Über die kulturellen und anthropologischen Einflüsse des Ostens auf die Bevölkerung Polens und Litauens.) — Przegląd Współczesny Bd. 28 (1929), S. 144—154.

In den „Izvestija" der Gesellschaft zur Kunde Azerbejdžans, die zu Baku erscheinen, finden sich zwei Abhandlungen von Samojlovič und Aleksandrovič-Nasyfi über die litauischen Tartaren, die Talko Hryncewicz seinen Ausführungen zugrunde legt. Wir erfahren sehr Wertvolles über den Ursprung der in die polnisch-litauische Zivilisation hineinverschlagenen erst heidnischen, dann mohammedanischen Splitter des Turkvolkes. Sie haben längst ihre eigene Sprache verloren — die ein kipčakischer Dialekt gewesen ist — und nur in Sitten, Gebräuchen, im Typus hat sich die Sonderart erhalten. Andere, weit zahlreichere Tartaren: Reste der Polovcer usw. sind spurlos in der Bevölkerung des Karpathenvorlands verschwunden. Eine merkwürdige Tatsache hat Talko-Hryncewicz unterlassen, dieser Assimilation nach jeder Hinsicht fremder Elemente gegenüberzustellen: die bis heute fortdauernde, auch sprachliche Sonderstellung der Karaim, tartarischer Juden, die einen Krym-Dialekt reden und weder in der Masse der Juden, noch in der von Polen oder polonisierten Tartaren aufgegangen sind.

Otto Forst-Battaglia.

Henryk Barycz: Jak Heidenstein został historykiem. (Wie Heidenstein zum Geschichtsschreiber wurde.) — Pamiętnik Literacki Bd. 26 (1929), S. 213.

Über die Jugend des berühmten Historikers und Diplomaten wissen wir wenig. Aus deutschen und italienischen Universitätsmatrikeln erfahren wir nun manches, das der Beachtung wert ist. So, daß sich Heidenstein stets als Deutschen bezeichnete und fühlte; seine Studien in Königsberg, Wittenberg, Padua, seine Reisen in Italien, tragische Erlebnisse während einer heftigen Epidemie. Im Jahre 1579 nahm der künftige Biograph Báthorys als Führer der deutschen „Nation" an einem Streit mit den französischen Hörern lebhaften Anteil. Auch mit den Polen, und speziell mit Zamoyski, den er später verherrlichen sollte, geriet er damals in Konflikt. Ende 1579 reiste er nach Frankreich. 1582 treffen wir ihn am polnischen Hofe. Von da an sind seine Schicksale genügend bekannt.

Otto Forst-Battaglia.

Józef Birkenmajer: Jeszcze o akrostychach Kochanowskiego. (Nochmals die Akrostichen Kochanowskis.) — Ruch Literacki Bd. 4 (1929), S. 93—94.

Zygmunt Hajkowski: Akrostychy Jana Kochanowskiego. (Die Akrostichen Kochanowskis.) — ibid. S. 1—5.

Hajkowski hat drei Akrostichen unter den Gedichten Kochanowskis entdeckt und er sucht diesen einiges zur Biographie des Poeten abzulesen. Die Anfangsbuchstaben der „Pieśń żałobna" „Kto kiedy miał słuszniejszą przyczynę płakania" ergeben „Krzistof Radziwiłł". Die Klage bezieht sich also wohl auf dessen erste Gattin und muß 1576 geschrieben sein (Anna Radziwiłł starb in diesem Jahre). In der Pieśń X ist ein Akrostichon „Jagnieśka Kriska" auf die Gattin eines Jakób Uchański und Schwester des Kochanowski befreundeten Wojciech Kryski. Das dritte Akrostichon ist einigermaßen rätselhaft. Es lautet: „Katarzina Jan Wodinzka. Birkenmajer sieht hier eine Verknüpfung des Namens einer Katarzina (Katarzyna) Wodinzka (Wodyńska) mit dem sie bewundernden Jan ... Kochanowski. Zweifellos richtig. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Bodniak: Nieznany druk Bartosza Paprockiego. (Ein unbekannter Druck Bartosz Paprockis.) — Pamiętnik Literacki Bd. 26 (1929), S. 81—83.

Jan Janów: Z dziejów polskiej pieśni historycznej. (Aus der Geschichte des polnischen historischen Liedes.) ibid. S. 123—163.

Der Aufsatz von Janów handelt über den „Nieznany Śpiewnik historyczny z XVI wieku", den Gloger herausgegeben hat und dessen Autor Teodor Zawacki war, von dessen „Porządek y Rozrodzenie książąt y królów Polskich" (1611) die Publikation Glogers von 1905 sich herleitet.

Bodniaks Spüreifer hat einen Estreicher unbekannten Druck in der Bibljoteka Kórnicka entdeckt: „Vesele bogin", 1581 erschienen, 12 Seiten, von Paprocki verfaßt und Zamoyski gewidmet.

Otto Forst-Battaglia.

Karel Krejčí: Poláci v Čechách v době povstání listopadového a „velké emigrace". — (Die Polen in Böhmen zur Zeit des Novemberaufstandes und der „großen Emigration", Jubiläumsstudie.) — „Slovanský Přehled" Jahrg. XXII (1930): 504—509, 583—598, 670—678, 721—741.

Die Arbeit ist intendiert als Ergänzung einer vor zwei Jahren an gleicher Stelle erschienenen Studie desselben Verfassers „První krise našeho slovanství", und zwar auf Grund bisher unbenutzten und auch größtenteils unbekannte oder unbeachtete Tatsachen enthaltenden Aktenmaterials aus den Archiven, vornehmlich des Prager Innenministeriums, ferner des Krakauer Czartoryski-Museums.

Trotz des im Wiener Kongreß und in der Heiligen Allianz verkörperten scheinbaren dauernden Sieges der alten Gewalten über die Ideen der französischen Revolution gab es sozusagen eine „erste Internationale" freiheitlicher, national und demokratisch gesinnter Menschen, die heimlich und unterirdisch weiter für ein freies Europa arbeiteten. Die herrschenden Machthaber konnten in ihrer Bekämpfung dieser Bestrebungen nicht immer ganz konsequent bleiben, da sie, untereinander selbst uneinig, nicht selten zu dem Mittel griffen, die im eigenen Lande verfemte Richtung oder ihr Analogon im Lande des Gegners zu begünstigen. Krejčí erinnert an die Förderung freiheitlicher Bestrebungen in Griechenland, Italien, Spanien und selbst Deutschland durch Alexander I. Metternich revanchierte sich für diese russische Politik, indem er während des Polenaufstandes eine Haltung ein-

nahm, die bei aller im Interesse der heimischen Ruhe gebotenen Vorsicht doch zweideutig genug war, um mit der unbedingt polenfeindlichen Haltung etwa Preußens scharf zu kontrastieren. Während er den offiziellen Abgesandten der polnischen Revolutionsregierung, den Grafen Jelski, internieren ließ, verhandelte er heimlich mit Andrzej Zamoyski. Schließlich wurde ihm die Gefahr einer revolutionären Ansteckung freilich zu ernst, zumal er die böhmischen Länder, die als einziges in Frage kommendes Durchgangsland von Westeuropa nach Polen besonders exponiert waren, ohnehin — schon im beschaulich-idyllischen Anfangsstadium der nationalen Wiedergeburt — von „Jakobinern" durchsetzt sah. Und so trafen die österr. Behörden denn doch bald ernsthafteste Anstalten, um die Durchreise revolutionärer Elemente durch Böhmen nach Polen zu verhindern. Krejčí schildert u. a. den Fall des Franzosen Louis Biré, der dann doch nach Krakau durchkam und eine Anleihe von 4 Mill. Pfd. Sterling mitbrachte, von der Fahndung auf das „Individuum" J. U. Niemcewicz, von dem „äußerst exaltirten und intriguanten Menschen" Fellmann (Fehlmann, Feldmann?), der trotz ordnungsmäßigen französischen Passes nicht durchgelassen wurde... Den Paß-Schikanen folgte ein Verbot der Ausfuhr von Waffen und Pferden nach Polen, das um so mehr Arbeit machte, als nicht nur wirkliche Lieferungsabsichten bestanden, sondern aus spekulativen Gründen auch noch falsche Gerüchte von solchen in Umlauf gesetzt wurden. Natürlich blühte der Schmuggel: Baumwollspinnmaschinen und — Sektflaschen mußten als Camouflage herhalten; noch mehr aber blühte womöglich die Spionenriecherei, die hinter den harmlosesten englischen Städtenamen in Geschäftsbriefen Lemberg oder Krakau vermutete. Nüchterner beurteilten die österr. Behörden die Teilnahme von vier verkrachten čechischen Studenten am Polenaufstand, die der Warschauer Optimismus nach Zahl und Bedeutung ungeheuerlich übertrieben hatte. Eine panische Angst dagegen bewiesen sie — im Einklang mit der Generaltendenz des Regimes — vor literarischen und künstlerischen Erzeugnissen, die irgendwie geeignet waren, der Sympathie mit der Revolution verdächtig zu erscheinen, mochte es sich um Gedichte von Victor Hugo, um ein Volkslied auf einen wegen Ermordung seiner Geliebten zum Tode verurteilten Soldaten oder um — Tabakspfeifen mit dem Bilde Napoleons handeln.

Auch nach Niederwerfung des Polenaufstandes waren die Metternichschen Behörden nicht sorgenfrei. Die 20 000 auf österr. Gebiet übergetretenen Aufständischen galten weithin als möglicher Herd einer Weltrevolution, und man trachtete danach, sie möglichst rasch nach Frankreich abzuschieben. Die Wartezeit war für alle Beteiligten weder angenehm noch ehrenvoll. Die österr. Behandlung zeichnete sich nicht gerade durch besondere Rücksichtnahme aus, aber auch die Polen, welche von französischer Seite nunmehr erhebliche, allerdings sozial ungeheuerlich differenzierte Unterstützungsgelder bekamen, legten zeitweise statt der erwarteten nationalen Trauer eine zügellose Genußsucht an den Tag. Noch harrte ihrer eine Tortur: während man in Österreich die damals wütende Cholera offiziell nicht für ansteckend hielt, mußten sie sich an der bayrischen Grenze einer Quarantäne unterziehen, und zwar in Lagern, die nach dem Zeugnis des Generalmajors Welden schlimmer waren als in Albanien oder Bosnien, vor Schmutz und Ungeziefer starrten, jeder ärztlichen Hilfe entrieten und so eher geeignet waren, das gerade Gegenteil ihres Zweckes zu befördern.

Der letzte Teil von Krejčís Abhandlung ist vorwiegend Einzelschicksalen gewidmet. Zunächst muß grundsätzlich gesagt werden, daß insofern eine große Möglichkeit für Individuen bestand, sich von dem bisher geschilderten Kollektivschicksal zu eximieren, als die Pässe großenteils ohne Personalbeschreibung ausgestellt wurden und zudem jeder Offizier zwei Diener mit sich nehmen konnte, welche überhaupt keine Legitimation benötigten. Individuell waren natürlich auch die Schicksale derjenigen, die, durch führende Beteiligung am Aufstand oder hohe gesellschaftliche Stellung exponiert, die besondere Aufmerksamkeit der Behörden erregten. Verf. schildert eine Reihe dieser Schicksale. Am interessantesten ist die Verhaftung von Konrad Przywarski, weil sie mittelbar zum Vorgehen gegen eine Reihe von Čechen

Veranlassung gab, deren Namen in einer Aufzeichnung Przywarskis gefunden wurden. Wir hören u. a. von dem früh verstorbenen charakterfesten Revolutionär Em. Müller, wir hören auch von Fällen kleinmütiger Verzagtheit (Ferd. Lauterbach) und endlich von der charakterlich wie intellektuell gleich hervorragenden Haltung des jungen Brauner, der schon ganz eine kommende Generation verkörpert, die nicht mehr schwärmt, sondern handelt.

Leopold Silberstein.

Stanisław Adamczewski: Pojęcie romantyzmu u Stanisława Brzozowskiego. (Der Begriff der Romantik bei Stanislaw Brzozowski.) — Przegląd Współczesny Bd. 30 (1929), S. 31—52.

Witold Klinger: Czy czas już zamknąć sprawę Stanisława Brzozowskiego? (Ist es schon Zeit, den Fall Brzozowski abzuschließen?) — ibid. Bd. 27 (1928), S. 470—481.

Eugenjusz Krasuski: W sprawie Towarzystwa im. St. Brzozowskiego. (Über eine Brzozowski-Gesellschaft.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 43.

Der Fall Brzozowski (den man beschuldigte, russischer Spitzel gewesen zu sein), spukt noch immer in der polnischen Literaturgeschichte. Das letzte Wort ist nicht gesprochen. Wäre es aber auch für den Menschen ungünstig — „auch Patroklus ist gefallen ...“ und Kaczkowski, Murger waren österreichische, russische Geheimagenten —, so raubte es dem polnischen Georges Sorel nichts von seiner Bedeutung als Ästhetiker und Politiker im Stil der französischen Maurras und Lasserre. Ja in Brzozowskis erbitterter Ablehnung der Romantik als einer verderblichen Täuschung können wir, wäre er erwiesen, die Wurzel des „Verrats“ erblicken, der sicher nicht aus gemeinen Motiven geschah. Brzozowski: ein Wielopolski der Literatur. Doch ob diese Formel ausreicht, die Begründung einer Brzozowski-Gesellschaft zu fordern? Dafür war die Leistung des Schriftstellers eine zu wenig originelle und der Mensch zu klein, der sie vollbrachte.

Otto Forst-Battaglia.

Ludwik Kamykowski: Czajkowski i Ludwika Śniadecka. (Czajkowski und Ludwika Śniadecka.) — Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 233—234.

In der Bibljoteka Krasińskich zu Warschau findet sich ein Brief Sadyk-Paschas, der als Czajkowski der polnischen Literaturgeschichte angehört, und in diesem hier abgedruckten Schreiben, dem das Testament Ludwika Śniadeckas beigefügt ist, lesen wir die Schilderung des Todes der zarten Frau, die in der Geistesgeschichte der polnischen Romantik eine so bedeutende Rolle spielte. Der Brief, am 29. Januar 1866 zu Konstantinopel geschrieben, eine Woche nach dem am 22. eingetretenen Tod, ist an Konstanty Baliński, einen Neffen der Verstorbenen, gerichtet und französisch abgefaßt („car j'ai oublié le russe, et je ne veux pas me servir du polonais pour ne pas vous donner des embarras“). Der Abdruck hat zahlreiche Lesefehler. Ich notiere: Zeile 2 „mes“ statt „me“; Zeile 15 „quad“ statt „quat“ (für richtig „quant“), 16 „veut“ statt „veux“, 17 „ambarras“ statt „embarras“, der unleserliche Ausdruck Z. 19 heißt „croire“. Z. 12 und 13 die Beistriche vor und nach „son avoir“ zu streichen. Im Testament (S. 234), „ouverte“, das mit Fragezeichen versehen wurde, ist richtig gelesen und heißt, was Kamykowski nicht weiß, „seziert“. „ni sensilie“, mit dem der Herausgeber nichts anzufangen vermochte, soll richtig heißen „ensevelie“.

Otto Forst-Battaglia.

Zygmunt Szweykowski: Pozytywizm polski. (Der polnische Positivismus.) — Przegląd Współczesny Bd. 28 (1929), S. 406—419.



Szweykowski beginnt mit der richtigen Feststellung, daß der polnische Positivismus sich vom westeuropäischen durch seinen wesentlich praktisch-politischen Charakter unterschieden habe. Er ist nicht aus Spekulationen erwachsen, sondern aus der traurigen Erfahrung mit der Romantik. „Verflucht seien die Illusionen." Der Autor weist auf die Parallele zur Epoche des Vierjährigen Reichstags hin und wirklich ist die Übereinstimmung auffallend. Noch stärker als es Szweykowski in seiner Ehrenrettung des Positivismus möchte. Wieder ein zutreffender Gedanke, daß der Positivismus, trotz allem, romantischen Hochflug zu einem Ideal bedeutet. Bekannt ist dagegen die stets wiederkehrende Tatsache, daß eine zunächst auf materiell greifbare Erfolge gerichtete Geistesströmung die Naturwissenschaften begünstigt, daß ferner die Schlagworte des Materialismus in jenen Zeiten besondere Anziehungskraft ausüben; daß sich Literatur und Kunst mehr mit den wirklichen Problemen der Gegenwart beschäftigen und der Roman in Blüte kam. Dem ausgezeichneten Artikel fehlt eines: die Erkenntnis, daß sich auf polnischem Boden jedes System in eine romantische Manifestation des Genius loci verwandelt. Otto Forst-Battaglia.

Tadeusz Makowiecki: Dwie autobiografje Teodora Tomasza Jeża. (Zwei Selbstbiographien von Teodor Tomasz Jeż.) — Ruch Literacki Bd. 4 (1929), S. 77—82.

Zu gleicher Zeit, da Lewak über den handschriftlichen Nachlaß des Romanciers Jeż Mitteilung machte, welches Material die Rapperswiler Bibliothek verwahrt, die nun nach Polen überführt worden ist („Insurrekcje" 1929, Heft 1), publiziert aus dem Besitz der Tochter Jeżs Makowiecki zwei Autobiographien, die eine aus der Zeit von etwa 1875, die zweite aus dem Jahre 1903 stammend. Die Angaben Jeżs sind sachlich und zuverlässig. Die zweite Biographie, ausführlicher gehalten, ergänzt die erste; freilich nicht zeitlich, denn auch im späteren Manuskript bricht die Darstellung mit 1875 ab. Der Herausgeber sündigt durch die schon gewohnte Unkenntnis allgemeiner Geschichte, wenn er die Erwähnung der weltberühmten Alabama-Streitfrage mit erstauntem Fragezeichen versieht.

Otto Forst-Battaglia.

Julja Dickstein-Wieleżyńska: Asnyk a przyroda. (Asnyk und die Natur.) — Przegląd Współczesny Bd. 30 (1929), S. 257—281.

Die Studie weitet sich zur Darstellung von Asnyks Weltanschauung und Künstlertum. Sucht man nach einer verwandten Natur, so sehen wir sofort Haeckel vor uns, der ein Dichter war und, wenn ein Priester vermeinter Wahrheit, so noch mehr einer der unvergänglichen Naturschönheit. Mit Recht wendet sich die Autorin gegen Asnyks angeblichen Pantheismus und seine Zurechnung zum landläufigen Positivismus. Er war ein Monist reinsten Wassers, ein Pan-en-theist pessimistischer Färbung, kein rosigblickender Pantheist. Er kam von Spinoza, nicht von Rousseau.

Otto Forst-Battaglia.

Cristina Agosti Garosci: Maria Konopicka e le sue liriche „Italia". — Rivista di letterature slave. Anno 4, 2—3 (1929), S. 176—193.

Der politische Druck, der auf Polen gelastet, hat es, nach Meinung der Verf., mit sich gebracht, daß Literatur und Sprache Polens im Westen und in Italien so unbekannt geblieben sind. Die Konopnicka hätte längst eine Stellung in der Weltliteratur neben den wenigen großen Dichterinnen, die es gibt, verdient. Durch ihre Dichtungen „Italia" steht sie von vornherein dem Italiener sehr nahe. In ihr poetisches Schaffen ist nur ver-

schwindend wenig aus ihrem Leben als Frau gedrungen, ihr Fühlen und Denken war von jedem Egoismus frei und nur erfüllt von Liebe und Mitleid für alle Leidenden. Auch im Kampf der Frau um ihre Rechte ist sie nie agitatorisch hervorgetreten, obgleich sie für die Frau, namentlich die des Volkes, das wärmste Mitgefühl besessen und bewiesen hat. Ihre Weltanschauung war anthropozentrisch, aber niemals egozentrisch. Die Eindrücke der Jugendzeit im Gefolge des verunglückten Aufstandes von 1863 haben unverlöschliche Spuren in ihr hinterlassen. Die verzweifelte Stimmung der, Gott um all das Menschenleid anklagenden, Dichterin drückt sich, bei all ihrem Streben nach Besserung der Lage der untersten Volksschichten, keineswegs im Sinne des Klassenkampfes aus. In „W starym apsydzie" legt Christus seine Hände auf das Haupt eines Sklaven und eines Königs: Leid tragen sie beide, nur von anderer Art. Nach und nach dringt bei der Konopnicka die Überzeugung durch, daß Gottes Schweigen dem ganzen Leiden der Menschheit gegenüber nicht Gleichgültigkeit ist, sondern eine Bewertung dieses Leidens über die Grenzen von Zeit und Raum hinaus bedeutet, (in „Ja się nie skarżę"). Sie endet nicht bei dem gleichen Pessimismus wie Leopardi, teilt aber dessen Wunsch nach Solidarität der Menschheit dem Leiden gegenüber.

In „Willa Wolkońskich" nimmt Verf. Anstoß an der Anspielung auf Mickiewicz' Liebe zur Fürstin Zinaida. Wie schon Julia Dickstein-Wieleżyńska (Konopnicka. Warsz. 1927) bemerkt, fehlt bei der Konopnicka das geistige Band zur Mythologie. Die italienischen Dichtungen beweisen das; auch auf einem Boden, wo der Mythos lebendig geblieben zu sein scheint, blieb er für sie leere Maskerade. In den drei Faungedichten dringen wieder die heimatlichen Zweifel an die Oberfläche. (Es sei darauf hingewiesen, daß gerade diese Faungedichte erkennen lassen, daß manche der italienischen Dichtungen nicht unmittelbar unter dem Eindruck des in Italien Geschehenen entstanden sein können. Es ist nachgewiesen, daß die Reiseerinnerungen die Dichterin im Stich gelassen haben. Sie hat versehentlich die Faunfiguren nicht in Italien befindlicher Statuen in ihre Gedichte mit einbezogen. Vergl. Poezye. T. 2. Warsz. Gebethner & Wolff. 1915.)

Piotr Grzegorczyk: Nieznane listy Marji Konopnickiej. (Unbekannte Briefe von Marja Konopnicka.) — Ruch Literacki Bd. 4 (1929), S. 144—148.

Kulturhistorisch interessanter Beitrag zur Finanzgeschichte der polnischen Literatur. Die Konopnicka leitete in den achtziger Jahren eine Frauenzeitschrift. Der Publizist Aer-Rzążewski sollte der Dichterin französische Korrespondenzen über Pariser ehrbaren Tratsch liefern ... fünf Kopeken die Zeile, wobei im Falle der Nichtkonvenienz zwar nicht das Geld, doch der Artikel zurückgesandt wurde. Nebenbei erfahren wir, daß für Übersetzungen ... eine Kopeke die Zeile gezahlt wurde. Der Beschluß eines weisen Redaktionsausschusses, daß — swój ku swemu — künftig nur Frauen in der Frauenzeitschrift für Frauen über Frauen schreiben sollten, beraubte den unseligen Aer-Rzążewski des so ehrenvollen und glänzend honorierten Pariser Postens. Übrigens belehrt uns der Briefwechsel noch, daß — worüber wir schon einigermaßen orientiert waren — der Konopnicka die „janze Richtung" des Göttlichen Weltregiments nicht paßte und daß die Herausgeber einer polnischen literarischen Fachzeitschrift nicht wissen, wer Meissonier ist. Otto Forst-Battaglia.

Janina Znamirowska: O nieznanych wierszach Augusta Cieszkowskiego. (Über unbekannte Gedichte August Cieszkowskis.) — Ruch Literacki Bd. 4 (1929), S. 44—46.

Es werden ein patriotisches Gedicht volkstümlichen Tones und ein satirischer Monolog Bismarcks abgedruckt, dem ein wenig geistvoller Geist antwortet.



Abfassungszeit des genug häßlichen politischen Liedes: kurz nach Bismarcks Canossarede, also im tobenden Kulturkampf. Der übliche sinnstörende Lesefehler: Acheronta „morendi“ statt „movendi“.

Otto Forst-Battaglia.

Ettore Lo Gatto: Sieroszewski e „Il Diavolo Straniero“. — Rivista di letterature slave. Anno 4, 4 (1929), S. 248—253.

Die sozialistischen Ideen Westeuropas haben richtunggebend auf Żeromski und Sieroszewski eingewirkt, jeder von beiden hat sie aber, gemäß seiner Wesensart, verarbeitet. Żeromski ist romantisch eingestellt, seine von der Ideologie des Sozialismus beherrschten Helden, wie z. B. in „Doktor Piotr“, opfern das eigene Glück, ohne auch nur für die ferne Zukunft an eine Verwirklichung ihrer Pläne zu glauben. Sieroszewski steht dem Leben realistisch gegenüber. Seine Helden kennen keine sozialistische Ideologie, sie verwirklichen aber in der Primitivität ihres Lebens die Lehrsätze des Sozialismus, kämpfen gegen Unterdrückung und Ausbeutung. Wie weit diese Verwirklichung dem entspricht, was bei Befolgung der Doktrin herauskommen würde, bleibt fraglich, das Wichtigste ist aber, daß der Dichter für die von vornherein gehegten Illusionen in der Wirklichkeit eine Rechtfertigung gefunden hat. Die Tatsache, daß seine Erzählungen zumeist auf exotischem Boden sich abspielen, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie doch realistisch sind, denn S. hatte sich in diese halbwilde Welt ganz eingelebt. Da es sich in ihr nicht um Klassenkampf handelt, sondern um die Betätigung eines ihr eigenen Ideals, gelangt S. schließlich, auf dem Umweg über ursprünglich sozialistische Ideen, wieder zur nationalen Idee Polens. Die von ihm geschilderten Jakuten, Kaukasier usw. bleiben aber, ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zum eigenen Volkstum, doch in erster Linie menschliche Wesen. Verf. glaubt, daß gerade deshalb Sieroszewski so stark auf die Bildung des polnischen Geistes eingewirkt hat, seiner Meinung nach ist vor ihm eine so enge Verbindung realistischer Schilderungen der Außenwelt mit einer zugrunde liegenden Idee in der polnischen Literatur nicht anzutreffen. Am stärksten kommt das in „Il diavolo straniero“ (Jang-Guy-Tzy? Deutsch: Die Teufel von jenseits des Meeres) zum Ausdruck. Hier zeigen sich die zwei Elemente seiner Persönlichkeit im besten Lichte: die Beobachtungsgabe des Ethnographen, welche seiner realistischen Kunst als Grundlage dient, und die Kraft seines Idealismus. Das Buch ist von Janina Gromska ins Italienische übersetzt worden.

Emmy Haertel.

Adam Grzymała Siedlecki: Rodowe gniazdo Reymontów. (Das heimatliche Nest der Reymont.) — Tęcza 1928, Nr. 37.

In einer Entfernung von 10 Kilometern von Radomsk liegt das Dorf Gidle. Dem dortigen Dominikanerkloster soll der Prior der Jasna Góra, Kordecki. einen gefangenen schwedischen Reiter zum Geschenk gesandt haben, der den Namen Balcer führte. Von ihm stammt angeblich eine Familie Bańcer, die erblich das Amt des Gutsverwalters (podstarości) beim Dominikanerkloster bekleidete. Einer der Bańcer, die sich auch Bańcerek hießen, habe von seinem gewohnten Fluch „Niech cię rejment djabłow porwie“ (Ein Regiment Teufel soll dich holen), den Beinamen Rejment bekommen. Wer nur einigermaßen mit genealogischen Dingen vertraut ist, wird diesen Sagen keine weitere Beachtung schenken. Siedlecki nimmt sie zu ernst. Mehr Wert hat die vermutlich aus den Kirchenbüchern geschöpfte Nachricht über Urgroßvater, Großeltern und Vater des Autors der „Bauern“, der demnach aus wohlhabender zwischen Landleuten und Kleingutsbesitzern die Mitte haltender Gutsbeamtenfamilie stammte, die freilich in der letzten Generation verarmt war. Über den Ursprung des Namens Rejment (Reyment), den erst der Dichter in das französich klingende Reymont umwandelte, erfahren wir leider nichts.

Otto Forst-Battaglia.

Witold Noskowski: Książka prawdy i marzeń. (Ein Buch der Wahrheit und der Träume.) — Tęcza 1928, Nr. 46.

Derselbe: Ksiądz Kano. (Hochwürden Kano.) — ibid. Nr. 47.

Emil Zegadłowicz: Słowo w Słowo". (Ein Wort im „Słowo".) — ibid. Nr. 44.

Noskowski zeigt an der autobiographischen Erzählung „Żywot Mikołaja Srebrempisanego" den doppelten Aspekt Zegadłowiczs als eines Realisten und eines besinnlichen Träumers. In einer zweiten Studie weist er auf die brillante Zeichnung des galizischen Milieus und der Typen hin, unter denen der prächtige Geistliche Kano als Typus des polnischen Priester-Patrioten — seine literarischen Ahnen sind die verschiedenen Kwestarze bei Rzewuski, im „Pan Tadeusz" und in jeder sarmatischen Erzählung — besonders hervorsticht.

Zegadłowiczs liebenswürdige Polemik gegen Jankowski ist psychologisch sehr wertvoll und sie erklärt uns das Rätsel der wunderlichen Gedankenstriche, die — den einen zum Ärgernis, den anderen ein ewiges Kopfzerbrechen — die Lyrik des Dichters bevölkern.

Otto Forst-Battaglia.

Emil Breiter: Obrona Pawła Blizbora. (Verteidigung Paweł Blizbors.) — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 2.

Witold Noskowski: Nasi „Nowi Panowie". (Unsere „Nouveaux Messieurs".) — Tęcza 1929, Nr. 10.

Marja Jehanne Wielopolska: O „Niedrobej miłości" i dobrej krytyce rozmowa. (Unterredung über die „Ungute Liebe" und die gute Kritik.) — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 12.

So wie die „Złota wolność" bei der Kossak-Szczucka, hat auch der vortreffliche Roman „Niedobra miłość" der Rygier-Nałkowska die Kritiker zur Auseinandersetzung mit der schriftstellerischen Individualität dieser hervorragenden Frau gezwungen. Trotz aller Verschiedenheit der Anschauungen und des Temperaments lassen sich zwischen den beiden vorzüglichsten Vertreterinnen der polnischen Prosa genug auffallende Parallelen ziehen. Es ist verwunderlich, daß derlei noch nicht unternommen wurde. Weniger verwunderlich, daß sich die Möglichkeit ähnlichen Unterfangens bietet. Beide Autorinnen sind ja derselben Sphäre zur Bourgeoisie lettrée gewordener Szlachta entsprossen, verkehren in denselben Kreisen und haben im Grunde dieselbe künstlerische Betrachtensweise des gegenständlichen Realismus.

Ich meine übrigens, daß sich eines Tages auch eine Annäherung in der Tendenz bemerkbar machen wird. Die Kossak-Szczucka ist, ob auch Katholikin und konservativer Überzeugungen, tolerant und mit der nötigen Dosis von Ironie und Selbstironie ausgerüstet. Die Rygier-Nałkowska enthüllt hinter dem Amoralismus ihrer psychologischen Analysen in ihrem letzten Werk deutliche, zunächst noch deduzierende, Sympathien für die traditionelle christliche Moral und das traditionelle Polentum. An dieser Tatsache schaut sowohl die linksgerichtete als eine bemerkenswert kurzsichtige katholische Kritik (als abschreckendes Beispiel, was in dem sonst so vortrefflichen „Przegląd Powszechny" 181, 94 über die „Niedobra miłość" und ihre Verfasserin geschrieben steht!) vorbei. Die Schuld daran trägt zum Teil die Rygier-Nałkowska. Der einzige Fehler ihres Romans liegt in der Zwiespältigkeit des Themas. Zweierlei wurde nicht harmonisch miteinander verschmolzen: die Schilderung der sozialen Zustände in den polnischen Ostmarken, — diese Seite erörtert Noskowski in seinem klugen Aufsatz — und der Liebesroman des rätselhaften, dämonischen Paweł Blizbor mit seinen zwei Opfern, dem mondänen Engel Agnieszka und der satanischen Provinzgans Renata. — Darüber schrieb Breiter unter heftiger Parteinahme für Blizbors Herrenrecht, die Wielopolska, der die Autorin des Romans in einer

Unterredung zu Hilfe kam, als Fürsprecherin der Agnieszka. Es fehlt ein gemeinsames Dach über die beiden Themen: die Schilderung des Milieus und die Analyse der Dramatis personae. Und dieses Dach hätte zur Inschrift: Seht, dorthin führt es Gesellschaft und Individuen, wenn, dem Herkommen untreu, ein jeder seinem Gelüste lebt und die Ehe zur nebenhin behandelten Angelegenheit des Triebes wird. Vielleicht ist sich die Rygier-Nałkowska dessen gar nicht bewußt geworden, was ihr Buch an letzten ethischen und soziologischen Lehren birgt. Für ihr Künstlertum ist diese scheinbare Unzulänglichkeit ein ebenso großes Zeugnis wie etwa bei Prus, daß er, der peinlich Reine, sich von den Abgründen seiner Sexualpsychologie nicht Rechenschaft erteilte. Darauf haben übrigens Kritiker und vor allem die Wielopolska hingewiesen, wie der Realismus der Rygier-Nałkowska sich darin äußert, daß sie verzichtet, nach dem üblichen Romanschema alles mit halb oder ganz göttlicher Allwissenheit des Autors zu erklären, statt dessen die Dinge nur so und insoweit erzählt, als ein Beobachter sie hätte sehen können. Kommentare sind alsdann, wie im Leben, dem Forscher und den Augenzeugen vorbehalten.

Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Bednarski: Na marginesie „Złotej wolności" (Randbemerkungen zur „Goldenen Freiheit".) — Przegląd Powszechny Bd. 182 (1929), S. 153—165.

Józef Birkenmajer: Zofja Kossak-Szczucka. — Tęcza 1929, Nr. 15.

Wincenty Lutosławski: „Złota wolność". („Goldene Freiheit.") — ibid. 1929, Nr. 3.

Das Erscheinen des prächtigen historischen Romans der Kossak-Szczucka, in dem das farbenreiche, lebendige Gemälde der polnischen Religions- und Stände-Kämpfe um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts mit einer seit Sienkiewicz nicht mehr gekannten Meisterschaft die Bewunderung von Kritikern und Lesern auf sich zog, bot den Anlaß zu zahlreichen Studien, die von diesem Werk ausgehend, die Persönlichkeit der ausgezeichneten Erzählerin schildern. Der Philosoph Lutosławski stellt fest: „Die Szczucka hat Sienkiewiczs Szepter geerbt und sie übertrifft ihn beinahe durch ihr Meisterwerk Die goldene Freiheit." „Żeromski wird von der Verfasserin durch tiefere Einfühlungskraft überragt und sie gleicht ihm an Reichtum der Sprache... Vor Reymont hat sie größere Kultur voraus." Birkenmajer sordiniert seine Lobsprüche durch die Feststellung von tatsächlich vorhandenen, aber nicht zu übertreibenden Mängeln der Komposition. P. Bednarski S. J. rühmt die Objektivität der Darstellung einer zur Parteinahme aufreizenden Epoche durch die Kossak-Szczucka, die dabei niemals ihre eigene Anhänglichkeit an den Katholizismus verleugnet. Wir möchten dem noch hinzufügen, daß kaum ein zweiter so sehr den Zauber des Volkstümlichen, des Primitiven, der „Mentalité prélogique" nachzufühlen und zu verbreiten weiß wie die geniale Autorin der „Goldenen Freiheit" und des nicht nach Gebühr gewürdigten Märchens von Kacperek, dem Hausgnomen — des einzigen mir bekannten Beispiels einer geglückten und originellen Märchendichtung im 20. Jahrhundert.

Otto Forst-Battaglia.

Józef Birkenmajer: Julian Ejsmond. — Tęcza 1929, Nr. 17.

Der Vergleich mit Krasicki lag nahe, mit dem Birkenmajer seine Porträtskizze beginnt. Ejsmond war ein durchaus klassizistisches Temperament, eine ironische Natur, der die Fabel gegebene Kunstform für zahme Satire scheint. Indes der Bischof von Ermland war ein Zögling des verdünnten Pseudoklassizismus des Rokoko. Ejsmond schöpft unmittelbar aus der antiken Quelle. Er hat sich als Übersetzer altrömischer Dichtung be-

währt. Deshalb vermag er auch für die Natur echtes Empfinden zu hegen — das sich in seinen Jagdskizzen äußert, bei denen indes Birkenmajer unterlassen hat, den unleidlichen Anthropomorphismus zu rügen —, während Krasicki zur Waldeinsamkeit wie alle Aufklärer, trotz Rousseau, in einer auf völliger Unkenntnis beruhenden, gleichgültigen Beziehung stand.

Otto Forst-Battaglia.

J. E. Skiwski: Alfred Konar. — Tęcza 1929, Nr. 5.

Interdum dormit Homerus, und so kann es geschehen, daß der gescheite Skiwski die unsäglich flachen und dabei prätentiösen Romane, Novellen des naturalistischen Epigonen Konar für verkannte Kunstwerke ansieht. Da dem letzten Band Konars „Optymistka" besonderes Lob gespendet wird, sei kurz darauf hingedeutet, daß gerade in diesem Buch die Geschmacklosigkeit, die kindische Technik (z. B. die Exposition S. 175), das Kokettieren mit philosophischer Belesenheit (S. 77) Orgien feiern. Wie soll man vollends von einem Realisten, bah, Naturalisten denken, der — übrigens durchaus überflüssige — französische Sätze in seine Novellen einflicht, wie diesen: „J'ai été toujours modeste en me jugeant, mais fière en me comparant", Ausrufe wie „merçi monsieur" und Wortwitze fabriziert wie die Figur eines Grafen Pain d'Epice. Einem solchen Künstler ziehen wir noch den ihn banausisch (?) verkennenden Philister vor, der sein Pain d'épice ohne die romantisch-naturalistischen Tränen ißt und Euch, ihr himmlischen Mächte. im Gegensatz zu Konar, zwar nicht kennt, doch anerkennt, wenn er französisch schreibt, Akzente an die richtige Stelle, Worte an ihren Platz setzt und statt in Bloy in die heimische Blojte sich versenkt.

Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Ruszewicz: U kolebki wielkiego artysty. (An der Wiege eines großen Künstlers.) — Tęcza 1929, Nr. 18.

Mieczysław Wallis: Stanisław Noakowski. — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 42.

Derselbe: Stanisław Noakowski ist gestorben. Pologne Littéraire 1928, Nr. 23/24.

Emil Zegadłowicz: Podzwonne śp. Stanisławowi Noakowskiemu. (Totengeläute für Stanislaw Noakowski.) — Tęcza 1928, Nr. 42.

Noakowski war ein genialer Zeichner, ein großer Architekt und ein verträumter Poet. Eine echt polnische Natur, merkwürdig verwandt mit Bolesław Prus. Wie dieser nach großen Taten sich sehnend, schöpferisch — und darin ein westlicher Mensch, den es stets nach dem engsten kulturellen Zusammenhang mit Europa verlangte, doch, da ihm die Verhältnisse und die eigene, rührende Unbeholfenheit verwehrten, den Plan zur Wirklichkeit zu gestalten, die Phantasie zur Produktion umzuwandeln, beschränkte er sich auf die Fülle von Skizzen und Entwürfen, die neben einem spärlichen architektonischen Werk und der Erinnerung an eine sehr fruchtbare und geringere Talente als er befruchtenden Lehrtätigkeit, von Noakowski übrig bleiben werden. Er hatte das feinste Stilempfinden und den tiefen historischen Sinn eines Matejko und Wyspiański. So zauberte er auf ein Stück Papier jeweils ein Stück entschwundener Kultur, ein Stück Geschichte. Das Wort, zumal in der Form poetischer Prosa, stand ihm zu Gebote, um den zeichnerischen Ausdruck seines seelischen Erlebens zu ergänzen. Zegadłowicz erzählt kurz und packend den Lebenslauf des bedeutenden und liebenswerten Künstlers. Geboren im Jahre 1867 zu Nieszawa, Zögling der Petersburger Kunstakademie, wirkte Noakowski nach vierjährigem Aufenthalt in Italien, Deutschland. Frankreich, fast zwei Dezennien als Professor der Moskauer Kunsthochschule. Seit 1917 bis zu seinem am 1. Oktober 1928 erfolgten

Tode war er in Warschau ein vielgesuchter Lehrer, Kritiker und das Orakel aller, die aus einer Synthese von Klassizismus, vergangenen Kulturen, zumal der Barokke, und Futurismus, Zukunft, eine polnische und zugleich europäische Kunst erstehen sahen. Die faculté maîtresse Noakowskis ist eine Fähigkeit zur architektonischen „Vision", die ihn Schlösser, halb polnische „Zamki", halb „Châteaux d'Espagne" in verwirrender Pracht und Zahl entwerfen ließ. Man sollte ihn in Europa neben Diagilev, Bakst und den großen Impressionisten Frankreichs, Deutschlands nennen. Doch er hat nicht Leinwand bemalt und das Theater, dessen Dekorationen er ersann, war die Welt selbst. So drang sein Ruhm trotz allem nicht über den engeren Bezirk der Fachleute und der polnischen Heimat, die er liebte und in seinen Poemen verherrlichte. Otto Forst-Battaglia.

Rajmund Bergel: Od sztuki do publicystyki i od publicystyki do sztuki. (Von der Kunst zum Journalismus und vom Journalismus zur Kunst.) — Tęcza 1929, Nr. 16.

Adolf Nowaczyński: Onorate altissimo poeta. — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 11.

Rostworowskis schöne, erschütternde Tragödie „Niespodzianka" hat den Dichter, der sich als eifriger publistischer Vorkämpfer des konservativnationalen Lagers bei einem Teil der Presse viele Feinde geschaffen hatte, in den Mittelpunkt einer mit literarischen Kategorien operierenden, doch bald ins Politische hinüberlenkenden Diskussion gebracht. Bergel und Nowaczyński, beides Gesinnungsgenossen des Umstrittenen, trachten übereinstimmend die rein künstlerischen und ethischen Werte des Dramatikers Rostworowski und speziell der „Niespodzianka" dem Hader der Parteien zu entreißen. Sie unterstreichen die Bedeutung des bäuerlichen Schicksalsdramas als einer Tragödie hohen Stils, die an sich der antiken und der klassischen des französischen Grand Siècle sich nähert. Der Kostüme entkleidet, von der Zufälligkeit polnisch-bäuerlicher Gegenwart befreit, hätten wir das Spiel des gewaltigen Verhängnisses vor uns, in dessen Werkzeugen mächtige Leidenschaften rasen wie in irgend einem altgriechischen Heros, Corneilleschen König. Nowaczyński zieht eine zweite Analogie heran, die andere Form ewiger, großer Dramatik, wie sie Richard Wagner zur seinen erkoren hatte. Er lenkt unseren Blick auf die Verwandtschaft des Grundmotivs bei Rostworowski und im „Ring der Nibelungen". Weitere Anknüpfungen ergäben sich dem vergleichenden Literaturforscher ohne viel Mühe. Auf eine, an Äußerlichkeiten haftende, hat Tarnawski, der treffliche Kenner englischer Literatur, hingewiesen. Eine zweite, weit auffallendere, ist den polnischen Kritikern entgangen, die an Conrads „Nostromo".

Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Dobrzycki: Rewizjonizm w literaturze polskiej ostatniej doby. (Der Revisionismus in der jüngsten polnischen Literatur.) — Tęcza 1929, Nr. 12.

Es geht in der Literaturgeschichte, wie in Nestroys „Judith und Holofernes". Die solidesten Häuser stürzen ein.. und neue entfalten sich zu unerhörtem Glanz. Eine wahre Sucht der Revision hat sich von Frankreich und Deutschland her, wo z. B. die vergessenen „kleinen" Romantiker und die Barokke zu neuen Ehren gelangten und die Säulen des Stupide Dix-Neuvième eine nach der anderen bersten, bis nach Polen ausgebreitet. Dobrzycki unterscheidet sehr richtig einen wissenschaftlich begründeten, von aktuellen Tendenzen freien Revisionismus, der sich aus der vertieften Prüfung bekannter Materialien und aus der Auffindung neuer ergibt, von einer Umwertung erprobter Werte, bei der politische Momente entscheiden. Wissenschaftlich gerechtfertigt, ja notwendig war, infolge der von Brückner begonnenen systematischen Erforschung der ungedruckten oder schlecht edierten

Werke von Polens Barokkedichtern eine „Umgruppierung“ auf diesem Gebiete. Was Mickiewicz betrifft, den heftige Fehde umtobt, so läßt sich die Frage nicht ohne weiteres beantworten, ob hier politische oder wissenschaftliche Argumente überwiegen, die uns zu einer Revision des Urteils verpflichten. So sehr Millers Angriffe von politisch-sozialen Absichten gezeitigt waren, so wenig können wir daran vorbei, daß Boy, wenn auch in unwissenschaftlicher Form, eine neue Problemstellung des für Mickiewicz unendlich wichtigen persönlichen Elements im Schaffen des großen Romantikers zur Diskussion brachte. Dasselbe gilt von Boys Attaken gegen Przybyszewski und seiner Kampagne für die Żmichowska.

Sehr richtig unterscheidet Dobrzycki von „echten“ Revisionen, die eine bereits fundierte öffentliche Meinung, eine communis opinio über einen Autor zur Voraussetzung haben, sich also nur auf anerkannte Schriftsteller beziehen können, die „unechte“ Revision, wo es sich nur um eine Polemik gegen andere, ebenfalls noch nicht zur Herrschaft gelangte Ansichten, handelt, aus welchem Streit sich dann erst die bis auf weiteres dominierende Meinung der Literaturgeschichte herauskristallisiert.

Otto Forst-Battaglia.

Ce que les écrivains polonais doivent aux littératures étrangères. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 23/24.

Diese Rundfrage wird einmal für den Literaturhistoriker von großem Wert sein. Zeigt sie doch in den Antworten einer Anzahl polnischer Gelehrter und Dichter, welche fremden Einflüsse auf deren Schaffen von starker Wirkung gewesen sind. Allerdings wird man nie vergessen, daß wir es in dieser Enquête mit einer subjektiven Quelle zu tun haben, an die von der Kritik mit jener Reserve zu gehen ist, die gegenüber jedem bewußten Quellenstoff sich geziemt. Es sind zu Wort gelangt: Baliński, Boy, Mieczysław Braun, Broniewski, Dąbrowska, Dyboski, Irzykowski. Iwaszkiewicz. Kallenbach, Kleiner, J. K. Kochanowski, Lange, Miłaszewski, Morstin, Rygier-Nałkowska, Napierski, Nowaczyński, Parandowski, Rogowicz, Sinko, Słonimski, Sobeski, Kossak-Szczucka, Szyjkowski, Wat, Wielopolska, Wittlin, Tadeusz Zieliński. Die Gelehrten haben begreiflicherweise die sachlich wertvolleren Aufschlüsse erteilt. Erstaunlich, wie weit das Blickfeld von Fachkapazitäten wie Kleiner, Sobeski, Zieliński reicht. Nicht nur Deutschland, Frankreich, Rußland, auch England, Italien, Spanien, der Norden. die kleineren slavischen Literaturen, Mittelalter und Neuzeit sind ihnen wohlvertraut. Der soliden klassischen Grundlage zu schweigen. Merkwürdig, daß die Moderne wenig Anziehungskraft zu üben vermag (vgl. die Äußerung Zielińskis) und daß eine gewisse Rückständigkeit der Wertung gegenüber den Koryphäen des 19. Jahrhunderts vorliegt (so typisch bei Heine, Zola die noch im Strahlenglanz erscheinen). Bei den Romanciers und bei den Lyrikern ist es, wie der Kenner erwartet. Sie bestätigen die Gefolgschaft an Meister, die man schon aus den Werken der einzelnen polnischen Autoren unschwer erraten darf, und Antipathien, die ebenso natürlich erscheinen. Daß Nowaczyński wandelbar ist, mit Cooper, Cervantes, Gulliver begann, über die Antike zu Nietzsche und Gobineau gelangte, Balzac, Ibáñez, Conrad, aber auch Louys und Courteline liebt, glauben wir ihm ebenso gerne wie daß er Romain Rolland verabscheut, bei Jack London gähnt. Daß die Kossak-Szczucka Proust nicht bewundert und eine populäre Histoire de France als das Faszinierendste aller Bücher nennt, ist ebenso „dans son rôle“ wie der Wielopolska Schwärmerei für Brillat-Savarin, wie die Verzückungen einiger nicht ganz zu Recht unter die Elite der Ausgefragten gelangten Satelliten des literarischen Bolschewismus für dessen Vorkämpfer.

Otto Forst-Battaglia.

Leon Piwiński: Powieść. (Erzählung.) — Świat książki 1928, Heft 1/3, S. 26—32.

An der Spitze dieses Referats über die polnische Erzählung des letzten Jahrzehntes hat Verf. eine weise Reservatio mentalis und captatio bene-



volentiae gesetzt, er stütze sich nur auf sein Gedächtnis, Auslassungen aber seien teils gewollt, teils unfreiwillig, indes dürfe niemand glauben, unter den bewußt Übergangenen sich zu befinden. Jedenfalls haben wir es mit einer sehr geschickten und lehrreichen Zusammenfassung des Wertvollen und einiger weniger wertvollen Bücher zu tun, deren Anführung besser unterblieben wäre, woferne sie nicht durch gewisse Rücksichten auf den Verleger des „Świat książki“ geboten war. Piwińskis ungemein treffsicheres Urteil tritt jedenfalls in seinen nicht genug zu schätzenden Chroniken im Przegląd Współczesny deutlicher hervor als hier, wo zum Teil der enge Raum einer auch nur teilweisen Erschöpfung des Stoffes hinderlich war.

Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Kolbuszewski: Dziesięciolecie literatury polskiej. (Ein Jahrzehnt polnischer Literatur.) — Tęcza 1928, Nr. 45.

Wohl der beste unter dem Dutzend Rechenschaftsberichten über das erste Dezennium der im unabhängigen Polen wirkenden Literatur. Der konservative und nationale Standpunkt des Kritikers hat ihn weder gegenüber den Schwächen seiner Gesinnungsgenossen, noch gegenüber den Vorzügen seiner Gegner blind gemacht. Fehlurteile — es verlohnt sich, hier etwas ausführlicher zu verweilen, weil Kolbuszewskis Artikel wirklich das sonst zuverlässigste Hilfsmittel für die erste Orientierung ist —: Kaden-Bandrowski, der nicht „fertig“ ist, wie die „Schwarzen Fittiche“ beweisen. Grzymała-Siedleckis Komödien sollten nicht überschätzt werden. Strug ist, was zu konstatieren wäre, nach vorübergehender Schaffenshöhe, im steten Abstieg. Lücken: Gałuszka, Peiper, Leśmian, Lemański, Witkiewicz, die Frauen Dąbrowska, Pawlikowska, Melcer-Rutkowska.

Otto Forst-Battaglia.

Jan Muszkowski: Ze świata książki polskiej. (Aus der Welt des polnischen Buchs.) — Świat książki 1928, Heft 1/3, S. 8—14.

Muszkowski beginnt mit dem wohlbekannten und übelbeleumundeten Thema: Krisis der polnischen Bücherproduktion. Er schildert die Leiden und Kämpfe der von der Inflation hart mitgenommenen Bibliographie, die inmitten schwieriger Verhältnisse nie erlahmende Tätigkeit der von Demby geleiteten Bibliotheksabteilung im polnischen Unterrichtsministerium. Wir erfahren von der Organisation des nunmehr rasch emporstrebenden Bücherwesens, dem geplanten und schon begonnenen Neubau von Bibliotheksgebäuden, den Kongressen und Verbänden der Beamten und Bücherfreunde, den Zeitschriften und der Registrierung aller Neuerscheinungen. Fürwahr ein reges Leben blüht hier auf frischen Ruinen.

Otto Forst-Battaglia.

Ignacy Chrzanowski: Śmiały i mądry głos krytyki literackiej. (Eine kühne und kluge Stimme der literarischen Kritik.) — Tęcza 1929, Nr. 7.

Skiwski, den hier der hervorragende Literaturhistoriker Professor Chrzanowski dem Publikum vorstellt, ist entschieden der wertvollste Zuwachs, den die polnische Kritik seit einem Jahrzehnt empfing. Aus der Schule Wasilewski, doch ohnen seinen Traditionalismus oder selbst den ihm inhärenten Rationalismus als Scheuklappen mit sich zu führen, hat Skiwski mit frischem Mut und scharfem Verstand sich daran gewagt, literarische Götter und Götzen zu bekämpfen. Was er gegen Żeromski vorbringt, hat ganz andere Kraft als das Gestammel Herlaincs. Natürliche Wahlverwandtschaft nähert den urpolnischen, großpolnischen Realisten dem Kleinpolen Boy. Er wird es nicht minder schwer haben als der Begründer des Zielony

balonik, zwischen Rechts und Links die Stimme der Vernunft und des Geschmacks hören zu lassen. Schon zetert gegen ihn ein Chor literarischer Betschwestern und es wird Skiwskis Stimme, auch wenn sie sich notgedrungen diesem Ensemble einfügen sollte, auch im Synagogalchor nicht harmonisch mitklingen. Otto Forst-Battaglia.

Juljan Wołoszynowski: Stanisław Wasylewski. — Tęcza 1929, Nr. 19.

Wasylewski ist ein Typ dem man östlich der französischen Grenzen selten begegnet. Fachgelehrter von profundem Wissen, trachtet er seine Kenntnisse ins Gewand der angenehmen Salonkonversation zu hüllen. Und er wird so zum Liebling der eleganten Damenwelt, ohne darum die Schätzung der Kollegen aus der Zunft einzubüßen. Seine Spezialität ist die Kultur- und Sittengeschichte, die sich unter seiner Feder in Kultur- und Sittengeschichten verwandelt. In seinen besten Büchern gleicht er den Goncourt. Manchmal freilich verflacht er und süßliche Minauderien, die von eingeflochtenen fremden Redewendungen strotzen, weisen eher auf Franz Blei und andere Pseudofranzosen hin. Am höchsten müssen wir Wasylewskis „Ducissa Cunegundis“ bewundern. Sehr gut ist auch, und der Spezialist darf hier wohl ein Urteil wagen, die Sammlung von Skizzen über den König Staś. Auch die Studien zur polnischen Romantik haben Wert. Der blendende Stil aber, den Wołoszynowski, selbst ein vortrefflicher Prosaiker, an Wasylewski rühmt, ziert jedes der Werke des in die aktive Literatur verschlagenen Literarhistorikers.

Otto Forst-Battaglia.

Stefan Papée: Michał Sobeski. — Pologne Littéraire 1929, Nr. 29.

Aufschlußreiche, wenn auch kurze Würdigung der bedeutenden Persönlichkeit und der bisherigen Arbeiten des Posener Ästhetikers, der, Zögling deutscher Schulen, hernach lange an den Quellen der französischen und italienischen Zivilisation, auf dieser dreifachen Grundlage und dabei doch der polnischen Tradition eines Kremer, Liebelt, Cieszkowski verbunden, ein stolzes Gebäude des Denkens und Wissens errichtete. Sobeskis auf tiefer historischer Bildung beruhende Kritik steht der Moderne trotzdem verständnisvoll gegenüber. Man könnte sie am ehesten der des französischen Kreises um Maritain oder der deutschen Gruppe des „Orplid“ vergleichen.

Otto Forst-Battaglia.

Maryla Wolska: Miłość Matejki. (Die Liebe Matejkos.) — Tęcza 1929, Nr. 19.

Nicht selten sind in der polnischen Geschichte die großen Männer, die vor ihren unbedeutenden, zänkischen, launischen oder gar verworfenen Frauen sehr klein waren. Das im Jubiläumsjahr gegenwärtige Beispiel Jan Sobieskis wird hier durch die Erinnerung an die Gattin des genialen Malers Matejko ergänzt, der zeitlebens, wie jener in den Banden der „Marysieńka“ in denen der einem Idol gleich verehrten Tochter eines alten, aber verarmten Adelshauses, Teodora Giebultowska schmachtete. Zagend nur hatte der bereits Weltberühmte um die Hand des schönen Fräuleins geworben und seit das kapriziöse Persönchen sich herabgelassen hatte, den Sohn des čechischen Musikanten zum Gatten zu nehmen (21. November 1864), erduldete der Künstler willig die Tyrannei seiner angebeteten Gebieterin. Versuche, wider den Stachel zu löken, blieben vereinzelt und erfolglos. Zur Entschuldigung für die Mucken und Launen, für den maßlosen, lächerlichen Stolz der Frau Matejko mag dienen, daß sie offenbar von allem Anfang an jenem düsteren Verhängnis verfallen war, das sie endlich, im Jahre 1881, zum Opfer forderte. Sie lebte in geistiger Umnachtung bis zum 25. August 1896. Drei

Jahre länger als ihr 1893 verstorbener Gatte. Frau Wolska hat ein ergreifendes und taktvolles Bild der Tragödie dieser Künstlerehe gegeben.
Otto Forst-Battaglia.

Andrzej Wojtkowski: Stulecie bibljoteki Raczyńskich w Poznaniu. (Hundertjahrfeier der Raczyńskischen Bibliothek zu Posen.) — Tęcza 1929, Nr. 22.

Wie das Ossolineum in Lemberg ist die Raczyńskische Bibliothek in Posen ein Sammelpunkt für polnische Literatur und Wissenschaft gewesen. Ihr Begründer bestimmte sie dazu und er legte ihr um so größere Wichtigkeit bei, als er, der Legitimist, den bestehenden Zustand der Dreiteilung anerkannte und, während er revolutionäre, politische Erhebungen ablehnte, die polnische Nation auf Pflege ihres gesonderten kulturellen Lebens beschränken wollte. (Natürlich nur einstweilen und mit jenem stillen Vorbehalt, der clausula rebus sic stantibus, den jeder, auch der konservativste Pole, immer machte.) Mit einer kurzen Unterbrechung in den Jahren 1902 bis 1919, ist die Raczyńskische Bibliothek ihrer Aufgabe gerecht geworden und sie erfüllt nun, unter geänderten Verhältnissen, die ihrem eigentlichen Zweck gemäße, von politischer Nebenabsicht freie, der Wissenschaft und der Literatur zu dienen. Otto Forst-Battaglia.

Marjan Łodyński: Dwie Bibljoteki Narodowe. (Zwei Nationalbibliotheken.) — Przegląd Współczesny Bd. 26 (1928), S. 374—386.

Eine Ministerialverordnung vom 25. Mai 1925 hat der Jagellonischen Bibliothek in Krakau, ein Dekret des Präsidenten der Republik vom 24. Februar 1928 einer neubegründeten Bücherei zu Warschau den Charakter als „Nationalbibliothek" zuerkannt. Oberstleutnant Łodyński, der Direktor der Kriegsbibliothek, wünscht, daß auch weiterhin zwei Nationalbibliotheken nebeneinander bestehen, von denen die eine — Krakau — die älteren Drucke bis 1800, die andere die seit 1918 erschienenen sammle, während für die Zwischenzeit beide Büchereien gemeinsam ihre Aufgabe erfüllen sollen. Eine bedenkliche Lösung, der nur lokale und sentimentale Erwägungen gegenüber völliger Zentralisierung den Vorzug geben. Otto Forst-Battaglia.

Rajmund Bergel: Rybacy-Kaszubi w powieści polskiej. (Die kaschubischen Fischer in der polnischen Erzählung.) — Tęcza 1929, Nr. 31.

Seit der Erneuerung des polnischen Staates wächst, im Einklang mit der Politik, das Interesse der Literatur für die Meeresküste und ihre Einwohner. Ja man kann ruhig die meisten literarischen Schöpfungen, von Żeromskis „Wiatr od morza" bis zu den Feuilletons irgendeines Provinzjournalisten, woferne in diesen Werken das Thema „Polnisches Meer" berührt wird, als ursprünglich politischer Absicht bezeichnen. Artur Gruszeckis „Tam gdzie się Wisła kończy", lange vor dem Kriege erschienen, ist der Vorläufer der alsdann reich sich entwickelnden pomerellischen Erzählungen, die, im weiteren Sinn, dem literarischen Regionalismus zugehören, der in Frankreich von Barrès den Anfang nahm, in Deutschland als Heimatkunst bekannt ist. Jerzy Bandrowskis „Zolojka", Stefan Grabowskis „Klasztor i morze" werden als charakteristische und wertvolle Vertreter der „Fischererzählung" besprochen. Bergel verschließt seine Augen nicht vor den artistischen Mängeln dieser Bücher, in denen die folkloristische Seite umstritten sein mag, während sie als Kunstwerke nicht vorhanden sind, als politische Pamphlete je nach dem Standpunkt befriedigen oder ärgern, und jedenfalls ganz unnötig, wenigstens bei Grabowski Metaphysisches mit der physikalischen Geographie vermengen. Otto Forst-Battaglia.

I
ABHANDLUNGEN

WER WAR DER ZWEITE PSEUDO-DEMETRIUS?
Neue Beiträge und Notizen.

Von
Kazimierz Tyszkowski.

Das Ende des 16. Jahrh. trifft Rußland ohne die Dynastie (Rurik-Dynastie), welche Mittelpunkt und Rückgrat des ganzen Staates und der Nation gewesen war. Dazu gesellte sich eine ökonomisch-soziale Krisis, in welcher die höheren und niederen Schichten um die Macht im Staate rangen. Es entstand dadurch eine Beunruhigung und eine Wirrnis in der Nation, wobei die Schichten keine Anlehnung an eine Dynastie fanden. Infolgedessen wurden alte Traditionen aufgesucht. So entstehen Gerüchte von der wunderbaren Errettung des Carevič, welcher zu Uglič durch die Henkersknechte des Godunov ermordet wurde. Wahrscheinlich, wie es die russische Geschichtsschreibung (Platonov) gegenwärtig behauptet, spielten da Intrigen der Bojaren mit, welche sich um die Familien der Šujskij und Romanov gruppierten.

Über den ersten Demetrius wurden schon von den Zeitgenossen Bände in allen Sprachen der Welt geschrieben, es gelang aber nicht, das Rätsel seiner Herkunft zu entwirren und wahrscheinlich wird es auch nie aufgeklärt werden, ob er der wirkliche Sohn Ivans des Schrecklichen oder Griška Otrepev oder vielleicht ein anderer Russe gewesen ist. Jedenfalls war das ein ungewöhnlich fähiger Mensch, welcher, voll großer Ambition und voll von Plänen, sich in seine neue Stellung rasch einlebte. Sein tragisches Ende nach einer kurzen Zeitspanne großen Erfolges hat noch mehr die Neugierde und das Interesse der Zeitgenossen wie auch der späteren Jahrhunderte hervorgerufen, und dies um so mehr, als dann ein volles Chaos und gänzliche Desorganisation in dem großen Rurik-Reiche eintraten, demgegenüber die folgende Šujskij-Dynastie sich ohnmächtig zeigte. Aus den untersten Schichten kommen immer wieder neue Leute hervor, die sich für den Verstorbenen ausgeben, jedoch keiner erhält sich länger auf der Oberfläche, bis der zweite

Pseudo-Demetrius erscheint und bei der Unterstützung der polnischen Ritterschaft die Grundfesten Rußlands erschüttert.

Die Herkunft dieses abenteuerlichen Prätendenten für den Carenthron ist gleichfalls dunkel. Unter den Zeitgenossen waren die verschiedensten Gerüchte im Umlauf über seine Abstammung und darüber, wessen Werkzeug er in dem großen politischen Spiel in Rußlands Smuta gewesen ist.

Sein Auftreten findet zu einer Zeit statt, in welcher Šujskij die zahlreichen, sich immer wieder erneuernden Aufstände, die immer neue Gaukler hervorbrachten, bekämpfte. Die bedrohlichen Aufstände Bolotnikovs und Petruškas, des angeblichen Sohnes des Fëdor, wurden in dem belagerten Tula unterdrückt, die carischen Wojwoden rotteten ohne Erbarmen die Reste der Aufständischen aus und erstickten jeden Widerstand. Es hatte den Anschein, als ob der endgültige Triumph des Caren Vasilij im Lande, welches durch die langen Wirren stark gelitten hatte, die Ruhe verbürgen wollte. Aber in vielen Gegenden Rußlands flimmerte, noch immer nicht ausgelöscht, das soziale Ferment, die Idee der Revolution, es glimmte noch immer der Aufstand bei den Kosaken, den zügellosen, bevorzugten Anhängern des früheren Prätendenten. Es herrschte auch keine Ruhe in den westlichen Gegenden der Monarchie, namentlich in Severien, wo die soziale Anarchie am stärksten hervorgetreten war. Diese Länder, welche vor allen den ersten Demetrius anerkannt hatten, waren auch das Gebiet, in welchem der neue Prätendent erschien, der verkündete, daß er der Car Demetrius sei, welcher wunderbar aus dem Gemetzel im Jahre 1606 errettet worden wäre. Die Gerüchte dieser wunderbaren Errettung des bei den unteren Schichten so beliebten carischen Abenteurers liefen schon einige Tage nach seiner Ermordung umher, wahrscheinlich durch die Gegner des neuen Usurpators in Umlauf gebracht (Margeret)[1]). Es verkündeten die Nachricht Bolotnikov und Šachovskoj, welche gegen Šujskij aufstanden. Immer von neuem wurde geflüstert, daß Demetrius verkleidet nach Polen gelangt sei und dort am Hofe des Mniszech neue Streitkräfte werbe, um seinen Thron zu erlangen. Man entsendete Boten nach Polen, um ihn zu rascher Rückkehr zu bewegen. Solche Gerüchte kursierten im Lande und bestärkten das Volk im Widerstande gegen den Moskauer Caren und seine Wojwoden[2]). In dieser Stimmung taucht in Starodub der zweite Demetrius auf.

Die russischen Quellen jener Zeit sind getränkt mit glühendem Hasse gegenüber dem „Vor“ (Dieb) und „Verbrecher“, wissen aber sehr wenig von ihm zu sagen. Für diese Geschichtsschreiber ist er

[1]) Margeret, Paris, 1821, S. 142—146. Andere Informationen bei Hirschberg, Maryna Mniszchówna, Lwów, 1906, S. 21 sq. und Pierling, Istor. statji, Petersburg, 1913, S. 46 sq.

[2]) Ibidem, auch Bestužev-Rjumin, Obzor sobytji, Žurnal Min. Nar. Prosv. Bd. 252, 1887, S. 252—3.

„ein unbekannter Pfaffensohn“, denn „er kennt alle kirchlichen Gebräuche“. Sie notierten, daß er Mitka heißt. Es wird ihm später sogar jüdische Abstammung vorgeworfen. Dies erwähnt Budziło in seinem Diarium, es wiederholen das offizielle Enunziationen aus den Zeiten Michael Romanovs[3]).

Ausländische Quellen, Chroniken und Tagebuchschreiber drücken sich ebenso unklar über die Herkunft des Demetrius aus. Bussov (Bär) nennt ihn Ivan, Weißrussen von Geburt, Lehrer an einer kleinen kirchlichen Schule, welchen die Freunde der Mniszech in Sokol, einem Orte an der russisch-polnischen Grenze gelegen, ausfindig gemacht haben und als Vormund ihm Miechowiecki zuteilten. Bei Massa finden sich keine Angaben über seine Herkunft. Margeret, der von der Rettung des Caren spricht, erwähnt nichts Genaueres über die Person des zweiten Prätendenten, da er schon im September 1606 Rußland verlassen hatte[4]).

In polnischen Tagebüchern wurde seine Herkunft nicht gründlich erörtert. Entweder schämten sich seine Parteigänger, daß sie einen Betrüger unterstützten, oder schwenkten als Soldaten der Herkunftsfrage keine Aufmerksamkeit. Nur Marchocki erwähnt, „es war dies ein Bojaren-Sohn aus Starodub“[5]). Maskiewicz schreibt über den elenden Charakter dieses Betrügers, Trunkenboldes, Wüstlings und Rohlings.

Alle Regalisten hatten nur Worte des Tadels und der Verachtung für die elende Kreatur, welche nur so weit dem ersten Demetrius ähnlich war, wie ein Mensch zum anderen (Żołkiewski)[6]). Der außerordentliche Kenner der russischen Verhältnisse, eine Autorität hierin am königlichen Hofe, Lew Sapieha, Großkanzler von Litauen, hatte keine genauen Informationen. Er weiß nur, daß es ein Moskauer von Geburt war und an der polnisch-russischen Grenze herumstrolchte, ehe er sich zum Caren in Starodub ausrief.

---

[3]) Alle Quellen über die Anfänge des zweiten Pseudo-Demetrius finden wir bei Bestužev-Rjumin, op. c. S. 253—254, Hirschberg, op. c. S. 46 sq., und sehr genau bei Ilovajskij, Smutnoe Vremja, Moskva, 1894, S. 289/90. Dann auch Akty Archeogr. Eksped. Bd. II, Nr. 94, Nr. 210; über die jüdische Abstammung des Prätendenten siehe l. c. Nr. 210, Pamjatniki diplomat. snošenij, Bd. II, S. 944, 1016, — Kobierzycki, Historia Vladislai Principis, Dantisci, 1655, S. 320: „Certe Judaeum fuisse suspicionem movit inter fugientis e castris suppellectilem repertum Thalmut, multique Hebraei codices et Ryngraphae Judaicis exaratae characteribus.“ Budziło schreibt in seinem Tagebuche über die Flucht des Demetrius „po którym snadź i Talmut znaleziono“, Russk. Istor. Bibliot. Bd. I, S. 527. Ilovajskij gibt noch die Angabe Wielewickis nach der russischen Übersetzung von Muchanov (Zapiski Žolkevskago, Moskva, 1871, S. 192) zu, doch ist diese Stelle in der Originalausgabe der Krakauer Akademie nicht zu finden.

[4]) Bussov (Baer), Skazanija sovremennikov, Petersburg, 1859, Bd. I, S. 88; Margeret, l. c.

[5]) Marchocki, Hist. wojny moskiewskiej, Wilno, 1842, S. 6; Maskiewicz, Pamiętniki, Wilno, 1838, S. 17; Hirschberg, Op. c. S. 46.

[6]) Żółkiewski, Pisma, Lwów, 1861, S. 13.

Der vorsichtige Staatsmann glaubte nicht, daß dies der wirkliche Demetrius sei, betrachtete ihn als Usurpator[7]).

Aber nicht alle urteilten gleich. Es gab solche, welche — viele aus eigenem Interesse und in der Hoffnung auf Gewinn bei neuen Wirren — glaubten oder zu glauben vorgaben, daß die Erzählung der wunderbaren Errettung auf Wahrheit beruhe. Ein Bernhardiner aus dem Gefolge des Wojwoden Mniszech, ein gewisser Postękalski, erzählte dem Gosiewski, daß Demetrius seinem Schwiegervater anvertraut hätte, er wäre der Sohn Ivans des Schrecklichen und der Šeremetevna, wobei die Absicht bestand, für die Maryna den Dispens beim Papst zu erlangen[8]). Nicht nur der gutmütige Samborer Mönch, sondern auch viele andere schenkten dem phantastischen Gerüchte Glauben. Vor mehreren Jahren hat ein Gelehrter versucht, die Identität des ersten und zweiten Demetrius zu beweisen und dies auf Grundlage der gemeinsamen Charaktereigenschaften, des Mangels der Beweise vom Tode des ersten Demetrius und auf Grundlage unmittelbarer Zeugnisse der Zeitgenossen[9]).

---

[7]) Über den litauischen Großkanzler Sapieha, vgl. meine Arbeit: Poselstwo Lwa Sapiehy do Moskwy w 1600 r. (Lwów, 1927, passim). — In seiner Rede auf dem Reichstage vom J. 1611 sagt er: „A skoro ta wojna Szujskiemu z Niedźwiadkiem (einer der Prätendenten) i Bołotnikiem ustała, nalazł się znów drugi impostor, o którego urodzeniu, skądby, czyjby był syn, wiadomości żadnej nieskąd niemasz. Jednak rozumieją, że był Moskwicin rodem, ale nie wiedzieć skąd; ten uciekłszy z Moskwy do Litwy, pierwiej w Wieliżu, w utrzymaniu był czas jakiś, potem chodząc po Litwie długo się wałęsał, różne imiona sobie zmyślając, aż nakoniec nazwawszy się Dmitrem Iwanowiczem Uhlieckim, rzekomo co uciekł przestrzeżony od rąk Szujskiego, ale najmniej niepodobny do pierwszego, szedł do Staroduba ..." M. Ljubavskij, Lev Sapieha o sobytjach smutn. vrem. (Moskva, 1901, S. 11). —

Derselbe Sapieha schreibt noch früher an den König (Anfang Oktober 1607), daß er einen Juden Jakob als Spion nach Severien geschickt habe, aber der Jude sei mit der Nachricht zurückgekommen, daß es der richtige Car wäre. Der Kanzler hätte aber bessere Informationen über den Prätendenten. „A ja mając od pewniejszych ludzi niewątpliwe wiadomości, że to nie jest Dymitr, ale impostor, żydkowi wiary dawać nie mogę. To też wiem, że Moskwa Szujskiemu nie są życzliwi i radziby odmienić; jakoż obawiam się, że za pomocą ludzi WKMci, których siła w czas przybywa, zmocni się, bo spraw wszystkich nieboszczyka Dymitra, przez wszystek czas przy nim będąc wiadomy i łatwie ludzi oszukiwa i u nieznanych kredyt sobie czyni." Aus einem Konzepte, Kopie in Teki Prochaski, Lwów, Archiwum Sapiehów, Ossolineum, Bd. II, Nr. 72.

Lukas Sapieha berichtet dem Woiwoden Nikolaus Christoph Radziwill, daß ein Edelmann Rylski vom Demetrius nach Polen geschickt wurde, um für ihn Truppen zu werben. Doch an der Grenze hat er die russische Begleitung weggeschickt unter dem Hinweis, daß er nicht zurückkehren werde, weil es nicht der echte Car wäre, „gdyż to nie jest kniaź Dymitr, któremu ja pierwi służył". Ibidem, Bd. II, Nr. 68, der Brief vom 13. September 1607, aus Czarnobyl.

[8]) Gosiewski Al. an Lew Sapieha, 1609, Mss. Bibl. Czartoryskich in Krakau Nr. 3236, S. 187. Vielleicht ist das derselbe Bernhardinermönch, von welchem Marchocki erzählt, daß er, von dem Prätendenten veranlaßt, eine Komödie gespielt hat, um die Echtheit des Demetrius zu beweisen. Marchocki, op. c. S. 20.

[9]) Šustov, Vestnik Obščestva revnitelej istorii, 1916, S. 169—174.

Und diese Charaktereigenschaften waren nach Lew Sapiehas sehr frühzeitigen Informationen sehr interessant. Er schildert ihn als „nüchternen, feinfühlenden, witzigen ..... Kenner aller den verstorbenen Demetrius betreffenden Angelegenheiten. Er mußte die ganze Zeit in seinem Gefolge gewesen sein, deshalb betrügt er leicht die Leute und erlangt bei Unbekannten Glauben"[10]). Später jedoch finden wir in anderen polnischen Memoiren weder seine guten Sitten noch anderen guten Eigenschaften erwähnt. Es muß ihm daher die Macht zu Kopfe gestiegen sein und die schlechten Instinkte aus der Verborgenheit hervorgerufen haben.

Aus den westlichen russischen Ländern und den östlichen Gebieten der polnischen Republik besitzen wir einige Nachrichten, die auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen können. Sie stammen nämlich aus den Gegenden, in welchen Demetrius zuerst auftauchte. Die in ihnen enthaltenen Details stimmen in manchen Punkten überein und geben ein Bild des Lebens unseres Usurpators vor seinem Auftreten.

Diese Quellen sind: die Chronik des Wielewicki, der weißrussische Chronograph, die Relation des Bulanin aus Veliž. Auf diese Quellen ist die Aufmerksamkeit der Historiographie schon längst gelenkt worden. Der Chronograph wird von Kostomarov[11]) und Solovev[12]) benützt, dagegen Pierling[13]) und Waliszewski[14]) berufen sich auf die Jesuiten-Chronik. Ilovajskij[15]) stellt beide Quellen zusammen und schließt ihnen die Relation des Bulanin an. Mir ist es gelungen, einen neuen Akt zu finden, welcher die bisher vorhandenen Informationen ergänzt und ihre Glaubwürdigkeit rechtfertigt. Und auf dieser Grundlage versuche ich, den Lebenslauf des Demetrius wie auch die Ereignisse bis zu seinem Auftreten in Starodub zu rekonstruieren.

Auf Grundlage des Manuskriptes des weißrussischen Chronographen nennt Kostomarov[16]) den Prätendenten einen Moskowiter, welcher von Starodub nach Weißrußland übersiedelte, woselbst er Lehrer in den kirchlichen Schulen zuerst in Szkłów, dann in Mohylew war. Dort lehrte er die Kinder des Fëdor Šaškovič, des orthodoxen Pfarrers an der St.-Nikolaus-Kirche. Er wohnte dort beim Prośvirnik Tereška und war so arm, daß er auch im Sommer seinen Schafpelz anhatte, da er keine andere Kleidung besaß. Aus Mohylew gelangte er nach Propojsk, aber dort kam er in den Verdacht der Spionage. Dort soll er bekannt haben, er wäre der Bojar Nagij, Verwandter der Mutter des ersten Demetrius. Der Unterstarost

---

[10]) S. oben Lew Sapieha an den König, Anfang Oktober, 1607, Teki Prochaski, Bd. II, Nr. 72.
[11]) Kostomarov, Istor. monografii, 1868, Bd. V, S. 101—102.
[12]) Solov'ev, Istoria Rossii, 1866, Bd. VIII, S. 190.
[13]) Pierling, La Russie et le Saint Siège, Bd. III, S. 350.
[14]) Waliszewski, La crise revolutionnaire, Paris, 1906, S. 271.
[15]) Ilovajskij, l. c.
[16]) Kostomarov, l. c.

Rahoza Czeczerski ließ ihn bis zur Grenze abschieben. Erst in Starodub, unter dem Drucke des Pöbels, verkündete er, er wäre Demetrius. Solovëv[17]) ergänzt bzw. korrigiert Kostomarov auf Grund desselben Manuskriptes der Archeographischen Kommission und gibt an, daß Rahoza Unterstarost von Cieciersk war und den Prätendenten mit Zustimmung seines Starosten Zenowicz abgeschoben habe[18]).

Jurij Bulanin wurde durch den Wojwoden von Smoleńsk Šein nach Veliž entsendet und meldete am 15. April a. St. 1609 seinem Kommandanten, er hätte von seinem Pristav Chripunov vom Prätendenten gehört, „welcher Vor sich gegenwärtig bei Moskau befindet“ und daß er seinerzeit von Biala nach Veliž kam und damals Bogdaszko genannt wurde. Sechs Wochen verweilte er in Veliž und prahlte damit, er wäre beim „Rostriga“ (der ehemalige Mönch) Geheimschreiber gewesen. Von Veliž ging er nach Vitebsk und dann nach Polen, wo er schon als Demetrius „na vorovskoe imja“ auftrat[19]).

Die dritte uns schon von früher bekannte Quelle ist die Chronik des Wielewicki[20]). Diese Chronik berichtet viel genauer die Details der ersten Schritte des Prätendenten. Nach dem jesuitischen Diarium ist Bogdanko, der Schreiber des ersten Demetrius, nach der Ermordung seines Herrn nach Litauen geflohen. Dort vagabundierte er einige Monate herum, auch in Weißrußland und in Mohylev, woselbst ihn der dortige Protopop zum Lehrer an der kirchlichen Schule bestellte. Der undankbare Schreiber aber verstrickte sich in eine Liebelei mit der Frau des Popen und mußte aus dem Lande flüchten. An der Grenze wurde er gefangen und zuerst in Veliž und dann in einem anderen Grenzorte eingekerkert. Da ihm aber nichts bewiesen werden konnte, wurde er freigelassen. Der ihn eskortierenden Wache bekannte er, er wäre der Car, der auf eine wunderbare Weise vom Tode errettet wurde. Es gelang ihm, einen von den Wächtern zu überreden, daß er ihn bis Starodub begleitete, wo die eigentliche Laufbahn des Abenteurers begann.

Im Wiener Staatsarchiv fand ich in der Abteilung „Polonica“ unter dem Jahre 1609[21]) die Kopie eines Schreibens informativen Charakters aus Polen an den kaiserlichen Hof, so wie heute etwa Zeitungsnachrichten lauten. Gewiß hat einer der Boten, die so oft zum polnischen König nach Krakau oder Warschau von Wien

---

[17]) Solov'ev, l. c.

[18]) Christoph Zenowicz, Wojwode von Brest-Litowsk, Starost von Cieciersk und Propojsk. Platonov in diesem Inzidente mit Rahoza sieht die polnische Initiative für die ganze Affäre des Pseudodemetrius. Smutnoe Vremja, Petrograd, 1923, S. 99.

[19]) Akty istor., Bd. II, Nr. 199, S. 231.

[20]) Wielewicki, Historici diarii domus professae Societatis Jesu Cracoviensis, Bd. II, S. 239—241 (Scriptores rerum Polonicarum, Kraków, 1886, Bd. VII).

[21]) Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, Polonica. Fasz. 28, 1609, fol. 7—8.

und Prag reisten, interessante Nachrichten aus dem geheimnisvollen Osten Europas erhalten und sie nach Wien gesandt. Vielleicht hatten die Jesuiten selbst, an welche dieser Brief adressiert war, diese Sensationsnachricht dem kaiserlichen Hofe vorgelegt.

Dieser Brief trägt die Aufschrift: „Ex litteris datis Polociae 24 Februarii." Die Nachrichten stammen von den Jesuiten aus Polock[22]), wie dies die Bemerkungen am Schlusse vom Märtyrertum eines „e societate" in Moskau und von der Errettung des Pater Caspar Sawicki[23]) durch den Alexander Gosiewski besagen: es gelang ihm zu verhindern, daß der Pater von der polnischen Gesandtschaft losgerissen wurde. Die Quelle der Nachrichten über Demetrius ist Simon Gosiewski in Veliž, selbst Unterstarost, Vetter des Starosten und litauischen Referendars[24]). Beide Gosiewski standen in enger Beziehung zu der Gesellschaft Jesu, besonders war Alexander ihr eifriger Gönner. Die ganze Familie, namentlich der Referendar, der an der äußersten Grenze Polens, in Veliž, seinen Sitz hatte, war, wie sein Protektor und Vorgesetzter, der Kanzler Sapieha, sozusagen Spezialist in den Moskauer Angelegenheiten. Kenner der Menschen und Verhältnisse in Moskau wurde er durch zahlreiche Missionen nach Moskau und fortwährende Differenzen und Streitigkeiten mit der russischen Bevölkerung und den carischen Grenzwojwoden. Ebenso konnte auch der Bruder des Starosten, der ihn auf dem exponierten Posten vertrat, gute Informationen erhalten und verdient volles Vertrauen. Also nach der Relation des Simon Gosiewski war dieser Moskowiter, welcher später den Namen Demetrius annahm, ein gewisser Bogdaśko, aus Moskau gebürtig, in Klein-Rußland jedoch erzogen. In Szkłów (Schlonen) war er in der Schule Djak („piewec"-Vorsänger) ge-

[22]) Über die Jesuiten in Polock s. bei Załęski, Jezuici w Polsce, Bd. IV, S. 234. Als Rector fungierte damals in diesem Collegium Walentin Matysewicz (1605—1611).

[23]) P. Caspar Nowina Sawicki, geb. 1552 in Wilno, trat in die Gesellschaft Jesu i. J. 1575 ein und war später in mehreren Kollegien und Jesuitenhäusern tätig. I. J. 1604 war Sawicki Superior in Krakau, dort kam er mit dem ersten Demetrius in Verbindung und nahm an seinem Feldzug nach Moskau teil. Nach dem Tode des Caren blieb er drei Jahre in der Gefangenschaft in Moskau und Tver'. Sein Tagebuch bildet die Urquelle Wielewickis über die russischen Ereignisse der Zeit. Möglich ist es, daß auch die Informationen des jesuitischen Historikers von dem zweiten Demetrius auf die Angaben Sawicki's sich stützen. Er starb i. J. 1620 in. Frankfurt a. O. Załęski, Op. c. Bd. II, S. 685; Pierling, Iz smutnago vrem. S. 255—258.

[24]) Alexander Korwin Gosiewski (vel Gąsiewski) war i. J. 1600 als Starost v. Veliž in Moskau mit der Gesandtschaft Sapiehas, im nächsten Jahre begleitete er die russischen Gesandten nach Wilno und führte 1602 die Pertraktationen über die Grenzangelegenheiten bei Toropec durch. Einige Jahre später reiste er wieder zusammen mit dem Małogoszczer Kastellan Oleśnicki zum ersten Demetrius, um die Gratulation des polnischen Königs zu übermitteln. Dort blieb er gefangen bis z. J. 1608. Befreit, nahm er noch mehrmals an den polnisch-russischen Beziehungen teil. Im Jahre 1611/2 kommandierte er die Besatzung in der russischen Residenzstadt usw. Starb als Wojwode von Smoleńsk i. J. 1639.

wesen. Auf die Nachricht von dem Erscheinen des Demetrius, i. J. 1605, begab er sich zu ihm, und es gelang ihm, sich derart in seine Gunst einzuschleichen, daß er sein Schreiber und vertrauter Ratgeber wurde. Von Gestalt und Angesicht ähnelte er seinem Herrn, war nur etwas größer und älter. Als nach der Ermordung des Caren darüber Zweifel bei den Russen selbst auftauchten, wurde er inquiriert und gefoltert wegen der Identität der Leiche mit dem wirklichen Demetrius. Befreit, flüchtete er nach Veliž und fand dort Zuflucht bei einem Kaufmann. Es wurde schon damals gemunkelt, er wäre der errettete Car Demetrius.

Als sich dieses Gerücht in Veliž verbreitete, ließ ihn Gosiewski zu sich aufs Schloß bringen, und nun wurde unser Djak von den Leuten, welche den ersten Demetrius gekannt hatten, als Betrüger entlarvt. Unter der Androhung der Folter bekannte er unter Tränen, wer er sei, die erlittenen Wunden und Narben vorzeigend. Er gab an, daß er, sich mit fremden Federn schmückend, Erfolg im Leben haben wollte. Der Unterstarost beschloß, ihn durch Vermittlung eines Edelmanns zu Lew Sapieha zu senden. Dieser Szlachcic benützte den Gefangenen als Kutscher und sparte nicht mit der Peitsche bei schlechter Erfüllung der Pflichten, bis es dem Bogdanko zuviel wurde und er stracks entfloh.

Nach weiteren, nicht mehr unmittelbaren Nachrichten, gelang es dann dem Bogdanko, einige Edelleute zu gewinnen. In ihrer Begleitung begab er sich nach Severien. Dort tauchte er endlich als Prätendent auf.

Aber dies alles wäre nicht genügend, um die Identität des Demetrius mit Bogdanko festzustellen. Daran glaubte weder der Verfasser des in Rede stehenden Briefes, noch Gosiewski, „prudens alioqui vir et Catholicissimus, et, quod magis est Mazowita“. Der Unterstarost sandte daher diesen Edelmann, welchem Bogdanko entfloh, nach Starodub, und der erkannte wirklich in Demetrius seinen entflohenen Kutscher. Außerdem kamen zu Gosiewski und zum Veližer Kaufmann, bei welchem Bogdanko gewohnt hatte, Briefe vom angeblichen Caren mit der Verzeihung der in Veliž erlittenen Unbill und mit der Aufforderung, Gosiewski möge 100 Reiter und Söldner für den Dienst des Caren anwerben. Der Unterstarost betrachtete diese Beweise als vollkommen genügend und berichtete darüber dem König und anderen, besonders dem Smoleńsker Wojwoden.

Die Zusammenstellung der in allen vier berufenen Quellen enthaltenen Nachrichten ergibt die Übereinstimmung einer Reihe von Fakten. Szkłów als Aufenthaltsort des Prätendenten vor der Demetriade nennt der Chronograph und Gosiewski. Bogdanko nennen den Prätendenten alle Informatoren, außer dem Chronographen. Dieselben Quellen erwähnen Veliž, wie auch der Kanzler Sapieha in seiner Rede[26]). Propojsk zitiert nur der Chronograph,

[25]) Załęski, Op. c.
[26]) Die Rede Sapiehas bei Ljubavskij, Op. c. S. 11.

aber aus der Relation des Bulanin und Wielewicki kann die Möglichkeit dieser Eventualität abgeleitet werden, besonders da diese Ortschaft von Marchocki[27]) erwähnt wird. Den Aufenthalt in Mohylev betonen der Chronograph, wie auch Wielewicki. Die Nachrichten von Gosiewski schließen den Propojsker Inzident nicht aus, denn es konnte dies nach der Flucht des Bogdanko aus der Haft geschehen sein. So sehen wir, wie auf der Grundlage der sich ergänzenden Quellen der Lebenslauf des Tušiner Gauklers vor seinem Auftreten im Charakter eines Prätendenten für den Carenthron rekonstruiert werden kann.

Die Relation des Gosiewski bzw. jene der Jesuiten in Połock ist von allen die früheste. Sie hat das Datum des 24. Februar, wahrscheinlich 1608, da sie in der Folge über Geschehnisse vom Ende des J. 1607 berichtet: über die Wehrkraft im Lager des Demetrius, wie auch über die erzielten Erfolge. Die ersten carischen Aufrufe an die „Rottmeister des Litauer Landes" sind Mitte Juli 1607 datiert und Budziło, der als einer der ersten mit seinen Rotten erschien, ist in Starodub am 2. September eingetroffen. Es war also genügend Zeit vorhanden, zwischen Juli und Februar, daß Gosiewski die Wahrheit seiner Informationen über Bogdanko feststellen konnte[28]).

Die von mir publizierte Quelle bringt reichliche Details und bildet wahrscheinlich die Grundlage der Information des Wielewicki, dem auch andere Details von anderswo bekannt sind. Diese Quelle bestärkt daher die Glaubwürdigkeit der in früheren Quellen notierten Nachrichten dadurch, daß sie sich auf die Autorität des Gosiewski stützt und auf den von ihm festgestellten Tatsachen beruht. Unsere Angaben jedoch klären die Frage der Initiative in dem Auftreten des Prätendenten nicht auf. Ilovajskij[29]), welcher im allgemeinen die erste, wie auch die zweite Demetriade den Polen zuschreibt, sieht darin die Intrigen der mächtigen Familien der Mniszech, Wiśniowiecki und Sapieha. Bei der zweiten Demetriade gibt er auch die Familie Rożyński zu. Jedoch die Quellen nennen nur die Person des Miechowiecki, welcher dann von Rożyński ermordet wurde. Im allgemeinen sind es lediglich nicht begründete Kombinationen und Vermutungen. Unsere Quelle könnte nur beide Gosiewski verdächtigen und von ihnen auf den Kanzler Sapieha schließen lassen, aber dergleichen unbewiesene Vermutungen überlassen wir lieber anderen. Uns genügt es, daß wir durch Ergänzung einiger neuer Fakten diese dunkle Frage zu belichten versucht haben.

Ex litteris datis Polociae 24. Februarii (1608).

Caeterum an verus ille Demetrius vivat nec ne, hucusque tam apud nos quam in ipsa Moscovia est controversum. Certior tamen videtur illa

[27]) Marchocki, Op. c. S. 6.

[28]) Hirschberg, Op. c. S. 46; Ders.: Dlaczego Polacy popierali drugiego Samozwańca? S.-A. aus dem Sbornik po slavjanovjedjeniju, Bd. I, Petersburg, 1904, S. 1—2.

[29]) Ilovajskij, l. c.

sententia quam nuper ex D. Simone Gasiewski, Vicecapitaneo Wielissiensi (patruele D. Alexandri Gasiewski, legati regii in Moscovia captivi) accepi coram, nimirum Moscum hunc, qui sibi nunc Demetrii nomen arrogat esse quendam Bogdasko, qui licet Moscus genere esset, hic tamen in Russia a puero est educatus, et in Schlonen (? Szkłów) Rutenica scola non postremus piewec (cantor) habebatur. Sed postquam de illo vero Demetrio adhuc apud D. Wisniowiecki[1]) manente audierat se illi adiunxit et eius deinceps scriba et fidelissimus comes atque consiliarius semper fuit; Statura corporis ac linea mentis Domino suo non multum dissimilis, vastior tamen ac paulo senior. Post necem Demetrii cum inter ipsos Moscos quaestio oriretur an verum Demetrium occidissent, tortus dicitur ac graviter examinatus cum de aliis consiliis, tum etiam ut verum illud Demetrii cadaver esse fateretur, dimissus tamen profugit Wielissium (quam arcem cum agro amplissimo in ipsa quasi Moscovia sitam Rex Stephanus regno adiecit) et apud Mercatorem quendam opulentum natione Moscum diversatus, se clam pro vero Demetrio venditare coepit. Cumque hic rumor percrebresceret lato Demetrium Wielissii esse, Vicecapitaneus praedictus ad se illum perduci iussit, et multis, qui Demetrium noverant ostendit, qui cum impostorem arguerent et illi varia tormenta minarentur, fassus est ingenus quis esset et supradictam vitae suae rationem retexuit, simulque latera in quaestionibus ambusta et foede lacerata membra ostendit, orans cum lachrymis ne afflicto plus doloris ac calamitatis adderent; iniquum fortunae casum expressisse, ut vel mentito nomine sortem iuvare posset. Tum Vicecapitaneus nil gravius in eum constitutus commendat ipsum cuidam No (bili?), ut illum ad D. Cancellarium Lituaniae[2]) secum perduceret. Hic autem cum famulo destitueretur hunc Bogdanum Aurigae vices obire fecit, et male fungentem officio verberibus interdum mulctavit. Dum ita res agitur negligentius, Bogdanus fugam arripit, et aliquot nobiles nactus, hic in Russia, qui illi fidem adhibuerunt decem aut eo amplius equitibus stipatus in Severiensem oram se recepit. Severienses licet imposturam agnoscerent, tamen quia inchoatam rebellionem commodius continuare et auxilia ex Polonia certius allicere non potuerunt, hominem pro vero Demetrio acceperunt. Jamque dicitur militum Polonorum 5000, Kosakorum autem Dunscensium (qui sunt Moschi) 10000 in suo exercitu numerare, victoriasque maximas reportare, et urbes occupare atque provincias. Haec nec ego nec ipse Vicecapitaneus prudens alioqui vir et Catholicissimus et, quod magis est, Mazovita, nemque non incola loci ergo citra affectum, credidisset, nisi duo sequentia argumenta subiunxisset. Alterum est quod postquam iterum percrebuit vivere Demetrium Starodubii, qui antea Wielissii latuisset idem ille nobilis, qui hunc Bogdanum amisit, eo ablegatus est, qui non alium istis nominari cognovit, (licet a longe) quam qui sub sua non pridem fuisset potestate. Neque hoc satis erit, sed supervenerunt litterae ad mercatorem Wielissiensem et alia ad ipsummet Vicecapitaneum ab eodem Bogdano in quibus et oblivionem iniuriarum, quas Wielissii passus esset, pollicetur et magnam remunerationem offert, si sibi centum equites totidemque pedites suppeditare vellent, quod alterum ipse instar certissimi signi habet et Sermo Regi atque multis aliis indicavit, imo ipsimet etiam Palatino Smolescensi, eam praecipue ob causam, quod nostri omnes captivi certo iam erant remittendi in Poloniam, si non huius nova machinatio intercessisset. Et habebant illi quidem animum vi ex Moschovitica servitute erumpendi et iam huc significarunt, ut se nostri in finibus cum aliqua armata manu exspectarent. Sed unus noster explorator in proditorem conversus rem vulgavit. Quare nunc ab invicem divulsi durissimis carceribus et arctissima custodia detinentur. Additur etiam aliquem e societate graviter in Moschovia tortum esse et P. Savicium aegre a Legato Lituaniae D. Alexandro Gąsiewski defensum ne abs se raperetur. Atque haec de Moscovia longius quam voluissem aut tempus pati videbatur.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Polonica Fasz. 28, 1609, fol. 7/8.

---

[1]) Fürst Adam Wiśniowiecki.

[2]) Leo Sapieha.

DIE WELTANSCHAUUNG V. G. KOROLENKO'S

Von
A. M. Ladyženskij, Rostov a. D.
Übersetzt von Richard Blume, Breslau.

I.

Möge man die Schöpfungen des Schriftstellers V. G. Korolenko noch so hoch bewerten, das Bedeutendste, das Harmonischste, das am hellsten Leuchtende, was er geschaffen hat, bleibt stets sein Leben, seine Persönlichkeit. Mit vollem Recht hat man Vladimir Galaktionovič „das Gewissen des russischen Volkes" genannt. Künstler und Werk verschmelzen bei ihm zu einem hohen Liede, das dem Opferdienst für die höchsten Ideale menschlicher Gesittung, für die innerliche Befreiung der Persönlichkeit geweiht ist. Beide vereinigen sich zu einem Ganzen und wurzeln in einer tiefdurchdachten Weltanschauung, die wir eine organische nennen können.

Während die mechanistische Weltansicht alles auf tote, „seelenlose" Dinge zurückzuführen sucht, ist die organische Weltanschauung Korolenko's bestrebt, in jedem das lebendige Sonderwesen zu sehen. In diesem Sinne können wir sie eine personalistische nennen. In jedem einzelnen Menschen, in jedem einzelnen Geschöpf, in jeder einzelnen Naturerscheinung sieht unser großer Dichter etwas, das sich niemals wiederholt, das seine eigenartige Seele in sich trägt. Der Gedanke an die Persönlichkeit steht für ihn allem voran. „Wertvoll ist der Mensch, wertvoll ist seine Freiheit, wertvoll ist seine Glücksmöglichkeit auf Erden, seine Entwicklung, ja sein Körper", sagt er in einer Betrachtung „Über die Verwicklungen des menschlichen Lebens". Was er auch beschreiben mag, man wird stets herausfühlen, daß er etwas Individuelles geben will, das sich nie wiederholt, das sich in seiner Sonderart von allem anderen unterscheidet. Auch Wald und Fluß drücken bei ihm bestimmte seelische Erlebnisse aus.

Die personalistische Betrachtungsweise sieht in jeder Erscheinung die ganz besondere, nur ihr zugehörige Eigenart und unterscheidet sich hierdurch scharf von der sachlichen, mechanistischen Weltansicht, deren Anhänger alle Unterschiede

der Art auf lediglich zahlenmäßige, mengenmäßige Unterschiede zurückführen müssen. Diese Denkweise ist eine Philosophie der Zahlen, während die organische Weltanschauung eine Philosophie der Eigenschaften darstellt. Für den Jünger der mechanistischen Weltanschauung kann nie etwas Neues geschaffen werden; Andersartiges erscheint ihm lediglich als eine Umgruppierung schon vorhandener Elemente. Descartes sagt bereits: „Wollte man zugestehen, daß aus dem Bestehenden etwas Größeres geschaffen werden könne, als es die Elemente sind, die es bilden, so würde man ebenso unklug handeln wie bei Aufstellung der Behauptung, daß aus dem Nichts etwas entstehen könne.“ Die Möglichkeit der Schöpfung, des Fortschrittes wird hiermit abgelehnt.

Die personalistische Weltanschauung strebt jedoch zur Schöpfung, zum Fortschritt. Stets weist Korolenko nach vorwärts, nach aufwärts, auf das Licht, das in der Ferne leuchtet; die mechanistische Weltansicht charakterisiert er hingegen folgendermaßen: „Ein eisernes Knirschen der toten Natur erfüllt das Weltall; eine alles ertötende, eisige Kälte strömt von ihm aus. ... Es existiert nichts, gar nichts. Nacht, Schränke, düstere Winkel und graue Wände. Dunkle Fenster, und der Wind fängt sich im Schornstein. Eine Maschine, die wir „Lampe“ nennen wollen, klagt über irgend etwas; eine andere Maschine, nennen wir sie „Titus“, stöhnt, und die Maschine, die ich als „Ich“ bezeichnen will, liegt da bewegungslos, gedankenlos; sie fühlt etwas Kaltes, Glitschiges, Grausiges, Ekelerregendes, denn es ist ringsum kalt, öde, tot.“ („Von zwei Seiten.“)

So ist die mechanistische Weltanschauung die Philosophie der Auflösung in die Bestandteile, die Philosophie des Todes. „Erklären“ heißt für sie „in die Elemente zerlegen“. Goethe kritisiert sie im „Faust“ treffend:

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt, leider, nur das geistige Band!
Encheiresia naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie.“

Die organische Weltanschauung sieht hingegen im Ganzen nicht nur die einfache Vereinigung seiner Bestandteile. Das Ganze enthält noch ein gewisses „Mehr“, das zu diesen Teilen hinzutritt und etwas eigenartig Neues darstellt, das sich nicht auf die ursprünglichen Bestandteile zurückführen läßt. Diese Ansicht ist in voller Übereinstimmung mit dem qualitativen, — im Gegensatz zu dem quantitativen — Standpunkt der organischen Denkweise und mit ihrer Auffassung von der Schöpfung. Die Anhänger organischen Denkens lehren: das Ganze ist früher dagewesen, als seine Bestandteile. Besonders scharf betont dies V. G. Korolenko mit den

Worten: „Das Leben besteht im Fühlen und im Bewußtsein, d. h. im Ganzen. Deshalb ist es auch ein Ganzes. Soeben habe ich es ja gesehen in ... Dir. So existiert auch die Liebe und das Streben nach Wahrheit. Woher kommen sie? Sie sind im Ganzen enthalten." „Universalia ante res sunt", lehrten schon die sog. Realisten, d. h. das Gemeinsame ist früher, als das Einzelne. Ersteres wird nicht vom Einzelnen abgezogen, sondern in ihm wahrgenommen. Deshalb bedeutet vom Standpunkt der Jünger der organischen Weltanschauung „etwas verstehen" nicht „das Komplizierte auf das Einfache zurückführen, das Ganze in seine Bestandteile zu zerlegen", wie die Anhänger mechanistischen Denkens lehren, sondern „etwas verstehen" heißt „das Ganze als solches, als eine bestimmte Individualität zu empfinden und die innere Verwandtschaft mit dem Erkannten in sich festzustellen." V. G. Korolenko bringt uns alles nahe, was er beschreibt, und hilft uns, im Inneren unseres Ich das Mitgefühl mit dem Erstrebten zu finden. Durchaus richtig sagen seine Kritiker, daß „jede Erzählung Korolenkos uns dem weit Entfernten und Fremden näher bringt, uns mit ihm verbrüdert".

In formaler Beziehung können wir die mechanistische Erkenntnis logisch nennen. Der Syllogismus ist die Mechanik des Gedankens. Im Gegensatz hierzu gründet sich die personalistische, qualitative Erkenntnis auf das Hineinfühlen in die Umgebung und auf die Wahrnehmung eines Zusammenklingens des eigenen „Ich" mit dem zu Erkennenden. Die personalistische Weltanschauung sagt, daß der Gedanke sich nicht auf den Inbegriff einzelner, voneinander völlig unabhängiger Begriffe und Worte zurückführen läßt, sondern daß in ihm etwas weit mehr Innerliches, Intimes und Zartes lebt. „Wie unvollkommen vermögen doch die Worte nur unsere Gedanken wiederzugeben", sagt Korolenko in der „Geschichte meines Zeitgenossen". ... „Tief in unserer Seele ruht eine unverständliche Sprache. Worte vermögen sie nicht auszudrücken, ebensowenig, wie wir die Sprache der Natur mit Worten wiedergeben können. Gerade hierin zeigt sich, daß Seele und Natur ein Ganzes bilden."

Hiermit sind wir zu den wesentlichsten Zügen organischer Weltanschauung vorgedrungen — zu ihrem Pantheismus. Wenn in jedem Bestandteil das Ganze liegt, wenn die Erkenntnis das Eindringen in das Innere des eigenen Ich, das Gemeinsame mit dem Erkannten ist, so ist im Mikrokosmos, in unserem Bewußtsein in diesem oder jenem Grade der Makrokosmos enthalten. „Aus diesem Grunde", sagt Korolenko, „bilden Seele und Natur ein Ganzes." Hieraus entspringt die Liebe zur Natur und zu den Menschen, die Liebe zum Bestehenden, die für Korolenko so besonders charakteristisch sind. Wenn das Pathos der mechanistischen Denkweise das Pathos der Zerlegung in Teile, die Feindschaft, die Zergliederung, die Auflösung ist, so ist das Pathos organischen Denkens — die Liebe, die Vereinigung, der Zusammenklang. Hier

die synthetische, aufbauende, dort die auflösende, zerstörende Weltanschauung![1])

Korolenko betont stets sehr ausdrucksvoll den organischen Charakter des Gedankens. So sagt er in der „Geschichte meines Zeitgenossen“: „Der Gedanke, der in einen fest umrissenen Begriff gegossen und in Worte gekleidet ist, bildet den oberirdischen Teil der Pflanze, ihrer Stengel mit Blättern und Blüten. Die Wurzel der Pflanze befindet sich aber unter dem Erdboden. In dem unsichtbaren Samen schlummern schon im Keime Stengel, Blatt und Blüte; sie sind noch nicht da, über ihnen wuchern noch andere Stengel und Blätter. Dennoch ist unten schon alles für eine neue Pflanze bereit.“ Für die Anhänger der organischen Weltansicht ist das Denken keine Mechanik der Begriffe, sondern ein inneres Schöpfen, eine innere Wahrnehmung. Hiermit hängt es zusammen, daß sie der Erkenntnis die Introspektion, die innere Erfahrung zugrunde legen. Sie rufen zur Selbstvertiefung und geistigen Betrachtung auf im Gegensatz zu den Verfechtern der mechanistischen Weltanschauung, die von den Tatsachen der äußeren Erfahrung ausgehen, von leblosen Gegenständen, die voneinander getrennt sind. Die Beseeltheit, die Lebensfähigkeit ist nur der inneren Erfahrung zugänglich. Aus diesem Grunde verneinen auch die folgerechten Empiriker von Contes bis zu den Reflexiologen und Bechioveristen jedwede wissenschaftlich erkennende Bedeutung der Psychologie. Die Persönlichkeit, die Schöpferkraft, das Qualitative werden durch die innere Erfahrung erkannt, die Lage, die räumliche Vereinzelung durch die äußere. In jüngster Zeit lehnen die Antipsychologen, Empiriokritiker und Neokantianer sogar die Beseeltheit anderer Menschen ab und betrachten sie als Maschinen, die keine Psyche besitzen[2]).

Dieser mechanistische Standpunkt zieht den Menschen herab bis zur Stufe einer Maschine an einer Maschine; er führt zur Verneinung seiner Persönlichkeit und ist bestrebt, in den Handlungen

---

[1]) Leider ist es im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes nicht möglich, näher zu begründen, daß vom Standpunkte des mechanischen, formalen Syllogismus aus der Begriff der Synthese nicht erklärbar ist. Wenn sich auch irgendwelche Erscheinungen bisher wiederholt haben, so kann man vom formallogischen Standpunkte aus unmöglich daraus folgern, daß sie sich in Zukunft auch immer wiederholen werden. Diese Verallgemeinerung gründet sich, wie Mill ausführt, lediglich psychologisch auf der Gewohnheit, sie als immer wieder gleich vorkommend anzunehmen. Vom organischen Standpunkte aus ist die Verallgemeinerung, die Synthese jedoch durchaus möglich, da in jedem einzelnen Bestandteile die Idee des Ganzen enthalten ist. Deshalb kann das Gemeinsame nicht nur im Einzelnen, sondern auch im Einmaligen wahrgenommen werden. Beim organischen Standpunkt sind alle Beurteilungen synthetisch, beim mechanistischen — analytisch.

[2]) Avenarius kämpft gegen die Introjektion, d. h. „gegen die Einführung des Bewußtseins in die Köpfe der Mitmenschen“. Lopšin und Vvedenskij behandeln die Frage über die Möglichkeit, eine fremde Beseelung anzuerkennen; der Akademiker Pavlov ist bestrebt, das Verhalten höher entwickelter Tiere und Menschen damit zu erklären, daß sie scheinbar keine Psyche besitzen.

des Menschen keine Schöpferkraft, keine Äußerung der Persönlichkeit zu sehen, sondern nur eine Reihe rein mechanischer Handlungen, die keinerlei individuelle Züge aufweisen, d. h. eine Reihe reflektorischer Bewegungen. T. Raynov wies im 13., 14., 15. Buch des „Vestnik kommunističeskoj Akademii" in seinem Aufsatz über „die Enteignung der Handlung" darauf hin, daß diese Bewegungen nach Maß und Zahl gemessen werden können und sich deshalb durch nichts von jeder anderen Ware unterscheiden. Der Bechioverismus, die Reflexiologie und verwandte Systeme bilden ein theoretisches Gegenstück zum Fordismus und Taylorismus, die eine Durchführung der mechanistischen Weltanschauung bis zu ihren äußersten Grenzen darstellen. Dem Schriftsteller Korolenko waren sie völlig fremd. In seiner Besprechung von „Chicago" schaudert er vor diesen Verirrungen des menschlichen Geistes zurück. Der personalistische Standpunkt ist deshalb mit der inneren Erfahrung so eng verflochten, weil wir den Begriff der Persönlichkeit, als etwas Einzigartiges, als Organismus, in der Tiefe unseres „Ich" erfassen, in unserer Selbsterkenntnis und in der Wiederschöpfung unseres eigenen „Ich", als einer harmonischen Persönlichkeit. Ein glänzendes Beispiel dieser Schöpferkraft bietet uns Korolenko, der sich zu tiefster innerer Harmonie und milder Weisheit durchgerungen hatte.

Wenn weiterhin die mechanistische Weltansicht intellektuell ist, so ist die personalistische — voluntaristisch. In der Tiefe unseres Bewußtseins betrachten wir uns als Persönlichkeiten mit Willens- und Schöpferkraft; wir halten uns nicht für eine passive Folgerung aus irgendwelchen Ursachen, sondern für Schöpfer von etwas Neuem. Die mechanistische Weltanschauung führt zwangsläufig zur Passivität, denn sie sieht in allem nur die Ergebnisse äußerer, mechanischer Ursachen, wobei ein abgesonderter Körper gegen den anderen stößt: Bewegungen können nur infolge eines äußerlichen Antriebs entstehen. Die Ursache für die Bewegung bildet hier lediglich die Kraft, die, mit dem betreffenden Körper in Berührung gebracht, ihn dem Zustande der Trägheit entreißt. Dies Gesetz der Trägheit bildet das Grundgesetz des mechanistischen Denkens.

Im Gegensatz hierzu führt der personalistische Gesichtspunkt keinesfalls alles auf eine äußere Veranlassung zurück, d. h. auf irgendeinen Stoß, sondern für ihn liegt die Ursache der Entwicklung im Innern; sie ist im Wesen selbst enthalten. „Im unsichtbaren Samenkorn ruhen", wie Korolenko sich ausdrückt, „die Möglichkeiten eines Stengels, einer Blume und der Blätter." Die Ursache ist die Zweckmäßigkeit, was Aristoteles „Entelechia" nennt. Aus diesem Grunde erhob Korolenko so heftigen Widerspruch gegen den mechanistischen Determinismus. Er sagt: „Gehen wir nach rechts, so wird es eben notwendig sein; gehen wir nach links, so ist das Gleiche der Fall. ... Hast du, Freund des weisen Puranus, nicht begriffen, daß die Gottheit alles als ihre Gesetze anerkennt, was unsere Wahl herbeigeführt hat. Die Notwendigkeit ist nicht der

Herr, sondern nur der seelenlose Zähler unserer Bewegungen. Der Zähler zeigt nur das an, was war, aber nur durch unseren Willen entsteht, was noch geschehen muß." („Die Notwendigkeit.") Korolenko hat mit voller Schärfe den Unterschied erkannt, daß der kausale Gesichtspunkt nur für die Vergangenheit anwendbar ist, der zielstrebige jedoch für die Zukunft, daß mechanistisches Denken zur Stagnation führt, organisches hingegen den Schöpferwillen hervorruft. Weiterhin wurde Korolenko in seinem unerschütterlichen Kampfwillen gegen den mechanistischen Standpunkt, gegen die Maschinisierung alles Bestehenden durch folgende Schlußfolgerung bestärkt. Die Anerkennung des Satzes, daß alle Erscheinungen der äußeren, kausalen Notwendigkeit unterworfen sind, muß dem Menschen jede Möglichkeit nehmen, normativ und abschätzend an die Dinge heranzutreten. Jedes Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein wird hierdurch getötet. Sittliches Pflichtgefühl und sittliches Verantwortungsgefühl waren jedoch bei Korolenko besonders hoch entwickelt. Für ihn, den echten Jünger der organischen Lehre, war die sittliche Pflicht nicht der von außen kommende Befehl, nicht die formale Verpflichtung, sondern sie wurzelte in der inneren Verwandtschaft mit seinem Mitmenschen, in dem pantheistischen Empfängnis der Liebe, worauf ich schon vorher hinwies. Für ihn waren die praktischen Erfolge des Geschaffenen nicht so wertvoll, wie das innere Streben „dem Lichte zu" und jener Drang, von dem es begleitet wird. Nicht ewige Vollkommenheit, sondern ewiges Vervollkommnen war sein Ideal.

Das Bewußtsein, daß „du selbst" in jedem Mitmenschen bist, daß man von jedem Lebewesen sagen kann „Tat tvamasi", führte Korolenko dazu, jeden Leidenden, jeden Bedrückten, jeden dem Elend Verfallenen in Schutz zu nehmen. Der Normativismus und Voluntarismus Korolenko's ist eng mit seiner tiefen Sittlichkeit verbunden. Korolenko ist ein Kämpfer für das Recht und ein entschiedener Gegner jeder Willkür. Wir brauchen nur an seinen berühmten Brief zu erinnern, in dem er sich weigert, Alexander III. den „Verbannten-Eid" zu leisten. „Den gesetzlichen Machthabern", sagt er in diesem Briefe, „ist ein gefährliches Recht gegeben, ein Recht der Willkür, das nur zu leicht mißbraucht wird, wie es zahlreiche erschreckende Tatsachen in unserem Leben erwiesen haben. Dies Recht läßt die Willkür in alle Bestimmungen des Lebens eindringen, oft in die ehrlichsten und gesetzmäßigsten; sie erdrosselt dann diese Bestrebungen in ihren besten Erscheinungsarten und drängt die Lebensströme vom Wege der wohl durchdachten Durcharbeitung und des Gesetzes auf die abschüssigen Wege der persönlichen Zusammenstöße. Sie erzeugt den Zwiespalt zwischen den gesetzlichen Forderungen und den Forderungen des Gewissens. Im vorliegenden Falle habe ich mich entschlossen, letztere zum Ausdruck zu bringen. Deshalb erkläre ich hiermit meine Weigerung, den von mir geforderten Eid zu leisten. Ich halte es nicht für angebracht, irgendwelche Ratschläge zu erteilen oder Bedingungen zu

stellen, aber ich halte mich für sittlich berechtigt, die Beweggründe anzugeben, die es meinem Gewissen verbieten, das von mir geforderte Versprechen in der vorgeschriebenen Form abzugeben.“

Das sittliche Pathos Korolenko's ist nicht als Schöngeistigkeit eines guten, vielleicht sogar etwas naiv-guten Menschen aufzufassen, wie viele jedenfalls anzunehmen geneigt sind, obwohl sie es nicht geradezu offen behaupten. Sein Pathos ist tief durchdacht und entquillt seiner organischen Weltanschauung. Ihr entspringt auch sein Gleichmut gegenüber den äußerlichen Lebensbequemlichkeiten, sein tief innerlicher Demokratismus. Die mechanistische Weltansicht verleitet zur Verherrlichung der technischen Errungenschaften, zur Anbetung vor der äußerlichen Zivilisation; die organische Weltanschauung hingegen führt nicht zur Apotheose der äußerlichen Zivilisation, sondern der inneren Kultur, was in vollem Einklang steht mit ihrer Mahnung zur inneren geistigen Einheit und Vollendung, zur Selbsterkenntnis und Selbstvertiefung, zum Schöpferwillen und zum Kampf für die Idee. Wenn für den mechanistischen Denker der Satz gilt: „Fiat productio, pereat mundus“, d. h. „Möge die Produktion vermehrt werden, wenn es auch zum Untergang des Menschen im Menschen führen sollte“, so muß der Personalismus im Glauben an die Persönlichkeit, ihre Gestaltung und Vertiefung wurzeln.

II.

Ich habe hiermit die Weltanschauung Korolenko's in ihren Grundzügen geschildert. Man wird daraus unschwer die Überzeugung gewinnen, daß sie tief durchdacht ist, und daß alle ihre Teile organisch miteinander verflochten sind. Die Idee der Persönlichkeit ist mit der inneren Selbstvertiefung und dem Introspektivismus verbunden, letzterer mit jener Lehre, daß wir in der Tiefe unseres eigenen „Ich“ begreifen, wie es mit der Alleinheit verwachsen ist, wie im Mikrokosmos der Makrokosmos enthalten ist. Hieraus folgt die Idee von der organischen Gestaltung alles Vorhandenen, das Prinzip der Synthese, der Liebe, der Harmonie, die Bestätigung der Schöpferkraft und der Freiheit und schließlich die Sittlichkeit, die Erkenntnis der persönlichen Pflichten und der persönlichen Verantwortlichkeit.

Nachdem ich jetzt die philosophischen Ansichten Korolenko's in ihren Grundzügen besprochen habe, will ich den Nachweis versuchen, wie sie sich in seiner künstlerischen Betätigung widerspiegeln. Die organische Weltanschauung ist im allgemeinen ihrem Wesen nach ästhetisch. Ihr liegt zugrunde, wie ich vorher ausführte, die Idee der Schöpferkraft, der Vervollkommnung, der Synthese, der Einheit in der Vielfältigkeit. Grundsätzlich unterscheidet sie sich hierdurch von der mechanistischen Weltansicht, der Weltanschauung nicht eines schöpferischen Künstlers, sondern eines handwerksmäßigen Technikers. Die personalistische Weltanschauung gründet sich auf dem Ausdruck der Persönlichkeit. Das

innere Erleben kommt nirgends so deutlich zum Ausdruck, wie in der Stimme, im Schreien, Lärmen, in Ausrufen. Demgemäß ist Korolenko immer bestrebt, mit lautlichen Mitteln zu beschreiben. „Der Laut verrät, was in uns lebt", wie man zu sagen pflegt; er spricht zu unserer Seele, weil er selbst etwas Innerliches und in diesem Sinne Subjektives ist. Wenn wir bedeutende musikalische Werke anhören, so haben wir die Empfindung, als ob die Schranken der Welt zu schwinden beginnen. Durch einen Laut erkennen wir oft den ganzen innersten Kern der Individualität, der sich nicht in einzelne Bestandteile zerlegen oder aus ihnen zusammensetzen läßt. Das Sehen und Fühlen läßt sich in eine Menge von Elementen der Sache zerlegen, die räumlich voneinander getrennt sind; das Hören gibt uns etwas Ganzes, das die räumliche Trennung überwindet. Hierin ist es dem Sehen und Fühlen überlegen (auf deren Sondereigenschaften die mechanistischen Philosophen alle Erkenntnis zurückführen wollen). So erklärt sich auch der besondere Wert der Gemeinschaft mit dem Gegenstande, der gerade durch das Hören erreicht wird. Der individuelle Gesamteindruck einer Sache, der durch das Gehör empfangen wird, klingt nicht kalt im Ohre nach; er bemächtigt sich als Ganzes der ganzen Seele des Hörers. Feine Psychologen, wie Korolenko und Turgenev, haben dies richtig herausgefühlt und glänzend beschrieben („Der blinde Musikant" von Korolenko und „Die Sänger" von Turgenev).

Wer den Schrei der Verzweiflung oder einen freudigen Ausruf vernommen hat, weiß, daß die Individualität nirgends so zum Ausdruck gelangt, wie in diesen Lauten. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß der organische Denker Korolenko sich grundsätzlich der lautlichen Bilder bedient. Wir brauchen nur an die Titel seiner Werke zu erinnern „Der blinde Musikant", „Der alte Glöckner", „Der Wald rauscht", „Der Fluß spielt".

Oft wiederholen sich bei ihm solche Lautbilder: „Der Wald rauschte ... In diesem Walde war immer ein gleichmäßiges, anhaltendes Rauschen, wie der Widerhall einer fernen Glocke: ruhig und leise, wie ein leises „Lied ohne Worte". „Doch jetzt begann der Sturm zu stöhnen und zu heulen." „Aksana, mein Liebchen, wer stöhnt denn dort im Walde? Der Wald rauscht und rauscht. ... Aksana, mein Liebchen." (Erzählung: „Der Wald rauscht."). „Hörbar war ein gleichmäßiger dumpfer Ton, wie wenn ein finster blickender Mann von Zeit zu Zeit über den durch Frost gefesselten Erdboden schreitet." (Aus: „At-Davan.") „Jetzt tritt Stille ein." „Und nur von Zeit zu Zeit plötzlich ein dumpfes Stöhnen des berstenden Eises auf dem Flusse: es zischt, wie ein vorbeischwirrendes Geschoß, das Echo hallt wider, wie ein Kanonenschuß." In Marussjas Hütte wird beschrieben, wie die Taiga rauscht, tönt, stöhnt und klagt. „Wenn die Taiga klagt und stöhnt, so klingt und flüstert das Feld." („Über dem Liman" und „In der Krim".)

Die Lieder des Menschen verschmelzen bei Korolenko mit den Liedern der Natur. „In seinem Liede klingt der Steppenwind und

es raschelt das Gras und es rauschen die Wipfel der Bäume und es weint und liebkost und seufzt die Seele des Menschen.“ „Es klingt die Pandora des Opanas, es klingt das Feld“ („Der Wald rauscht“). „Es rauscht das südliche Meer“ („In der Krim“, „Der Augenblick“). An anderer Stelle fragt Korolenko: „Versteht Ihr denn nicht, daß das Meer Euch in seiner Sprache von den Menschen erzählt, die der Freude bar sind?“ („In der Krim“), „... aber aus dem leisen, gedehnten Klingen des Waldes hört er einen Trauergesang heraus — im seligen Verscheiden ist die ewige Ruhe“ („In Einöden“). „In der Stille von Svetlojar bezaubern mich die Klänge der heiligen Stadt Kitesch“ („An auserwählten Orten“).

Aus der Natur hört Korolenko ganze Symphonieen: „Es ist Nacht. ... Ich begann zu lauschen. Da erklingen sie, die Stimmen der Nacht und des Waldes; über uns rauschen die Riesen des Waldes und tragen uns die Grundmelodie zu; es murmelt der Waldbach; vom See steigen die Vögel auf, deren leisen Flügelschlag wir vernehmen. Jetzt zittert die Espe, von der Morgenkälte erschauernd; sie scheint uns etwas zuzuflüstern, erregt, traurig und eilig, während die hochmögende Eiche, die sich über die niedrigen Bäume hinweg der Morgenhelle entgegenreckt, tiefe, bedeutsame Töne von sich gibt, gleich als ob sie Beruhigung spenden wollte für das Dickicht, das dunkel sich breitet, vom Grausen erfüllt“ („Skizzen aus dem Leben eines Suchenden“). So erklingt auch das Lied der Natur in der „Geschichte meines Zeitgenossen“, die die Erlebnisse der Jugendzeit Korolenko's schildert: „Ich fühle, daß ich scheinbar allein bin im Walde, dieses ist in Wirklichkeit furchtbar; doch, wie verzaubert, konnte ich mich weder rühren, noch einen Laut von mir geben; an mein Ohr drang nur bald ein leiser Pfiff, bald ein verirrter Klang, bald das dumpfe Gemurmel, bald das Seufzen des Waldes, das zu einer gedehnten, tiefen, unendlichen Harmonie verschmolz. In ihr erklang gleichzeitig das gemeinsame Rauschen, wie auch die einzelnen Stimmen der lebenden Riesen und das Raunen und leise Knirschen der roten Stämme. Alles dies durchdrang mich, der ich mich wie von einer mächtigen Welle ergriffen fühlte. ... Ich hörte auf, mich allein zu fühlen in diesem Meer des Lebens. Als man mich anpackte, stand ich an der gleichen Stelle und antwortete nicht. Diese Minute des völligen Aufgehens in der Natur drang später noch öfter in meine Seele, besonders in Stunden der Ermüdung, als Vorschau des tiefsten Friedens. ... Schon als Kind im Anfange meines Lebens lockte mich die Natur mit ihrem unendlichen, unbegreiflichen Geheimnis, als ob sie mir irgendwo in der Unendlichkeit die Tiefe der Erkenntnis und die Wohltat des Rätsels verheißen wollte.“

Für Korolenko, als echten organischen Denker, vereinigen sich Mensch und Natur in einem pantheistischen Drange. Für ihn lebt die ganze Natur und drückt ihre Gefühle und Stimmungen aus. Deshalb empfindet der Mensch, wenn er den Tönen der Natur lauscht, ein Mitgefühl; sie findet in ihm ihren Widerhall. In diesem

Raunen, Klingen und Seufzen verschmelzen Mensch und Natur zu einer Einheit.“

So beschreibt auch Korolenko häufig Natur und Menschen in Ton-Bildern. Wenn der Rationalist Tolstoj zur Charakterisierung seiner Helden die bemerkenswerten Züge der äußeren Erscheinung anführt (die Falten, die sich auf dem Gesicht des Diplomaten Bilibin zusammenziehen und wieder glätten: „Krieg und Frieden“, die großen weißen Hände Speranskis u. a.), so benutzt Korolenko Tonbilder, um das charakteristische Gepräge seiner Helden wiederzugeben: „Aus der Kehle des Jakuten drangen bald langgezogene, bald hysterisch unterbrochene Seufzer und mischten sich mit dem Knistern der Flamme, wie ein Lied, das an Weinen, an das Heulen des Sturmes in einer wilden Felsschlucht erinnert.“

Wir sehen hier wieder, wie Korolenko einerseits die Töne der Natur mit dem Flüstern und Weinen der Menschen vergleicht, andererseits die Lieder der Menschen mit den Tönen der Natur. Doch nicht nur die Empfindungen der einzelnen Menschen, sondern auch Massenszenen beschreibt er durch Tonbilder. „Ein dumpfes Rauschen, als ob es von einem durchbrechenden Strome herrührte, ein Getrampel einer Menge von Zehntausenden und die Wellen eines Kirchenchorgesanges, der das gesamte mißtönende Getöse zu einer mächtigen, ergreifenden Bewegung vereinigte — all dieses kommt jetzt näher, schwillt an und ergreift und reißt alles mit sich“ („Hinter dem Heiligenbilde“).

„Das Kloster belebte sich. In der Kirche wurde das „Te-Deum“ gesungen. Auf dem Kirchplatze schrieen die Händler und Händlerinnen aus den Läden“ („Die himmlischen Vögel“). „Die Straße dröhnte, oben klirrte Eisen wider Eisen ... und die Unsrigen, die nur an das Rauschen des heimatlichen Waldes und an das Flüstern der Gräser über dem stillen Lasova-Flusse gewohnt waren, oder höchstens an das Rollen der Räder in der Steppe, fühlten sich jetzt mitten in die Hölle versetzt“ („Ohne Sprache“).

Für die bedeutsame Rolle, die das Tonbild in den Schöpfungen Korolenko's spielt, ließen sich noch zahlreiche Beispiele aus seinen Werken anführen; überreich daran sind besonders seine Erzählungen „Der alte Glöckner“ und „Der blinde Musikant“, der den Begriff des Raumes durch Töne in sich aufnahm („Die Weite klang im Liede“). Ich hoffe jedoch, durch die angeführten Beispiele genügend veranschaulicht zu haben, welch eine innige Verbindung bestand zwischen Korolenko's introspektivistischer, personalistischer Weltanschauung und seinem Bestreben, alles durch Tonbilder zu beschreiben, die die innere Stimmung enthüllen.

Ein zweiter charakteristischer Zug findet sich in den Werken Korolenko's, der sich als Ausfluß seiner individualistisch-dynamischen Weltanschauung und seiner pantheistischen Stimmung und Betrachtungsweise erweist. Mit Vorliebe schildert er Wanderer, Landstreicher, Wahrheitssucher. Das ganze wandernde und pilgernde heilige Rußland lebt in den Schriften Korolenko's wieder in uns

auf. Von Ort zu Ort heißt er uns wandern; die sibirische Taiga, die ukrainische Steppe tauschen wir mit der amerikanischen Großstadt. Wir begegnen bald dem Kaiserlichen Postknecht an den Ufern des Lena-Stromes, bald Tscherkessen, bald russischen Landstreichern. Korolenko's Helden sind beständig auf der Wanderung. Die Beschreibung dieser Wanderungen wird jedoch nicht nur durch die psychologische Veranlagung des Dichters hervorgerufen, sondern dient ihm in ausgesprochener Weise als künstlerisches Hilfsmittel; seine Werke sind Studien aus einem Reisealbum („Das Gottesstädtchen"), Skizzen („Der Fluß spielt"), S. Golovanenko hat sie recht treffend in seinem sehr lesenswerten Aufsatz „Dem Andenken V. G. Korolenkos" als Reise-Skizzen und -Entwürfe gekennzeichnet. Recht beachtenswert ist in dieser Hinsicht, daß das erste leidenschaftliche Gebet des Schriftstellers in seiner Kindheit die Bitte um Flügel war. Weiterhin erinnert sich Korolenko mit einer ungewöhnlichen Lebendigkeit seiner ersten selbständigen Wanderung in die Schule über eine weite, unbebaute Fläche. „Ich ging und fühlte mich so, wie sich wohl ein Jäger im Urwalde fühlen mag." „Vor Begeisterung habe ich fast aufgeschrieen und marschierte mit, für mein Alter, viel zu großen Schritten über den Hof, wobei ich die Bücher in die Luft schwenkte" („Geschichte meines Zeitgenossen"). Später beschreibt er noch auf mehreren Seiten, wie er aufwuchs und wie leidenschaftlich er die Freiheit ersehnte. „Könnte ich fahren, immer fahren, vorwärts, immer vorwärts irgendwohin in die Weite, einem neuen Leben entgegen! Denn dort ist etwas Dunkles, aber Erhabenes."

Seine erste Studie mit dem charakteristischen Titel „Episoden aus dem Leben eines Suchenden" endet Korolenko mit den Worten: „Nun mit Gott, zur guten Stunde. Auf den Weg, Bäuerlein, auf den Weg!" In „Achalinze" sagt er: „... und der Traum entführte mich immer weiter, fort aus dem hoffnungslosen Nebel der engen Jurte. Es schien mir, als ob ein freier Sturm mich umtoste; um meine Ohren brauste das Heulen des Weltmeers; die Sonne ging zur Rüste; blaue Finsternis sank herab, und mein Kahn schaukelte auf den Wellen der Meerenge. ... Und wenn sie mich so lockt, diese unbekannte Ferne, wie unwiderstehlich muß sie dann einen heimatlosen Landstreicher an sich ziehen!"

In der Erzählung „Die Kaiserlichen Postknechte" spricht Mikeša: „Diese Unfreiheit! Ich will nicht mehr leben. Hätte ich nur einen Paß, dann würde ich in die weite Welt gehen." Eng verbindet sich dieser Wandertrieb mit dem Streben nach etwas Neuem, Unbekanntem und mit dem Suchen nach Wahrheit. Die besseren Wandersleute, die Korolenko schildert, suchen nach gerechten Menschen, wie „Der Totschläger", Mikeša, Jaška, Gamaliel. Alle diese Menschen, die uns Korolenko schildert, schrecken vornehmlich vor der Schlußfolgerung zurück, die die Anhänger der mechanistischen Weltanschauung aus ihrer Philosophie ziehen, daß es nur eine kausale Bedingtheit gibt, daß eine selbständige Wahr-

heit nicht existiert, daß man, wie Spinoza sagt, „nicht loben, nicht tadeln, sich nicht freuen und nicht trauern soll, sondern nur verstehen."

Korolenko und seine Helden treten an alle Dinge vom abschätzenden, normativen Gesichtspunkt aus heran. „Viele Leute sagen, es gäbe keinen Gott. ... Das kann nicht sein, das ist leeres Geschwätz. Mag er noch so schlecht sein, er lenkt dennoch die Dinge in irgend einer Art", sagt Mikeša. Hiermit will der Schriftsteller sagen: Möge das normativ Nötige mit dem kausal Nötigen verbunden sein, so ist dennoch das Erstere vorhanden.

Von der Gerechtigkeit spricht Jaška, um Gerechtigkeit betet Gamaliel, für sie stirbt Socrates. „... Und wenn sich unsere Augen beim Tode schließen werden, so nimm uns, Adonai, nicht den Glauben an den Triumph der gerechten Sache auf Erden. Wir wollen wissen, daß das Gesetz der Gerechtigkeit nicht aufgehalten werden kann, wie auch das Gesetz der Natur nicht aufzuhalten ist", sagt Korolenko in der „Sage von Flor". Er ist stets bestrebt, das Gesetz der normativen Pflicht mit seinem moralistischen Standpunkt in Einklang zu bringen. Er wird hierbei von demselben Zwange geleitet, der andererseits die mechanistischen Denker veranlaßt, das Gesetz der äußeren kausalen Notwendigkeit zu verkünden. „Und ich wünsche, verstehst Du, ich wünsche leidenschaftlich und unaufhaltsam, daß das sei, was ich für gerecht halte", sagt er in der Erzählung „Von zwei Ufern".

Selbst die kausale Untersuchung der Erscheinungen, selbst die Bestätigung irgendeiner Begebenheit gründet er auf normativen Grundsätzen und nähert sich in dieser Hinsicht den Philosophen, die, wie z. B. Siegwart, beweisen, daß die existentiellen Werturteile auf normativen Werturteilen beruhen. „Wo keine Wahrheit ist, da ist die Wirklichkeit nur ein Schein. Deshalb hebe dich von mir, toter Nebel! Ich gehe meinen Weg zu dem, den ich mein ganzes Leben lang gesucht habe. Ich gehe ihn!", sagt Korolenko in den „Schatten". Aber die Pflicht, die Korolenko sucht, ist nicht die abstrakte, rationalisierte, mechanisierte Gerechtigkeit, auch nicht die Gesamtheit einzelner abstrakter Normen. Nein, sie ist die lebendige innere Liebe, sie ist die Empfängnis in der Tiefe seines Bewußtseins, daß er aufs innigste mit seiner ganzen Umgebung verwachsen ist; sie ist der geläuterte Ausdruck seines Mitleidens und seines Mitfreuens. Die introspektivistische, organische Weltanschauung bedingt, daß die Sittlichkeit nicht dem Zwange eines Befehls von außen entspringt, sondern der inneren Erkenntnis, daß der Andere gleichzeitig dein „Ich" ist, d. h., daß die Liebe ihr Urquell ist. Der Begriff der Gerechtigkeit ist intellektuell, architektonisch, er nähert sich der äußeren, räumlichen Erkenntnis; die Liebe hingegen ist innerlich und musikalisch; sie ist der Gesang der Seele. Für die Philosophie, der Korolenko nahe steht, ist die Erkenntnis — Liebe, denn nach Ansicht der Anhänger dieser Weltanschauung ist die Erkenntnis keine Zerlegung eines Begriffes in einzelne Bestand-

teile, sondern sie stellt das Erfassen derjenigen Erscheinungen dar, die in dem zu erkennenden Gegenstande individuell, eigenartig sind und sich daher in allgemeinen Worten nicht ausdrücken lassen. „Etwas erkennen“ bedeutet „in seiner Seele ein Mitfühlen mit dem zu Erkennenden finden, sich in seine Seele versetzen, d. h. es lieben, es bemitleiden.“ Packend weiß Korolenko die Macht des Mitleids zu schildern. „Da erfüllte das Mitleid mit dem unglücklichen Begleiter, mit seiner armseligen Weisheit, Dapnys ganze Seele, so daß sein Wille gleichsam Schwingen erhielt — er überwand sich selbst und rettete den Gefährten“ („Die Notwendigkeit“). Im „blinden Musikanten“ schildert der Dichter, wie das Mädchen den Blinden bemitleidete und liebgewann, ihm später Frau und Gattin wurde. „Blind!, wiederholte sie, und ihre Stimme zitterte noch heftiger, und, gleichsam, als ob sie Schutz suchte vor dem Gefühl des Mitleids, das sie völlig zu überwältigen schien, schlang sie die Arme um den Hals des Knaben und schmiegte ihr Gesicht dicht an seine Wange. „Du tust mir leid!“, sprach sie.“ Nach Korolenko's Ansicht ist das Mitleid jedoch nicht nur schätzenswert, weil es den Antrieb gibt, dem Mitmenschen Gutes zu tun, sondern es ist wertvoll an sich, weil es veredelt und vervollkommnet, und zwar nicht nur denjenigen, der Mitleid übt, sondern auch denjenigen, der mit aufrichtigem Herzen bemitleidet wird; es erweicht die verhärtete Seele. Im „Traum des Makar“ sagt Tojon[3]) zum Jakuten: „Warte, Barachsan[4]), du bist nicht auf der Erde. Hier wirst auch du Gerechtigkeit finden ... und Makar zitterte. ... In sein Herz fiel die Erkenntnis, daß er bedauert wird, und es erweichte. ... Er fing an zu weinen, es fing auch an zu weinen der alte Tojon. Es weinte das alte Priesterchen Ivan, die jungen Gottesarbeiter vergossen Tränen und wischten sie ab mit ihren breiten, weißen Ärmeln.“ Die Landstreicher, die Arrestanten ändern sich, wenn man mit ihnen Mitleid hat. „Es ist uns leichter geworden zu gehen. Ich nahm die Mütze ab und verneigte mich vor dem guten Menschen ... mit Tränen. ... Bisher gingen wir und verbargen uns vor den Menschen, denn wir wußten: der Tod steht uns durch diese Menschen bevor, sonst nichts. Aber hier fanden wir Mitleid.“ Dieses Mitleid war ein Grundzug Korolenkos. Er beschützte und bemitleidete alle Unterdrückten. Bis in seine letzten Erdentage suchte er allen zu helfen, die vom Unglück heimgesucht waren. In dieser ständigen Hilfsbereitschaft sowie in allen seinen Handlungen spricht sich seine harmonische, tief veranlagte Persönlichkeit aus. Die Weltanschauung unseres Vladimir Galaktionovič, seine künstlerische Schöpfertätigkeit und sein Leben sind unauflöslich miteinander verbunden. Sie entspringen gemeinsam seiner grundlegenden Intuition, seinem Bewußtsein der organischen Verknüpfung,

---

[3]) Göttliches Obergericht des jakutischen Glaubens.
[4]) Armer Arbeiter.

der innerlichen Nähe zu allem, was lebt, fühlt und leidet. Korolenko fühlt es klar in seinem Innern:

Ein Weltgesetz muß wirksam sein.
Es regelt alles hier auf Erden,
Ruht tief in uns'res Herzens Schrein,
Dem Auge wird's nie sichtbar werden.

Der Weltenschöpfung hehre Kraft
Lenkt alles in des Menschen Leben,
Das Werk, das er ersinnt und schafft,
Sein Lieben, Hoffen und sein Streben.

Such' nicht des Lebens tiefen Sinn
In des Gelehrten staub'ger Zelle,
Dein seelisch' Auge wende hin
Zu des lebend'gen Herzens Quelle!

Mit ungewöhnlicher Eindringlichkeit und Wärme hat uns Korolenko gelehrt, das seelische Auge in die lebendigen Herzen zu vertiefen. Deshalb wird er jedem von uns teuer und bedeutsam sein.

DIE WEISSRUTHENISCHE LITERATUR IN DER VERGANGENHEIT UND GEGENWART.

Von

A n t o n L u c k e v i č (Wilna).

I.

In der Geschichte der Entwicklung der weißruthenischen Literatur muß man zwei Perioden unterscheiden: die alte Periode, welche mit dem Verfall des weißruthenischen Schrifttums im 18. Jahrh. aufhörte, und die neue, die Periode der Wiedergeburt, deren erste Anzeichen in die erste Hälfte des 19. Jahrh. fallen.

Der Beginn der alten Periode fällt mit der Annahme und Verbreitung des Christentums durch die weißruthenischen Stämme zusammen und steht im Zusammenhange mit der Übernahme und Weiterentwicklung des Schrifttums in der alten kirchenslavischen Sprache. In dieser Zeit erscheinen auch hier die ersten ksl. Bücher für Predigt und Gottesdienst. Im weiteren Verlaufe der Verbreitung des neuen Glaubens unter den Weißruthenen entstand neben den zugezogenen fremden Geistlichen ein heimischer Klerus, der notgedrungen in erster Linie das Lesen und Schreiben des Ksl. erlernen mußte.

Bis zum 12. Jahrh. bedient sich nicht nur der geistliche Stand, sondern auch die ganze kulturelle weißruthenische Schicht des Ksl. als Sprache der Literatur und Wissenschaft. Neben d e m A b s c h r e i b e n der importierten ksl. Bücher geistlichen und weltlichen Inhalts erscheint auch schon ein o r i g i n a l e s ö r t l i c h e s S c h r i f t t u m in dieser Sprache, wobei bereits Elemente der lebenden weißruthenischen Volkssprache sich durchsetzen.

Das 13., 14. und der Anfang des 15. Jahrh. bezeugen die allmähliche, fortschreitende Weißruthenisierung des örtlichen Schrifttums, das aber immer noch auf der ksl. Grundlage beruhte. Diese Periode ist in der Geschichte Weißrutheniens mit dem mächtigen Wachstum der Staatseinrichtung verbunden. Die geschichtliche Entwicklung führt zur Vereinigung der weißruthenischen Fürstentümer unter der litauischen großfürstlichen Dynastie und gestaltet zusammen mit dem wenig zahlreichen aber kriegerischen litauischen Volke eine große Staatsorganisation — das Großfürstentum Litauen,

in dem die Weißruthenen vier Fünftel der gesamten Bevölkerung ausmachen. Da die Litauer zu dieser Zeit kein eigenes Schrifttum besaßen (wenigstens ist seine Existenz bis jetzt noch nicht wissenschaftlich hinlänglich gesichert), so übernahm die litauische kulturelle Schicht von den Weißruthenen Schrifttum und Sprache. Die umfangreichen Staatseinrichtungen erforderten namentlich juridische und administrative Dokumente, und es wird in dem Großfürstentum Litauen die ganze administrative Geschäftsführung, alle Akten und Urkunden in weißruthenischer Sprache geführt, anfangs aber noch nicht von ksl. Einfluß befreit. Selbst die Großfürsten von Litauen bedienten sich dieser weißruthenischen Sprache. Die sog. „Litauische Metrika“ (Stammregister), d. h. das Geschäftsarchiv der staatlichen Kanzlei des Großfürstentums Litauen, worin Akten und Urkunden vom Anfange des 13. Jahrh. gesammelt sind (jetzt in Leningrad und Moskau befindlich). Es stellt ein höchst interessantes Bild des Kampfes zwischen der lebendigen weißruthenischen Sprache mit dem Ksl. dar. Schon am Anfange des 15. Jahrh. wurden einige Sammlungen fremdländischer Gesetze übersetzt (der polnische Wiślicki, also das Statut Kazimirs d. Gr., vom Jahre 1347), und am Ende desselben Jahrhunderts wird der erste originelle weißruthenische Kodex — das Gerichtsbuch von Kazimir Jagello, im Jahre 1468 — geschaffen. Aber abgesehen von dem Reichtum des Materials in Form von staatlich-juridischen Denkmälern in der weißruthenischen Sprache, war diese Periode viel ärmer an originellen Literaturschöpfungen anderer Arten: jedenfalls sind nur wenige von ihnen erhalten worden; teilweise erklärt es sich damit, daß in späteren Zeiten, namentlich während der katholischen Reaktion, in Wilna öffentliche „auto da fe“ für die „ketzerischen“ altertümlichen kyrillischen Bücher durch die katholische Geistlichkeit organisiert wurden. Auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens wird nach dem endgültigen Siege des Christentums über das Heidentum ein vollständiger Stillstand beobachtet; im alltäglichen Bedarfe befinden sich immer dieselben liturgischen Bücher und geistlichen Werke in ksl. Sprache. Aber schon ins 15. Jahrh. fallen die ersten Versuche der Einführung der lebendigen Volkssprache in Übersetzungen des Psalters und anderer Werke religiösen Gehaltes. In demselben 15. Jahrh. entwickelt sich besonders die Chronographie in weißruthenischer Sprache anstatt der bisher herrschenden ksl. (die Raczyńskische Chronik in Posen, die Chronik des Klosters in Suprasl, die Chronik in der Leningrader Akademie d. W. u. a. m.). Sie wird namentlich reich im folgenden 16. Jahrh. und gibt ein außerordentlich charakteristisches Bild des weißruthenischen Lebens der damaligen Zeit.

Das Ende des 15. Jahrh. zeichnet sich auch bereits aus durch das Erscheinen von sechs gedruckten Büchern geistlichen Inhalts, zwar ksl. Sprache, aber mit weißruthenischen Glossen; das letzte wird damit erklärt, daß die Bücher in Krakau von Schwajpolt Fiol i. J. 1491 für die Bedürfnisse der Bevölkerung des weiß-

ruthenisch-litauischen Staates gedruckt wurden. Den Anfang des eigentlichen weißruthenischen Buchdrucks — auf dem Territorium von Weißruthenien — macht das 16. Jahrh., welches auch als das goldene Zeitalter der weißruthenischen Literatur bezeichnet wird.

Das Ende des 15. und auch das 16. Jahrh., also die Zeit des höchsten Aufblühens der Kultur im Großfürstentum Litauen, sind charakteristisch für das kulturelle Leben des Landes durch die Verstärkung der schon seit lange eindringenden westlichen Einflüsse auf Kosten der früher überwiegenden östlichen. Das stand im Zusammenhange sowohl mit den unmittelbaren Beziehungen zu dem westlichen Handel (hauptsächlich mit den deutschen Ländern) und der weißruthenischen Intelligenz (hier vorwiegend mit Italien), als auch im Zusammenhange mit dem indirekten Verkehr durch Polen. Der deutsche kulturelle Einfluß kam am deutlichsten in Kunst und Architektur zum Vorschein; in der letzteren herrscht völlig im 15. und 16. Jahrh. die originelle weißruthenische Umarbeitung der deutschen Gotik (vgl. Ščekotichin: „Grundriss der Geschichte der weißruthenischen Kunst“, Minsk 1928). Durch diese deutschen Einflüsse wurden auch die Gedanken der Reformation nach Weißruthenien und Litauen übertragen und bekamen hier eine weite Verbreitung. Aus Italien kamen die Ideen des Humanismus und alles, was mit der italienischen Renaissance in Verbindung stand. Das allgemeine Niveau des kulturellen Lebens der Weißruthenen hob sich damit außerordentlich. Als typischer Vertreter dieses kulturellen Aufstiegs erscheint Francišek Skorina, geb. zu Polock (ca. 1490), der, wie mehrere von seinen Altersgenossen, erst die Universität zu Krakau, dann in Padua besuchte. Nachdem er in diesen Universitätsstädten zwei Doktordiplome bekommen hatte, reiste er in Westeuropa umher und hatte u. a. eine interessante Zusammenkunft mit Martin Luther. Endlich verweilte er längere Zeit in Prag, wo er die Übersetzung der Bibel ins Weißruthenische begann. Er druckte diese Bibelübersetzung 1517—19 in der von ihm begründeten eigenen Druckerei in Prag — von der Gesamtzahl 24 sind 22 Bücher bekannt —, wobei er zunächst den Psalter herausgab. Später, 1525, verlegte Skorina seine Druckerei nach Wilna und setzte hier seine Tätigkeit als Übersetzer und Herausgeber mit einer Reihe von Werken geistlichen Inhalts in weißruthenischer und ksl. Sprache fort. Die erste Wilnaer Ausgabe Skorinas war ein Apostolus (1525), dem folgte das sogenannte „kleine Reisebuch“ (Malaja podorožnaja knižnica), welches Psalmen, Akathisten u. a. religiöse Schriften enthielt.

Dieses Heraustreten und diese Tätigkeit auf dem Gebiete der geistlichen Literatur seitens eines Laien, wie des Dr. Francišek Skorina, ist sehr charakteristisch für die Zeit, eine Zeit des geistigen und moralischen Verfalls des Klerus, von der Professor Jančuk in seinem Buche „Grundriß der weißruthenischen Literaturgeschichte“ (Minsk, 1922) bemerkt: „Im Laufe des 15. u. 16. Jahrh. ist keine

einzige selbständige „Belehrung“ (Poučenie) von der höheren Geistlichkeit in Weißruthenien erschienen.“ Kein Wunder, daß bei solchem Zustande die neuen religiösen Anschauungen und Richtungen, welche vom Westen kamen, großen Erfolg hatten. Mit der Herausgabe der weißruthenischen Bibelübersetzung hatte Skorina, vorahnend, den Boden für die Auffassung, welche sich auf freies Lesen und Erklären der Heiligen Schrift gründet, vorbereitet. Es ist beachtlich, daß Skorina's Tätigkeit als Herausgeber weißruthenischer Werke die Geldunterstützung der Wilnaer Bürgerschaft, nämlich des Oberbürgermeisters der Stadt Wilna Jakob Babič, Jakob Onkov u. a. erhielt, was für den weißruthenischen nationalen Charakter Wilna's im 16. Jahrh. zeugt.

Die Buchdruckerei Skorina's in Wilna bestand nicht lange: 1530 ist sie während des Brandes, welcher den größten Teil der Stadt zerstörte, vernichtet worden. Dennoch war ihre Bedeutung für die Entwicklung der Buchdruckerkunst sehr groß; gleich hinterher entstand in der Mitte des 16. Jahrh. in Weißruthenien eine ganze Reihe großer und kleiner Druckereiunternehmungen — sowohl in Wilna selbst, als auch in anderen Städten und Städtchen des Landes, auch in Klöstern und auf Gütern der Magnaten. Ein Schüler Skorina's, der Weißruthene Peter Timofeevič Mstisłavec, begab sich nach Moskau und organisierte dort in den Jahren 1563—64, zusammen mit dem Moskauer Einwohner Johann Feodorov, die erste Buchdruckerei im Moskauer Großfürstentum. Diese wurde freilich bald von der Moskauer Volksmasse, die in ihr die Hand des Teufels sah, zerstört, die ersten Moskauer Buchdrucker mußten Moskau verlassen und fanden dann Obdach in Weißruthenien. Sie gingen über Wilna nach Zabludov, zum Grafen Chodkievič und gründeten dort eine Buchdruckerei, in welcher sie 1569 das „Belehrungsevangelium“ druckten. Dann lud der Fürst Konstantin Ostrogski den Buchdrucker Johann Feodorov zu sich ein und gründete die erste Buchdruckerei in der Ukraine. So kann Skorina als Stammvater der Buchdruckerkunst nicht nur in Weißruthenien, sondern auch in Litauen, Großrußland und der Ukraine gelten.

Vorkämpfer der Reformation, welche ihre Namen mit der weißruthenischen Literatur verbunden hatten, sind Simon Budny und Vasilij Ameljanovič T'apinskij. Beide waren Kalvinisten, neigten aber später zur Lehre Sozins, was gegen sie einen allgemeinen Feldzug aller Gegner des Antitrinitarismus hervorrief.

Simon Budny (Budnaeus) bekam die höhere Bildung an der Universität in Krakau und wurde vom bekannten Gönner der Kalvinisten, dem Fürsten Nikolaus Radziwiłł dem Schwarzen, zum Pastor im Städtchen Kleck (bei Minsk) eingesetzt. Er war ein höchstgebildeter Mann, der außer der weißruthenischen Muttersprache noch der polnischen, čechischen, lateinischen, griechischen, hebräischen und italienischen mächtig war. Es ist bekannt, daß er mit Michael Servet, der in Genf 1553 auf dem Scheiterhaufen verbrannt

wurde, in freundschaftlicher Beziehung stand. Budny organisierte eine Buchdruckerei in der Stadt Nesviž und druckte dort 1562 den kalvinischen Katechismus in weißruthenischer Sprache und dann in demselben Jahre seine originale Schöpfung: „Über die Rechtfertigung eines Sünders vor Gott“ (O opravdanii hrešnoho čeloveka pered Bohom).

Was Vasilij T'apinskij betrifft, so ist von ihm bekannt, daß er ein Edelmann aus der Umgegend von Polock und Besitzer des Gutes T'apino war, von welchem sein Name stammt. Er hat das Evangelium nach Matthäus, nach Markus und teilweise nach Lukas übersetzt, und druckte diese Arbeit in seiner eigenen wandernden Druckerei. Budny und T'apinskij waren heiße weißruthenische Patrioten, beseelt von dem Drange, ihrem Volke im nationalen Sinne zu dienen, wovon sie deutlich in den Vorworten zu ihren Ausgaben, die jetzt eine außerordentliche bibliographische Seltenheit darstellen, sprechen.

Es ist verständlich, daß sowohl die griechisch-orthodoxe, als auch die katholische Geistlichkeit sich gegen die Propaganda der Reformation wenden und, ihrer bisherigen Untätigkeit entsagend, in den literarischen Kampf eintreten mußten. So entsteht eine reiche religiös-polemische Literatur, welche in weißruthenischer, lateinischer und polnischer Sprache erscheint. Diese Literatur war aber weit entfernt von dem nationalen Streben, welches Skorina, Budny und T'apinskij beseelte. Inhalt dieser Werke waren Streitigkeiten eben vor allem über religiöse Fragen, wobei die Autoren über Kleinigkeiten die großen kulturell-nationalen Aufgaben übersahen. Besonders entwickelte sich die religiös-polemische Literatur im nächsten, dem 17. Jahrh., als nach dem Verfalle der reformatorischen Bewegung zwischen den Griechisch-Orthodoxen von einer Seite und den Katholiken und Uniaten von der anderen ein heißer Kampf entbrannte. Von den Autoren des 17. Jahrh. treten hier besonders noch Meletij Smotrickij, Stefan Sisani, Ipatij Pozej, Josaphat Kuncevič, Leon Kiška und viele andere hervor.

Es ist notwendig, noch eine besondere, sehr wenig bekannte und wenig erforschte Art der weißruthenischen religiösen Literatur aus dem 16. und Anfange des 17. Jahrh. zu erwähnen: nämlich die mohammedanische Literatur. Die kriegsgefangenen Tataren, welche frei auf dem Territorium Weißrutheniens seit der Zeit des Großfürsten Witowt angesiedelt waren, verheirateten sich mit Weißruthenierinnen, nahmen schon in der zweiten Generation die weißruthenische Sprache an und vergaßen allmählich vollständig ihre eigene Sprache, behielten aber ihre arabischen Schriftzeichen, als rituale, bei. Auf diese Weise konnten sie ihre heiligen Bücher lesen, aber den Inhalt verstanden sie nicht mehr. Das eben machte die Übersetzung dieser Bücher in das Weißruthenische nötig. Es ist eine ganze Reihe solcher Übersetzungen bekannt; einige Abschriften befinden sich in der öffentlichen Bibliothek zu Leningrad, andere werden auch jetzt noch von der Bevölkerung gebraucht. Eine von

den Abschriften — „Al Kitab“ — (religiöse Lieder, Legenden, Erläuterungen des Korans), welche zur Sammlung von Johann Luckevič gehört und sich jetzt im Weißruthenischen Museum in Wilna befindet, ist an der Universität in Prag entziffert worden und stellt ein höchst wertvolles Denkmal lebendiger weißruthenischer Sprache des 16. Jahrh. dar. Nach der Behauptung der Tataren ist auch der Koran in die weißruthenische Sprache übersetzt worden.

Es sind auch Überreste von jüdischen geistlichen Liedern in der weißruthenischen Sprache vorhanden. Solche Lieder sind in der letzten Zeit von Dr. Jan Stankevič aufgeschrieben worden (Städtchen Dolginovo, Wilnaer Gouvernement). Diese Erscheinung ist aber wissenschaftlich noch vollkommen unerforscht.

Auf dem Gebiete der weißruthenischen juridischen Literatur zeichnete sich das 16. Jahrh. durch die hervorragende Gesetzsammlung unter dem Namen: „Statut des Großfürstentums Litauen“ aus, dem als Grundlage u. a. besonders das weißruthenische Gewohnheitsrecht gedient hat. Dieses Statut (gedruckt 1588 als „Statut velikoho knjažstva 'Litovskoho“ usw.) existierte mit späteren Veränderungen bis Mitte des 19. Jahrh., wurde von der russischen Regierung erst 1840 endgültig abgeschafft. Die erste Redaktion war vom Sejm i. J. 1529 bestätigt, aber gedruckt wurde sie nicht, obwohl sich schon damals in Wilna die Buchdruckerei von Skorina befand. Ebenso wurde auch die zweite v. J. 1566 nicht gedruckt. Erst die dritte Redaktion von 1588 erschien im Drucke (in der bekannten weißruthenischen Druckerei der Brüder Mamonič, welche das Werk Skorinas fortsetzten). Es ist dem Inhalte wie der, wenn auch mit starken Polonismen durchsetzten Sprache nach ein außerordentlich wichtiges Denkmal. Einer der Artikel des Kodexes legte damals fest, daß die Staatssprache im Großfürstentum Litauen das Weißruthenische ist, und zwar mit „kyrillischen Buchstaben“ in den amtlichen Schriftstücken. Es ist daher erklärlich, daß nun die Zahl der weißruthenischen juristischen Literaturdenkmäler stark anwuchs. Die Herrschaft der weißruthenischen Sprache auf gerichtlichem und administrativem Gebiete dauerte auch im 17. Jahrh. an bis zur Sejmresolution v. J. 1679, wo die weißruthenische Sprache durch die polnische ersetzt wurde.

Bei der wichtigen Rolle, welche die weißruthenische Sprache im 16. und 17. Jahrh. im Staatsleben des Großfürstentums Litauen spielte, mußte sich natürlich auch die Sejmredekunst entwickeln. Bedauerlich ist es aber, daß die Zahl der aufgeschriebenen und herausgegebenen weißruthenischen Sejmreden aus jener Zeit sehr gering ist. Von den bekannten Reden sind zwei zu nennen: die Reden von Leon Sapieha und Johann Meleška. Die Rede des Kanzlers Sapieha, welche bei der Bestätigung des „Statuts“ durch den Sejm 1588 gehalten wurde (in der ersten Ausgabe des „Statuts“ gedruckt) zeugt von hohem Patriotismus dieses weißruthenischen Magnaten. Charakteristisch — obwohl in anderer Beziehung — ist auch die Rede des Kastellans von Smolensk

Johann Meleška, die 1589 im Warschauer Sejm in Gegenwart des Königs Sigismund III. gehalten wurde. Sie stellt eine böse Satire auf die damaligen Sitten und Gewohnheiten dar, besonders auf die Neuerungen, welche unter dem polnischen Einflusse in das Leben des weißruthenischen Adels eindrangen. Einige Forscher zweifeln übrigens, daß diese Rede wirklich im Sejm vorgetragen wurde, und sehen in ihr eher ein politisches Pamphlet. Jedenfalls wird die literarische Bedeutung dieses Werkes damit keineswegs geringer. Diese Rede war zu ihrer Zeit sehr populär und verbreitete sich in mehreren Abschriften.

Im 16. Jahrh. wurde, wie erwähnt, die Entwicklung der Chronographie fortgesetzt, wobei manche Chroniken nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch öfter eine geradezu literarische Bedeutung gewinnen, so z. B. die Barkulabover Chronik (vom Dorfe Barkulabov, Gouv. Mohilev), in lebhafter, bilderreicher Volkssprache abgefaßt. Es wurde auch eine neue historische Gattung geschaffen, nämlich Memoiren, z. B. die Aufzeichnungen des Theodor Evlaševskij, aus dem Slucker Kreise gebürtig. Er wurde vom Orthodoxen zum Protestanten und schrieb seine Memoiren in den Jahren 1603—4.

Wir wollen uns hier nicht aufhalten bei allen möglichen Werken wissenschaftlichen Charakters, auf dem Gebiete der Philosophie, Mathematik usw., wie sie auch in allgemeinem Gebrauch in den weißruthenischen Schulen während des 16. und der folgenden Jahrh. waren: fast all' diese Bücher wurden ja in lateinischen Sprache gedruckt. Doch sei bemerkt, daß die Schulen in Weißruthenien den westeuropäischen hier nicht nachstanden.

Wir gehen dafür zu den Schöpfungen eines gewissen künstlerischen Wertes über.

Auf dem Gebiete der Erzählung ist das „goldene Zeitalter" charakterisiert durch das Anwachsen und die Verbreitung von Übersetzungen, welche die Weißruthenen schon frühzeitig, seit dem 12. Jahrh. zusammen mit vielen Apokryphen und ihren weißruthenischen Umarbeitungen („Son Bohorodicy", „Choždenie Bohorodicy po mukam" u. a. m.) sich aneigneten. Diese Erzählungen und Apokryphen kamen anfangs aus Byzanz durch die Südslaven, später in westeuropäischer Umarbeitung durch Polen hinein und wurden da aus der lateinischen, polnischen und čechischen in die weißruthenische Sprache übersetzt. Besonders populär waren auch die Alexandreis, die Erzählung von den Heldentaten bei Troja, die von dem Königssohn Bova, die mittelalterliche Sage von Attila, eine Rittererzählung von Tristan, die Visio Tundali; von den neueren Übersetzungswerken sind bekannt: „Humoristische Erzählungen", „Vom Hofe des türkischen Sultans" von Starowolski und anderen. Alle diese Erzählungen waren zunächst handschriftlich, später teilweise auch im Druck verbreitet und wurden weiterhin immer wieder erneuert und sind in Umarbeitungen bis zum Anfang des 19. Jahrh.

verbreitet. Im Weißruthenischen Museum in Wilna befinden sich Abschriften der „Alexandria“ und der „Erzählung vom Königssohn Bova“, welche dem 19. Jahrh. angehören.

In der weißruthenischen Literatur des 16. Jahrh. entwickelte sich auch die Dichtkunst. Die gegenwärtige Schule hatte für ihre Schüler zusammen mit Philosophie und Rhetorik auch die Poetik eingeführt. Die syllabischen Verse, gewöhnlich sehr lange, mit Reimen von zweifelhaftem Werte, hatten als poetische Leistung eine sehr geringe Bedeutung. Sehr oft wurden in solcher Gedichtsform Lobreden zu Ehren manches Magnaten geschrieben, der irgendwie die Dankbarkeit des Autors verdient hatte. Besonders oft begegnen wir ihnen zu Anfang der Druckausgaben — zu Ehren der Personen, welche dem Herausgeber materielle Hilfe erwiesen hatten. Unter den bekannten Autoren solcher Gedichte aus dem 16. Jahrh. befindet sich auch der erwähnte Skorina, der seine Bibelübersetzung mit eigenen Sentenzen öfters in dichterischer Form versah. Aus dem Ende des 16. Jahrh. ist der Reimer Andrej Rymša bekannt, Autor der „Chronologie“ in Reimen, welche die Ereignisse aus dem Alten und Neuen Testamente enthält, auch vieler Lobreden auf Wappen von Magnaten. Ihm gehört auch die Lobrede auf das Wappen des Leon Sapieha, welche in der ersten Ausgabe des Statutes des Großfürstentums Litauen (1588) abgedruckt wurde. Sein Zeitgenosse war Leon Mamonič aus Wilna. In den folgenden, dem 17. und 18. Jahrh. entwickelt sich die geistliche Dichtkunst — die sog. Psalmen —, in denen man öfters den Einfluß der bei den Weißruthenen außerordentlich reichen mündlichen Volkspoesie sieht.

Jedoch ist schon das 17. Jahrh. der Anfang des Verfalls des alten Schrifttums. Als Ergebnis der immer enger werdenden Vereinigung der weißruthenisch-litauischen Länder mit den polnischen und der Schaffung eines einzigen allgemein-staatlichen administrativen Zentrums in Warschau, nahm der polnische kulturelle Einfluß immer mehr zu und brachte es dahin, daß der ganze weißruthenische Adel, die ganze Intelligenz im 17. Jahrh., schon denationalisiert war. Als Folge ergibt sich die früher erwähnte Abänderung des Gesetzes über die weißruthenische Staatssprache zum Besten der polnischen. Trotzdem erhält sich bei der Kleinbürgerschaft im größten Teile der weißruthenischen Städte die weißruthenische Sprache und bietet der Polonisierung den möglichsten Widerstand mit Hilfe der Entwicklung weißruthenischer Schulen. Diese Schulen wurden von den griechisch-orthodoxen religiösen Bruderschaften eröffnet, als Gegengewicht zu den Jesuitenschulen, die nach Sprache und Geist polnisch waren. Die griechisch-orthodoxe Kirche erscheint lange noch als Schutzmauer alles Völkisch-Weißruthenischen, auch die geistliche Literatur behält die weißruthenische Sprache bis an das Ende des 18. Jahrh., wo sie durch die russische ersetzt wurde. Andere Gattungen des weißruthenischen Schrifttums starben aber allmählich ab.

Von der weltlichen Literatur hielt sich am längsten das weißruthenische Drama, welches im 17. Jahrh. entstand. In den weißruthenischen Schulen wurden Lustspiele von Plautus und Terentius gespielt, auch originale Theaterstücke wurden von den Lehrern und Schülern geschrieben. Aber nach dem Beispiele des deutschen Schuldramas wurden zwischen die einzelnen Akte des lateinischen Theaterstückes kleine lustige Szenen aus dem Volksleben in weißruthenischer Sprache hineingestellt (Intermedien oder Interludien). Aus ihnen entwickelte sich später das weißruthenische Lustspiel, dessen Vertreter Ende des 18. Jahrh. der römisch-katholische Geistliche Kaetan Moraševskij ist. — In der Volksmasse hat sich das Bühnenstück in Gestalt des Marionettentheaters eingeführt, das noch bis jetzt erhalten ist. Es ist das die sog. „Batlejka"[1]), welche das Weihnachtsmysterium darstellt: die Geburt des Heilands, die Anbetung der Weisen (die Herodesszene) und auch Szenen aus dem Volksleben von humoristischem Charakter. Aus der Zahl der einzelnen, selbständigen Stücke des Marionettentheaters des 17. u. 18. Jahrh. sind bekannt: „König Herodes", „König Maksimilian" u. a. m.

Am Ende des 18. Jahrh. ist das alte weißruthenische Schrifttum dem Verfall erlegen. Von jetzt an erscheint nur der weißruthenische Demos als Hüter weißruthenischer Nationalität, besonders der Bauernstand und die arbeitende Bevölkerung in den Städten und Städtchen. Seit dem Verfalle des Schriftentums, für welches, infolge der Denationalisierung des Adels, des vermögenden Bürgertums und der Geistlichkeit, keine Nachfrage mehr ist, dichtet in weißruthenischer Sprache nur die Bauernmasse. Ihr dichterisches Schaffen erfolgt auch jetzt noch, wie vor vielen Jahrhunderten, natürlich fast ausschließlich mündlich. Es besteht aus einer sehr reichen Lyrik, nämlich aus Volksliedern, welche auch jetzt gesungen werden[2]), und ist auch episch, in Gestalt zahlreicher Märchen, Legenden u. dergl.

II.

Das weißruthenische Schrifttum aus der weiteren Vergangenheit verbindet sich mit der Literatur des nationalen Wiederauflebens. Auf dem Boden des immer lebendigen Volksschaffens erscheinen schon am Anfange des 19. Jahrh. Dichter aus gebildetem Stande: seit 1809, wenn nicht früher, beginnt Johann Barščevskij zu schreiben (1790—1851); gleich nach dem russischen Feldzug Napoleons entsteht die weißruthenische humoristische Umarbeitung der „Aeneide", derer eigentlicher Autor von den Forschern bis jetzt nicht festgestellt ist (Thomas Mankovskij oder Vincent Rovinskij?).

---

[1]) „Batlejka" ist das umgeänderte Wort „Bethlehem".

[2]) Von dem Reichtum der weißruthenischen Volksmusik zeugt unter anderem die Tatsache, daß die Kommission zur Bearbeitung des weißruthenischen Volksliedes, welche an dem Konservatorium in Moskau vor einigen Jahren gearbeitet hatte (Aladov, Grečaninov und and.), über 2000 originelle, weißruthenische Melodien gesammelt hatte.

Am Ende der 20er Jahre schreibt Paul Bachrym, der die echten Stimmungen der leibeigenen Bauernschaft so klar auszudrücken verstand. Gleichzeitig mit diesen Dichtern, die, unmittelbar aus der Gegenwart und ihrer Lebensumgebung herausgewachsen, eng mit dem Volksschaffen verbunden waren, dichtet unter dem Einflusse des aus dem dankbaren Boden Weißrutheniens aufblühenden Romantismus eine Reihe von Persönlichkeiten, deren Namen in der Geschichte der weißruthenischen literarischen Bewegung bestens bekannt blieben. Unter den Satelliten des größten Romantikers weißruthenischer Erde, des polnischen Adam Mickiewicz, muß man vor allem Jan Čečot nennen (1797—1847). Er erscheint als eifriger Sammler, Übersetzer und Herausgeber weißruthenischer Volkslieder in Originalen und in polnischer Umarbeitung („Piosnki wieśniacze z nad Niemna i Dźwiny" — Wilna, 1837—46), sowie als Dichter weißruthenischer Gedichte didaktischen Charakters. Ein heißer Verehrer weißruthenischen Volksschaffens war Alexander Rypińskij, Teilnehmer am Aufstande von 1831. Er lebte in Paris als politischer Emigrant, hielt dort in der Emigrantenkolonie Vorträge über die weißruthenischen Volkslieder und gab selbst solche in einem besonderen Buche heraus („Białoruś" — Paris, 1840); er versuchte auch originelle Werke in weißruthenischer Sprache zu schreiben, von denen die Ballade „Niačyścik" („Der Unhold") gedruckt erschien (3. Ausgabe in London 1853). Der schon erwähnte Jan Barščevskij veröffentlichte fast gleichzeitig (in den 40er Jahren) seine polnische Umarbeitung weißruthenischer phantastischer Erzählungen, die er selbst im Volke gesammelt und aufgeschrieben hatte („Szlachcic Zawalnia, czyli Białoruś w fantastycznych opowiadaniach" — Petersburg, 1844—46). Die revolutionären Ereignisse in Westeuropa v. J. 1848 bekommen einen Widerhall in dem weißruthenischen Gedichte des polnischen Poeten Syrokomla (Kondratowicz, aus Weißruthenien gebürtig). — Die Tätigkeit dieser Vertreter des polonisierten weißruthenischen Adels rief den entsprechenden Nachklang auch in der russifizierten weißruthenischen Intelligenz hervor. Im J. 1843 druckte der Weißruthene Zitovič in der russischen Zeitschrift „Majak", deren Mitarbeiter er war, ein weißruthenisches Gedicht, eine Gratulation zum Namenstage. In demselben „Majak", im „Moskvitanin", in „Mohilovskija Gubernskija Vedomosti" wurden Erzählungen aus dem weißruthenischen Leben und wissenschaftliche Artikel über die Weißruthenen abgedruckt. Besonders zeichnete sich der weißruthenische, aber russifizierte Paul Špilevskij aus, der Autor einer Reihe literarisch-ethnographischer Skizzen (z. B. „Die Reise über Polesje und Weißruthenien" — im „Sovremennik" v. 1853—55, — „Dažinki", „Der letzte Erntetag", ein Stück in zwei Akten, St. Petersburg 1857).

Jedoch bringen noch all diese Autoren in das weißruthenische literarische Schaffen keine solchen Werte hinein, die als Grundlage für die Entwicklung einer nationalen Literatur dienen könnten.

Der erste ernste Künstler, dessen Name eine neue Etappe bedeutet, ist der hervorragende Vertreter des sog. „adeligen Romantismus" Vincenty Dunin-Marcinkevič (1807—1884). Seine literarische Tätigkeit in der weißruthenischen Sprache (er hat auch in der polnischen geschrieben) fing er mit dem Lustspiele „Sielanka" an, das i. J. 1846 gedruckt wurde. St. Moniuško setzte es in Musik, und es hatte in den 50er Jahren auf der Bühne des Stadttheaters in Minsk als komische Oper einen großen Erfolg, wobei der Autor des Stückes eine der wichtigsten Rollen spielte. Dann erschienen nacheinander: die Vers-Erzählungen „Hapon" (1855), „Vetčarnicy" (1857) und „Ščeranskija dažynki" („Der letzte Erntetag in Ščerovo", 1857), die Übersetzung des „Pan Tadeusz" (1859), die gleich nach dem Erscheinen wegen des Gebrauchs der lateinischen („polnischen") Schrift von der russischen Zensur konfisziert und vernichtet wurde; dann zwei Lustspiele: „Pinskaja Šlachta" (1866) und „Zaloty" („Die Brautwerbung" — 1870). Es treten, das Schaffen des Dichters ergänzend, noch einige lyrische Gedichte hinzu. Nach der Meinung einiger Forscher (M. Dovnar-Zapol'ski, Rudolf Abicht), gehört seiner Feder auch das außerordentlich populäre, humoristische „Taras auf dem Parnaß", dem Geiste nach der travestierten „Aeneide" nah, das am Ende der 30. oder Anfange der 40. Jahre geschrieben wurde und in nahezu 20 Ausgaben erschien.

Dunin-Marcinkevič ist ein typischer Romantiker aus dem Adelstande. Reproduzierend das Leben des Volkes, seine Sitten und Gebräuche, verschweigt er mit vollem Bewußtsein alle dunklen Züge, die in uns natürliche Empörung und Protest hervorrufen könnten, und zeichnet Lebensbilder, die er in der Wirklichkeit aufrichtig zu sehen wünscht, wie sie sich auch besser dem Rahmen der romantischen Welt- und Lebensanschauung einfügen würden. Er idealisiert das Leben, das zu seiner Zeit voll sozialer Schrecknisse war (Leibeigenschaft), idealisiert Gutsbesitzer, die eine äußerste Härte „ihren" Bauern gegenüber zeigten, idealisiert auch die Bauern, die in der düsteren, demoralisierenden Atmosphäre ihres Sklavenlebens allzuweit vom Ideal entfernt waren. Ungeachtet des syllabischen Versbaues hatten seine Werke, dank dem Farbenreichtum und der Lebendigkeit der Gestalten, eine große Popularität.

Er hat eine ganze Reihe Nachfolger. Um ihn gruppierten sich: Korotynskij und Darevski-Veriha, Karaffa-Korbut (Pseudonym Elegij Vul) und Feliks Topčevski (Pseudonym Chvelka aus Rukšanic). Ihn begrüßte heiß der ehrwürdige Autor populärer didaktischer Werke im Geiste der ersten Romantiker, Aleksander Elski. Unter seinem Einflusse schrieb Nikolaus Korotkevič und eine Reihe von Anonymen und Kryptonymen (Jakób T-ki und and.). Aber der Einfluß der romantischen Richtung wird mit ihnen nicht beendet: trotzdem, daß in den 80er Jahren bei den Weißruthenen eine neue völkisch-naturalistische Strömung entsteht, die als Reaktion gegen das Idealisieren des

Lebens durch die Romantiker erscheint (ihr Stammvater und talentvollster Vertreter ist Francišek Bohuševič, mehr bekannt unter dem Pseudonym Macej Buračok) kommen in der weißruthenischen Literatur manche Züge und Elemente des Romantismus zum Vorschein, hart bis an unsere Zeit — der Zeit des Vorherrschens des Neoromantismus.

Es ist notwendig, auf einen Zug der neuesten weißruthenischen Literatur hinzuweisen, der wie ein roter Faden alle ihre Strömungen und Richtungen durchzieht: anfangend von Macej Buračok ist sie tief von der Idee der nationalen und sozialen Emanzipation der weißruthenischen Volksmassen durchdrungen. Macej Buračok (1840—1900) zerreißt entschieden — in bedeutendem Maße unter dem Einflusse der russischen revolutionären Strömungen (Narodničestvo) jede Verbindung mit der Ideologie der Versöhnung zwischen dem Bauern und Gutsbesitzer, die die Romantiker in ihren Werken durchführten. Unter den Politikern hat Buračok einen Vorgänger in der Person von Konstantin Kalinovski, des Führers im Aufstande v. J. 1863, in Weißruthenien und Litauen. Konstantin Kalinovskij (sein literarischer Pseudonym: „Jaśka Haspadar spad Vilni") war Anführer der „roten" Fraktion des Aufstandes und gab weißruthenisch ein geheimes Zeitungsblättchen unter dem Namen „Mužyckaja Prauda" heraus (es sind 7 Nummern erschienen); der Idee nach war er der revolutionären Gruppe der Weißruthenen nahe, die die illegale Zeitschrift „Homan" 1884 herausgab, mit dem Ziele, die Idee der Selbständigkeit von Weißruthenien in der russischen Föderation zu propagieren[3]). Buračok gab im Auslande zwei Sammlungen seiner Gedichte heraus: „Dudka Belarusskaja" (Krakau, 1891, unter dem Pseudonym Macej Buračok) und „Smyk Belarusskij" (Posen, 1894, unter dem Pseudonym Symon Reuka aus Borysov), in denen er mit heißem, stürmischem Proteste gegen die soziale und nationale Unterdrückung der weißruthenischen arbeitenden Massen heraustritt. Er geißelt in böser Satire die Vertreter der intelligenten Schichten, der Gutsbesitzer, Beamten, Geistlichen usw., beschuldigt sie scharf, daß sie in voller Absicht die im Volke herrschende Unwissenheit zu erhalten suchen. Buračok empört sich gegen die soziale Ungerechtigkeit, sie nicht nur den Menschen, sondern auch Gott vorwerfend (ähnlich wie Kalinovski). Er gibt düstere Bilder aus dem Leben der weißruthenischen Bauern und brandmarkt den herrschenden sozialen und politischen Druck. Endlich, in dem Vorworte zu der Sammelschrift „Dudka Belarusskaja", setzt er seine nationale Ideologie auseinander, indem er die Weißruthenen als eine vollkommen selbständige Nationalität betrachtet und als die Hauptaufgabe die Emanzipation der weißruthenischen Sprache erklärt. Seine literarische Tätigkeit betrachtet Buračok als einen Schritt zur Ausführung dieser Hauptaufgabe. Und es ist auch wirklich so: das heiße Temperament des Autors, der Bilderreichtum und die

[3]) Zu dieser Gruppe gehörte auch der Terrorist Grinevickij, der die Bombe auf Alexander II. geworfen hatte.

Lebendigkeit seiner Werke, die leichte Form des tonischen Versmaßes — alles dies ergriff die Masse, machte den Namen Buračoks in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts außerordentlich populär und rief zum literarischen Schaffen in der weißruthenischen Sprache eine ganze Reihe neuer Autoren — sowohl unter den Zeitgenossen, als auch in der neuesten Periode hervor.

Gleich nach Macej Buračok treten in die literarische Arena seine Zeitgenossen wie: Ivan Nesluchovskij (Pseudonym „Janka Łučyna", 1851—97), der unter den „Narodniki" die erste Stelle an Kunstfertigkeit der Form einnimmt (Gedichtsammlung „Vjazanka", S. Petersburg, 1903); Adam Hurynovič (1869—94), ein Revolutionär, Mitglied der Redaktion des geheimen „Homan", der gewesene Arrestant der Schlüsselburger Festung; Olgerd Obuchovič (Pseudonym „Graf Bandinelli", 1840—1905), Autor von interessanten Memoiren und einer Reihe weißruthenischer Fabeln; Kazimir Kostrovicki (Pseudonym „Karuś Kahaniec", † 1918), auch Mitglied (1903) der „Weißruthenischen revolutionären Hramada", Mitarbeiter der Zeitschrift „Naša Niva", die einer ganzen Periode der weißruthenischen Literatur ihren Namen gegeben hatte (in Wilna 1906—15 herausgegeben). Kahaniec ist besonders charakteristisch dadurch, daß er sein literarisches Schaffen (Lyrik, Epos) direkt dem Volke entlehnt und sich bemüht, von dem Einflusse der Buchliteratur sich fernzuhalten. Das Schaffen von Buračok übte eine außerordentlich tiefe Wirkung auf solche Vertreter der „Naša Niva", wie Anton Levicki (Pseudonym „Jadvigin Š.", 1869 bis 1922), das größte Talent der künstlerischen Prosa, der einige Sammelbände meisterhafter Erzählungen herausgab und auch als hervorragender Novellist in der weißruthenischen Literatur nicht seinesgleichen findet, („Dzied Savala" 1909, „Biaroska" (Birkenbäumchen) 1912, „Kornblumen" 1914, „Erinnerungen" 1921) und Aloisia Paškevič (Pseudonym Ciotka, 1876—1916), die unter dem Einflusse der revolutionären Ereignisse von 1905 zu schreiben anfing (Gedichtsammlungen „Chrest na svabodu" und „Belarusskaja Skripka", beide v. J. 1906, später Erzählungen und Gedichte, in versch. Zeitsch.). Das Schaffen von Levicki und Paškevič ist ganz von den Ideen und Stimmungen der „Dudka" und des „Smyk" durchdrungen. Und sogar die Koryphäe der neuesten weißruthenischen Literatur Janka Kupała ist in der ersten Periode seines Schaffens nicht frei von Bohuševič's Einflusse.

Es ist notwendig hervorzuheben, daß die Literatur der „Narodniki" noch immer die Literatur der Intelligenten ist, die der Idee nach den Volksmassen nahe stehen, doch eigentlich mit ihnen nicht verbunden sind. Der Anfang des 20. Jahrh. bildet eine neue Etappe in der Geschichte der weißruthenischen Literatur: in den Vordergrund treten keine Vertreter der Intelligenz mehr hervor, sondern echte Söhne des Volkes aus der Bauernstube. An ihren Händen sind noch die Spuren physischer Arbeit zu sehen. Das ist der Anfang des mächtigen Wachstums des wertvollsten literarischen

Schaffens, das die weißruthenische Literatur auf das Niveau der Literaturen anderer Kulturvölker Europas brachte.

III.

Die neuen Kräfte, welche durch das allgemeine Aufleben der weißruthenischen Masse im Zusammenhange mit der revolutionären Bewegung v. J. 1905 ins Leben gerufen wurden, gruppieren sich um die weißruthenische Zeitschrift „Naša Niva“, welche in Wilna Ende d. J. 1906 herausgegeben wurde und 1915 ihre Existenz beendigte. Diese Zeitschrift formulierte die Ideologie des weißruthenischen nationalen Wiederauflebens in der Gestalt eines breiten, allumfassenden Programms, das alle möglichen Fragen des kulturellen und ökonomischen Lebens der Weißruthenen umfaßt. Sie erschien gleichzeitig auch als literarische Schule für Anfänger literarischen Schaffens, die in der Redaktion eine wohlwollende Kritik und möglichsten Rat und Anweisungen bekamen. Die Mitarbeit an der Zeitschrift vereinigte sie vor allem auf dem Boden der nationalen Ideologie, verwischte jedoch keineswegs die individuellen Züge jedes Autors und schuf von formaler Seite keine einheitliche literarische Strömung. Auf diese Weise vertragen sich sehr gut mit- und nebeneinander in dem Familienkreise der „Naša Niva“ die Vertreter des Naturalismus der „Narodniki“ mit denen des Romantismus, des Rationalismus und Mystizismus, der proletarischen Ideologie und des Aesthetismus, sowie Vertreter verschiedener Arten des Neo-Romantismus.

Die größten Poeten der „Naša-Niva“-Periode, die ihre hervorragende Bedeutung auch heutzutage behalten, sind: Konstantin Mickevič (Pseud. „Jakób Kolas“ und „Taras Hušča“ u. a.) und Johann Lucevič (Pseud. „Janka Kupała“). Bei diesen muß man sich besonders aufhalten, da sie als große Talente und mächtige Individualitäten, zugleich auch typische Vertreter der neuesten weißruthenischen Literatur sind.

Jakób Kolas (geb. 1882), Sohn eines Bauern, ist dem Berufe nach Lehrer in einer Volksschule (Minsk). Er ist ein ausgezeichneter Kenner des Bauernlebens, der Bauernpsychologie. Vor allem ist er Lyriker und Epiker, teilweise auch Dramatiker. Seine Lyrik (Sammelbände wie „Peśni-żałby“, Wilna 1910, „Vodhul'le“, Minsk 1922) gibt der Volksseele den besten Ausdruck, wie auch dem nationalen Charakter des weißruthenischen Bauern, eines geistig gesunden, etwas schwermütigen, aber voller Lebenskraft und geistiger Harmonie. Die Lyrik von Kolas ist dem Geiste nach eng mit der Volkspoesie verbunden. In der Anfangsperiode trägt sie Spuren des Einflusses der russischen Poesie (Lermontov, Kolcov, Nekrasov), aber später entwickelt sie sich selbständig, eine höhere Form der völkisch-naturalistischen Strömung darstellend. Nach dem Bekenntnisse des Poeten selbst übte auf ihn einen starken Einfluß das Schaffen von Janka Lučyna, das dem allgemeinen Kolorit nach der Muse Kolas' verwandt ist und ihn zum Schreiben weißruthe-

nischer Gedichte anregte. Als Kolas in der späteren Periode, den 20er Jahren unseres Jahrh., nach langjähriger Abwesenheit, aus Rußland, nach Weißruthenien zurückkehrte und hier in eine gänzlich neue Atmosphäre hineinkam, machte sich bei ihm eine zeitweilige Störung der geistigen Harmonie und des seelischen Gleichgewichts bemerkbar — und das findet den Ausdruck in der Neigung zum Impressionismus (vgl. eine Reihe von Gedichten in der Sammlung „Wodhul'le"). Aber das ging schnell vorüber. Kolas, der sein poetisches Schaffen in den Jahren der Revolution (1904—5) begonnen und selbst um die revolutionäre Tätigkeit gelitten hatte, (während seiner 3jährigen Gefängnishaft entstand der größte Teil seiner erwähnten „Klagelieder") steht organisch den Ideen der neuen Ordnung nahe und lebte sich in diese bald ein. Seine letzten lyrischen Gedichte harmonieren vollkommen mit den Stimmungen der Massen, die im blutigen revolutionären Kampfe gesiegt haben. Die außerordentliche Leichtigkeit des Verses, bei seiner Einfachheit und musikalischen Tadellosigkeit, die Kunstfertigkeit in der Zeichnung der Gestalten, die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, die außerordentliche Weichheit der Töne — alles dies gibt seinem Schaffen eigentümlichen Zauber und stellt den Autor in die vorderste Reihe der weißruthenischen Literatur. Neben der Lyrik erheben Kolas auf das europäische Niveau seine großen epischen Werke in Versen und Prosa. Der bekannte Akademiker Karskij, der zu irgendwelcher Überschätzung weißruthenischer Literatur nicht neigt, stellt Kolas, ohne Bedenken, in eine Reihe mit Puškin und dem polnischen Namensvetter Adam Mickiewicz. Die Dichtungen „Novaja zjamlja" (1923) und „Symon Muzyka" werden von der strengsten Kritik dem „Onegin" und „Pan Tadeusz" gleichgestellt, denen sie sowohl an formaler Kunstfertigkeit, als auch an Meisterschaft der Gestalten keineswegs nachstehen, sie geben uns ein wahres Spiegelbild weißruthenischer Natur und des Lebens einer typischen Bauernfamilie, welche, ohne eigenen Grundbesitz, gezwungen ist, ihr Brot mit dem Verkaufe ihrer Arbeitskraft zu verdienen und ein eigenes Stückchen Erde erstrebt, um so die Möglichkeit eines unabhängigen Lebens zu erlangen. Kolas dringt auch tief in die Seele der weißruthenischen Kinder ein. Ihr Leben ist schon in „Novaja zjamlja" künstlerisch dargestellt. Das Poem „Symon Muzyka" ist völlig der Künstlernatur eines Kindes gewidmet, einem von jenen, wie sie oft und boshaft durch die Lebensbedingungen an ihrem Fortkommen gehindert werden. Neben Gedichten und kleinen Novellen gibt Kolas in den letzten Jahren auch größere Erzählungen heraus: „Im Dickicht von Polesje" und „In der Tiefe von Polesje", als Teile einer unvollendeten Trilogie, wo neben den Naturbildern und Bildern des Bauernlebens die echte unverschönerte Physiognomie der urwüchsigen Bauernschaft und der Beamten vor der Renaissance-Periode dargestellt wird. Diese Erzählung bedeutet eine Synthese der Novellen, an denen Kolas so reich ist. Sie sind mit dem Pseudonym „Taras Hušča" gezeichnet und finden sich in

einer Reihe großer und kleiner Sammelschriften: „Erzählungen" (1912), „Heimatliche Szenen" (1914), „Märchen des Lebens" (1921), „Ein Mensch ist verloren", „Wie Janka reich wurde", „Das Geschenk des Njemen" u. a. — In den letzten Jahren nach der Revolution machte sich Kolas an Dramen, wo er Momente aus der vorrevolutionären weißruthenischen Bewegung, z. B. in „Die Streikenden" (aus dem Leben der Volkslehrer) und aus dem Kriege erfaßt.

Neben Kolas steht das so verschiedenartige und an Nüancen reiche Schaffen seines Altersgenossen Janka Kupała, eines nicht weniger populären Prominenten der weißruthenischen Literatur (hinter dem Pseudonym tritt sein eigentlicher Name Ivan Łucevič ganz zurück; geb. 1882). So wie Kolas vor allem der große Künstler der Darstellung des Lebens und des Erlebens des weißruthenischen Bauern ist, so ist Kupała der geistige Führer des wieder auflebenden weißruthenischen Volkes. Seine Werke erscheinen als Schlachtruf, als Kampfesrufe zu neuem Leben, zu den hohen allmenschlichen und nationalen Idealen, zu Sonne und Sternen. Er strebt vor allem nach Befreiung des weißruthenischen Menschen. Seine nationale Ideologie beruht auf humansten Grundlagen. Besonders reich und verschiedenfarbig ist seine Lyrik, vollkommen in künstlerischer Beziehung. Kolas bezaubert mit seiner Weichheit und Harmonie, Kupała aber ergreift mit mächtiger Dynamik, durch hohen Schwung, durch Kraft der Expression bei außerordentlichem Reichtum und Mannigfaltigkeit der Form, sowie dem Hellklingen des musikalischen Verses. Er ist ein typischer Neo-Romantiker, kam aber nicht auf einmal dazu. Die erste Etappe seines Schaffens ist der weitere Schritt in der Entwicklung des volkstümlichen Naturalismus im Geiste eines Macej Buračok — man vergleiche den ersten Sammelband von Kupała's Gedicht „Żalejka" (S. Petersburg, 1908). Eine Zeitlang läßt sich Kupała von dem Schaffen der polnischen Romantiker hinreißen (Mickiewicz, Słowacki), deren Werke er pietätvoll übersetzte. Aber sein Talent reißt ihn immer vorwärts zu neuen Formen der Poesie, die in Verbindung mit den neuen Bedingungen des immer stürmischer werdenden Lebens, mit den neuen Aufgaben und Richtungen stehen. Der Neo-Romantismus in all seiner Mannigfaltigkeit ergreift Kupała. Von den polnischen Vertretern der neuen Strömungen üben starken Einfluß auf ihn Konopnicka, Przybyszewski, Kasprowicz, Żuławski aus, von den russischen Balmont und Brjussov, mit denen er persönlich verkehrte, die seine Gedichte sogar in die russische Sprache übersetzten. Eine Reihe herausgegebener Sammelbände von Kupała's Gedichten zeigen deutlich die Entwicklung und Gestaltung seines literarischen Talentes. Nach „Żalejka" kommt der „Huslar" (1910), der schon den weiteren Weg seines Schaffens verkündigt; dann folgen „Šljacham Życ'cja" (1913), „Spadčyna" (1922) und „Bieznazounae" (1924). Der letzte Sammelband vollendet die ideologische Evolution Kupała's, eines landlosen Verwaltersohns, dessen ursprüngliche Bauernideologie auf sozialem Gebiete in eine prole-

tarische verwandelt wird, der nationalen Ideologie jedoch treu bleibt. Das Charakteristische bei Kupała ist der tiefe Glauben an die neue soziale Einrichtung, auf deren Grunde sich dem Poeten weite Perspektiven für sein Schaffen eröffnen.

Kupała ist nicht nur Lyriker: er ist auch Epiker und Dramatiker. Sein Epos besteht aus einer Reihe von Poemen, die hauptsächlich eine künstlerische Umarbeitung der Volkslegenden und Erzählungen darstellen. Besonders zeichnen sich zwei große Werke aus: die dramatischen Poeme „Advečnaja Pesnja“ und „Son na Kurhane“. „Das ewige Lied“ (S. Petersburg, 1908) ist ein tragisches Bild des Bauernlebens, wo es kein Glück und keine Freude gibt, eines Lebens, das schrecklicher ist als der Tod. ... Und das Tragische in ihm wird noch verstärkt dadurch, daß der weißruthenische Bauer sich aus dem immer gleichen Kreise desselben „ewigen Liedes“ nicht losreißen kann. „Der Traum auf dem Grabhügel“ (1910) ist die allgemeine Tragödie aller, die so wie Prometheus, der vom Himmel das Feuer für die Menschen gebracht hatte, das Glück für ihr Volk, in diesem Falle für das weißruthenische, zu erkämpfen streben. Beide Poeme lenken auf sich die Aufmerksamkeit auch dadurch, daß Kupała in sie Elemente des Symbolismus hineinträgt. Eine ganze Reihe symbolischer Personen zeichnen den nationalen Verfall des weißruthenischen Volkes unter der fremden Oberherrschaft und düstere Bilder der Knechtschaft der unter der Gewalt des allmächtigen Kapitals Arbeitenden.

Kupała brachte auch dem weißruthenischen Theater reichen und wertvollen Gewinn: dem Lustspiele in 2 Akten „Paulinka“ (1912) folgen Theaterstücke, die eng mit der Bewegung des Wiederauflebens, mit dem Erwachen des sozialen und nationalen Selbstbewußtseins der weißruthenischen Massen verbunden sind. Es sind das z. B.: „Auf der Weide“ (1912); dann „Das zerstreute Nest“ (1913), ein Drama, das in einer Reihe symbolischer Bilder u. a. auch die Ereignisse von 1917 voraussah; das Lustspiel „Tutejšyja“ (1924), das die Kriegsbegebenheiten auf dem Territorium von Weißruthenien abspiegelt, u. a. m. Das Drama Kupała's ist ein großer Fortschritt auf dem Gebiete des weißruthenischen, dramatischen Schaffens, das nach Dunin-Marcinkevič nur wenige sehr bescheidene Versuche hatte: das Drama „Der Dieb“ von Jadvigin Š. (1893) und einige kleine Theaterstücke von K. Kahanec „Modny Šlachciuk“ u. a.; im Vergleiche mit dem Schaffen von Dunin-Marcinkevič tragen sie nichts Neues in das weißruthenische Theater hinein. Kupała nimmt auch als Übersetzer eine wichtige Stelle ein. Er hat eine ganze Reihe Gedichte von Adam Mickiewicz, Syrokomla, Ujejski, Konopnicka, Kasprowicz übersetzt, dann das große künstlerische Werk von Żuławski „Eros und Psyche“, das Libretto von Wolski zu Moniuszko's Oper „Halka”, einige Gedichte von Nekrasov und Fabeln von Krylov, das Igorlied, einige Fragmente aus dem Mahabharata, den „International“ usw. Seine eigenen Werke, wie auch die Übertragung fremder in die weißruthenische Literatur, be-

reicherte außerordentlich die weißruthenische Sprache durch die Schöpfung neuer Wörter, die zum Ausdrucke feinster Nüancen des Gedankens notwendig wurden. Dem Wortschatze nach findet Kupała nicht seinesgleichen unter den weißruthenischen Autoren.

Wir wollen uns nicht aufhalten bei anderen, weniger hervorragenden Schriftstellern, die nach Kolas und Kupała auf den von ihnen gebahnten Wegen folgen, und verzeichnen nur das, was mehr oder weniger von diesen Wegen abbiegt. Es ist aber notwendig, hier auf den Rationalismus hinzuweisen, als auf einen der charakteristischsten Züge der neuesten weißruthenischen Poesie im allgemeinen. Besonders grell ist er natürlich in der proletarischen Strömung ausgedrückt, deren Vertreter in der „Naša-Niva"-Periode vor allem der talentvolle Gerber Dimitrij Żyłunovič war (Pseud. „Ciška Hartny"). Sein Aufblühen gehört schon zu der neuesten Nachrevolutionsperiode. Unter den „Naša-Niva"-Mitgliedern sind auch einige Vertreter des Mystizismus, so der frühzeitig umgekommene Alexander Prušynskij, der, von Beruf Tischler, für seine revolutionäre Tätigkeit mehrere Jahre im Gefängnisse und in der Verbannung in sibirischer Tajga verbracht hatte (Pseud. „Aleś Harun", „Żyvica" u. a.). Er hat eine interessante Gedichtsammlung „Matčyn Dar" (geschrieben 1907—14, herausgeg. Minsk 1918), eine Reihe künstlerischer Erzählungen in Prosa und einige Theaterstücke für Kinder hinterlassen. Dann Samuel Plavnik (Pseud. „Zmitrok B'adul'a" und „Jasakar", geb. 1886), ein weißruthenischer Jude, der in seine Anfangswerke aus Bibel und Talmud geschöpfte Elemente jüdischer Mystik hineingetragen hatte (ein Sammelband „Abrazki" 1919; in der späteren Periode eine Gedichtsammlung „Pad rodnym nebam" 1922, eine Sammlung der Erzählungen „Na začarovanych honiach" u. a.). Der auch als Kritiker beachtliche Maksim Hareckij, Autor der Erzählung „Dzvie Dušy", 1919, und „Anton", 1919 und der Sammlung von Erzählungen „Ruń", 1914, ist sogar Autor der ersten, systematischen Geschichte der weißruthenischen Literatur, ein interessanter Ideologe der weißruthenischen Intelligenz aus dem Bauernstande, die bisweilen eine Neigung zum Mystizismus zeigt. Endlich der katholische Geistliche Kazimir Stepovič (Pseud. „Kazimir Svajak"). Er gab in seiner Lyriksammlung „Meine Lyra" (1924) dem schweren, innerlichen Kampfe eines Menschen Ausdruck, der den Glauben an Gott verliert, weil er das Begreifen der Gottheit, als Personifizierung der höheren Gerechtigkeit mit der irdischen Herrschaft der Gewalt und Ungerechtigkeit, wie sie besonders grell ihm in bezug auf Weißruthenien hervortritt, nicht versöhnen kann. Aber auch von diesen wenigen mystisch gestimmten Autoren ließen B'adul'a und Hareckij in neuester Zeit den Mystizismus weit hinter sich.

Die überwiegende Mehrheit der weißruthenischen Poeten und Schriftsteller bilden Söhne des Dorfes. Es ist daher völlig verständ-

lich, daß das Leben des Dorfes den Grundfonds für die weißruthenische Poesie darstellt, daß die letztere außerordentlich reich an Naturbeschreibungen ist, daß in ihr sich das Volksschaffen, die Phantasie und Mythologie des Volkes, die ganze Weltanschauung eines Ackerbauers widerspiegelt. Jedoch erfaßt im Laufe ihrer Entwicklung die weißruthenische nationale Bewegung auch die Stadt. Von hier gehen weißruthenische Politiker und Kulturarbeiter — Poeten, Schriftsteller, Journalisten — aus. Daher wendet sich nun die Literatur auch vom Dorfe teilweise auch der Stadt zu. Den Anfang damit macht Maksim Bohdanovič (1892—1917), ein bedeutsamer Vertreter des weißruthenischen Aesthetismus. In einer Reihe mit ihm, gerade in der Periode des Krieges, steht Francišek Alechnovič aus Wilna (geb. 1883), der, selbst Schauspieler, malerisch das Leben des Bürgerstandes dramatisch schon in seinen Erstlingswerken erfaßt.

Bei dem Aesthetismus, dessen Ideologie Maksim Bohdanovič formuliert hatte, muß man etwas verweilen: Diese Strömung erscheint als eine im Kreise der „Naša Niva" verbreitete konventionelle Ansicht von der Literatur als eines Mittels, die Idee des nationalen Wiederauflebens in die Massen einzuführen, als einer Form, in die man willkürlich den von vornherein gegebenen Inhalt hineinlegen kann. Dabei ist der Aesthetismus nicht nur der „Naša-Niva"-Periode eigen, sondern es entwickelt sich diese Strömung auch in der neuesten weißruthenischen Poesie der Nachrevolutionszeit, sowohl im Westen, als auch im Osten Weißrutheniens. Es seien deshalb hier noch dem bedeutendsten Vertreter des Aesthetismus Maksim Bohdanovič einige Worte gewidmet.

Maksim Bohdanovič, (geb. 1892), ein Städter in zweiter Generation, wuchs in einer gebildeten Familie, als Sohn eines Lehrers, auf und bekam selbst höhere Bildung. Dieser frühzeitig mit 26 Jahren von Schwindsucht (1917) dahingeraffte Dichter hinterließ eine quantitativ nicht reiche, dafür aber qualitativ sehr wertvolle poetische Erbschaft. Bohdanovič hatte vorzügliche Kenntnis der russischen, ukrainischen, französischen und deutschen Literatur, die er in den Originalen studierte; mit anderen Literaturen ist er durch Übersetzungen bekannt geworden. Besonders ergriff ihn Verlain, von dem Bohdanovič eine ganze Reihe Gedichte übersetzte. Unser feinempfindender Dichter, der seit Kindesjahren in großrussischen Städten (Nižnij-Novgorod, Jaroslavl'), fern von dem politischen Kampfe seiner Heimat lebte, sah es als seine Pflicht an, dem weißruthenischen Volke künstlerische Werke in eigener Sprache zu schaffen. Er versteht es, die Schönheit im Leben seines Volkes zu suchen, und findet als reiche Quelle die weißruthenische Mythologie, die Bilder der Vergangenheit, die weißruthenische Natur. Diese Schönheit erscheint ihm zugleich als eine allgemein menschliche, die sowohl dem Weißruthenen, als auch jedem beliebigen Europäer gleich verständlich ist. In einem primitiven weißruthenischen Dorfmädchen findet Bohdanovič die Verkündigung desselben

wunderbaren Verschmelzens des Jungfräulichen und der Mutterschaft, wie sie auf der Leinwand die größten Künstler der Malerei darzustellen sich bemühten (das Gedicht „Im Dorfe“ aus dem Zyklus „Madonnen“ des Gedichtszyklus „Vjanok“). Sein Lieblingstyp sind kleine, meistenteils nur aus acht Zeilen bestehende Gedichte, die in sich immer ein vollendetes Bild, eine Stimmung, einen Gedanken einschließen. Er führt in die weißruthenische Poesie eine große Mannigfaltigkeit dichterischer Formen ein: das Sonett, Rondo, Triolet, Oktave, Terzinen, Pentameter u. a. m. Karg an Worten, enthält sein Gedicht nur das Minimum des Wortmaterials, welches zum Schaffen des Bildes notwendig ist. Seine Dichtungen zeichnen sich durch die besondere Sorgfalt des Verses aus: gerade in dieser Beziehung sind sie einwandfrei.

Bohdanovič selbst hat nur eine einzige Sammlung von Gedichten, den „Vjanok“ (1913), herausgegeben, die seinen Namen sofort populär gemacht hat, und erst jüngst (1928—29) hat die weißruthenische Ak. d. W. in Minsk die zwei ersten Bände seiner gesammelten Werke gedruckt, in denen all das gesammelt ist, was in den „Vjanok“ nicht hineingekommen ist. Aus diesen, teils in Prosa geschriebenen Werken sind die Ansichten des Dichters über sein eigenes Schaffen und die Kunst im allgemeinen ersichtlich. Aus ihnen ergibt sich, daß zur Schöpfung eines vollkommenen Kunstwerkes das Talent allein ungenügend ist: außerdem ist noch die erkenntnisfähige Arbeit notwendig, dann die Sorgfältigkeit der Bearbeitung, die Fähigkeit, das künstlerische Material auszunützen, wobei die Vollkommenheit der Form als Endziel dem Künstler unverwandt vor Augen stehen muß. Die echte Kunst hat keine anderen Ziele: die gesellschaftlichen, nationalen und andere Ideale sind nur Themen, nur ein Antrieb zum Schaffen, aber nicht diktierte Gesetze des Schaffens, hier gilt nur das Streben, Schönheit zu erzeugen. Schönheit ist ein Wert für sich, die nicht anderen Göttern dienen soll („Das Apokryph“). Ihr auch dient Bohdanovič im Laufe seines ganzen, leider nur zu kurzen Lebens, jedoch erscheint er in den letzten Jahren gerade als treuer Bürger und aktives Mitglied der weißruthenischen Gemeinschaft. Sehr charakteristisch ist das Ausnutzen von Formen der Volkspoesie: eine Reihe seiner besten Werke („Maksim und Magdalene“, „Strazim Lebiedz“ und einige kleine Gedichte) sind im echten Volksstile durchgeführt. Interessant sind auch Stilisierungen im Geiste der alten weißruthenischen Sprache („Der Heiligenmaler und der Goldschmied“). Unmittelbar vor den großen Ereignissen, welche die Landkarte Europas umgestalteten und in deren Endresultate Weißruthenien in zwei Teile mit solch ungleichem Schicksal zerrissen wurde, entwickelte sich die reiche Tätigkeit eines dramatischen Schriftstellers, des Francišek Alechnovič. Dieser ist ausschließlich Dramatiker in eigenen Werken und Übersetzungen. Als anerkannter Schauspieler stellt er auch selbst seine Helden auf der Bühne vor, während doch seine Vorgänger, die hauptsächlich ja auf

dem Gebiete der Lyrik oder des Epos schufen, dramatische Werke nur nebenher unter anderem geschrieben hatten. Seine vorzügliche Kenntnis der Bühnenerfordernisse gibt ihm, dem strengen Kritiker des Bürgerstandes, vor anderen Autoren, welche der Bühne fernstanden, einen großen Vorsprung. Der Anfang seines Schaffens fällt in die Jahre 1914—15, als er seine erste bürgerliche Komödie „Na Antokali" (Antokol — eine Vorstadt Wilna's) geschrieben hatte. Dann kamen von ihm zahlreiche andere dramatische Werke heraus, auch eine Reihe kleinerer Szenen. Alle diese Theaterstücke haben einen großen Erfolg auf der weißruthenischen Bühne, sie geben Bilder des unverzierten Lebens des Kleinbürgerstandes mit seiner Ideenlosigkeit und Kleinlichkeit, eines Lebens, das wie ein Moorsumpf alle diejenigen in sich einsaugt, die es auf einen neuen Weg zu führen wagen, hier den Weg des weißruthenischen nationalen Wiederauflebens und des Kampfes für eine bessere Zukunft der arbeitenden Massen.

Das Schaffen dieses Dichters kann im allgemeinen als realistisches charakterisiert werden, was auch verständlich ist im Zusammenhange mit seinem Streben, das reale Leben der ihm verwandten Sphäre, der Kleinbürgerschaft, zu schildern. Aber bisweilen, unter dem Einflusse des Polen St. Przybyzewski, versucht Alechnovič in seine Dramen Elemente des Symbolismus, der ihm ziemlich fremd ist, einzuführen, womit aber der Wert seiner Werke eher vermindert, als erhöht wird.

Es ist notwendig, zuletzt noch einen Zug der weißruthenischen Poesie zu verzeichnen, der bei den weißruthenischen Autoren, sowohl in der „Naša Niva"-Periode, als auch später, ziemlich oft zum Vorschein kommt: es ist die Neigung zum Humor. Viel Humor ist schon bei Dunin-Marcinkevič vorhanden, noch mehr bei Macej Buračok, bei dem der Humor in eine böse, beißende Satire übergeht und auf eine grausame Weise die höheren Sphären der Gesellschaft geißelt, die die Schuld für die Unwissenheit der Massen, für ihre unterdrückte Lage, tragen. Der Humor von Kolas ist fein und gutmütig, bei Kupala mit einem bedeutenden Zusatz von Ironie gemischt. Man kann sagen, daß der Humor als nationaler Zug der Weißruthenen erscheint, und daher kommt er bei den weißruthenischen Dichtern so oft zum Vorschein. Am nächsten stehen dem Volkscharakter hierin auch die humoristischen Erzählungen von Jadvigin Š. (A. Levicki). Aber bei den genannten Autoren, wie bei einer Reihe anderer (auch M. Bohdanovič nicht ausgeschlossen), ist der Humor nur einer von den vielen Zügen, welche ihr Schaffen charakterisieren. Es gibt auch Autoren, bei denen der Humor der Hauptzug ist. So ist es bei einem der ältesten „Naša Niva"-Mitglieder Albert Pavlovič (geb. 1875). Ein Teil seiner humoristischen Erzählungen in Versen ist 1910 gedruckt worden (die Sammlung „Snapok", in mehreren Ausgaben erschienen). Diesen Werken hat Pavlovič hauptsächlich seine bedeutende Popularität auch in den einfachsten Volkskreisen zu verdanken.

IV.

Der große Krieg fand seinen Widerhall auch in der weißruthenischen Literatur, vor allem unter den Lyrikern: Aleś Harun, Janka Kupała, Jakub Kolas, Zmitrok B'adul'a und einiger dii minores. Mit Ausnahme von B'adul'a, den der Krieg, wie überhaupt jede große und grelle Erscheinung, im ersten Augenblicke gleich ergriff und begeisterte, stellen sie sich aber fast alle mehr oder weniger der kriegerischen Stimmung ablehnend gegenüber, sehen vor allem mehr die Schrecken des Massenmordes und wenden sich an die Gefühle der Humanität und Bruderliebe. Erst bedeutend später fängt man an — Maksim Hareckij an der Spitze — Kriegsthemen zu behandeln. Mareckij ließ die Erzählung „Zwei Seelen" und eine Reihe kleinerer Erzählungen und dramatischer Szenen erscheinen, die mit den Kriegsereignissen in Verbindung standen. Noch später widmen dem Kriege ihre dramatischen Werke Kupala und Kolas. Die Ursache dieses schwachen Widerhalls des großen Krieges in der weißruthenischen Literatur muß man darin suchen, daß ihn eine viel grellere Begebenheit — die Revolution — zurücktreten ließ, die auf dem größten Teile Weißrutheniens die alte soziale und politische Ordnung ganz veränderte. Es ist auch ganz natürlich, daß die weißruthenischen Bauern- und Arbeiter-Dichter von dem Faktum der Entstehung einer Arbeiter- und Bauernmacht tief ergriffen waren, daß sie in ihr die Verwirklichung ihrer Träume, sowohl sozialen, als auch schließlich nationalen Charakters, erblickten. Die sovetistische Macht, welche anfänglich die Akte der Erklärung der staatlichen Unabhängigkeit Weißrutheniens durch die demokratische weißruthenische konstituierende Versammlung am 31. Dezember 1917 und ihrer Emanation, der Rada der Republik, am 25. März 1918 nicht anerkannte, nahm später selbst die Initiative in dieser Frage in ihre Hände und verwirklichte teilweise, am 1. Januar 1919, das weißruthenische Staatsideal mit der Erklärung der Weißruthenischen Sovetistischen Sozialistischen Republik auf dem Gebiete des östlichen Weißrutheniens im Bestande des Sovetistischen Bundes. Das spiegelte sich sofort auch in der weißruthenischen Poesie wider. Im ersten Augenblick herrschte in ihr das revolutionäre Pathos. Es erscheint eine ganze Menge neuer Dichter, welche in dem revolutionär-proletarischen Geiste schreiben. Es „proletarisieren" sich auch einige der alten Bauern-Poeten; Janka Kupala verkündet feierlich sein proletarisches credo. Es blüht besonders auf das Schaffen des Ciška Hartny (E. Dmitrij Zilunovič, geb. 1887, ein Gerber von Beruf), des ältesten Vertreters der proletarischen Richtung unter den „Naša Niva"-Mitgliedern. Er hat vor dem Kriege nur die kleine Sammlung von „Liedern" (S. Petersburg 1913) herausgegeben. Nun aber erscheint das Drama „Chvali życ'cja" und „Socyjalistka", dann auch Gedichtsammlungen, „Lieder der Arbeit und des Kampfes" oder die „Uračystaść" („Die Jubelfeier" — 1925), endlich noch eine Roman-Trilogie unter dem Titel „Soki Caliny", neben manchem anderen.

Im Zusammenhange mit dieser allgemeinen Bewegung wird eine Organisation junger Dichter und Schriftsteller unter dem Namen „Maladnjak" geschaffen, die ihr Zentrum in Minsk hat und zahlreiche Mitglieder, Vertreter der proletarischen Ideologie, vereinigt. Unter den „Maladnjakovcen" finden wir anfangs auch das bekannte Mitglied der „Naša Niva": B'adul'a. An der Spitze des „Maladnjak" steht der junge talentvolle Kudzel'ka (Pseud. „Michaś Čarot"). Mit seinem Poem: „Bosyja na vohniščy" gibt er einen außerordentlich grellen künstlerischen Ausdruck der Stimmungen der siegreichen revolutionären Massen und nimmt so die erste Stelle unter den „Maladnjakovcen" ein. Der „Maladnjak" läßt eine Reihe kleiner Gedichtsammlungen seiner Mitglieder erscheinen: von Čarot die erwähnte „Barfüßige auf dem Scheiterhaufen", dann „Ausgewählte Gedichte", von Uladzimir Dubouka „Tryścio", „Credo", „Halia" (früher, bereits in Wilna, gab er seine Sammlung „Stroma" heraus, 1923), Aleś Dudar „Bielaruś buntarskaja", „I załaciściej i stalovie]", A. Aleksandrovič „Na biełaruskim bruku", „Prozałac", „Uhruń", Anatol Volny „Čornakudraja radaść", Jazep Pušča „Vita", Jazep Padab'ed „Gedichte", „Aścio", Bandaryna, Višnieuskaja und Pfłaumbaum: eine gemeinschaftliche Sammlung von „Gedichten", und noch manches. Die Publikationen sind, infolge der Zensurbeschränkungen in Polen, aus Minsk für West-Weißruthenien äußerst schwierig zu erlangen. An den „Maładnjak" schließt sich anfänglich Zarecki an, der talentvollste junge Prosaiker, Autor des Romans „Ściežki-Darožki" und zahlreicher Novellen.

Der „Maladnjak" hatte in seiner Tätigkeit auch als Grundprinzip gelegt: Ausnutzung der Literatur als Mittel der Propaganda zur Festigung der revolutionären Macht und der neuen sozialen Ordnung. Bei der gleichbleibenden Ideologie seiner Mitglieder kam das auch natürlich zur Verwirklichung. Jedoch erwies sich in der Praxis der „Maładnjak" ganz und gar der Kommunistischen Partei und dem Komsomol untergeordnet. Aber diese, mit der ideologischen Leitung nicht zufriedengestellt, zeigten das ganz offene Bestreben, aus dem „Maladnjak" so etwas wie eine Handwerkszunft für ihre Zwecke zu machen. Das rief eine innerliche Gärung in der Maladnjak-Vereinigung hervor. In der Sitzung des Plenums des „Maładnjak", im März 1925, zeigte sich unter den Teilnehmern ein ernstes Auseinandergehen, was sich in voller Übereinstimmung mit dem sehr ungleichartigen Charakter des Schaffens der oben genannten „Maladnjakoven" befindet. Bei weitem nicht alle proletarisch gewordenen Bauern-Poeten können sich ganz von dem Dorfe und von der psychologischen Einstellung des Ackerbauern losmachen, vielmehr folgen gerade die besten Vertreter des „Maladnjak", die echten Künstler, auch weiterhin den Prinzipien des Ästhetismus, die von Maksim Bohdanovič ererbt wurden. So verlassen den „Maladnjak" gerade solche wertvolle Mitglieder wie: Uladzimir Dubouka, der den Ansichten nach Kunst und Charakter

des Schaffens Maksim Bohdanovič am meisten sich nähert. Dann folgten noch Aleś Dudar, Jazep Pušča, Uladzimir Chadyka, Krapiva, Zarecki und andere. Zusammen mit B'adul'a, der schon früher den „Maladnjak" verlassen hatte, und noch einigen anderen, zum „Maladnjak" nicht gehörenden Autoren schufen sie nun eine neue Gruppe, welche als ihr Organ die Zeitschrift „Uzvyšška" nahm. In dieser Zeitschrift begegnet man den Namen solcher Poeten und Schriftsteller wie: Taras Hušča, Uladzimir Żyłka (Autor der Sammlungen „Na rostani" und „Ujaulennie", im Westlichen Weißruthenien gedruckt). A. Babareka, Kuźma Čorny, Pjatro Hlebka, Siarhjej Darožny, Klaštorny, Maksim Łužanin, Vasilij Šašalevič und eine Reihe anderer. Sie schreiben nun auch wohl weiter noch völlig im Geiste der neuen sozialen Ordnung, aber nicht zufolge des bekommenen Befehls, sondern als Ergebnis ihrer eigenen Ansichten und freien Überzeugung. Die Gruppe „Uzvyšška" verteidigte mit Entschiedenheit die Interessen der Kunst und leistete den Bestrebungen der auf dem Gebiete der Kunst völlig unkompetenten Organe Widerstand, die sich die Kunst unterwerfen wollten. In dieser Frage trat das sehr ernste und in Minsk älteste Journal, die „Połymia", dieser Gruppe am nahesten.

Unabhängig von diesem Auseinandergehen hat das poetische Schaffen im Sovetistischen Weißruthenien eine Reihe gemeinschaftlicher charakteristischer Züge aufzuweisen. Dem Inhalte nach ist die weißruthenische Poesie von den alten Liedern unterdrückter Sklaven schon weit entfernt: es sind nunmehr Lieder freier Menschen, Lieder von Siegen, voll von Enthusiasmus, mit Schaffensfreudigkeit für ein neues Leben, zur Errichtung neuer Werte rufen sie auf. Sie kennzeichnen sich durch den tiefen Glauben der Autoren ausschließlich an die eigene Kraft: „an mein Volk und an mein Land nur glaube ich und glaube an mich selbst" singt nun Janka Kupala in einem seiner Gedichte dieser Periode. Zugleich wird aber doch charakteristisch das Hineintragen von auch städtischen Motiven in die neueste weißruthenische Poesie. Im Zusammenhange mit der Befestigung der weißruthenischen Macht in den Städten von Ost-Weißruthenien, welche bis dahin die Domäne der Russifizierung, aber auch ebenso der Polonisierung waren, schreitet stolz der „mit Rebe unterflochtene Bastschuh" auf dem Stadtpflaster einher, als sichtbares Symbol der wach gewordenen Bauernschaft. Der Rhythmus des Stadtlebens, der Rhythmus der Fabrikarbeit spiegelt sich in der weißruthenischen Poesie ebenso wie das Dorfleben wider. Und man kann vielleicht behaupten, daß es jetzt im Sovetistischen Weißruthenien keine rein bäuerische oder rein proletarische Poesie gibt: es ist zur Synthese des Dorfes und der Stadt gekommen.

Im Zusammenhange mit den neuen Überlegungen und Stimmungen, sowie mit dem neuen Rhythmus des Lebens im Sovetistischen Weißruthenien befindet sich auch das Suchen nach neuen

Formen in der Poesie. Auf diesem Gebiete ist eine außerordentlich interessante Kombination aus den Formen der mündlichen Volkspoesie und den futuristischen Einflüssen zu beobachten. Besonders fällt in die Augen gerade die Freiheit und Mannigfaltigkeit auf dem Gebiete der Rhythmik. In dieser Beziehung ist das poetische Schaffen von Michaś Čarot als besonders charakteristisch hervorzuheben (des oben erwähnten Poems „Bosyja na Vohniščy" oder der Sammlung „Zavirucha" sei hier namentlich gedacht). Hier sehen wir eine völlige Entzweiung mit den alten Traditionen und ein kühnes Suchen nach neuen Wegen. Viel Mannigfaltigkeit tragen auch Ul. Dubouka und eine ganze Reihe „Maladnjak"-Autoren in die Dichtung hinein. Es bereichert sich außerordentlich die Form des Verses auch bei den alten Poeten, bei Kolas und anderen gewesenen „Naša Niva"-Mitgliedern, besonders bei Kupala, der in dieser Beziehung immer den andern voran ging.

In den letzten Jahren entwickelte sich im Sovetistischen Weißruthenien besonders die dramatische Dichtung und auch der weißruthenische Roman, was als charakteristisches Kennzeichen des Reifwerdens der jungen weißruthenischen Literatur zu deuten ist. Nach dem Kriege und der Revolution öffneten sich dem weißruthenischen Drama weiteste Perspektiven, was im Zusammenhange mit der Erbauung von drei staatlichen Theatern im Sovetistischem Weißruthenien steht. Diese sind in künstlerischer Beziehung recht hoch einzuschätzen. Die Nachfrage nach dem Drama nahm daher jetzt mit jedem Jahre zu, und es erscheint in der letzten Zeit eine ganze Reihe neuer Schriftsteller: der sehr fruchtbare Hałubok, dann Rodzievič, Mirovič (Autor des außerordentlich populären Theaterstückes „Kostuś Kalinouski" — aus dem Aufstande in Weißruthenien vom Jahre 1863), und viele andere, schon ganz abgesehen von den alten Schriftstellern, wie Kupała, Kołas, Żyłunovič, Paŭłovič, die sich dem dramatischen Schaffen zugewendet haben. — Und neben dem Drama bereichert sich auch immer mehr der Roman: erst jetzt veröffentlichen ihre Romane die Vertreter der alten Generation, so Kołas und Żyłunovič, und neben ihnen treten neue Kräfte hervor, unter denen die erste Stelle auf diesem Gebiete dem oben genannten Zarecki zuzusprechen ist.

Das literarische Schaffen nach dem Kriege im Westlichen Weißruthenien, welches das mächtige revolutionäre Aufwallen nicht erlebt hatte und unter die Herrschaft Polens geriet, ist bei weitem weniger reich. Die neue Macht hat im Vergleich mit der alten carischen aus den Zeiten der schweren politischen Reaktion in Rußland keine wesentlichen Veränderungen positiven Charakters in das Leben der 2,5 Millionen weißruthenischer Bevölkerung der polnischen Republik hineingetragen. Der allgemeine Ton der dortigen weißruthenischen Poesie, die das gegenwärtige Leben des Volkes widerspiegelt, erinnert daher auf den ersten Blick an die „Naša Niva"-Zeit. Jedoch kann man in ihr drei Strömungen unterscheiden. Die eine ist ein schwermütiger Widerhall der tragischen Lage des

weißruthenischen Volkes im Geiste der „Naša Niva", es sind die alten Lieder unfreier Menschen. Diese Strömung besitzt keine talentvollen Vertreter. Die beiden anderen Strömungen sind in bezug auf Talente unvergleichlich reicher. Eine von ihnen ist die Kampfströmung, welche an die Poesie der ost-weißruthenischen Autoren aus der Revolutionsperiode erinnert und von einer Reihe junger, beginnender Kräfte vertreten ist (Salahub, Jllaševič u. a. m.). Die zweite Strömung geht im Geiste des Ästhetismus nach Art des Bohdanovič. Sie kommt besonders in den Werken der ganz hervorragenden Natalja Arsenjeva zur Erscheinung (vgl. die Sammlung von Gedichten „Unter dem blauen Himmel", Wilna, 1927). Hierher gehören weiterhin Dichter wie Bartul, M. Vasilok, Fr. Hryškevič, M. Mašara und noch manche andere, die sich mehr oder weniger den Kampfmotiven zuneigen. Obwohl eine wahrlich „Chinesische Wand" das Westliche Weißruthenien von dem Östlichen trennt, äußert sich sehr stark die gegenseitige Einwirkung des Westens und Ostens, und die beiden Hauptströmungen des Westlichen Weißrutheniens befinden sich in völliger Übereinstimmung mit den analogen Strömungen des Östlichen. Die Literatur der beiden Teile des durch den Rigaer Frieden zerschnittenen Weißrutheniens stellt ohne Zweifel ein Ganzes dar, nicht nur übereinstimmend in dem, was im Westen und Osten die spezifischen Bedingungen des örtlichen Lebens widerspiegelt und was durch den Unterschied der hier und dort herrschenden sozialen und politischen Ordnung bedingt ist. Und so, wie die Vergangenheit der weißruthenischen Literatur gemeinschaftlich und unteilbar war, so erscheint gemeinsam auch ihre Gegenwart, und so wird auch ihre Zukunft sein.

II
MISCELLEN

DAS UKRAINISCHE THEATER

Von Maria Holobek.

Wenn wir über das ukrainische Theater sprechen, müssen wir vor allem feststellen, daß seine Bedeutung für das ukrainische Volk eine andere war als diejenige eines Nationaltheaters für irgendein Staatsvolk Europas. Das Theater, das in Abhängigkeit von verschiedenen Zeitepochen die mannigfaltigsten Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen hatte und Form, Inhalt und Mittel in Abhängigkeit von dieser Mannigfaltigkeit der Aufgaben änderte, hatte bei den staatlichen Nationen einem Zweck nicht zu dienen, den es bei den nichtstaatlichen gezwungen war zu verfolgen: eine Waffe zu sein im Kampfe gegen Entnationalisierung und Assimilierung an das im Staate herrschende Volk. Solch eine Waffe — und manchmal sogar die einzige — bildete das Theater des ukrainischen Volkes durch mehr als 300 Jahre im Kampfe für die Erhaltung seiner Sprache, seiner nationalen Eigenheiten; und es erfüllte diesen seinen Hauptzweck so vollkommen, daß es zum beliebtesten und volkstümlichsten Zweig aller intellektuellen Kunst heranwuchs und mit zäher Kraft und Ausdauer in allen Fährnissen verteidigt wurde. War das Theater doch der einzige Ort, an welchem sich die ukrainische Nationalität ungehemmt äußern, das ukrainische Wort frei erklingen durfte; es war der Herd des nationalen Lebens und die Festung im Kampfe um das Bestehen der Nation. Hier ist der Grund zu suchen für alle Anfeindungen und Verfolgungen, die es im Laufe der Jahrhunderte zu erdulden hatte. Nach dem großen Aufschwunge und der überraschenden Entwicklung in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts, als es nicht nur in ukrainischen, sondern auch in russischen Hauptstädten Triumphe feierte, verbot ein russischer General, damals Gouverneur großer ukrainischer Gebiete, alle Vorstellungen in seinem Machtbereiche mit der Begründung, daß „in Petersburg das ukrainische Theater eben nur Theater, in der Ukraine aber kein Theater mehr, sondern Politik sei“. Und noch i. J. 1911 bezichtigt ein russischer Publizist den Caren Alexander III., zu große Toleranz dem ukrainischen Theater gegenüber geübt zu haben und bezeichnet seine Zulassung als einen groben Fehler der Staatspolitik.

Wann und in welcher Form die Genesis des ukrainischen Theaters zu suchen sei, läßt sich schwer feststellen. Nach gewissen Anzeichen sind wir berechtigt anzunehmen, daß schon im 10., 11. und 12. Jahrh. sowie auch später theaterartige Darstellungen in der Ukraine stattfanden; aber der Mangel an Überlieferungen aus diesen Zeiten macht eine Erforschung der Theatergeschichte jener Epoche unmöglich, und wir sind nur imstande, erst vom Anfange des 17. Jahrh. an die Entwicklungsgeschichte des ukrainischen Theaters zu verfolgen.

Diese Geschichte nun umfaßt drei Jahrhunderte und gliedert sich in zwei Hauptperioden: in diejenige des 17. und 18. Jahrh., da das ukrainische Theater ausschließlich Schultheater war, welches sich in Vorstellungen in der Schule oder solchen, die von wandernden Schülern außerhalb der Schule gegeben wurden, erschöpfte, und diejenige des 19. Jahrh., da es sich zum Range eines nationalen Kunstinstitutes aufschwang und nur ausgebildete Fachleute zu seinen Mitgliedern zählte, deren Spielplan im Gegensatze zum Programm der Schultheater dem Weltrepertoire entnommen war. Einen eigenartigen Übergang von der ersten zur zweiten Periode bildete das sog. „Leibeigenentheater", welches in der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. als Haustheater der Gutsbesitzer bestand und dessen Schauspieler entweder Amateure, d. i. Familienmitglieder der Gutsbesitzer, oder aber Berufsschauspieler aus Frankreich und Deutschland waren, die deutsche oder französische Stücke zur Aufführung brachten. So traf man an den Magnatenhöfen der rechtsufrigen Ukraine in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. nicht selten vollständige deutsche Opernensembles an. Auch besonders dazu ausgebildete Leibeigene fungierten oft an diesen Theatern als Schauspieler. Sie schlossen sich in vielen Fällen mit anderen zu Gruppen von Berufsschauspielern zusammen und durchzogen als Wandertruppen die Ukraine. Bemerkenswert ist der Umstand, daß die ukrainischen Schauspielertruppen noch während des 19. Jahrh. sich nirgends seßhaft machten und erst im 20. Jahrh. das erste ständige ukrainische Theater in Kiev entstand, das sich ungefähr zehn Jahre behaupten konnte.

Kehren wir nun zur ersten Periode des ukrainischen Theaters zurück. Die ukrainische Gesellschaft war am Anfang des 17. Jahrh. zu den orthodoxen Bruderschaften zusammengeschlossen, die in ihren Schultheatern anfangs ziemlich primitive, nach und nach aber immer kompliziertere Werke aufführten, welche der Schulproduktion ihren Ursprung verdankten. So überliefert uns die seinerzeit berühmte Schule der Lemberger Bruderschaft die ältesten Proben der ukrainischen dramatischen Kunst. Das sind meist äußerst primitive Schöpfungen in Dialogform, welche an der Krippe oder anläßlich hoher Feiertage wie Ostern, Pfingsten usw. in der Bruderschaftsschule oder in der Bruderschaftskirche aufgeführt wurden. Neben diesen Dialogen, denen immer religiöse Motive zugrunde lagen und von denen die Osterdialoge, die sich bald zu Passionsspielen entfalteten, besonders zu erwähnen sind, haben sich auch Intermedien bis auf unsere Tage erhalten. Zwei derselben aus dem Jahre 1619 von Jakob Gavatovyč [1]) weisen neben einem entwickelten Stil eine vollkommene, geschickte Form auf. Nach und nach traten an die Stelle dieser einfachen Dialoge und Intermedien schon besser ausgebaute Schauspiele, zu denen sich besonders der Dialog über den Passionsweg und die Auferstehung Christi entwickelte. Wir besitzen ein ziemlich kompliziertes Spiel aus dem 17. Jahrh. mit einer großen Anzahl von Mitwirkenden unter dem Titel: „Ein Spiel über die Vernichtung der Hölle" [2]), welches in drei Abschriften in unsere Hände gelangte. Schauplatz des Spieles ist die Hölle, in die Christus nach seiner Auferstehung niedersteigt, um die Sünder zu befreien. In diesem Spiele

---

[1]) Enthalten in dem in polnischer Sprache verfaßten Lustspiel desselben Autors: „Tragedia albo wizerunek śmierci przeświętego Jana Chrzciciela, przesłańca Bożego." Literatur darüber: M. Pavlyk: „Jakub Gavatovyč, autor peršych ruškych intermedij z 1619 r." Zapysky Naukovoho Tovarystva Im. Ševčenka, Lemberg 1900, Bd. XXXV—XXXVI; M. Voznjak: „Počatky Ukrainškoi Komediji", Lemberg 1920.

[2]) „Slovo o zburenniu pekla", aufgefunden von Ivan Franko, welcher in Kijevskaja Starina (1894, IV; 1896, VI—VIII) und in Zapysky Naukovoho Tovarystva Im. Ševčenka, Lemberg 1908 über diese ukrainische Passion schreibt. Text derselben veröffentlicht von Rjesanov in: „Drama Ukraijinška", 1. Lieferung, Kiev 1926, in den Publikationen der ukrainischen Akademie der Wissenschaften.

erscheint ausnahmsweise Christus als mitwirkende Gestalt auf der Bühne, nachdem die Person Christi im ukrainischen Repertoire später immer durch allegorische Personifizierungen ersetzt wird. Das Stück selbst ist in leichter Versform und lebendiger Umgangssprache verfaßt und bühnentechnisch so gut, daß nur ein wirklicher Kenner der Bühne es geschrieben haben konnte. Nicht an die Regeln der schulmäßigen Poetik gebunden, bildet es den Übergang von den Dialogen zur entwickelten Tragikomödie. Auch die älteren Spiele des Kiever Zyklus, welche in der Bruderschaftsschule der im 18. Jahrh. so berühmten Mohylanischen Akademie in Kiev entstanden sind, zeigen diesen Übergangscharakter. Erwähnenswert wäre hier ein dramatischer Schriftsteller vom Ende des 17. Jahrh., der Kiever Gelehrte Danylo Tuptalo [3]) (sein Mönchsname ist Demeter Rostovskyj), von dessen sieben Bühnenwerken sich zwei vollständig und vom dritten nur der Titel bis auf unsere Zeit erhielten. Er verstand es meisterhaft, ohne die einheitliche Geschlossenheit des Schauspieles zu stören, Szenen aus der heiligen Schrift mit solchen intermedienartigen Charakters zu durchflechten, in denen verschiedene Personen als Zeugen der heiligen Geschehnisse auftraten.

Eine vollständig neue Phase in der Geschichte des ukrainischen Theaters beginnt jedoch erst mit der Tätigkeit des eigentlichen Reformators des ukrainischen Schultheaters, des Professors an der Kiever Akademie Theophan Prokopovyč. In seiner Theorie der Poetik stellt er genaue Regeln dafür auf, wie die neue Art von Bühnenstücken, die er Tragikomödien nennt, beschaffen sein soll. Nach seinen Regeln der Dramaturgie muß eine Tragikomödie unbedingt aus fünf Aufzügen bestehen; das Verhältnis des komischen und des dramatischen Elementes zueinander ist genau festgesetzt; in einem Aufzuge sollen nicht mehr als drei Personen sprechen; alle Mitwirkenden in einem Aufzuge dürfen vor dessen Ende die Bühne nicht verlassen; einer der Hauptakteure in einer Szene muß unbedingt auch in der nächsten auftreten usw. Die von ihm verfaßte Tragikomödie „Vladimir“ [4]) diente allen dramatischen Schriftstellern lange Zeit als Vorbild und seine streng ausgeprägten Regeln der Dramaturgie wurden von den ukrainischen dramatischen Schriftstellern des 18. Jahrh. blindlings befolgt (Trochymovyč, Dovhalevśkyj, Konyśkyj, Ščerbackyj usw.). Die ernste dramatische Produktion, sklavisch an diese Regeln gebunden, verkümmerte langsam und ging in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. allmählich daran zugrunde.

Das Schultheater setzte seiner Tradition gemäß seine Tätigkeit fort — aber durch verschiedene Verbote immer mehr eingeengt, beschließt es um die Mitte des 19. Jahrh. sein Dasein.

Es ist nicht genau zu bestimmen, wie weit die Sitte, an den Magnatenhöfen Theatervorstellungen zu geben, zurückreicht; zweifellos führte man jedoch schon im 18. Jahrh. an einzelnen derselben im Gegensatze zu den Schultheatern Werke aus dem damals modernen europäischen Repertoire auf. Die Gewohnheit der Magnaten am rechten Ufer des Dnieprflusses, zur eigenen Belustigung Musikkapellen, Ballett- und Opernensembles sowie Sängerchöre zu halten, nahm immer mehr überhand und griff gegen Ende des 18. Jahrh. auch auf die ukrainischen Gebiete, welche links vom Dniepr liegen, über. Diese Haus- oder Leibeigenentheater erreichten manchmal eine hohe Stufe der Entwicklung, wie z. B. dasjenige des Großgrund-

---

[3]) Danylo Tuptalo (1651—1709), Sohn eines Kosakenhauptmannes, Schüler der Kiever Akademie. Die Texte seiner Bühnenwerke publiziert von Rjesanow in „Drama Ukrajinška“, Lieferung IV, Kiev 1927, Lieferung V, Kiev 1928.

[4]) Theophan Prokopovyč: „Vladymir, Vsěch slavennorosijskich stran kniazj i navehitel... usw.“ Über diese Tragikomödie zahlreiche russische und ukrainische Literatur. Die ausführlichste Monographie darüber: Jaroslav Hordynsky, „Vladymir Theophana Prokopovyča“, Zapysky Naukovoho Tovarystva Im. Ševčenka, Bd. 130, 131, 132, Lemberg 1920—1922.



besitzers Demeter Syraj an der Wende des 18. Jahrh., der mit seiner Truppe von großen Erfolgen gekrönte Gastspiele in Kiev, Černyhiv usw. absolvierte.

Die zweite Periode in der Entwicklung des ukrainischen Theaters vom ersten Viertel des 19. bis zum Anfange des 20. Jahrh. müssen wir in zwei Teile trennen, u. zw. in die Zeit bis 1881, da das ukrainische Theater nach einem langen Entwicklungsprozeß sich vom polnischen und russischen Theater, mit denen es bisher gemeinsam gearbeitet hatte, loslöste und in die Periode vom Jahre 1881 an, da es anfing, seine eigenen differierenden Wege zu gehen.

Ivan Kotlarevśkyj, der Begründer einer neuen Epoche in der ukrainischen Literatur, von 1818—19 Direktor des Theaters in Poltava [5]), eröffnet diese zweite Epoche mit seinem „Lustspiel mit Gesang Natalka Poltavka“ [6]), dessen literarischer und szenischer Wert es zum klassischen ukrainischen Bühnenwerk stempeln. Es hat sich bis heute im Spielplan der ukrainischen Theater erhalten. Die Werke Kotlarevśkyjs waren deshalb von so großer Wirkung, weil er sie für die Bühne, auf der er arbeitete und für Schauspieler, mit denen zusammen er wirkte, schrieb. Drei der berühmtesten im Poltavaer Ensemble waren die Sängerin Naletova, der Komiker Uzarov und der geniale Ščepkin, der nach seiner Übersiedlung nach Moskau als der Reformator des russischen Theaters und als Vater des Realismus auf der russischen Bühne angesehen wird.

Im übrigen fehlte es den ukrainischen Bühnen nie an begabten Schauspielern, unter welchen Solenyk, der als Darsteller ukrainischer Rollen Ščepkin noch übertraf, Drajsych, Rekanovśkyj, Petrovśkyj und der geniale Reformator des ukrainischen Theaters in seinem späteren Stadium: Marko Kropyvnyćkyj besonders zu erwähnen sind.

Das ukrainische Theaterrepertoire nahm mit großer Schnelligkeit an Umfang zu, da alle begabtesten ukrainischen Schriftsteller der ersten Hälfte des 19. Jahrh., wie Kvitka, Ševčenko, Kostomarov, Storoženko, Kucharenko u. a., ihr Talent in den Dienst der Bühne stellten. Als Sujet dienten fast ausschließlich Szenen aus dem Volksleben oder geschichtliche Begebenheiten aus der Vergangenheit der Kosaken. Dieser für das ganze 19. Jahrh. bezeichnende volkstümliche Charakter der ukrainischen Bühnenwerke hatte seinen Grund darin, daß die Bevölkerung der Städte sowohl dem Russifizierungs- als auch dem Polonisierungsprozeß unterlegen war und das ukrainische Volk in seiner Masse ein Bauernvolk blieb, für das man auf diese Weise das Interesse rege erhielt.

Trotz dieses einseitigen Charakters seines Repertoires übte das ukrainische Theater in dieser Zeit gerade in nationaler Beziehung einen bedeutenden Einfluß aus. Das ukrainische Schauspiel weckte das nationale Bewußtsein bei denjenigen, die es bereits verloren hatten und stärkte es bei allen, die es noch — wenn auch in geringem Ausmaße — besaßen. Dieser Wert des ukrainischen Theaters konnte jedoch der wachsamen, auf gänzliche Russifizierung der ukrainischen Massen hinzielenden Regierung nicht entgehen. Im Jahre 1876 erschien daher eine Verordnung [7]), welche die ukrainische Sprache in Wort und Schrift — also auch für Theateraufführungen — verbot. Dieser gewaltige Schlag gegen jede, wenn auch noch so geringe Spur des nationalen Bewußtseins wurde geführt, um die ukrainische Nation im allrussischen Meere untergehen zu lassen. Die Städte waren bereits russifiziert, russische Schule, Kirche, Verwaltung und Militärdienst sollten alle nationalen Merkmale auch der Landbevölkerung zum

---

[5]) Der formelle Direktor des Poltavaer Theaters war der Dresdner Komponist Moritz Hauptmann.

[6]) Text von „Natalka Poltavka“ zum ersten Male herausgegeben von Sresněvskyj, Charkov 1838, letzte Ausgabe von P. Rulin, Kiev 1928.

[7]) Die Verordnung von 1876 — die sog. Lex Josefoviana, benannt nach ihrem Initiator M. Josefovič — war ein Geheimzirkular an alle administrativen Behörden gerichtet. Seine Gültigkeit erstreckte sich mit kleinen Ausnahmen bis zur Revolution i. J. 1905.

Verschwinden bringen. Diese grausame und konsequent durchgeführte Entnationalisierungspolitik mußte gewisse Erfolge aufweisen. Die ukrainische Sprache wurde in ihrer Entwicklung aufgehalten und war bis zum 20. Jahrh. nicht imstande, sich das Recht auf Anerkennung zu erobern. Zur Zeit jedoch, da das ukrainische Wort und die ukrainische Bühne unter strengem Verbot standen, reiften in der Provinz sowie in Kiev starke Talente heran — Darsteller, Dramaturgen, Komponisten —, die später nach Aufhebung des Verbotes ihre Dienste der ukrainischen Bühne widmeten. Die Unterdrückung des Theaters war in der Ukraine nicht so leicht durchzuführen; der Grund dazu lag vielleicht darin, daß die Widerstandskraft gerade in diesem Punkte viel zu stark war und die potentielle Energie der ukrainischen Nation hier am stärksten zum Ausdruck kam. So blieb das Verbot nur fünf Jahre in Kraft. Im Jahre 1881 erwirkte Kropyvnyćkyi die Erlaubnis, ukrainische Theateraufführungen herausbringen zu dürfen. Er organisierte eine vom russischen sowie polnischen Theater unabhängige Truppe und führte das so losgelöste ukrainische Theater einer neuen Periode glänzender Entwicklung entgegen. Der ukrainischen Bühne stellte sich eine Reihe hochbegabter Darsteller zur Verfügung, wie sie das russische Theater zur Aufführung von Stücken aus dem Volksleben nicht aufweisen konnte — Kropyvnyćkyj, Zankovećka, Zatyrkevyč — Karpynśka, Saksahanśkyj, Sadovśkyj, Maksymovyč und viele andere. Bedeutende Dramaturgen wie Staryćkyj, welcher gleichzeitig ein nicht alltäglicher Regisseur war, Tobylevyč, Kropyvnyćkyj u. a., schließlich Komponisten wie Niščynskyj und Lysenko widmeten ihre Kräfte dem ukrainischen Theater. Dadurch erreichten Repertoire und Darstellung eine solche Höhe, daß das ukrainische Theater den gleichen Ruf in Rußland wie die Meininger in Deutschland genoß. Der künstlerische Erfolg des ukrainischen Theaters war vollkommen — aber hinter ihm verbarg sich vor allem noch der volle Triumph der nationalen Idee. Die Schauspielertruppen, welche das Land durchzogen und das schlummernde nationale Bewußtsein wieder weckten, zählten bereits nach Dutzenden. Die ukrainische Sprache, deren Gebrauch gänzlich verboten war, das ukrainische Lied erklangen unerwartet, aber desto eindringlicher von der Bühne. Die ukrainische Landschaft, die Poesie der Volksgebräuche entrollten sich vor den Blicken der Zuschauer, von denen viele schon langsam zu vergessen begonnen hatten, daß sie Kinder desselben Volkes waren. So ist es vor allem dem Theater zu verdanken, daß die Ukraine die Zeiten der ärgsten nationalen Unterdrückung überstand. Es hütet daher mit Recht jenen Kunstzweig, an dessen Fortbestehen die Massen des ukrainischen Volkes mit größter Liebe und regstem Interesse hängen.

[8]) Literatur: O. Kysil: „Ukrajinśkyj teatr", Kiev 1925, und das umfangreiche Werk von D. Antonovyč: „Trysta rokiv ukrajinśkoho teatra", Prag 1925. Über das Theater des 17. und 18. Jahrh. siehe M. Petrov: „Ocerki iz istoriji ukrainskoj literatury, XVII i XVIII věkov", Kiev 1911. M. Voznjak: „Počatky ukrajinśkoji komediji", Lemberg 1920, P. Rulin: „Rannia ukrajinśka drama", Kiev 1928. Ričnyk ukrainskoho teatralnoho muzeju, Bd. I, Kiev 1930. Genaueste Literaturangaben bis zum Jahre 1925 siehe D. Antonovyč, op. citat.

EIN BERICHT ÜBER DIE ZEHNJÄHRIGE TÄTIGKEIT DES ERSTEN WEISSRUSSISCHEN STAATSTHEATERS

Von

Vladimir Samojlo (Wilna).

In der weißrussischen Zeitschrift „Polymja“ v. J. 1931 (Heft 4, S. 162 bis 180) hat Augen' Ramanovič einen sehr interessanten Bericht über die zehnjährige Tätigkeit des weißrussischen Staatstheaters gegeben. Der einseitige Standpunkt des Verf. bedarf freilich mannigfacher Korrektur, doch verdient auch so die Darstellung von Ramanovič allenthalben die weitestgehende Beachtung.

Augen' Ramanovič führt die gewaltigen Erfolge, die das weißrussische Theater sowohl auf dem Gebiete aktuellen Repertoirs wie ebenso auf dem Gebiete der Form zu verzeichnen hat, vor allem darauf zurück, daß das Schauspielerkollektiv, „im Klassenkampf gestählt“, den „Weg des wahrhaft proletarischen Theaters“ beschritten hätte. Die Erfolge des Schaffens auf dem Gebiete des Theaters erscheinen als Teilglied des Aufbaues sozialistischer Kultur in Sovet-Weißrußland.

Das weißrussische Schauspielerkollektiv, das ursprünglich aus 15 bis 20 Schauspielern bestand, die früher der russischen, ukrainischen oder polnischen Bühne angehört hatten, spielte zunächst im Minsker Stadttheater abwechselnd mit russischen Schauspielertruppen. Jede dieser Schauspielertruppen konnte aber nur zweimal wöchentlich spielen.

Mit den Requisiten eines Provinzialtheaters wurden auch entsprechende Provinzstücke gespielt, wie „Die letzte Begegnung“ von Halubok u. a. m. Das Repertoire wurde durch Übersetzungen aus dem Ukrainischen und Polnischen ergänzt, wie Stücke von Orzeszko, Gabriel-Zapolska, Kropyvnicki. Das Theater wurde von Rotarmisten, von Studierenden und der Arbeiterjugend besucht.

Der städtische Bürger, die Angestellten, die Intellektuellen boykottierten aber das Theater, das in der „Bauernsprache“ spielte, und besuchten lieber russische und jüdische Theatervorstellungen. Das weißrussische Theater begann daher seinen Kampf um den Zuschauer.

Es wurde der bekannte Regisseur A. A. Mirovič eingeladen und Gorkijs „Nachtasyl“ gelangte zur Aufführung. Diese Vorstellung wurde viel besprochen, befriedigte aber niemand, weder die Schauspieler, noch das Publikum. Die Ursache war das Zusammenwirken russischer und weißrussischer Schauspieler, das zur Folge hatte, daß auf der Bühne ein unmögliches Kauderwelsch gesprochen wurde. So wurde dieses Stück abgesetzt, und man spielte weiterhin jetzt Stücke, die dem Geschmack des Kleinbürgers mehr entsprachen.

Im Jahre 1922 erfolgte aber der Überbruch. Das Kommissariat für Volksbildung verpflichtete nämlich den erwähnten Regisseur Mirovič, engagierte den weißrussischen Chor von Terravski, das Orchester von Elkon und das Ballett von Aleksjutovič. Auch das Schauspielerensemble wurde ergänzt. Die erste Aufführung des so erneuerten Theaters — man spielte das Stück von M. Kudzel'ka „Na kupal'le“ mit Gesang und Tanz — unter Mitwirkung des gesamten Ensembles und mit Spezialkostümen und Bildern nach Entwürfen des bekannten Kunstmalers Eliseev — hatte einen durchschlagenden Erfolg. Der städtische Zuschauer war jetzt in der Tat erobert. Es beginnt damit die rasche Entwicklung des Theaters. Die Theatertruppe

wurde aufgefrischt. Die Jugend fährt nach Moskau und ergänzt, nach fünf Jahren Studienzeit, das alte Theater, bildet später das Ensemble des zweiten Staatstheaters. Vom Jahre 1922 bis zum Jahre 1926 herrscht im weißrussischen Staatstheater das national-weißrussische Repertoire vor, teils historischen, teils ethnographischen, psychologischen, mystisch-symbolischen Inhalts. Es herrschte kurzum die heute verfemte Formel: „weißrussische Theaterkultur, national dem Inhalt und der Form nach", die gegenwärtig der Stalin'schen Formel Platz gemacht hat: „national der Form nach, aber proletarisch dem Inhalt nach".

Die Glanzleistung dieser Periode war die Aufführung des Stückes „Kastus' Kalinouski". Dieser Kastus' Kalinouski ist wohl nicht so ganz mit Recht zum weißrussischen Nationalhelden erkoren worden. Viel wahrscheinlicher ist doch wohl die Annahme, daß Kalinouski ein polnischer Patriot war. der im Dienste der polnischen Sache die Führung der weißrussischen Bauern übernommen hat. Diese historisch nicht begründete Verherrlichung des Kalinouski durch weißrussische bürgerliche Kreise hat dann später den proletarischen Kritikern Material dafür geliefert, diese der Konspiration mit polnischen Imperialisten zu beschuldigen.

Später gewinnt innerhalb des Theaterkomitees die Jugend die Oberhand. Es erfolgt ein Repertoirewechsel: man spielt den „Bürger-Edelmann" von Molière und die „Rote Maske" von Lunačarskij. An Stelle des alten Realismus und Naturalismus tritt der moderne bedingte Naturalismus, die Konstruktion in drei Dimensionen. Die Bühne nimmt von dem Proszenium, dem Orchester und dem Zuschauersaal Besitz. An Stelle der psychologischen Vertiefung tritt die grelle Buntscheckigkeit des Bühnenbildes und die krasse Herausarbeitung typischer sozialer Merkmale. Man greift zum Teil auf die Methoden des altitalienischen Theaters (auf die comedia del arte) zurück: die Akrobatik und Biomechanik beherrschen die Szene. Entsprechend gewinnt auch die Musik in der Aufführung an Bedeutung, sie illustriert die Vorgänge und spielt zum Teil eine selbständige Rolle. Das Theater stellt und löst gewisse Probleme der Form, aber alle diese konstruktiven Versuche scheitern an der Inhaltsleere des Repertoires. Diese ganze Periode des Suchens und Tastens kann man als die Periode der Experimente eines noch nicht gefestigten künstlerischen Organismus charakterisieren. Ihren eigenen Stil hat aber diese Periode sich nicht geschaffen, sie blieb eklektisch ihrer Richtung, wie ihrem prinziplosen Universalismus nach. Kennzeichnend dafür ist auch das Repertoire: „U lipnevuju noč'", „Spadčyna", „Elga" als Typen des reinen Dramas, „Na kupal'le", „K bezdon'nju" für das Melodrama, „Rusalka" als Oper, „Die Walpurgisnacht", „Polovecki stan" als Ballett u. a. m.

In dieser Vielgestaltigkeit kommt aber doch das durchaus berechtigte Bestreben des einzigen Minsker Theaters zum Ausdruck, die künstlerischen Interessen des städtischen Zuschauers möglichst nach allen Richtungen hin zu befriedigen. Bei dieser Vielgestaltigkeit der Darbietungen kam aber die dramatische Grundlage des Theaters zu kurz. Infolgedessen ging allmählich vor sich die Aussonderung des Music-Holes, des Esthradentheaters u. a. Kunstanstalten, die ihren engeren Aufgaben später selbständig nachgingen.

Ramanovič wendet sich gegen die Tätigkeit des Regisseurs Popov, dem er vorwirft, daß er vornehmlich spanische, französische und deutsche Stücke aus dem klassischen Repertoire spielte, die dem modernen Arbeiterpublikum nichts zu sagen hätten, so daß die Zuschauer an den tragischsten Stellen Calderons lachten.

Seit dem Jahre 1923 geht das weißrussische Staatstheater auch auf Gastspiele in die Provinz. So besuchte es Mohilev, Polock, Bobrujsk, aber auch kleinere Ortschaften, selbst Fabriken und dgl. Ursprünglich verhielt sich der Provinzzuschauer, der bereits das russische oder jüdische Theater kannte, gleichgültig, aber das vorbildliche Theater brach schließlich das Eis des Mißtrauens und erweckte Begeisterung. Großen Erfolg hat das weißrussische Staatstheater übrigens auch auf der landwirtschaftlichen Ausstellung in Moskau vom Jahre 1923 gehabt.



Seit dem Jahre 1927 gibt es in Minsk bereits drei Staatstheater, nämlich zwei weißrussische und ein jüdisches. Außerdem besteht ein besonderes Gastspieltheater, so daß die Möglichkeit besteht, auch in Wintermonaten die Provinz mit Theatervorstellungen zu versorgen.

Seit dem Jahre 1927 beginnt eine neue Etappe der Geschichte des weißrussischen Staatstheaters. Der Zuschauersaal wird durch die Arbeiterschaft erobert: 1923 stellte die Arbeiterschaft nur 10 bis 15 v. H. der Zuschauer, 1925 schon 26 v. H., 1927/28 75 v. H., 1929/30 sogar 90 bis 95 v. H. Die Theaterkarten werden ausschließlich an Gewerkschaften und Belegschaften von Fabriken verkauft. Offene Vorstellungen werden damit selten: der Arbeiter-Zuschauer meldet seine Wünsche an.

Im Jahre 1927 nahm diese Theaterrevolution von Vitebsk ihren Ausgang, 1927/28 wird dann der Kampf zwischen der proletarischen Öffentlichkeit und den Nachwirkungen national-demokratischer Einflüsse ausgefochten. Das Repertoire wird gesäubert. Das weißrussische Staatstheater engagiert den Regisseur des Moskauer Theaters M. O. S. P. S. Wiener, den Moskauer Kunstmaler Volkov und den Regisseur Smeanov. Auch das Schauspielerensemble wird „proletarisiert", indem es durch Amateure aus der Arbeiterjugend ergänzt wird.

Dies alles vollzieht sich nicht ohne Kampf. Die weißrussischen Nationaldemokraten wehren sich gegen die Verpflichtung russischer Künstler und gegen die Aufführung des russischen Stückes „Panzerzug", welches den Kampf der sibirischen Freischärler gegen Kolčak behandelt. Die weißrussischen Nationaldemokraten wandten sich gegen diese Vorführung sibirischer Freischärler, da es doch auch genug weißrussische Freischärler in den Revolutionskriegen gegeben habe, die dem weißrussischen Zuschauer bei weitem näher stünden als die sibirischen. Es traten ferner die Nationaldemokraten gegen moskovitische Einflüsse und für die Aufführung der Werke westeuropäischer bürgerlicher Dichter in Anbetracht der Insuffizienz der heimischen Dramaturgie ein. Diese Theaterdiskussion wurde nun durch das Eingreifen der G. P. U. beendet, welche die Führer der Nationaldemokraten in sicheren Gewahrsam nahm. Die Bühne verblieb somit den proletarischen Siegern, die nunmehr daran gingen, ein rein proletarisches Theater zu schaffen.

Abschließend gibt Ramanovič noch eine Schilderung der Entwicklung der weißrussischen Dramaturgie und schließt diesen Exkurs mit der erfreulichen Mitteilung, daß diese so hehre Gestalten, wie den Arbeiter R. Kobec und den Rotarmisten D. Kurding hervorgebracht hat, eine Titulatur, die doch recht an den „Kammerjunker" Puškin und den „Geheimrat" Deržavin erinnert. ...

Die an Tatsachenmaterial reiche Abhandlung von Ramanovič leidet an ihrer einseitig marxistischen Einstellung. Diese bringt ihn auch dazu, daß für ihn die Geschichte des weißrussischen Theaters mit der Befreiung der Stadt Minsk von der polnischen Armee, also erst 1920, beginnt.

Ebensowenig trifft aber seine Behauptung zu, daß das weißrussische Theater keinerlei Tradition hätte, daß das von den weißrussischen Nationalisten auf dem Gebiete der Theaterkultur Geschaffene „amorph" sei und dergl. Dem widersprechen ja auch die eigenen Ausführungen des Verf., der von der Überwindung nationaldemokratischer Einflüsse auf dem Gebiete weißrussischer Theaterkultur spricht, denn wie sollte man etwas überwinden, was überhaupt gar nicht bestanden hat? Der Verf. darf natürlich auch nicht sagen, daß das weißrussische Staatstheater seine Blütezeit gerade jenen weißrussischen „Nationalisten" verdankt, mit denen die G. P. U. durch ihren Eingriff die Diskussion abgebrochen hat.



JOHANNES HERKEL.

Zur Grundlegung seines literarischen und Lebensbildes.

Von

Karl Treimer (Brünn).

In den Annalen der slovakischen Literaturgeschichte ist als Mitarbeiter des verdienstvollen M. Hamulják[1]) auch der gleichfalls aus dem Oravagebiet stammende Jan Herkel verzeichnet. Beide zählen unter die Begründer des wichtigen „Spolok milovníkov reči a literatúry slovenskej“ in Ofen. Leider weist unser Wissen über den letzteren Schriftsteller bisher eigentlich nur lauter Lücken auf, wie schon Hattala 1870 für die Ottosche Enzyklopädie beklagte[2]), und es soll deshalb hier wenigstens versucht werden, diesem kaum verdienten Lose einigermaßen abzuhelfen. Schon jener witzige Beitrag aus der Feder Herkels, mit welchem er seinem Freunde in den Almanach Zora für das Jahr 1836 kulturhistorisch beachtenswert beisteuerte, muß gleich ob seiner äußeren Form den vielseitigen Rechtsanwalt interessant machen, der in Budapest seine Advokaturspraxis ausübte. Ein kurzes Verweilen bei dieser schriftstellerischen Leistung vermag dies wohl zu veranschaulichen.

Herkel geht hier von dem Gedanken aus, übrigens aktuell genug, daß die Nationen aus nichtigen Anlässen widereinander aufstehen, ihren eigenen Aufschwung zu vernichten. Innerhalb des Menschengeschlechtes stehen gesunder Verstand und Geistesverblendung einander gegenüber und bewirken alle Änderungen. Das Dunkel der Vorzeit verhindert, der Vorfahren wechselvolles Geschick zu überblicken. Wie entstand der Gebirgsstock der Tatra? Jedenfalls sind dort Slaven vor jeder Überlieferung ansässig gewesen wegen der Flußnamen Váh, Hron, Orava, deren Etymologien der Verfasser klarzulegen sucht[3]). Aus dem letztgenannten Tale entstammte die Mutter des Autors; sie vernahm aus dem Munde ihrer Eltern frühere, wahre Begebenheiten und überlieferte sie den eigenen Kindern weiter. Solch eine Belehrung über die Vergangenheit knüpfte sich für ihren Sohn an drei alte Pallasche, denn die Mutter erzählte ihm, wie ihr Vater des öfteren der schlimmen Kurutzenzeiten Erwähnung getan habe, wo er als Dorfrichter in Zhorelisko drangsaliert wurde und ihm die Söhne sowohl auf kaiserlicher Seite wie auf der der Kurutzen zum Militärdienst

---

[1]) Lit. bei Vlček, Dejiny lit. sl., Ausg. 1923, S. 394.

[2]) Vgl. Osvěta I, 714. Die nämlichen dürftigen Notizen enthält übernommen Masarykův slovník III, 153.

[3]) Zora 1826, S. 210: „... jmena jsu čišti plod Slavskeho jazika, kterí, jakžto pramenní jestivostám jmena prirodi dava; neb Hron všetko se sebú prudtko hrnje čo popadne, Vah — dari matki svej Tatri na pltjech odváža, Orava po dolinach luki, vesnice povodnjami odoráva.“ Ganz gegenteilig ist allerdings diese Toponomastik als vorslavisch zu erkennen, vgl. Pogodin, Iz istorii slavjansk. peredv., S. 110 und passim, Treimer, Sl. Balt. Studien S. 6 (gegen Niederle). Schwarz, dem noch Mitt. öst. Inst. f. Geschf. 1929 diese Literatur unbekannt bleibt u. bei dem ich einen greifbareren Gehalt des Begriffes nordillyrisch vermisse, bietet in Sudeta 1932 eine modifizierte keltogerm. Erklärung für Orava. Der slovak. Autochthonismus geht wohl auf Bél zurück, der zwar in seiner Not. Com. Poson. sagt: Hungari .... recentissimi sunt omnium, aniquiores his Slavi, sed antiquissimi omnium Germani wie auch: Germanos Slavi, hos Hungari sedibus avitis depulerunt relictis tamen, qui se victorum potestati permiserunt, aber dafür beim Com. Thúrócz. ausspricht: Slavos inde a retrusa aetate domesticam Carpathi gentem esse tam nobis certum est, quam quod certissimum.

herangezogen wurden. In jener Zeit flüchtete die ganze Einwohnerschaft in die Wälder und der Schulze errichtete auf der Stepanovská hora eine Reisighütte. Das reguläre Heer vertrieb dann die Kurutzen und der Großvater kehrte, nachdem seine Frau während des Waldlebens gestorben war, in das eingeäscherte Dorf zurück. Wo der Wald gestanden, wurde geschlägert, das neue Dorf gebaut, aber die Entbehrungen hatten die Bevölkerung auf 50 Köpfe reduziert. Als die Söhne vom Feldzug heimkehrten, brachten sie die Pallasche mit, jedoch auch diese erlagen der verändernden Zeit. Zu Krautmessern umgearbeitet fand sie der Autor, als er im Herbst 1831 nach der Choleraepidemie seine Heimat wiedersah.

So stellt sich Herkel, damals fünfzigjährig, in diesem „Prémena" überschriebenen Essai als eine liebenswürdige, launige, fast könnte man sagen: echt slovakische Individualität vor, mit Behagen an Meditation, Freude an Tradition und Interesse an Altertümern und Philologischem. Hartnäckig verficht er hier seine Überzeugung in betreff auf das äußere Gewand seiner Muttersprache. Das Verständnis für Slavistik erwuchs ihm teils von Kindesbeinen, da er doch an der polnischen Sprachgrenze aufgewachsen war, außerdem die napoleonischen Kriege mit den wiederholten und lange genug anhaltenden Durchzügen russ. Kriegsvolkes mit angesehen hatte[4]); namentlich aber, weil er späterhin auch eine gewisse Zeit seines Lebens in Kroatien zugebracht hatte und ihm der klare Sprachbau der südsl. Sprache zu vielen Einsichten verhalf, kamen ihm, dem Laien, der Elem. S. 5 noch sloven. Eindrücke darbietet, viele wichtige Einsichten.

Dadurch wurde er alsbald zu einem Traktat bewogen, das als typisch für den Slavismus angesehen werden kann, allerdings von den kompetenten Fachleuten, wie Šafárik, trotzdem entschieden zurückgewiesen wurde. In diesem Traktat, das einem Hauptgebrechen der damaligen Literatur der kleinen slav. Völker abhelfen will, ihrer Schwäche nämlich, findet sich auch zum ersten Male der Ausdruck Panslavismus, so daß H. entweder als Schöpfer oder als maßgebender Verbreiter desselben angesehen werden muß[5]). H.'s Versuch „Elementa universalis linguae slavicae" hat zwar in den 100 Jahren seit seinem Erscheinen eigentlich keineswegs direkt sich ausgewirkt, aber die weiteren Bemühungen H.'s um eine nach südsl. Vorbild reformierte Schreibung sind doch in größerem Ausmaße durchgedrungen.

Dem in der Budapester Universitätsdruckerei 1826 gedruckten und vom Buchzensor und Revisor A. Tumara am 25. Februar d. J. zugelassenen Werke eignet eine Fülle von Gedanken. Man vernimmt sprachphilosophische Ideen, die an Herder'sche gemahnen und gewissermaßen Mauthner vorwegnehmen. Herkel spricht u. a. genug belangreich über die Sprachkultur im allgemeinen und besonderen. Unverkennbar ist die patriotische Note. „Durch die bereits eingeführte einheitliche Schreibweise ist es allen slavischen Völkern wohl ermöglicht, untereinander schriftlichen Verkehr zu pflegen, und sie werden einander sehr leicht verstehen; denn die Unterschiede zwischen ihnen sind nicht derart groß, wie sie etwa zwischen den romanischen oder germanischen Mundarten obwalten: der pannonische Slave, vorzüglich der in den Karpathen, spricht mit dem Böhmens oder Polens ohne jegliche Schwierigkeit gleichwie mit seinem Bruder, mit dem Rußlands wie mit seinem Nachbarn, was uns der Durchzug des russischen Heeres durch diese Gegenden reichlich gezeigt hat[6]), und übrigens weicht

---

[4]) Über russisch-čechosl. Beziehungen vgl. z. B. mein Referat Zeyer i Rossija auf dem 1. Kongresse d. slav. Philologen, Prag 1929, Sborník prací I. sjezdu sl. fil. II, 399 ff.

[5]) Kollár, Über die literarische Wechselseitigkeit, S. 14, erklärt dieses Wort noch i. J. 1837 in einer Anmerkung.

[6]) Eine passende Veranschaulichung dazu liefert Hankas Lied „Zdenka". Namentlich bestanden große russ. Sympathien in öst. Militärkreisen, wofür Radetzky zu nennen ist. Dessen sehnlicher Wunsch war, im Krimkrieg das Kommando der russ. Armee zu erhalten. Vergl. seine Briefe an seine Tochter Friederike 1847—57.

die Mundart vieler Pannonier wenig vom Russischen ab. Die Südslaven versteht man ebenso, schwieriger freilich, aber ein achttägiger Verkehr mit ihnen löst auch diese Schwierigkeit (da spreche ich, in Kroatien lebend, aus eigener Erfahrung), besonders dann, wenn man sich beiderseits fremder Ausdrücke enthält. Wo sie also derart leicht miteinander zu sprechen vermögen, um wieviel leichter könnte da eine gemeinsame Schreibweise festgesetzt werden; zu diesem Behufe ist in der Schrift sowohl der Lettern als auch der Orthographie Gleichförmigkeit von allergrößter Notwendigkeit: ohne diese Gleichförmigkeit ist es überhaupt nicht klar, nach ihrer Einführung aber wird es vollkommen klar sein, daß alle slavischen Dialekte nur eine einzige Sprache sind, namentlich dann, wenn in den Wörterbüchern der Einzelsprachen die fremden Wörter gekennzeichnet und durch ursprüngliche aus einem andern Dialekte ersetzt werden: so wird von selbst die Verschiedenheit aufhören und es wird, wie vordem, eine einzige Sprache sein, die. wenn eine philosophische Sprachlehre hinzukommt, notwendig jene Ursprache und — bei den meisten Völkern Europas lebend — die nützlichste und blühendste sein wird.

§ 2. Ein einzelner, von den andern losgetrennter Dialekt kann nicht wohl als gemeinsame slavische Schriftsprache genommen werden; nämlich 1. jedweder Dialekt, so wie er heute besteht, wimmelt mehr oder minder von Fremdwörtern, wenn auch die ursprünglichen Ausdrücke in anderen Mundarten vorhanden sind; 2. die einzelnen Mundarten entbehren kritischer Schreibgrundsätze und dies deshalb, weil die jene einzelnen Dialekte sprechenden Völker mehr oder weniger mit fremden Völkern vermischt sind, was auch auf die Sprache selbst großen Einfluß hat; daraus folgt, daß der Geist der sl. Ursprache nicht in einer einzelnen, sondern in allen Mundarten ruht und begründet ist; demzufolge müssen neben Kirchenslavisch auch das Russische, Polnische, Böhmische, Pannonische, Illyrische, Windische mit ihren Nebendialekten berücksichtigt werden.

§ 3. Wenn ein einzelner Dialekt als gemeinsame slavische Sprache genommen würde, so müßte: 1. er von allen Fremdwörtern gesäubert werden, 2. seine Biegungsart mit jener der andern Dialekte verglichen werden; hiebei wäre es gleichgültig, in welchem Dialekte man anfangen würde, sofern nur gleich anfangs in jedem Dialekt die bodenständigen Wörter und die ursprüngliche Biegungsart vorhanden wären; ansonsten würde ein Gemisch hohler Regeln und Ausnahmen entstehen, was folgendes Beispiel erklären soll. Im gegenwärtigen Böhmisch werden die Neutra verschieden dekliniert, nach pole, slovo, znameni (sic! welche Paradigmen in extenso vorgeführt erscheinen). Hier besitzt jedes Wort seine besondere Biegungsart, der Pole dagegen nimmt dieselben Worte ebenso als Muster, folgt jedoch nur einer einzigen Biegungsart. ... Folgt hierin der Pole bloß einer einzigen Biegungsart, macht er bei dem Worte slovo doch im Lokal sg. eine Ausnahme und gibt ihm nicht die Endung u wie den übrigen, sondern e; wenn wir jedoch die andern, sowohl die nördl. als auch die südl. Mundarten betrachten, so finden wir die Lokativendung von slovo allgemein so: v božim slovu, v mojim slovu usw. Daraus folgt, daß zur Biegung der Sächlichen nur eine einzige logische Biegungsform festgesetzt werden kann. Folglich ist zur Pflege der slavischen Sprache die Kombination aller Mundarten unbedingt erforderlich.

§ 4. Was versteht man eigentlich unter Sprachpflege? Die Kultur der Sprache kann entweder praktisch oder theoretisch erfolgen. Praktische Sprachkultur gibt es dann, wenn der Gebrauch irgendeiner Sprache in einer öffentlichen Gemeinschaft besteht; und je mehr irgendeine Sprache in vielen oder in fast allen Angelegenheiten angewendet wird, desto größer ist auch die öffentliche Pflege dieser Sprache. Daraus ergibt sich: je größer eine Nation gleicher Zunge und staatsbürgerlicher Gemeinschaft ist, um so größer ist auch ihre öffentliche Sprachkultur; denn man setzt voraus, daß ein großes Volk auch viele Angelegenheiten habe. Wenn nun diese in der Muttersprache erledigt werden, so wird diese dadurch gepflegt und bereichert. Dies erfolgt beim Militär, in der Häuslichkeit, in der Öffentlich-

keit, durch Kunst und Handwerk und tausenderlei andere Betätigungen. Es ist also klar, daß je kleiner eine Nation und je geringer ihre Betätigung ist, um so kleiner auch die öffentliche Kultur der Volkssprache ist. Öffentliche Sprachpflege ist demnach nicht in Schriften von Literaten zu suchen, sondern im öffentlichen Gebrauch; vergebens bildet der Literat neue Wörter, wenn sie nicht allgemein verwendet werden; die verschiedentliche Beschäftigung indes prägt bald einen Ausdruck und setzt ihn in Umlauf. Die vielseitige Beschäftigung der Bürger trägt sehr zur Bereicherung der Sprache bei und daher ist es klar, daß die Sprachkultur nach der Zahl und der Beschäftigung der Bürger eingeschätzt werden muß.

§ 5. Wenn bei dieser Betrachtung die slavische Sprache nach ihrer ganzen Verbreitung genommen wird, so ist sie die verbreitetste Sprache in Osteuropa und Nordasien; denn die meisten europäischen Völker sprechen sie, in ihr vollzieht sich der Gottesdienst der orientalischen und abendländischen Kirche und des reformierten Ritus; sie ist Heeres- und Handelssprache[7]) und wird bei tausenderlei Beschäftigungen gebraucht. Wenn aber diese Sprache nach ihrer Zersplitterung in verschiedene Dialekte betrachtet wird, so hängt ihre öffentliche Kultur von der Lage der Völker ab, die diese Dialekte sprechen: hier ist sie Staatssprache, dort ist sie bloß im Haus- oder Umgangsgebrauch, anderswo wieder lediglich von Bediensteten verwendet, davon hängt auch ihre öffentliche Kultur ab.

§ 6. Was aber soll man unter theoretischer Sprachpflege verstehen? Was man darunter zu verstehen hat, zeigt schon der Name klar an; d. h. nämlich, daß die Sprache feste Grundsätze oder unabänderliche Schreibregeln besitzt, die nicht durch zahlreiche Ausnahmen entkräftet werden, denn je weniger Ausnahmen, desto fester die Regeln. Daher verdient jene Sprache nicht den Namen „logisch gepflegt", deren Sprachlehre einem Wörterbuche gleicht oder es sogar übertrifft; eine solche Sprache hat sicherlich nicht sobald nach ihrer Bildung ihre logische Kultur erreicht. Fälschlicherweise meinen daher einige, daß die Sprachkultur in nutzlosen grammatikalischen Spitzfindigkeiten bestehe. Diese Wahrheit mag folgendes Beispiel beleuchten: die Pannonier drücken das Adj. longus -a -um durch das Wort dluhi[8]) aus und bilden die Steigerung auf -ši statt -i, z. B. chudi, chudši, demnach auch dluhi, dluhši usw.; indes hier bilden die Dialektiker schon eine Ausnahme und sagen, man müsse dlukši oder dlužši schreiben; woher jedoch rührt diese Ausnahme? woher rührt das ž und k? Einzig und allein aus dem Dialekt oder besser gesagt aus dem Nebendialekt; denn auch die Pannonier sagen dluhši, also nicht immer dlužši oder dlukši, das wäre das eine. Aber nicht einmal die Logik anerkennt diese Ausnahme, weil vor allem die Aussprachsweise durch den Gebrauch selbst festgesetzt wird: man sagt ja dluhši, denn das ž ist nicht so sehr durch Brauch als durch Mißbrauch[9]) hineingekommen, dlukši ist nichts anderes als verderbte frühere Schreibweise; ursprünglich heißt es nämlich im Slavischen nicht dluhi, sondern dlugi, daraus abgeleitet dlugši, nicht aber dlukši; derartiger Ausnahmen gibt es tausenderlei, die ein wahres Labyrinth fürs Ge-

[7]) Herkel hat in die Struktur des Handelsstandes und in die Handelsgeschichte Rußlands also keinen Einblick gehabt, vgl. gegenüber seiner Meinung z. B. Trotzkij, Gesch. d. russ. Revol., S. 19 u. 941 ff. Trotzkij aber ist selbst Angehöriger des Handelsfachs gewesen.

[8]) Bekanntlich lautet aber das Wort slk. dlhý.

[9]) Dies zeigt so recht den spekulativen, von Skeptizismus kaum angekränkelten Geist des Buches, dem der deduzierende Autor eine Einleitung vorausschickt, um dann in einem ersten Abschnitt (S. 4—12) von den Schriftzeichen zu handeln, in einem weitern von den Akzenten, im dritten (S. 16 bis 25) von der Sprachpflege im allgemeinen wie im besondern, im Teil IV von der Flexion der Redeteile. Es folgt die adjektivische Biegung (S. 76—96), wobei das Pronomen mitbehandelt wird, der VI. Teil ist der Komparation gewidmet, der VII. Teil (S. 103—151) den Verben und ihrer Konjugation, den Beschluß bildet ein Abschnitt von den indeklinabeln Wortarten.

dächtnis sind; so z. B. kniha oder kniga, die Dialektanhänger bilden den Dativ knize anstatt knihe oder knige in den anderen Mundarten usw. Alle Dialekte weisen nämlich mehr oder weniger Ausnahmen auf, die im allzu freien Gebrauch entstanden sind. Daher bedarf es bei der Pflege der sl. Sprache einer logischen Kombination, um zu festen, klaren und eindeutigen Regeln zu kommen, was den Slaven selbst und allen anderen, die diese Sprache erlernen wollen, von größtem Nutzen sein wird.

§ 7. Zwecks logischer Pflege und Vereinigung der sl. Dialekte sind Mittel vorhanden, denn in jüngster Zeit haben hochgelehrte Männer Sprachlehren fast eines jeden Dialektes eingehendst verfaßt, woraus ersichtlich ist, inwiefern die Mundarten voneinander abweichen oder, besser gesagt, sich unterscheiden; daher bedarf die slavische Sprache keiner weiteren derartigen Sprachlehren: denn je mehr die kleineren sl. Völker ihren eigenen Dialekt ohne Rücksicht auf andere Dialekte grammatikalisch ausbauen würden, um so kleiner würde der Aufschwung des sl. Schrifttums werden. In der sl. Sprache bestehen nämlich viele Dialekte, die durch ihre Schreibweise voneinander geschieden, auch die Sprache selbst abtrennen. Die Sprachlehren müssen daher so abgefaßt werden, daß sie der größeren Ausbreitung der Sprache gerecht werden: die kleineren sl. Dialekte haben nämlich keine Allgemeingeltung (florem civilem), wohingegen die sl. Sprache, in ihrer Gesamtheit betrachtet, schon volle Allgemeingeltung erlangt hat. Daher muß das Bestreben der Mundartvertreter dahin gehen, daß die verschiedenen Dialekte gleichwie Bächlein in ein gemeinsames Flußbett geleitet werden.

§ 8. Zu diesem Behufe veröffentlichte der hochgelehrte S. B. Linde, Rektor des Warschauer Lyzeums, in polnischer Sprache ein Wörterbuch aller slavischen Mundarten mit dem Bemerken: die Italiener, deren Dialekte voneinander überaus verschieden sind, rühmen sich schon seit Dantes Zeiten einer gemeinsamen Schriftsprache; warum könnten sich nicht auch die Slaven einer solchen erfreuen? Der hochberühmte Samuel Bandtke, Professor zu Krakau, sagt in seinem Werke: Es besteht gar kein Zweifel, daß die sl. Dialekte vereinigt werden und eine einheitliche Schriftsprache eingeführt werden könne, denn was könnte die Slaven daran hindern, wenn die Deutschen, die in ihren Dialekten noch zersplitterter sind, es erreicht haben?

§ 9. Dazu braucht man eine gemeinsame Schreibweise sowohl den Schriftzeichen nach, als auch der Orthographie nach. (Herkel schlägt einen Mischduktus vor, der die diakritischen Zeichen sowie ch der westsl. Sprachen durch stilisierte Buchstaben der Cyrillica ersetzt.) Etwas solches liest, schreibt und versteht sowohl der Nord-, als auch der Mittel- und Südslave sonder Beschwer. Die gemeinschaftliche Schreibweise ist so notwendig, daß ohne sie jede Literatur der kleineren slavischen Volksstämme und damit auch jede Kultur bloß ein frommer Wunsch bleibt.

§ 10. Es sind ferner solche Wörterbücher der einzelnen Dialekte nötig, in denen alle Fremdwörter genau angegeben und durch bodenständige Ausdrücke der andern ersetzt werden. Die slavische Sprache ist ein wahres Füllhorn; es steht fest, daß auch ursprüngliche sl. Ausdrücke im Sprachgebrauch der verschiedenen Dialekte voneinander abweichen, doch besteht diese Abweichung vornehmlich im Vokalwandel, während die Konsonanten als Wortgerippe gleich bleiben. Es geschieht also, daß die härteren Dialekte die Vokale ausstoßen, die weicheren sie hingegen einschieben und selbst die Konsonanz erweichen; weiche Dialekte sind das Illyrische, Polnische, Russische. So sagt man anstatt smrt, srdce, prst, tvrdi in den weicheren Dialekten smart, serdce, serce, serco, perst, tvardi = tverdi usw. Nachdem bereits Einzelwörterbücher bestehen, so wäre jetzt ein etymologisch-philologisches Universalwörterbuch abzufassen. Wenn dazu noch eine logische Biegungsweise der einzelnen Wortarten hinzukäme[10]), so könnte die sl. Sprache mit Fug als praktisch und theoretisch gepflegt genannt werden. Die Logik weist nämlich die wertlosen Sprachregeln zurück, setzt

---

[10]) Hiebei ist ihm eine solche Uniformierung vorschwebend, wie er selber sie proponiert.



aber feste, dem Sprachgeist entsprechende Grundsätze fest." Also geht Herkel zur logischen Prüfung der einzelnen Wortarten über.

In einer gewundenen Darstellung ist Herkel auf den 164 Seiten seines Buches die Wege zur Erlangung eines „Universalstils des Slavischen" zu ermitteln bestrebt; mancherlei Hilfsmittel standen ihm ja in Agram (?) wie auch in Budapest zur Verfügung, er hat außer in den philologischen Kompendien der Zeit auch im Ljetopis srpski geblättert und den Prager Časopis museumský gelesen, ohne die Klassiker zu vernachlässigen, wie etwa Gundulich, das ist auf der Schlußseite seiner Schrift ersichtlich: vom philologischen Standpunkt betrachtet, hat er die volle Reife nicht erlangt. Das ist auch der Grund, warum er seine rhetorisch vorgetragenen Gedankengänge nicht überzeugend gestalten konnte und weshalb die Ideen dieses Mannes und der Mann dieser Ideen so wenig beachtet geblieben sind. Vergeblich blättern wir in der Bibliographie von Petrik[11]), umsonst befragen wir Szinnyei. Aber noch eine ganze Reihe von einheimischen Behelfen kann geprüft werden, ohne eigentlich irgendwelche verwertbare Daten über ihn zu liefern[12]).

Immerhin ist es möglich, doch einige Funde darzubieten, welche Herkels vorderhand noch dürftig beleuchtete Lebensgeschichte einigermaßen vervollständigen. So ist es mir gelungen, seine Geburtsdaten ausfindig zu machen. Er ist aus Vavrečka gebürtig, das von Námestovo 2½ Kilometer entfernt ist und am jenseitigen Arvaufer liegt. Die Matrikeintragung lautet:

Baptisatus	Nomen	parentes	patrini
die 22. I. 1786	Joannes	Andreas et Maria Hrkel	Georgius Hrkel
locus originis: Vavrečka		baptisavit parochus loci	Dorothea Mišudík

Dies wird von der Budapester Universitätsmatrik bestätigt, denn dortselbst steht 1813 geschrieben: Annorum 26, rom kath., Hungarus Vavretska, Com. Arva.

Spät genug also studierte er die Rechte. Er stand dazumal im 27 Jahre, als er an der Rechtsfakultät als Hörer immatrikuliert wurde und durch drei Jahre an den rechtswissenschaftlichen Vorlesungen sich beteiligte. (D. i. also in den Studienjahren 1813—14, 1814—15 und 1815—16.)

Dann hat er in Kroatien gelebt (ob doch wohl in Agram?). Denn in seinem Werke, das er als vierzigjähriger Mann in den Druck gab, spricht er davon[13]). Dazumal dürfte er wohl bereits seinem Beruf als Rechtsanwalt nicht mehr fremd gegenübergestanden sein.

---

[11]) Petrik Géza, Bibliographia Hungariae; J. Szinnyei, Magyar írók élete és munkai.

[12]) Jungmann, Hist. lit. české 1849, S. 561 ff.; Kollár, Výklad ku Slávy dceři, Pest 1832, 349; Pokorný R., Z potulek po Slovensku I, S. 275; Riegrův Sborník III, S. 751; Schaffarik, Geschichte der slav. Sprache, Ofen 1826, S. 491; Vlček, Dějiny lit. II, díl 2, S. 92 usw.

[13]) Elementa, S. 17 „... in Croatia existens loquor." Danach könnte vermutet werden, daß er mit dem Neusohler Stefan Moyzes nicht unbekannt war. Wahrscheinlich bestanden aber auch wie immer geartete Beziehungen zu seinem Altersgenossen J. Lovrenčić (1787—1842), zu Maximilian Vrhovac (1752—1827), der infolge Erwerbung der Trattnerschen Druckerei seitens des Agramer Episkopats u. a. von größter Bedeutung für das literarische Leben und die Entwicklung der Orthographie war, dann zu A. Mihanović (1796—1862), dem Autor der apologetischen Schrift „Reč domovini od hasnovitosti pisanja vu domorodnom jeziku" (1815) und Entdecker des Cod. Zographensis, der 1823—36 in Fiume Präsidialsekretär war, u. a.; mit den illyrischen Vorläufern der Sloga-Idee war Herkel zweifellos vertraut, mochte er auch mit den Vertretern einer jüngeren Generation wie L. Gaj (geb. 1809—72) schwerlich in nähere Fühlung gekommen sein. Aber die „Novine hrvatske (ilirske)", die ab 1835 erschienen, dürfte er samt ihrer Beilage, der literarisch so wichtigen „Danica", oder dem „Kolo" ebenso wie manch anderes publizistische Erzeugnis öfters in Händen gehalten haben, so doch wohl auch Gajs Broschüre „Kratka osnova horvatsko-slav. pravopisanja", Budapest 1830. Auf S. 120 der Elem. wird Lanašović erwähnt.

Und zehn Jahre später liefert er seinem Freunde Hamulják den oben besprochenen Beitrag. Dieser sein Landsmann starb am 31. März 1859 als Siebzigjähriger in Námestovo, zu diesem Zeitpunkt wäre also unser Herkel schon 73 Jahre alt gewesen, aber vorderhand bleibt sein Todesdatum noch im unklaren.

Aber wir kennen derzeit auch seinen letzten Aufenthaltsort nicht, denn die Advokatenkammer zu Budapest, woselbst er hätte registriert sein müssen, ist erst i. J. 1874 gegründet worden und führt ihn nicht, so daß er wohl schon früher gestorben sein dürfte. Hattala weiß aber bereits 1870 nichts mehr von ihm, damals war er also schon gänzlich verschollen; so werden wir das Ableben anscheinend etwa zwischen 1848—67 zu suchen haben, wofür zur Verfügung stehen die Blätter: Slovenskie Národňje Novini, red. L'. Štúr, Jahrg. I, 1845 — IV, 1848; Slovenské Noviny, red. D. Lichard, Radlinský, Wien I, 1849 — XIII, 1861; Peštbudínské Vedomosti I, 1861 — X, 1870; Slovenské Pohladi, red. J. M. Hurban, Teil I, 1846 — IV. 1852; Sokol, red. Dobšinský, B. Štiavnica, I, 1860 — II, 1861; Sokol, red. V. Pauliny-Tóth, Pest I, 1862 — VIII, 1869; Orol Tatranský, red. L'. Štúr, I, 1845 — III. 1848; Cirkevní Listy, red. J. M. Hurban, I, 1864 — IX, 1875; Katolícké noviny I, 1849 — VII, 1856, vom Jahrg. VIII, 1857 — XVII, 1870 erschienen unter dem Namen „Cyrill a Method" mit der Beilage „Slovesnosť" I, 1863 — III, 1865; Cyrill a Method, red. Palárik I, 1850 — II, 1852; dass. red. von Chrástek I, 1852 — V, 1856; endlich noch die deutsch geschriebene Presse wie der „Pesther Lloyd" oder die „Preßburger Zeitung".

Gewiß waren die Zeiten in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts recht bewegt, während welcher der Kampf um die eigene Schriftsprache wogte, die Gegner derselben erst im Jahre 1843 sich bekehrten (Štúr, Hodža, Hurban), dafür aber eine andere Lokalmundart auserkoren, Štúr politisch verfolgt wurde, um sich sodann samt Hodža und Hurban im 48er Jahre am Aufstande aktiv zu beteiligen (Chalupka hatte wiederum an der poln. Insurrektion von 1831 teilgenommen) wie noch der bekannte Dichter Janko Král'; die Bewegtheit hielt auch unter Bachs Ministerschaft in den Tagen der Reaktion an, als wieder ein von Kollár befürwortetes anderes Sprachgefüge eine Zeitlang offiziell die Oberhand behielt: es waren jedenfalls gedanklichen Konstruktionen, wie sie Herkel als Vierziger formuliert hatte, durchaus abträgliche Zeitläufte. Aber gewiß hat die abweisende Kritik Šafáriks (abgedruckt im „Časopis musea Král. českého" 48, S. 64) hauptsächlich dazu beigetragen, daß er rasch vergessen wurde und wenig Beachtung fand. Dieses Schicksal haben freilich auch andere ähnliche, mit P. Križanić beginnende Versuche gefunden. Es erscheint aber keineswegs notwendig, solche hier aufzuzählen, denn Herkel hat keine Vorläufer gekannt [14]), wie auch die Späteren nicht ihm gefolgt sind. Aber schon dadurch ist die Originalität Herkels genügend gesichert. Jedenfalls haben ihn seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse dazu befähigt, die Reformvorschläge so weit zu führen und in ausführlicher Begründung zu veröffentlichen. War aber schon zu jenen Tagen die Sprachmengerei, gegen die sich u. a. auch Kollár aussprach [15]), schon praktiziert oder im Schwange? Doch, denn z. B. die gleichzeitigen „Hankowé pjsně" sind mit einer erläuternden Beilage „nepowědomĕgšjch slow" versehen, wo der čsl. Leser mit Ausdrücken wie nočena (luna), pečalný (žalostný), sponika (snjženě), ždáti (čekati) usw. beglückt wurde. Ähnliche Gebilde dieser Art sind übrigens durchaus nicht ausgestorben, wofür z. B. žestová hudba angeführt sei.

Für die angeregte „Kombination der Dialekte" braucht man nicht bloß das üble Beispiel Hankas anzuführen, faktisch gab ja dieser samt Jungmann — wohl in Reaktion auf die hahnebüchene Kannegießerei Wenzel Pohls — dazu den stärksten Impuls, sondern das weit interessantere und ältere des Michal Konstantinović. Dieser Serbe ließ seine „Kronika" polnisch aufschreiben

---

[14]) So schon Hattala, Osvěta 1871, S. 715.

[15]) Wechselseitigkeit, S. 10.

und seine Sprache ist von Serbismen und Bohemismen durchsetzt. Noch anderes, spez. aus der sloven. Literatur, was indes keine Verbreitung erlangte, ließe sich anführen. Šafárik bezichtigt jedenfalls den Slovenen Kopitar als verborgenen Initiator seiner Zeitgenossen, der „sám své výmyslky světu předvésti se stydí“ [16]).

Maßgebend für Herkel außer den Angeführten war jedenfalls L. Čelakovský.

Herkel bringt als Beispiele Sprachproben aus sl. Dialekten, wendet auf sie das neue Prinzip an und das erlaubt Schlüsse auf seine philologischen Kenntnisse. Er bringt das poln. Volkslied Vom Soldaten und seinem treuen Roß, čech. Volkslieder, großrussische, ukrainische und südsl. Proben der Volksdichtung, demnach Zeugnisse eines echt romantischen Zeitalters. Wiewohl es mir z. Z. nicht überall möglich ist, alle Originalquellen nachzuweisen, wäre es durchaus nicht schwierig; so z. B. sind die serb. Lieder aus Vuk I, S. 393, Nr. 526 (Ne gledaj me što sam malena) und I, S. 442, Nr. 592 (Želja oboga). Unmittelbare Quelle, woraus er schöpfte, waren aber Čelakovskýs Volksliedersammlungen. So hat Herkel čech. Proben S. 66 (aus Čelakovský, Slov. nár. písně I, Nr. 2, S. 4) und S. 137 (Čelakovský I, Nr. 8, S. 12); einen polnischen Text S. 134 (Čel. I, Nr. 26, S. 150); zwei serbische Lieder S. 136 (Čel. II, Nr. 11, S. 134 und I, Nr. 13, S. 176); russische Proben S. 65 (l. c. I, Nr. 9, S. 112) und S. 133 (l. c. II, Nr. 5, S. 90) und schließlich ukrainische S. 103 (l. c. I, Nr. 5, S. 160), dann S. 106 (l. c. I, Nr. 2, S. 156) und noch S. 133 (l. c. II, Nr. 1, S. 112).

Als kongenialer Landsmann seiner Zeitläufte kommt vielleicht nur Samuel Rožnay in Erwägung. Gleich diesem ist Herkels Einfluß auf Kollár sichtlich [17]) und schon deshalb darf er nicht so ganz übergangen bleiben. Und mit seiner Einstellung gegen die slovakische Grammatik der alten Schule bereitete er den Boden für eine neue Ära. Aber ebenso wie der andere, jüngere Slovake P. J. Šafárik in Neusatz geistig empfangend und gebend in südsl. Umwelt lebte, so hat auch dieser Wechselbeziehungen, wenngleich von minderer Intensität, getragen.

Am Ende dieser Studie sei schließlich die angenehme Pflicht erfüllt und all den bereitwilligen Helfern beim Erarbeiten des spröden Materials, insbes. der Slovenská Matica in Tur. Sv. Martin mit Frau Dr. Ž. Gašparíková und H. Hofrat Dr. Iván Pasteiner wie dem Országos könyvforgalmi és bibliografiai központ für die liberalste Materialbeschaffung, bereitwilligste Erledigung von Anfragen usw. usw. ergebenster und ehrerbietigster Dank zum Ausdruck gebracht.

---

[16]) Jakubec, Lit. č. XIX. stol., II², 350.

[17]) Wie aus Šafáriks Brief vom 1. März 1826 ersichtlich ist, begutachtete Kollár „Takováto podnikání ještě přivčasná, ale že aspoň cíl a úmysel chvalitebný“. Vgl. auch Knihovna Slov. ústavu v Praze I, Kollár, Rozpravy o sl. vzájemnosti, herausg. von Weingart, S. VII, A. 10. Möglicherweise haben Herkels Ideen durch Kollárs Medium den Polen Andrzej Kucharski erreicht.

III
LITERATURBERICHTE

POLNISCHE KUNSTGESCHICHTE 1927—1929

Ein Sammelreferat.

Von
Dr. Otto Forst-Battaglia.

Ręgorowicz[1]) hat es unternommen, die Geschichte jener Krakauer Akademie der Schönen Künste zu erzählen, die für die polnische Malerei sowohl als Bildungsstätte der meisten überragenden Talente, als auch durch die Qualität der Lehrenden von größter Bedeutung war, auf dem Gebiete der Bildhauerei und der Architektur freilich keinen nachhaltigen Einfluß zu üben vermochte. Matejko, Fałat, Malczewski, Wyspiański, Wyczółkowski, Stanisławski, Mehoffer, Weiß haben in den letzten 50 Jahren als Professoren an dieser Anstalt gewirkt; von früher her haben aus der Schar der Lehrenden die Namen von Brodowski, Płończyński, Eljasz, Dzynalewski guten Klang, und Männer wie Stattler und Łuszczkiewicz sind wenigstens als Pädagogen, andere wie Estreicher und Peszka durch ihre Stellung in der Kunstgeschichte Zierden der Krakauer Akademie. Ręgorowicz hat den dankbaren Stoff auf die ungeschickteste Weise behandelt. Chaotisch wirren die Dinge durcheinander. Manches wird drei-, viermal wiederholt. Von inkoherenter Erzählung geht es zur Chronik, von dieser zum Abdruck von Quellenzeugnissen und von da zum biographischen Katalog. Kein Gesamtbild schält sich heraus. Die willkürlich herausgegriffenen anekdotischen Mitteilungen vermögen nicht die fehlenden typischen oder statistischen Grundlagen zu ersetzen. Nicht einmal einen systematischen Schülerkatalog hat der Autor zusammengestellt. Dafür macht sich eine, freilich derzeit übliche, der historischen Wahrheit ins Gesicht schlagende Tendenz bemerkbar, alles, was von österreichischer Seite für die polnische Kunst geschah, zu verschweigen oder ins Gegenteil zu verkehren. Der Beweggründe des k. k. Mäzenatentums ungeachtet, über die

---

[1]) Ludwik Ręgorowicz: Dzieje Krakowskiej Akademji sztuk pięknych. L. ZO. 1928. 234 S. vgl. M. Wallis, WL. 1930, 5.

sich der Historiker ja kritisch aussprechen kann, bleibt die Tatsache, daß Franz Joseph persönlich oder die österreichische Regierung bei Matejko, Grottger, Fałat, Kossak, Michałowski und noch vielen anderen sich als verständnisvolle Förderer des Kunstschaffens betätigt haben. Ręgorowicz' Art stört besonders bei der Darstellung von Fałats Rücktritt und des Studentenstreiks von 1909, der ihm vorangegangen war. Ein Historiker hatte hier die Pflicht, sich auch um die Akten des Wiener Unterrichtsministeriums zu bekümmern oder aber im Urteil vorsichtiger zu sein, mindestens aber sich an die noch lebenden Wissenden zu wenden. So hat das Buch Wert nur als Fundstätte der nicht weiterverarbeiteten Materialien, die sich zufällig in ihm finden. Etwa eines sehr interessanten Schülerkatalogs aus dem Jahre 1853, in dem die Namen Matejko, Grottger, Kotsis, Gryłewski, Jabłoński, Cynk, Andrzej Grabowski glänzen. Oder durch die biographischen, aus den Krakauer und Lemberger Akten geschöpften Daten über die Professoren der Akademie.

War diese der Mittelpunkt des sich fortentwickelnden Lebens, so gehörte das Museum der Fürsten Czartoryski neben dem Nationalmuseum, das, obzwar jünger, doch an Kunstwerten reicher ist, und vor den anderen Privatsammlungen wie denen der Potocki und dem Matejkohaus, zu den ehrwürdigen Stätten, in denen der bleibende Niederschlag des Kunstschaffens gehütet wird. Als 3. Band der ausgezeichneten Reihe polnischer Museumskataloge hat Stefan Komarnicki[2]) eine mit 312 Reproduktionen versehene Auswahl aus den etwa 5600 Nummern umfassenden Schätzen der Czartoryski veröffentlicht. Wir treffen da Skulpturen aus dem alten Orient, aus der Antike, Malerei des Mittelalters (darunter einen etwas verdächtigen Fra Angelico), der Renaissance (Mantegna, Giorgione, Leonardo da Vinci, Raffael, Michelangelo sind vertreten); Bildnisse des italienischen Barock (Reni), der großen Niederländer (von van der Weyden über Rubens bis zu van Dyck, von de Keyser und Rembrandt), weniger gut vertreten die französische (Callot, Watteau mit sekundären Werken) und die deutsche Malerei (nur ein schöner Hans Holbein d. Ä. ist von Belang). Um so besser steht es um den polnischen Teil, wenigstens hinsichtlich der Qualität. Czechowicz, Smuglewicz, Norblin, Lampi, Grassi, Füger, Chodowiecki, Pitschmann, Orłowski, Płoński: so ziemlich alles, was für die Teilungszeit in Betracht kommt; für die spätere Epoche freilich fehlt es an repräsentativen Bildern. Schöne Miniaturen, Gobelins, Teppiche und Gürtel, Elfenbeinarbeiten, Skulpturen, Keramik, Gläser, Mosaiken vervollständigen die Sammlung; eine der schönsten, die Polen besitzt.

Noch einen Blick auf andere Musealkataloge wie Batowskis Schrift über die auf Grund des Vertrages von Riga an Polen zurückgegebenen Sammlungen der ehemaligen Warschauer Universität

[2]) Stefan Komarnicki: Muzeum ks. Czartoryskich w Krakowie. (Muzea Polskie Bd. 5.) K. Drukarnia Narodowa 1929. VIII + 72 S. vgl. J. Tuszowski, PP. 184, 95 f.

bzw. der Sapieha und des Towarzystwo Przyjaciół Nauk in Warschau. Die erste dieser Kollektionen hatte zum Kern Stanisław Augusts mit seltener Sachkenntnis ausgesuchte Kupferstichsammlung, etwa 2000 Zeichnungen, Radierungen, Graphik des 16.—18. Jh. Batowski[3]) hat über diese Schätze vorzüglichen Bericht erstattet und durch 49 Illustrationen ein Urteil über diese wertvolle Erbschaft der neuen Warschauer Universitätsbibliothek ermöglicht. Ein von Stanisław Arnold[4]) in Verbindung mit mehreren Fachgenossen publiziertes Handbuch der regionalen Museen fällt mit wesentlichen Teilen auch in den Bereich der Kunstgeschichte.

Die Darstellungen dieses Gebietes bevorzugen die Malerei. Feliks Koperas[5]) monumentale Synthese ist nunmehr mit dem 3. Band zum Abschluß gelangt. Wenn ich an dem Buch schon nach seinen beiden ersten Bänden, die im Grunde nur ein Präludium zum machtvollen Kunstschaffen des 19. und 20. Jh. geschildert hatten, als Verdienst gerühmt habe, daß überhaupt eine Übersicht dort vermittelt wurde, wo vordem nur zerstreute Monographien und meist mehr ästhetisch oder publizistisch als historisch auffassende lose Impressionen vorhanden waren, so verstärkt sich dieses Urteil nach der Lektüre des wichtigsten, letzten Bandes. Es sei durch die rückhaltslose Bewunderung ergänzt, die ich dem Ausmaß der geleisteten Arbeit und durch die ebenso rückhaltslose Anerkennung, die ich den wundervollen Reproduktionen zolle, die vom Verlag in verschwenderischer Fülle dem Buch beigegeben worden sind. Das Werk Koperas wird eine solide Basis für die kommenden Einzeluntersuchungen bilden, auf denen sich erst in nicht allzu naher Zukunft eine neue Gesamtdarstellung der polnischen Malerei aufbauen kann. Bei Wahrung dieser grundsätzlichen Standpunkte sei es mir gestattet, die Bedenken anzuführen, die sich gegen ein auf nur unzureichende Spezialforschung stützendes Handbuch melden müssen. Zunächst sind die Quellen auch nicht annähernd inventarisiert. Kopera kennt vorzüglich die ihm unterstellten Schätze des Krakauer Nationalmuseums. Er ist natürlich auch mit denen der anderen großen Krakauer Sammlungen, dann mit denen der Lemberger Galerie, der Warschauer Staatssammlungen, einiger Posener Museen vertraut. Was darüber hinausgeht, hat nur der glückliche Zufall zu seiner Kenntnis gebracht. Es fehlt jede Übersicht über das, was sich in privaten Händen, auf Schlössern, in Stiften und sonstwo birgt. Chwalewiks Führer ist nur ein Wegzeiger, der da versagen muß. Viel zu wenig Ausstellungen sind veranstaltet worden, um auf dem Weg über Kataloge unser Wissen um die der Öffentlichkeit entzogenen Kunstwerke zu vervollständigen. Man sieht trotzdem aus

---

[3]) Zygmunt Batowski: Zbiór graficzny w Uniwersytecie Warszawskim. W. Atlas, 1928, 102 S., vgl. T. Szydłowski, PW. 28. 348 ff.

[4]) Stanisław Arnold u. a.: Muzea regjonalne. W. Nasza księgarnia 1928. 276 S., vgl. A. Fischer, Lud. 7, 149 ff.

[5]) Feliks Kopera: Dzieje malarstwa w Polsce. K. Drukarnia Narodowa 1929. Bd. 3. XII + 572 S., vgl. M. Dembicki, Ta. 1929, 18.

Koperas Buch, wie oft derartige Ausstellungskataloge — Mycielskis bis zu Kopera als einziges vorhandenes Werk über die polnische Malerei seit dem Rokoko ist aus einem Katalog erwachsen, Schriften von Bołoz-Antoniewicz, d'Abancourt, Piątkowski, Przesmycki, Świeykowski haben ähnlichen Ursprung — das einzige Material bilden, auf denen sich Darstellung aufzubauen vermag. Wissenschaftliche Monographien über einzelne Künstler sind bis vor kurzem kaum vorhanden gewesen. Was in jüngster Zeit hinzukam, die Posener P. W. K. mit ihrem Katalog einer teilweise mißratenen Rückschau, die vortrefflichen kleinen Kunstmonographien Treters hat Kopera nicht oder nur zum Teil verwerten dürfen. So blieben ihm außer den erwähnten Katalogen, außer dem veralteten Lexikon Rastawieckis nur ungefähr 40 Schriften über einzelne Künstler als Hilfsmittel, das bei den Großen ausreicht, bei den Kleineren versagt und noch Raum für viele Entdeckungen und Umwertungen läßt. Kopera hat vielleicht nicht genug die alten Zeitschriften benutzt, etwa den Tygodnik Illustrowany, die Kłosy, die Bibljoteka Warszawska, das Ateneum, dann die Chimera, die Feldmannsche Krytyka. Indessen auch diese wünschenswerte Erweiterung der heranzuziehenden gedruckten Quellen hätte nicht genügt. Es muß eine Sichtung des gesamten Bestandes geschehen, ehe wir über die polnische Malerei feststehende Ansichten gewinnen. Vorläufig stehen wir noch auf unsicherem Boden. Wohl scheint, soweit es sich ums letzte Jh. dreht, der Platz für Orłowski, Płoński, Michałowski, Kossak, Matejko, Grottger, Rodakowski, Aleks. Gierymski, von neueren der von Chełmoński, Wyspiański, Malczewski, Wyczółkowski, Fałat gesichert. Bei anderen aber werden wir noch viel Überraschungen und Umwertungen erleben. Kopera räumt z. B. Malern wie Stachowicz, Stattler, Leffler und auch Simmler zu viel Bedeutung ein, selbst bei Gerson und sogar bei Siemiradzki, Czachórski wird man ihm nicht ganz folgen. Dagegen hat er Männern wie Kapliński, Kostrzewski, vor allem aber dem viel zu wenig bekannten Chlebowski offenbar darum nicht die gebührende Position vorbehalten, weil wir von ihrem Schaffen zu wenig wissen und es in Polen nie systematisch dargestellt oder durch eine Ausstellung sichtbar gemacht wurde.

Noch häufiger scheint mir das Provisorische der heutigen oder wenigstens der von Kopera wiedergegebenen Beurteilung in den Abschnitten zutage zu treten, die der Malerei seit dem Realismus gelten. Die Pochwalski, Ajdukiewicz, Horowitz sind der Vergessenheit geweiht. Unter den Impressionisten wird erst die Zukunft eine endgültige Rangordnung aufstellen. Pflichte ich Kopera bei, daß er sich bewußt ist, für die neueste Zeit nicht aus genügender Distanz urteilen zu können, so halte ich dennoch seine Auswahl, die er im 20. Kapitel über die Malerei des 20. Jh. gab, für ganz ungenügend. Männer wie Sichulski, Skoczylas, eine Künstlerin wie die Stryjeńska sind längst ausgeprägte Individualitäten, die nicht mit den wenigen Zeilen abzutun waren, die ihnen zugebilligt wurden.

Daß Zak, Pronaszko, Malczewski d. J., Mierzejewski und die anderen Formisten nur Glieder eines Namenskatalogs bilden, geht nicht an. Daß ein Noakowski, Jackowski, Dołżycki, Czermański, Kißling überhaupt nicht genannt werden, ist unentschuldbar.

Ein weiteres Bedenken richtet sich gegen die Gruppierung, die Kopera vorgenommen hat. Man sieht auch dieser an, daß noch kein völlig gemeistertes Material den Rohstoff der Darstellung gebildet hat. Ich hätte an Stelle der 20 Kapitel eine doppelte Gliederung in wenige große Abschnitte (Pseudoklassizismus, Romantik, Realismus (= Positivismus), Impressionismus, Symbolismus, Formismus und Neue Sachlichkeit gewählt, innerhalb deren dann die Einteilung in Kapitel nach Schulen und zumeist örtlichen Gemeinschaften zu erfolgen hätte. In der polnischen Malerei geht ja die Entwicklung der Literaturgeschichte parallel, wenn sie ihr auch etwas nachhinkt. Matejko, Grottger entsprechen z. B. den Mickiewicz, Słowacki, Krasiński, von denen sie durch ein Menschenalter getrennt sind, während allerdings Malczewski und Wyczółkowski das Gegenstück zu ihren Zeitgenossen Przybyszewski und Kasprowicz bilden und Al. Gierymski genau den Prus und Sienkiewicz, Siemiradzki dem Sienkiewicz von „Quo vadis“, Kossak und Brandt dem der „Trilogie“ entsprechen. Bei einer besser durchdachten Gliederung wäre es zu vermeiden gewesen, Estreicher und Kopf, die zu Smuglewicz gehören, mit der Norblinschule zu vermengen, wäre Gottlieb dort, worin er mit allen Fasern wurzelt, in der Gemeinschaft der großen polnischen Romantiker, neben Matejko und Grottger, denen er fast ebenbürtig ist, Fałat aber stünde nach Gierymski neben Chełmoński. Hier Korrektur bei einer Neuauflage zu schaffen, wäre ebenso unerläßlich wie eine Revision des letzten Kapitels und Überprüfung der Daten, die sich bei Stichproben nicht stets als einwandfrei erwiesen (z. B. ist Fałat nicht 1905, sondern 1895 an die Krakauer Kunstakademie gekommen). Indes auch damit wäre die Liste der kritischen Einwürfe nicht entkräftet. Als größten Mangel der Koperaschen Darstellung empfinde ich, daß sie nicht jede einzelne Kunstströmung und zuletzt abschließend die gesamte polnische Malerei in einem Gesamtbild charakterisiert, wie es die Franzosen so meisterhaft in Werken ähnlicher Art zu tun verstehen. Ohne derlei Ruhepunkte in der Darstellung, die zugleich als Leitmotive der Erzählung dienen, bleibt ein Werk, zumal ein so umfangreiches, nur die — sehr dankenswerte, fleißige — Aneinanderreihung von Biographien, kritischen Essais, die schönes Bildmaterial zur angenehmen Lektüre gestaltet. Kopera aber hätte die Fähigkeit, aus den von ihm zusammengetragenen Posten die Summe zu ziehen. Wir erwarten von ihm diese Rechenoperation bei sich bietender kommender Gelegenheit und freuen uns inzwischen an dem prächtigen Rechenschaftsbericht, über die bisherigen Resultate der kunstgeschichtlichen Forschung, an den wunderschönen Reproduktionen, die er mit vielen eigenen Bemerkungen zu einer nicht ganz abgerundeten Einheit vereinigt hat.

Neben Kopera verblassen an Wirksamkeit die zahlreichen Einzeluntersuchungen. Es wäre aber Unrecht, sie deshalb geringer zu schätzen. Dobrowolskis Studien[6]) zur mittelalterlichen Wandmalerei in Polen, Starzyńskis und Walickis[7]) Schrift über die Monumentalmalerei haben zum 1. Band Koperas zahlreiche Ergänzungen gebracht. Podlachas[8]) Untersuchungen über den Psalter von St. Florian und über das Gebetbuch Władysławs II., Dobrowolskis[9]) (Kazimierz, nicht zu verwechseln mit Tadeusz, dem Autor des Buchs über die Wandmalerei) Abhandlung über das Gebetbuch König Alexanders erweitern unsere Kenntnis der polnischen Miniaturen. Kopera[10]) selbst hat gemeinsam mit Kwiatkowski die ältesten polnischen Bilder des Krakauer Nationalmuseums beschrieben. Mit Mycielskis[11]) Monographie des Malers Jan Polak, der den größten Teil seines Lebens im Ausland, in Bayern verbrachte, betreten wir das Gebiet der neueren Kunstgeschichte, in der sich mit den Namen auch konkrete Vorstellungen von den Werken eines Meisters verknüpfen. Jan Polak († 1519), der mit seinen anerkannten Leistungen zur oberdeutschen Malerei des ausgehenden Mittelalters gehört, stammt aus Polen, wahrscheinlich aus Krakau. Mycielski schreibt diesem Künstler einen Zyklus zu, der sich in der Krakauer Kirche zum Hl. Ägidius (Idzi) befindet und dazu noch einige andere kleinere Bilder. Dem Stil nach sind sie den zahlreichen bayrischen Arbeiten Jan Polaks enge verwandt. Ob sie, wie Mycielski mit vielleicht zu großer Entschiedenheit behauptet, von Jan Polak selbst und aus dessen polnischer Jugend herrühren oder, wie es mir wahrscheinlich vorkommt, aus einer Werkstätte, in der auch Jan Polak seine erste Schulung genoß, mag offen bleiben.

Über Dürer in Polen zeitigte das Gedenkjahr außer einer vortrefflichen Würdigung des Gesamtwerks durch Wł. Kozicki[12])

---

6) Tadeusz Dobrowolski: Studja nad średniowiecznem malarstwem ściennem w Polsce. P. FM. 1927. IX + 165 S., vgl. M. Sterling, WL. 1928, 35; Obrazy z zycia i Męki Pańskiej w kościele św. Katarzyny w Krakowie. R. Krakowski 22, 22 ff.

7) Jan Starzyński; Mieczysław Walicki: Malarstwo monumentalne w Polsce średnio-wiecznej. W. 1929. 53 S.

8) Władysław Podlacha: Minjatury psałterza floriańskiego. RO. 1, 25 ff., vgl. Szcz. Dettloff, PHS. 1, 100 ff. Ludwik Bernacki: Ryszard Ganszyniec: Władysław Podlacha: Modlitewnik Warneńczyka. L. ZO. 1928, 141 + 76 S.

9) Kazimierz Dobrowolski: Modlitewnik królewicza Aleksandra. K. T. Miłośników książki 1928, 23 S.

10) Feliks Kopera; Jan Kwiatkowski: Obrazy polskiego pochodzenia w Muzeum Narodow. w Krakowie. Wiek XIV—XV. K. Drukarnia Narodowa 1929, vgl. J. Pagaczewski, PP. 186, 105 f.

11) Jerzy Mycielski: Jan Polak, malarz polski w Bawarji. Prace komisji historji sztuki AU. 4, 26 ff., vgl. Szcz. Dettloff, R. Krakowski 22. 140 ff.; J. Ptaśnik, KH. 41, 162 ff.

12) Władysław Kozicki: Albrecht Dürer. Czterechsetna rocznica śmierci mistrza i jego rysunki w Polsce. Sztuki Piękne 4, 362 ff.

einen Aufsatz von Lepszy[13]), der, trotz vieler beachtenswerter Einzelheiten im Endresultat, Dürer sei in Krakau tätig gewesen, er habe mit Veit Stoß freundschaftliche Beziehungen gepflegt, gar dessen Tochter als Modell benutzt, lebhaften Zweifeln begegnen wird. Dem deutschen Maler Hans Sueß aus Kulmbach widmeten Muczkowski[14]) und Zdanowski eine schöne Arbeit, die ähnlich den Beiträgen von Mycielski und Lepszy, auf die engen Zusammenhänge von süddeutscher und polnischer Kunst im 15. und 16. Jh. ein helles Streiflicht wirft.

Zur Rokoko-Malerei: eine herrliche, in diesen Jb. schon angezeigte Publikation von Mycielski[15]) und Wasylewski über die „Polnischen Portraits" der französischen Malerin Vigée-Lebrun und die prächtigen Reproduktionen von Canalettos Warschauer Ansichten[16]), die nach langem Aufenthalt in Rußland wie so mancher andere Schatz auf Grund des Friedens von Riga nach Polen zurückkehrten. Neben den von Kraushar im Jahre 1914 herausgegebenen Warschauer Ansichten Vogels und in weit höherer künstlerischer Vollendung bieten diese 36 meisterlichen Schöpfungen minutiöser Beobachtung und liebevoller Ausführung (man nehme nur das Bild der Wahl Stanisław Augusts mit seinen Tausenden von Figuren!) zugleich ein historisch getreues Konterfei des Warschau der Poniatowski-Zeit, die Porträts vieler damals hervorragender Personen und eine Probe der hohen Begabung des jüngeren Canaletto. Sawicki hat zu den Reproduktionen eine gute Einleitung geschrieben.

Was wir an wesentlichen Bereicherungen der Geschichte der Malerei im 19. und 20. Jh. empfingen, findet sich, abgesehen von der prächtigen Zeitschrift „Sztuki Piękne", hauptsächlich in den von Mieczysław Treter geleiteten „Kunstmonographien"[17]). An dieser vortrefflichen Serie, die übrigens mit dem 21. Band das Format sehr zum Vorteil der Reproduktionen vergrößert hat, haben wir nichts auszusetzen außer einer wohl unvermeidlichen Ungleich-

---

[13]) Leonard Lepszy: Dürer w Polsce. Prace komisji historji sztuki AU. 4, 67 ff., vgl. A. Schroeder, WL. 1928, 15; H. Tietze, Zeitschr. f. Bildende Kunst 62, 8 f.

[14]) Józef Muczkowski; Józef Zdanowski: Hans Suess z Kulmbachu. K. TMH. 1927. 84 S., vgl. Ptaśnik, KH. 42, 122 ff.; Taniec śmierci w kościele Bernardynów w Krakowie. R. Krakowski 22, 120 ff.

[15]) Jerzy Mycielski; Stanisław Wasylewski: Portrety polskie Elżbiety Vigée-Lebrun. P. WP. 1927. XIV + 148 + 15 S., vgl. O. Forst-Battaglia, Jb. NF. 3, 523 f.

[16]) Tadeusz Sawicki: Warszawa w obrazach Canaletta. W. M. 1927. 55 S., vgl. T. Szydłowski, PW. 27, 162 f.

[17]) Mieczysław Treter: Monografje artystyczne. W. GW. 1927/1929. Bd. 11—21. Je 32 Tafeln mit etwa 24 S. Text. Darin Władysław Kozicki: Henryk Rodakowski; Kazimierz Sichulski; Władysław Jarocki. Henryk Piątkowski: Władysław Czachórski. Tytus Czyżewski: Władysław Ślewiński. Mieczysław Treter: Zofja Stryjeńska. Szczęsny Rutkowski: Jerzy Mierzejewski. Stefanja Zahorska: Eugenjusz Zak. Konrad Winkler: Formiści polscy. Eugenjusz Frankowski: Sztuka ludu polskiego. Mieczysław Wallis: Stanisław Noakowski.

mäßigkeit in der Auswahl. Indes dieser Mangel wird sich wohl mit der Zeit ausgleichen. Für diesmal empfingen wir Darstellungen der Maler Rodakowski, Czachórski, Wyspiański, Sichulski, Jarocki, Ślewiński, Stryjeńska, Mierzejewski, Zak, zwei Sammelbändchen über die Formisten und über die Polnische Volkskunst und eines über die architektonischen Phantasien des genialischen Noakowski. Die Treterschen Kunstmonographien sind um so willkommener, als sie eine Lücke ausfüllen, die auch nach der Darstellung Koperas und in dieser fortbesteht: sie bewerten die neueste Entwicklung unter historischem Gesichtspunkt. Die Reproduktionen sind in allen Bändchen gut und in den beiden letzten am besten. Über ihre Auswahl läßt sich streiten. Bei Sichulski ist z. B. die wichtigste Leistung dieses großen Künstlers, die Karikatur, nur unzureichend und schlecht vertreten (was auch nicht durch das Vorhandensein eines besonderen Bandes über die Karikatur in der Treterschen Reihe gerechtfertigt wird). Im Band über die Formisten vermissen wir, obzwar ihn einer der ihren, Konrad Winkler, geschrieben hat, bei Pronaszko dessen wundervolle Bühnenbilder, während umgekehrt Witkiewicz nicht mit seinem Besten, im Portrait, zur Geltung kommt. Vorbildlich scheinen mir in bezug auf die Auswahl des für den betreffenden Maler Typischen die Bändchen über Rodakowski und die Stryjeńska. Ob Czachórski unbedingt in diese Reihe hineingehörte, möchte ich bezweifeln. Für die Zukunft sei die Bitte an den Herausgeber angemerkt, es möge auch das Biographische zu seinem Recht kommen, das in manchem sonst ausgezeichneten Bändchen sehr vernachlässigt wurde; dann, daß möglichst bald Monographien über Hadziewicz, Chlebowski, Kostrzewski, Piwarski — die Verkannten und Vergessenen — und über die Gierymski, Michałowski, Wyczółkowski, Podkowiński, Chełmoński folgen mögen. Matejko aber sollte in neuer Bearbeitung an Stelle der ganz unzureichenden im 2. Band dieser Serie, und neben ihm Grottger, jeder in einer Doppelnummer vorgelegt werden.

Wir erhielten über die beiden Großmeister der romantischen Malerei zwei ungemein anziehende Briefpublikationen, die, jede in anderer Weise, das Tragische im Dasein dieser edlen Künstler und liebenswerten Menschen widerspiegeln. Matejkos[18]) Verhängnis war die Liebe zu seiner eitlen, schönen und von den Furien des aufsteigenden Wahnsinns gepeinigten Frau, die ihm nie reines Glück bescherte und viel Feindschaft, Ungemach verursachte, ja zu nicht geringem Grade an dem unverdienten Ruf Schuld trug, der von Matejkos grenzenlosem Hochmut meldet. Die Briefe des Mannes an seine verhätschelte Tyrannin, die Tochter verarmten und dabei überstolzen adeligen Hauses, die es den Sohn des čechischen Kleinbürgers fühlen ließ, welche Ehre ihm ihr Besitz bedeutete, enthüllen neben der Tragödie noch eine traurige Komödie im Stile des

---

[18]) Jan Matejko: Listy do żony Teodory 1863—1881. K. Czernecki 1927. XII + 214 S. Maryla Wolska; Michał Pawlikowski: Artur i Wanda. K. KSW. Bibljoteja Medycka 1927. 2 Bde. 484, 365 S.



„Georges Dandin". Bei Grottger[19]) liegt das Tragische in der Ironie des Schicksals, das dem jungen, genialen, von schnellen Erfolgen zum Ruhm emporgetragenen und des Reichtums, der Ehren gewissen Künstler eine ebenbürtige, reizende, kluge Braut in den Weg führte, an deren Seite er die höchste Seligkeit genossen hätte, nur dazu, um den hoffnungslosen Kranken ganz nahe am Ziele allzufrüh sterben und verderben zu lassen. Die Briefe Grottgers und der Wanda Monné sind von Maryla Wolska, Wandas Tochter und einer feinen Dichterin, mit pietätvoller Sorgfalt und im wunderschönen Gewand der Bibljoteka Medycka veröffentlicht worden. Über Grottger ist noch Pinińskis Essai zu erwähnen, der sich mit dem zweiten Zyklus „Warszawa" beschäftigt, den man vor einiger Zeit im Londoner Albert-Museum wiederentdeckte.

Ausstellungskataloge, wie der vortreffliche der polnischen Abteilung auf der „Exposition des Arts décoratifs" in Paris vom Jahre 1925, den der ehemalige Generalkommissär Jerzy Warchałowski[20]) verfaßte und durch Beigabe einiger Reproduktionen aus polnischen Kunstwerkstätten zu einem für die Auslandpropaganda bestimmten und in der Tat für diese glänzend geeigneten Buch „L'Art décoratif moderne en Pologne" ausgestaltete oder jener andere der P. W. K. in Posen vom Jahre 1929 sind nicht nur für die Geschichte der Malkunst wichtig. Bei Warchałowski haben wir z. B. auch wundervolles Material zur polnischen Bildhauerei, prächtige Intérieurs, im polnischen Pavillon der Ausstellung und seiner Kapelle Paradigmen der modernen polnischen Architektur, wundervolle Bucheinbände und die schönsten Keramiken, Papierschnitte, Stickereien, Webereien, an denen die polnische Volkskunst so Herrliches geschaffen hat.

Dieser Volkskunst wendet sich die wissenschaftliche Forschung mit dem gleichen Entzücken zu wie die Kritik und das genießende, kaufende Publikum. Gehört sie zum großen Teil der Ethnographie, so fallen Publikationen wie die von Stefan Szuman[21]) über die Knüpfteppiche (Kilim) doch in den Bereich der eigentlichen Kunstgeschichte. In dieser von edler Begeisterung getragenen Schrift eines feinsinnigen Kenners und ausgezeichneten Gelehrten haben wir außer der subtilen ästhetischen Einführung in das Geheimnis des „Kilim", außer einem vortrefflich die beigefügten 67 Tafeln erläuternden Katalog von auserlesenen Mustern der altpolnisch-ukrainischen Teppichknüpferei den freilich unzureichenden Versuch, die Kilime und ihre Ornamentik historisch auszuwerten. Szuman leitet mit Jorga die besondere Art der südostpolnischen und ukrainischen

---

[19]) Leon Piniński: Artur Grottger i cykl jego „Warszawa II". PW. 24, 11 ff.

[20]) Jerzy Warchałowski: Polska sztuka dekoracyjna. W. M. 1927. 176 S. Katalog działu sztuki P. W. K. 1929. P. P. W. K. 1929. XIV + 222 S., vgl. M. Sterling, WL. 1929, 34.

[21]) Stefan Szuman: Dawne kilimy w Polsce i na Ukrainie. P. FM. 1929. 138 S., vgl. W. Lam, Ta. 1929, 18; SR. 2, 351 ff.

Knüpftechnik aus uralten Wurzeln her: von den Thrakern, die einst im gesamten Gebiet gewohnt hätten, das heute noch die Knüpfteppiche dieser Struktur herstellt. Leider hat der Autor übersehen, daß zu diesem Thema von Strzygowski (den er nur mit einer Nebenarbeit unter dem falschen Namen Krygowski zitiert), von Kondakov (in zahlreichen Abhandlungen, die jetzt als „Očerki i zametki" Prag 1929 gesammelt vorliegen) und in der schon umfangreichen Literatur über die sarmatisch-skythische, iranische Kunst Entscheidendes gesagt worden ist. Er weiß auch nichts von dem allgemeineren Zusammenhang, in dem hier ein kunstgeschichtliches Problem mit dem vorgeschichtlichen der sg. Lausitzer Kultur und anderseits mit dem der „nordischen" Kunst steht, sieht also nicht, wie sich die Gemeinsamkeit des Kilim, die zwischen der skandinavischen und nachskythischen Volkskunst herrscht, im Sinne Strzygowskis auswirkt. Über die historische Entwicklung des Knüpfteppichs und seiner Ornamentik wäre aus den Quellen noch manches zu finden und aus der vergleichenden Ethnographie viel zu erschließen. Szumans vorzüglich ästhetisch gerichtetes Werk weist da nur den Weg.

Es grenzt dafür den Kilim scharf von seinem Gegenstück, dem aus dem Westen importierten Gobelin ab. Juljan Pagaczewski[22]) unterrichtet uns in einem kurz nach Szumans Buch erschienenen, ebenfalls prächtig illustrierten Werk über die polnischen Gobeline des 16. bis 18. Jh. Es sind nur wenige dieser kostbaren Webereien, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Pagaczewski hat einen vorläufigen, durchaus keine Vollständigkeit beanspruchenden Katalog in mühevoller Forschung und auf Grund von Autopsie oder wenigstens von guten Photographien zusammengetragen und er bemüht sich nach diesem spärlichen Material, die Geschichte des polnischen Gobelins zu skizzieren. Er glaubt, daß schon im Zeitalter der Zygmunte von fremden Künstlern gezeichnete Kartons in Polen verarbeitet wurden. Für das 17. Jh. nimmt er das als Gewißheit hin, so bei den Gobelins des Bischofs Gniewosz und des Kanzlers Korciński. Im 18. Jh. stellt ein dem Namen nach bekannter Franzose (oder Westschweizer?) Glaize Gobelins in Polen her, die auch in der Radziwiłłschen Teppichfabrik zu Korelicze verfertigt werden. Diese späte bescheidene Blüte des Gobelins ist nur ein Teil der von Stanisław August bewirkten Industrialisierung des Landes. Pagaczewski baute sein Buch auf viel reicherem rein historischen Quellenmaterial auf als Szuman. Er ist auch in seinen Hypothesen vorsichtiger. Dagegen haftet dem Buch für die ältere Zeit eine methodische Schwäche an: der Autor kennt nicht die westliche Heraldik und ihre auch auf Polen übergegangenen Gesetze. So unterläßt er es, von den genauen Regeln, nach denen nicht

---

[22]) Juljan Pagaczewski: Gobeliny polskie. K. AU. 1929. 135 S., vgl. J. Tuszowski, PP. 182, 223 f.; A. Bochniak, PW. 29, 511 ff.; Szcz. Dettloff, SR. 2, 113 f.; Madona wieluńska. PP. 177, 145 ff.; Posąg srebrny św. Stanisława w kościele OO. Paulinów na Skałce w Krakowie. K. Muzeum Przemysłowe 1927. 51 S., vgl. K. Lepszy, R. Krakowski 22, 173 f.

nur auf Gobelins, sondern auch auf Votivfenstern, Meßgewändern, Grabmälern die Ahnentafeln in der Form von Wappen angebracht waren, Nutzen zu ziehen. Eine Wappenreihe von acht (oder im Sonderfall von zehn) Schildern ist ein Rebus, das dem Kundigen leicht zu lösen und stets nur mit einer bestimmten Person in Konnex zu bringen ist. Der erste Besitzer des Evangelistengobelins im Krakauer Museum der Czartoryski ist nach den angebrachten acht Wappen bei genauem Studium der zeitgenössischen Genealogien eindeutig herauszufinden. Es kann nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung nur eine Person gegeben haben, auf die jene Achtahnentafel damals zutraf. Man muß die Genealogie der Zawisza nur solange zurückverfolgen, bis der Probant gefunden ist, auf den die acht Wappen zutreffen. Auf Pagaczewskis ungenügende Vertrautheit mit der Heraldik ist ferner die offensichtlich falsche Deutung zurückzuführen, der ein Teil der Wappen auf dem Gniewosz-Gobelin unterzogen wird, die nach den Grodakten der Epoche ohne weiteres zu identifizieren wären. Ebenso wäre das Rätsel Koryciński zu lösen.

Pagaczewski hat auch in einem hübschen Aufsatz die wundersüße Mutter Gottes von Wieluń, ein prächtiges Denkmal der polnischen Goldschmiedekunst (lucus a non lucendo, die Madonna ist aus Silber!) aus dem Jahre 1510, halb späte Gotik, halb anmutige Renaissance, und in der silbernen Statue des Hl. Stanisław ein zweites, vielleicht nicht ganz ebenbürtiges Gegenstück aus Krakau uns geschildert. Im Verein mit den Arbeiten von Detloff[23]) über den in Polen zur Zeit, da die Gotik in die Renaissance hinüberglitt, wirkenden deutschen Bildhauer Hans Brandt und einer Studie von Anna Miesiążanka[24]) über das Grabdenkmal Władysław Łokieteks stellen die Forschungen Pagaczewskis den wertvollsten Ertrag der Geschichte polnischer Skulptur in unserer Berichtsperiode dar.

Sehr viel reicher sind die Ergebnisse der Baugeschichte. Marjan Gumowski[25]) bemüht sich in zahlreichen Einzeluntersuchungen und in einem vorläufigen Katalog der romanischen Basiliken Polens um eine Synthese der polnischen Architektur der vorgotischen Epochen. Seine Abhandlungen berühren sich mit den bekannten Werken Strzygowskis, der auf demselben territorialen Gebiet wie Gumowski den Spuren des altslavischen Stils und seiner frühesten Beeinflussungen durch Rom und Byzanz nachging. Gumowski hat die Ausgrabungen auf dem Wawel gründlich analysiert

[23]) Szczęsny Dettloff: Wit Stosz czy Hans Brandt. PHS. 1, 3 ff. Über Stoß noch die Arbeit von Jan Ptaśnik: Ze studie o Vitu Stoszovi. Sbornik Bidlovi 1928, vgl. K. Lepszy, R. Krakowski 22, 174 ff.

[24]) Anna Miesiążanka: Kilka uwag o grobowcu Łokietka. PP. 184, 46 ff.

[25]) Marjan Gumowski: Architektura i styl przedromański w Polsce. PP. 179, 129 ff., 285 ff.; 180, 211 ff.; 181, 58 ff. Problemy Wawelskie. PP. 173, 57 ff.; Bazyliki romańskie w Polsce średniowiecznej. PP. 175, 136 ff., 270 ff.; 176, 82 ff.

und so ein Bild von den ältesten Spuren nicht nur des Kirchenbaus, sondern auch des Christentums überhaupt in Polen gewonnen. Weitere Forschungen nehmen mit Recht von einer eingehenden Inventarisierung der architektonischen Überreste des Piastenzeitalters den Anfang. Semkowicz[26]) hat auf die Bedeutung der Funde auf dem schlesischen Zobtenberg hingewiesen, die von einem kurzlebigen Klosterbau einer Stiftung des Piotr Włast herstammen. Szydłowski[27]) aber hat die Früchte seines sorgsamen Lokalaugenscheins an 137 Orten der Krakauer Diözese, aus den heutigen Wojwodschaften Krakau und Kielce, in einem schönen, gut bebilderten Werk gesammelt, das die erhaltenen Bauten, bzw. Ruinen der Piastenzeit, also aus der romanischen und gotischen Epoche bis um 1370, katalogisiert und eine Gliederung der polnischen Baugeschichte jener Epoche in drei Perioden gestattet, in denen der Reihe nach čechisch-mährischer, deutscher und französischer Einfluß vorherrschen, der sich zuletzt mit oberdeutschem vermengt.

Komarnicki[28]) befaßt sich mit dem Florentiner Architekten Francesco della Lora, dem Erbauer der im Renaissance-Stil gehaltenen Teile des Wawels unter Zygmunt dem Alten. Baruch und J. Wojciechowski[29]) verfolgen die Geschichte des „Hauses der masovischen Herzoge" in Warschau, das, vielfach erneuert, noch heute steht, von dessen gotischen Anfängen bis zur Gegenwart.

Der Baukunst des Rokoko sind außer der allgemeinen Studie von Leon Niemojewski[30]) über die Innenausstattung der Paläste im Zeitalter Poniatowskis eine französische, für die Auslandpropaganda bestimmte Schrift Karwickis[31]) über das Schloß Łazienki, endlich zwei Arbeiten von Mańkowski[32]) gewidmet. Die eine gilt der Tätigkeit des sonst nicht gerade rühmlich bekannten Magnaten August Moszyński als Architekt, der weitaus das Maß eines adeligen Dilettanten überschritt und in vielen Bauten der Ära Stanislaw Augusts Spuren seines Wirkens hinterließ. Die andere charakterisiert im allgemeinen die in jenen Jahren herrschenden Kunsttheorien, die sich am ausgeprägtesten in der Architektur be-

[26]) Władysław Semkowicz: Zabytki romańskie na górze Sobótce. PHS. 1, 29 ff.

[27]) Tadeusz Szydłowski: Pomniki architektury epoki piastowskiej we województwach krakowskiem i kieleckiem. K. GW. 1928. 192 S., vgl. St. Komornicki, PW. 28, 159 ff.

[28]) Stefan Komornicki: Franciszek Florentczyk i pałac Wawelski. PHS. 1, 57 ff.

[29]) Maksymiljan Baruch; Jarosław Wojciechowski: Kamienica ks. Mazowieckich. PH. 27, 1 ff.

[30]) Lech Niemojewski: Wnętrza architektura pałaców stanisławowskich. W. Zakład architektury polskiej 1927. 70 S.

[31]) Stanisław Karwicki: Le château de Łazienki. W. GW. 1927. 20 S.

[32]) Tadeusz Mańkowski: August Moszyński, architekt polski XVIII stulecia. K. AU. 1928. LXXIV + 292 S., vgl. St. Bednarski, PP. 181, 98 f.; O poglądach na sztukę w czasach Stanisława Augusta. L. TN. 1929. 95 S.; Dzieje gmachu Zakładu Narodowego im. Ossolińskich. L. ZO. 1927. 134 S.

kundeten. Von Mańkowski rührt auch die Baugeschichte des Ossolineums her, die zum Jubiläum dieser Anstalt veröffentlicht wurde. Szyszko-Bohusz[33]) stellte Materialien über den Synagogenbau in Polen zusammen. Zuletzt haben wir noch der französisch geschriebenen, populären Kunstgeschichte von Jan Topass[34]) zu gedenken, die des Polnischen nicht Mächtigen als leidliche erste Einführung dienen kann.

An ein weiteres Publikum wenden sich auch die von Michał Gliński[35]) geleiteten Musikerbiographien, die der Verlag Gebethner u. Wolff als Gegenstück zu den Treterschen Kunstmonographien in Angriff genommen hat. Für die polnische Geschichte sind die Bändchen über Moniuszko (von Niewiadomski), über Żeleński (von Szopski) und über Różycki (von Wienawski) erwünschte Bereicherung. Jachimecki[36]) hat eine Chopin-Monographie geschrieben und in einem ausgezeichneten Zeitschriftaufsatz die Summe aus Szymanowskis bisherigem Schaffen gezogen. Chopins Briefe wurden in einer von Guttry[37]) besorgten deutschen Ausgabe dem deutschen Leser erschlossen.

Auf die ausgezeichneten Zusammenfassungen über Kunst und Musik bis zum Aussterben der Jagellonen, zwei Arbeiten von schöner Abrundung und umfangreichster Beherrschung des Stoffs, die Feliks Kopera und Zdzisław Jachimecki zur Polnischen Geschichte des Verlags Trzaska, Evert und Michalski beigesteuert haben, werde ich bei meinem Referat über dieses prächtige Sammelwerk näher eingehen.

In diesen beiden Darstellungen, im Buch Koperas und in Szydłowskis entsagungsvollem Werk, erblicke ich die wichtigsten Aktivposten der kunstgeschichtlichen Forschung dieser Berichtsperiode.

Abkürzungen:

AU. = Akademja Umiejętności, FM. = Fiszer i Majewski, GW. = Gebethner i Wolff, K. = Krakau, KH. = Kwartalnik Historyczny, KSW. = Krakowska Spółka Wydawnicza, L. = Lemberg, M. = Mortkowicz, P. = Posen, PHS. = Przegląd historji sztuki, PP. = Przegląd Powszechny, PW. = Przegląd Wspólczesny, R. = Rocznik, RO. = Rocznik Zakładu im. Ossolińskich, SR. = Slavische Rundschau, Ta. = Tęcza, TMH. = Towarzystwo miłośników historji, W. = Warschau, WL = Wiadomości Literackie, ZO. = Zakład Narodowy im. Ossolińskich.

---

33) Adolf Szyszko-Bohusz: Materjały do architektury bożnic w Polsce. Prace komisji historji sztuki AU. 4, 1 ff.

34) Jan Topass: L'Art et les artistes en Pologne. Paris, Alcan 1928, 176 S., vgl. St. Klingsland, Pologne littéraire 1929, 33.

35) Michał Gliński: Bibljoteka muzyczna. W. GW. 1928. 5 Bde., vgl. K. Stromenger, WL. 1929, 2. Stanisław Niewiadomski: Stanisław Moniuszko. W. GW. 1928. 72 S. Felicjan Szopski: Władysław Żeleński. W. GW. 1928. 59 S. Adam Wieniawski: Ludomir Różycki. W. GW. 1928. 59 S.

36) Zdzisław Jachimecki: Chopin. K. Drukarnia Narodowa 1927. 164 S.; Karol Szymanowski. PW. 21, 27 ff., 271 ff., 478 ff.

37) Fryderyk Chopin: Gesammelte Briefe. München, Georg Müller 1928. XI + 464 S. Herausgegeben von Alexander von Guttry.

DIE SCHLESISCHE SIEDLUNGSFORMEN-FORSCHUNG.

Von

K. Eistert.

Die Siedlungsforschung gehört zu den Wissenschaften, die in den letzten Jahrzehnten einen ungeahnten Aufschwung genommen haben. Lange als ein Zweig der Volkskunde oder auch der Geschichte und der Geographie betrachtet, ist sie auf dem besten Wege, aus ihrer dienenden Stellung herauszutreten und in allmählichem Vorwärtsschreiten sich zu einer eigenen Wissenschaft zu entwickeln. Befähigt dazu wird sie einerseits durch die Heraussonderung eines besonderen, festumgrenzten Arbeitsgebietes, andererseits durch die Ausbildung einer eigenen Methode. Das Feld ihrer Forschung bewegt sich auf der Grenze zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, da sie sich sowohl mit dem Boden als auch den darauf siedelnden Menschen befaßt. Zur Herausarbeitung ihrer Forschungsergebnisse bedarf sie verschiedener „Hilfswissenschaften", wie der Geologie, Geographie, Anthropologie, Botanik, der politischen, der Rechts- und besonders der Wirtschaftsgeschichte, der Volkskunde, der Philologie usw., während sie umgekehrt wieder „Hilfswissenschaft" der genannten Wissensgebiete sein kann. Obwohl sich ihr Forschungsgebiet mit dem eines großen Teiles der Nachbarwissenschaften überschneidet, so kann sie doch, besonders unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsteilung, den Rang einer eigenen Wissenschaft beanspruchen. Ja, ihre Stoffülle ist schon so groß geworden, daß es für einen Nichtspezialisten schwer ist, das ganze Arbeitsgebiet zu überschauen und zu beherrschen. Was die Beschäftigung mit ihr für den Forscher so reizvoll macht, ist die Eigenart ihrer Methode, ihre wissenschaftliche Problemstellung und ihr besonders geartetes Quellenmaterial. Sie erklären es, daß viele Forscher sich ihr zugewandt haben. Aber auch in Laienkreisen ist das Interesse an unserer Wissenschaft, besonders nach dem gewaltigen Geschehen und schweren Erleben des Weltkrieges erwacht. Gegenüber gewissen Bestrebungen, mit Hilfe ihrer Forschungsergebnisse bestimmte politische Wünsche und Forderungen zu begründen, ist sie für uns Deutsche sogar zu einer nationalen Wissenschaft geworden, die auch aus diesem Grunde die größte Pflege verdient[1]).

---

[1]) Vgl. W. Uhlemann, Gegenwartsaufgaben vergleichender Siedlungsforschungen auf deutschem Volksboden, Deutsche Siedlungsforschungen, Leipzig 1927, S. 1 ff. — J. Pfitzner, Grundsätzliches zur Siedlungsgeschichtsforschung, Mitteilungen des österr. Instituts für Geschichtsforschung 43. Bd. (1929), 283 ff.

Ihr wesentlichster Teil, die Siedlungsformenforschung, hat ihren entscheidenden Impuls von Schlesien empfangen. August Meitzen, der als einer der ersten durch seine umfassenden Arbeiten die Bedeutung der Erforschung der Siedlungsformen für die Wissenschaft nachwies, war Schlesier. In seiner Eigenschaft als Spezialkommissar der schlesischen Generalkommission erwarb er sich die für unsere Wissenschaft unumgänglich nötige Kenntnis von Land und Leuten unserer Provinz. So war es ihm möglich, in seinen „Urkunden schlesischer Dörfer"[2]) ein reiches Material über Dorf- und Flurformen in Schlesien aufzuspeichern, dessen Benutzung für jeden Siedlungsforscher auch heut noch unumgänglich notwendig ist.

Viktor Jakobi.

Schon fast 20 Jahre vor Meitzen hatte sich Viktor Jakobi mit siedlungskundlichen Fragen beschäftigt. In seinen „Forschungen über das Agrarwesen des Altenburgischen Osterlandes, mit besonderer Berücksichtigung der Abstammungsverhältnisse der Bewohner[3]), hatte er auf das Vorkommen und die Verbreitung der Runddörfer entlang des „limes Sorabicus", also der slavisch-deutschen Grenze um 800 hingewiesen, die er „wendische Rundlinge" nennt, und dabei das Problem des Rundlings angeschnitten, das noch heut die umstrittenste Frage der Siedlungskunde bildet. Er ist der Urheber der Ansicht vom slavischen Ursprung des Rundlings. Jakobi nennt Dörfer mit diesem Grundriß Truppdörfer. „Ihr Grundriß stellt sich als ein truppförmiger Zusammenbau der Obdächer dar." Ihre Form ist hufeisenförmig. Für Zu- und Ausgang ist nur eine Lücke im Ortsbering vorhanden. Sie liegen fast immer am Wasser oder geschützt am Hang und weisen durchschnittlich nur 5 größere Bauerngüter auf; ihre Namen sind teils slavisch, teils deutsch. Die Feldflur ist in zahlreiche, wirr durcheinander liegende Schläge aufgeteilt.

Als zweiten Typ stellt er die Dörfer heraus, die als Gasse meistens am Wasser entlang gebaut sind. Ihre Flur weist die bekannten drei Felder auf; sie sind wahrscheinlich deutschen Ursprungs. Den dritten Typ bilden die Dörfer, die „nichts anderes, als zu einem Dorf zusammengelegte Einzelhöfe" darstellen. Sie ziehen sich zu beiden Seiten eines fließenden Wassers durch die ganze Ackerflur hindurch. Die Ackerstücke der einzelnen Bauern erstrecken sich vom Bach bis an die Grenze der Flur. Er nennt sie „Dörfer auf deutsches Recht", es sind also die sog. Waldhufendörfer. Die vierte Gruppe bilden die Dorfsiedlungen, die „im wesentlichen eine breite Gasse bilden". Sie liegen quer zum Bach; ihre Erbauer sollen Vlamen gewesen sein. — In dieser noch etwas unbeholfenen Terminologie sind doch schon vier der heutigen Haupttypen von Dörfern vorgebildet. Trotzdem seine Arbeit nur so geringen

[2]) Codex diplomaticus Silesiae, Bd. IV, Breslau 1863.
[3]) Illustrierte Zeitung, Leipzig 1845, S. 186—190.

Umfang hat, ist sie doch für die ganze folgende Forschung richtungweisend gewesen. Zunächst arbeitet er nicht nur nach Karten und Zeichnungen, sondern nach Autopsie. Alle Dörfer, die er erwähnt, hat er persönlich besucht. Ferner ist die Methode, die er dabei befolgt, dadurch gekennzeichnet, daß er außer dem Ortsgrundriß auch die Namensformen der Dörfer, ihre vermutlichen Gründer, die Zeit der Gründung, die Fluraufteilung, die Lage, ja sogar Gebräuche, Sagen und andere volkskundliche Gesichtspunkte zur Erklärung heranzieht. Wird er also schon aus methodologischen Gründen stets erwähnt werden müssen, so verdient er auch bei Schlesien deswegen genannt zu werden, weil er die historischen Grundlagen für seine „auf deutsches Recht" gesetzten Dörfer in Schlesien gewonnen hat. Bemerkenswert ist schließlich noch, daß er auch bei den einzelnen Siedlungsformen eine ethnographische Zuordnung vornimmt, wie es dann Meitzen in weit höherem Maße getan hat.

August Meitzen.

In seinen „Urkunden schlesischer Dörfer" wählt Meitzen sechs Ortschaften aus, um die hauptsächlichsten Unterschiede, die sich in der schlesischen Feldeinteilung finden, unter Vergleichung mit den die Dörfer betreffenden Urkunden vorzuführen. Domslau, Kr. Breslau, stellt ein Dorf deutschen Rechts dar, dessen Feldflur völlig im Gemenge liegt. Tschechnitz, Kr. Breslau, ebenfalls ein deutschrechtlicher Ort, zeigt ein Dominium außerhalb der Feldgemeinschaft. Darauf folgen Krampitz, Kr. Neumarkt, und Domnowitz, Kr. Trebnitz, beides Dörfer polnischen Rechts. Letzteres ist einer der „wendischen Rundlinge" Jakobis mit fächerförmiger Anlage und weist Dziedzinenverfassung auf (worüber weiter unten noch ausführlicher). Diesen werden gegenübergestellt Schönbrunn, Kr. Sagan, und Zedlitz, Kr. Steinau, als Waldhufendörfer.

Etwa 30 Jahre nach seiner Erstlingsarbeit, die noch keine festausgeprägte Terminologie der Ortsformen enthält, erschien sein vierbändiges Hauptwerk „Siedlungen"[4]). Es ist vom Standpunkt des Historikers geschrieben und enthält eine ungeheure Fülle von Material[5]), auf dem der Autor seine Ansichten aufbaut. Dieses Monumentalwerk begnügt sich nicht mit einer bloßen Beschreibung der Ortsformen, sondern ist, indem es den von Jakobi gewiesenen Weg weiter beschreitet und seine Gedanken weiterführt, ein typisches Beispiel für die „historische Methode" in der Siedlungsformenforschung. Es ist nicht wie die Jakobische Arbeit „regional" gebunden, sondern dehnt seine Untersuchungen auf ganz Europa aus. Er versucht zunächst die Siedlungsformen historisch zu deuten und daraus gewisse ethnographische Schlüsse auf die Siedler zu ziehen.

---

[4]) A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer und Slaven, 3 Bände und Atlasband. Berlin 1895.

[5]) Es enthält z. B. mehr als 10000 Flurkarten.

Im Vordergrund des Interesses stehen die Agrarverhältnisse[6]); erst durch die Betrachtung der Flurformen war er auf die Erforschung des Ortsgrundrisses geführt worden, da er die innigen Beziehungen zwischen beiden erkannt hatte. Er gibt also eine „agrarhistorische Erklärung" der Siedlungstypen. Unter Anwendung dieser Gesichtspunkte stellt er nun folgende Dorftypen heraus:

1. Das Haufendorf oder „das deutsche Dorf" ist charakterisiert durch unregelmäßige Bauweise und liegt inmitten der Gemarkung. Es ist auf germanischem Boden entstanden. Dafür gibt er eine agrarhistorische Erklärung. Ursprünglich nämlich waren die Germanen Nomaden[7]). Als sie zum Ackerbau übergingen, siedelten sie in größeren Gruppen zusammen. Die Kulturfläche wurde genossenschaftlich verwaltet und nach der wechselnden Bodengüte in einzelne Gewanne geteilt. Alle Gewanne wurden in soviel untereinander gleiche, streifenförmige Stücke zerlegt, als Bauern vorhanden waren. Über die Zuteilung der Streifen entschied das Los. Jeder Siedler hatte also eine Parzelle in sämtlichen Gewannen. Ihre Summe bildete die sog. Hufe. Infolge des Fehlens von Zufahrtswegen zu den einzelnen Parzellen wurde der Flurzwang eingeführt, d. h. die Festsetzung des Ernteanfanges für die einzelnen Gewanne.

2. Das Waldhufendorf ist das Dorf der mittelalterlichen Kolonisation und durch Ausrodung des Waldes entstanden. Es zieht sich meist an einem Bach in der Talsohle hin. Die Gehöfte stehen in weitem Abstande voneinander, jedes auf der zugehörigen Ackerflur. Senkrecht zur Straße, die am Bache entlang zieht und die Mittelrippe des Dorfes bildet, ziehen sich die Hufen streifenförmig in gewundenem Verlauf bis zur Gemarkungsgrenze hin. Jeder der Streifen hat einen besonderen Zufahrtsweg. Gewöhnlich zeigt das Dorf zwei Häuserreihen, die sich durch die ganze Dorfgemarkung hinziehen, so daß das nächste Dorf oft unmittelbar daran anschließt. Eine Abart stellen die Marschhufendörfer oder Veenkolonien dar, die auf feuchtem Boden angelegt sind. Ein Damm bildet hier die Achse des Dorfes. Die Hufengrenzen zeigen, da das Gelände eben ist, gerade Linienführung. Beide Typen zusammen bezeichnet Meitzen als Reihendörfer, da die Gehöfte an der Achse, dem Bach oder Damm „aufgereiht" sind, beide verdanken der deutschen Kolonisation ihre Entstehung[8]).

---

[6]) Meitzens „Siedlung" ist unvollendet geblieben, da er, als dieses Werk erschien, bereits 73 Jahr alt war (geboren 1822). Als Ergänzung hierzu muß daher auch seine abschließende Arbeit: Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates, VI Bde. (1901), Berlin, herangezogen werden.

[7]) Diese Behauptung wird bestritten von R. Gradmann, Die ländlichen Siedlungsformen Württembergs, Peterm. Mitteil. 1910, S. 182—186 und 246—249, mit Karte.

[8]) Die agrarhistorische Erklärung für diesen Dorftyp gewinnt Meitzen an Süddeutschland, weshalb hier nicht näher darauf eingegangen wird. Von da drang diese Dorfform zur Kolonisationszeit in Schlesien ein.

3. Der Rundling zeigt die Gehöfte, meist gegen 10, regelmäßig um einen runden oder hufeisenförmigen Platz gruppiert, der von einem Teich besetzt ist. Die Häuser sind mit dem Giebel dem Dorfanger zugekehrt. Die Feldflur ist segmentartig zerschnitten, die schmalste Stelle von den Gehöften besetzt. Die Felder sind durch einen einzigen Ausgang zu erreichen, der verschlossen werden kann. Meitzen hält ihn (mit Jakobi) für slavisch und sieht in ihm das Ergebnis der Sammelsiedlung bei einem Teil der Westslaven[9]).

4. Slavisch ist nach ihm auch das Straßendorf, da es sich hauptsächlich in ehedem von Slaven bewohnten Gebieten findet. Bei diesem liegen die Gehöfte zu beiden Seiten der Straße eng beieinander, so daß sie sich nicht wie beim Waldhufendorf durch die ganze Dorfgemarkung hindurch erstrecken. Erreichbar sind die Felder, die meist Gemengelage zeigen, durch Wege, die von den beiden Dorfenden ausstrahlen. — Über die Slaventheorie des Straßendorfes ist der Streit auch heut noch nicht ganz abgeschlossen.

5. In einem gewissen Gegensatz zu den bisher angeführten Typen stehen die Einzelhöfe und die Weiler. Da die Einzelhöfe sich besonders in ehemals von Kelten bewohnten Landstrichen finden, in Deutschland hauptsächlich in Westfalen, stellt Meitzen die Behauptung auf, dieser Typ sei eine nationale Eigentümlichkeit der Kelten. Die eindringenden Germanen hätten dann die Kelten vertrieben und von ihnen die Einzelhöfe übernommen. Durch Zusammenfassung mehrerer Einzelhöfe entstehen die Weiler, die meist von den Grundherren geschaffen sind.

Das Neue an Meitzen ist also, daß er die enge Beziehung zwischen Flur und Dorfgrundriß aufzeigt, auf welchem Wege auch heut noch jeder Siedlungsforscher ihm folgen muß. Er ist ferner der Schöpfer der heut noch gebräuchlichen Grundbegriffe geworden, wenngleich man in der Folgezeit bestrebt war, die Grundformen durch genaue Einzelbeobachtungen noch schärfer zu fassen und zu gruppieren. Ganz anders dagegen verhielt sich die Forschung gegenüber Meitzens Theorie, ethnographische Probleme mit Hilfe der Siedlungsformenforschung zu klären und bestimmte Dorftypen mit bestimmten Nationen und Rassen zu identifizieren. So sind Meitzens „keltischer Einzelhof“, der „slavische Rundling“ und das „germanische Haufendorf“ von der nachfolgenden Forschung als falsch erwiesen worden, um das „slavische Straßendorf“ wird noch gestritten. Das alles aber vermag nicht seine ungeheuren Verdienste um die Siedlungskunde zu schmälern.

Nach Meitzen ruhte zunächst das Interesse an der Siedlungsformenforschung längere Zeit in Schlesien. Dagegen wurden außerhalb unserer Provinz Meitzens Theorien durch Einzelforschungen

[9]) Schon in den „Urkunden“ (S. 104) hatte Meitzen den Rundlingen um Glogau und Rybnik besondere Aufmerksamkeit geschenkt und festgestellt, daß die Güter in diesen im Laufe der Zeit einer weitgehenden Zerstückelung anheimgefallen sind.

teils weiter ausgebaut, teils modifiziert und widerlegt. Da diese außerschlesischen Arbeiten die Siedlungsforschung in Schlesien in weitestem Maße befruchtet haben, kann unsere Darstellung an den wichtigsten Arbeiten[10]) nicht vorübergehen, auch aus dem Grunde nicht, um die Weiterentwicklung der Nomenklatur zu verfolgen.

Otto Schlüter.

Gegenüber der umfassenden Darstellung stellt sich Schlüter in seinen Arbeiten[11]), von denen die über Thüringen ein Beispiel für die „regionale Siedlungsgeographie" ist, seine Aufgabe viel enger. Er teilt die Siedlungen nach ihrer Grundrißform ein und will ein reines „Formenschema" geben. Eine historische Erklärung oder ethnographische Zuweisung der Dorfformen liegt ihm fern, obwohl er schließlich auch nicht ganz darauf verzichtet. Er zieht auch die Ortsnamen zur Erklärung heran. Danach unterscheidet er folgende Dorfformen:

1. Das Reihendorf mit streifenförmiger Anordnung der Flurstücke, an dessen Kopfende die Gehöfte stehen. Diese nehmen die ganze Länge der Dorfgemarkung ein.

2. Das Straßendorf mit den Häuserreihen zu beiden Seiten der Straße, doch enggeschlossen. Gegenüber Meitzen hält er es eher für eine deutsche Kolonisationsform als für slavisch.

3. Das Gassendorf ist eine Abart des vorigen; es zeigt zwei Unterarten. Bei der einen schneidet der Verkehrsweg die Dorfgasse rechtwinklig in der Mitte, bei der anderen berührt er sie nur an dem einen Ende.

4. Unter den Rundformen sind die ältesten die Platzdörfer (eine neue Bezeichnung). Bei ihnen gruppieren sich wie beim Rundling die Gebäude um einen Platz, auch haben sie nur einen Eingang. Sie können weder den Deutschen noch den Slaven mit Sicherheit zugewiesen werden. Die Rundlinge sind jünger als die Platzdörfer und aus letzteren entstanden dadurch, daß man ihnen eine regelmäßigere Form gab. Ihre Gestalt ist begründet durch das Schutzbedürfnis der Einwohner. Das „deutsch benannte Platzdorf" bildet den Übergang zu

5. dem Haufendorf, das unregelmäßigen Ortsbering und gewannförmige Flureinteilung zeigt. Dörfer dieser Art zeigen sehr mannigfaltige Formen und sind aus kleineren Siedlungen, wie Einzel-

---

[10]) Zusammengestellt in den unten noch zu besprechenden Arbeiten von B. Zaborski (S. 104 ff.) und H. Schlenger (S. 248 ff,).

[11]) O. Schlüter, Die Formen der ländlichen Siedlungen, Geogr. Zeitschr., 6. Jahrg. (1900), Leipzig, S. 248—262 (mit einer Karte der Dorfformen im Maßstab 1 : 12 Millionen).

Derselbe, Die Siedlungen im nordöstlichen Thüringen, Berlin 1903 (vgl. auch: Zeitschr. d. Ges. f. Erdkd., 1902, Bd. XXXVII, S. 850—74).

Derselbe, Deutsches Siedlungswesen, Reallexikon d. germ. Altertumskunde, Bd. I, S. 402—39, 1 Taf. Nr. 29 (Karte der Dorfformen).

höfen und Platzdörfern entstanden. Schlüter sieht in den Haufen- und Platzdörfern altgermanische Typen, das letzte ist eine Erfindung der Franken, ebenso seine Feldeinteilung, die Gewannflur.

Ein Fortschritt gegenüber Meitzen ist es, daß Schlüter nicht an dem starren Schema der Dorfformen festhält, sondern Übergänge zwischen den einzelnen Typen annimmt, so daß er unter Heranziehung der Siedlungsgeschichte „eine tiefe, genetische Anschauung" gewinnt.

Alfred Hennig.

Wie Schlüter Nordostthüringen, so unterzieht A. Hennig die sächsischen Siedlungen einer eingehenden Betrachtung[12]). Als Schüler Kötzschkes, der „die Ganzheit der Siedlung" betont, zieht er auch andere Gesichtspunkte, wie vorgeschichtliche Funde, Hofanlage usw. heran und sucht eine „historisch-genetische" Erklärung der Siedlungsformen zu geben. Zu diesem Zweck stellt er ein Schema der Dorfformen auf, um daraus den allgemeinen Verlauf der Besiedlung festzustellen. Aus der Betrachtung der Siedlungskarte Deutschlands glaubt er nämlich eine „allgemeine historische Siedlungsentwicklung" entnehmen zu können. Man könne eine bestimmte Anordnung „der jeweils landschaftlich ältest erhaltenen Siedelungsformen" feststellen. Westlich der Weser herrscht (nach ihm) der Einzelhof vor; ihm entspricht als parallele Hofanlage die Anordnung aller Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach, das sog. niedersächsische Bauernhaus. Nach Südwesten und Südosten schließt sich das Gebiet des Haufendorfes an, dessen Gehöfte neben dem Wohnhaus einzelne kleinere Wirtschaftsgebäude zeigen. Dem Rundling, der sich hauptsächlich zwischen Elbe und Oder findet, entspricht als Hofanlage der schmale Dreiseithof. Östlich der Oder ist das Gebiet des Straßendorfes. In diesem, ferner den Platz- und Reihendörfern findet man hauptsächlich die bekannte fränkische Hofanlage mit dem quadratischen Vierseithof. So geht also der Entwicklung der Dorfformen immer eine Entwicklung der Hofanlagen parallel.

In Sachsen nun ist der Rundling die älteste, frühgeschichtliche, nicht aber vorgeschichtliche Form. Er ist seiner Meinung nach nicht den Slaven eigentümlich. Das „slavische Bauerndorf" ist der „Normalrundling", der jeweils vier bis acht Gehöfte aufweist. Durch Zusammenlegung zweier Normalrundlinge entsteht der „aufgelockerte Rundling", der die vorherrschende slavische Dorfform wird. Aus dieser Zeit stammen auch die Fischersiedlungen. In der Frühzeit der deutschen Kolonisation und des Landesausbaues ent-

---

[12]) A. Hennig, Boden und Siedelungen im Königreich Sachsen. Dissert. Leipzig, Rudolstadt 1912.

Derselbe, Die Dorfformen Sachsens, Ver. f. sächs. Volkskunde, Dresden-A, 1912. Bauernhausforschung für d. Königreich Sachsen, I. Teil.

Derselbe, Karte der Ortsformen des Königreichs Sachsen, 1 : 250000. Deutsche Erde, 1912.

stehen durch Verlängerung des Rundlings die Sackgasse und die Sackgassendörfer, die wie der Rundling nur einen Ausgang haben. Tritt noch ein zweiter hinzu, so entsteht das Gassendorf. Das Zeilendorf, das dadurch gekennzeichnet ist, daß die Gehöfte von der meist sumpfigen Dorfaue abrücken, und dessen Feldflur in schmale Waldhufen, „schmale parallele Feldstreifen“ aufgeteilt ist, bildet den Übergang zu dem typischen Waldrodungsdorfe in Sachsen, dem Reihendorf. Im Gegensatz zum Zeilendorf sind hier die Gehöfte an der Bachaue aufgereiht und erstrecken sich von einer Gemarkungsgrenze zur anderen. Vermengt mit ihnen finden sich an Waldinseln Streusiedlungen.

Max Hellmich (ältere Arbeiten).

Von den zuletzt genannten Arbeiten ist die schlesische Siedlungsformenforschung in weitestem Maße befruchtet worden. Das Interesse daran war in Schlesien seit Meitzen nicht erloschen. Insbesondere war es M. Hellmich, der sich sein Leben lang um die Klärung der damit zusammenhängenden Fragen bemüht hat. Ihm verdanken wir denn auch die Fortsetzung der Meitzenschen Untersuchungen in drei Arbeiten[13]).

Charakteristisch ist darin, daß er die Siedlungen nach ihrem Verhältnis zum Verkehr betrachtet und daraus ein Kriterium für die Klassifizierung der einzelnen Dörfer zu gewinnen sucht. Darnach ergeben sich zunächst zwei Hauptformen: die eine ist „dem Durchgangsverkehr abgewandt“, die andere „zugewandt“. Die erste zeigt sich dem freien Verkehr abhold und leitet ihn am Dorfe vorbei, höchstens berührt der äußere Ortsbering den vorbeiführenden Verkehrsweg. Das ist eine Eigentümlichkeit ehemals slavischer Siedlungen. Der Slave hat (nach ihm) drei Formen dörflicher Anlage geschaffen, die sich in etwas veränderter Form bis heut erhalten haben, das Straßendorf, das Angerdorf und den Rundling. Beim Straßendorf liegen die Gehöfte von gleicher Größe dicht gedrängt an einer breiten Straße. Spaltet sich diese an den Dorfenden in zwei nebeneinanderherlaufende Wege und schließt einen Anger zwischen sich, so entsteht das Angerdorf. Bei beiden zweigt sich oft die Dorfstraße vom Verkehrswege in ungefähr senkrechter Richtung ab. Wird dieser dann mit Gehöften besetzt, so erhält das Dorf die Form eines großen lateinischen T. Eine Erweiterung der Straßen- und Angerdörfer erfolgt durch einfache Weiterführung der Dorfseiten. Die Form des Ortsberinges beider Dorftypen ist das Rechteck; rechtwinkligen Grundriß weisen auch die Gehöfte auf, wobei die schmalen Seiten der Dorfstraße zugekehrt sind.

---

[13]) M. Hellmich, Gemarkung, Dorf und Haus in Schlesien, Zeitschr. Schlesien, 6. Jahrg., Breslau u. Kattowitz 1912/13, S. 611—14, 669—77.

Derselbe, Das schles. Dorf und die schles. Tracht. Frech-Kampers, Schles. Landeskunde, Geschichtl. Abteilung. Breslau 1913. S. 394—410.

Derselbe, Das schles. Dorf und schles. Dorfleben. Schles. Volks- und Jugendbücherei X. Breslau 1914.

Die dritte Form slavischer Dorfanlage ist der **Rundling**. Bei diesem zweigt vom Verkehrswege eine einzige Fahrstraße ab, die nach dem in der Mitte des Dorfes gelegenen freien Platze führt. Die Frage des Dorfausbaues ist hier meist in der Form eines Straßendorfes gelöst worden, so daß die ehemalige Rundlingsform heut nur noch selten zu erkennen ist. Die Gestalt der Gehöfte ist hier nicht rechteckig, sondern, da die Grenzen von der Dorfstraße nach dem Ortsbering auseinanderlaufen, segmentartig.

Wesensfremd diesen Zeugen slavischer Siedlungen sind in Schlesien die **deutschen Reihen- und Haufendörfer**. Erstere finden sich besonders an den Hängen der Sudeten und in den Vorbergen. Die Gebäude sind an einer im Tale am Wasser entlanglaufenden Straße wie Perlen auf eine Schnur aufgereiht. Sie hängen oft an den Dorfgrenzen aneinander und bilden dann „die langen Gassen". Die Besitzstücke bestehen aus je einem breiten Streifen, der vom Dorfbach die Anhöhe hinaufsteigt bis zur Gemarkungsgrenze, die oft durch Wald gebildet wird. Bisweilen tragen sie Namen auf -walde, -hain, -harte usw.[14]). Sie gehören mit den Haufendörfern zu dem zweiten Typ, sind also dem Durchgangsverkehr zugewandt und haben den Weg „zwischen sich genommen".

Hellmich begründet die Scheidung und daraufhin vorgenommene ethnische Zuteilung mit der Anschauungsweise und den **sozialen Zuständen** bei den beiden in Frage kommenden Völkern, den Slaven und Deutschen. Die **Slaven** besaßen nämlich die ihnen eigentümliche Sitte der Sippengemeinschaft. In den einzelnen Niederlassungen wohnten nur Blutsverwandte in absteigender männlicher Linie. Das gemeinsame Gut wurde von den Ältesten verwaltet. Die Gemarkung slavischer Siedlungen ist daher klein. Bei der Verteilung des von der Dorfgemeinschaft in Anbau genommenen Landes unter die einzelnen Dorfgenossen erhielt jeder ein gleiches Maß. Mußten nun bei Anwachsen der Bevölkerung neue Flächen in Anbau genommen werden, so erhielt jeder wieder seinen Anteil. Dadurch wurde die Flur in zahlreiche Besitzstücke aufgelöst, zu deren Unterscheidung eine große Zahl von Flurnamen nötig war. Dadurch erhält die Ackerfläche das für slavische Siedlungen eigentümliche Gepräge. Die enge Bauweise der Siedlungen ist bedingt durch das Eindringen der Slaven in ein stammesfremdes Land. Das Verteidigungsbedürfnis führte zu engem Zusammenschluß.

Anders bei den einwandernden **Deutschen**. Den herbeigerufenen Ansiedlern gewährleistete der Landesfürst genügende Sicherheit. Das führte zu einer „weiträumigen, behäbigen" Dorfanlage. Mitbestimmend dafür war „die Erkenntnis der Vorteile eines ungehinderten Verkehrs". Ausschlaggebend für die Aufteilung der Feldflur war das Bestreben, jedem einzelnen Siedler das ihm zu-

[14]) Ihre räumliche Verbreitung in Schlesien wird durch eine Karte veranschaulicht (bei Frech-Kampers, Tafel 51).

kommende Maß als breiten Streifen, wobei Wald und Wiesen mit einbegriffen waren, von der Dorfstraße bis zur Gemarkungsgrenze zuzumessen. Nach Bodengüte und Geländeschwierigkeiten wurde dabei nicht gefragt. Da jeder Kolonist seinen ganzen Acker in einem Stück beisammen hatte, konnte er seine Hufe der Länge nach durch einen Weg aufschließen. Gemengelage ist bei dieser Art der Fluraufteilung ausgeschlossen; die Zahl der Flurnamen ist also hier sehr gering. Ermöglicht wurde diese Flurverteilung durch die ungleich besseren Kenntnisse der Deutschen im Landbau und vor allem „durch den eisernen deutschen Pflug“ [15]).

Bogdan Zaborski.

Im Jahre 1926 erschien eine Monographie über die Siedlungsformen in Polen von B. Zaborski [16]) in polnischer Sprache, die jetzt auch in deutscher Übersetzung vorliegt. Unsere Übersicht kann an dieser Arbeit nicht vorübergehen, weil sie einerseits die ehemals zu Schlesien gehörigen Gebiete behandelt, andererseits wird man darin über gewisse Fragen, wie die Rundlingsfrage und die slavische Herkunft des Straßendorfes Aufschluß erwarten dürfen. Der Verfasser setzt sich als Ziel seiner Arbeit, eine Karte der Verbreitung der Dorfformen in dem nach dem Weltkriege geschaffenen Polen zu geben. Zur Erläuterung dieser Karte gibt er daher eine Beschreibung der einzelnen Dorftypen. Da sein Forschungsgebiet sehr umfangreich ist, war also eine durch Autopsie gewonnene Kenntnis von vornherein ausgeschlossen. Ferner fehlt es ihm an Vorarbeiten dafür mit Ausnahme der ehemals zu Deutschland gehörigen Landesteile. Außerdem ist das Land kartographisch noch sehr schlecht aufgenommen, Verf. hat daher bei seiner Arbeit mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er legt den Hauptnachdruck auf die geographischen Faktoren und beschränkt sich auf „Methoden, deren sich der Geograph bedient“. Bei Angaben historischer Art ist also, wie er selbst zugibt, mit Irrtümern zu rechnen. Die Nachprüfung seiner Resultate wird Einzeluntersuchungen überlassen.

In der Einteilung der Dorftypen nimmt er (mit Schlüter) als Grundlage den Dorfgrundriß, berücksichtigt aber auch das zeitliche Werden der Siedlungen und gibt so eine „geometrisch-genetische“ Einteilung. Die Benennung der einzelnen Dorftypen erfolgt nach Meitzen; er ergänzt ihre Reihe durch einige für Polen charakteristische Formen und stellt eine Anzahl von Übergangstypen

---

[15]) Nicht unerwähnt bleibe das nach dem Kriege erschienene Werkchen von Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Breslau 1923 (mit 8 Karten und 4 Auflageblättern). Das Wertvollste daran sind die Karten, die die Verteilung der Siedlungen in den einzelnen vor- und frühgeschichtlichen Perioden zeigen.

[16]) B. Zaborski, O kształtach wsi w Polsce i ich rozmieszczeniu, Polska Akademja Umiejętności, Kraków 1926. Deutsch von F. Schmidbauer: Über Dorfformen in Polen und ihre Verbreitung, Osteuropa-Institut, Breslau 1930.



heraus. Er kommt dadurch zu nicht weniger als 13 Dorftypen, die er in vier Gruppen zusammenfaßt[17]).

1. Gruppe: Dorftypen, die vor der deutschen Kolonisation entstanden:

A 1 Runddorf = wieś okrągła,
A 2 Rundling = okolnica,
B { Langdorf / Angerdorf } = owalnica,
C Straßendorf = ulicówka,
D 1 / D 2 } Haufendorf = wieś { wielodrożna, / wielodrożna luźna (loses Hfd.),
E Kettendorf = widlica.

2. Gruppe: Dorftypen, die auf die Kolonisation nach deutschem Recht (seit dem 13. Jahrh.), die Kommassation oder Verkoppelung (seit dem 16. Jahrh.) und die neuzeitliche Parzellierung zurückgehen.

F Waldhufendorf = łańcuchówka,
G kompaktes Reihendorf = szeregówka,
H loses Reihendorf = rzędówka,
I regelmäßige Dörfer = wsie regularne.

3. Gruppe: Dorftypen, die hauptsächlich auf die nordpolnische Siedlung im 14. und 15. Jahrh. zurückgehen.

K formloser Weiler = przysiółek bezkształtny,
L Straßenweiler = przysiółek ulicowy,
M Platzdorf = przysiółek placowy.

4. Gruppe:

N Einzelhofdorf = wieś samotnicza.

Mit allen fünf Typen der 1. Gruppe war Gemengelage der Felder verbunden. Die Verbindungswege zwischen den einzelnen Dörfern verliefen unregelmäßig. Alle fünf Typen hält er für „ursprünglich", doch gibt er die Möglichkeit der späteren Entstehung einzelner ähnlicher Dörfer zu. Bei der 2. Gruppe stehen die Häuser nur an einer Straße, charakteristisch ist hier die „Streifenflur". In der 3. Gruppe, die Dorftypen kleineren Umfangs umfaßt, befanden sich die Felder ursprünglich in Gemengelage; die Verbindungswege zwischen den Dörfern verlaufen krumm und unregelmäßig. Das Einzelhofdorf (4. Gruppe) hat sich in Polen besonders in neuerer Zeit herausgebildet. Ihrer Entstehung nach sind zwei Unterarten zu unterscheiden. Die erste erwuchs aus der Kolonisation, der Verkoppelung und Parzellierung, die Dörfer der zweiten Art entstanden um eine Einzelsiedlung. Die Gutshöfe, die in Polen sehr verbreitet sind und „ihr eigenes Gepräge als Siedlungs- und Wirtschaftseinheiten haben", bezieht Verf. leider nicht in den Bereich der Untersuchung.

---

[17]) Die Buchstaben, die er bei seiner Einteilung und auf der Karte verwendet, werden in unserem Bericht beibehalten.

Betrachten wir sodann bei der Behandlung der Einzeltypen, was für Schlesien wichtig ist. Typ A, der Rundling, auch Kreis-, Hufeisen-, Kranz- oder auch Ringdorf benannt, zeigt geringen Umfang, gewöhnlich etwas über zehn Häuser, die um einen freien Platz oder Teich in Form eines Kreises oder Hufeisens gruppiert sind. Ursprünglich war nur ein, durch ein Tor gesicherter Eingang vorhanden. Bei Nacht wurde das Vieh auf den Dorfplatz eingetrieben und das Tor geschlossen. Wall und Graben umgaben oft das Dorf.

Die Runddörfer zeigen gewöhnlich einen größeren Umfang als die eigentlichen Rundlinge und sind meist um einen See, eine sumpfige Mulde oder einen Mäander herum gebaut. Der Wunsch, „einen Grenzgürtel von zwei physiographischen Streifen wirtschaftlich bequem auszunutzen“, führte zu der Form der Anlage. Eine ethnographische Zuweisung nimmt der Verfasser nicht vor.

Typ B, das Angerdorf oder Langdorf ist ein „spindelförmiges Dorf mit zwei dicht bebauten, konvex ausgebauchten, ½—2 km. langen Straßen, zwischen denen sich ein freier Platz, ein Teich, ein Friedhof, eine Kirche oder irgendein anderes Gebäude befindet“. Es ist ein Übergangstyp zwischen Rundling und Straßendorf, was sich aus seiner Form und Verbreitung — eingebettet zwischen Gebieten von Rundlingen und Straßendörfern — ergibt. Bisweilen sind noch Überreste alter Schutzdämme, die das Dorf umgaben, erhalten. Im „polnischen Urland“ finden sie sich außerhalb des Verbreitungsgebietes der Waldhufendörfer. Sie liegen oft in Mulden. Ihre Form ist nicht durch geographische Faktoren bedingt, über ihre Herkunft ist nichts auszumachen.

Typ C, das Straßendorf, wird in der bekannten Art beschrieben als „ein Dorf, das aus zwei nicht allzu langen (meist ½ bis 2 km.) Reihen eng nebeneinander gebauter Häuser besteht.“ Diese liegen auf beiden Seiten einer Straße oder eines Flusses. Die Gehöfte stehen dicht zusammengedrängt etwa in der Mitte der Felder, die ursprünglich im Gemenge lagen. Gegenüber Meitzen, dem Vater des „slavischen Straßendorfes“, wird betont, daß diese Dörfer in der „polnischen Urheimat“ keinen allgemein verbreiteten Typ darstellen, sie treten inselartig auf, oft sind sie auf der Grenzzone zwischen Hochflächen und feuchten Niederungen angelegt. Hier entspricht ihre Form den „physiographischen Bedingungen“. Von hier wurde der Typ auch von wegziehenden Siedlern in andere Gebiete verpflanzt, wo ihre Form durch die Natur nicht unbedingt gefordert war. „Gemeinslavisch“ ist dieser Typ nicht.

Typ D, das Haufendorf, ist eine kompakte Siedlung, bei der die Häuser an mehreren (nicht krummen) Wegen gebaut sind. Da es die ihm eigentümliche Gewanneinteilung bis heut bewahrt hat, heißt es auch Gewanndorf. Es findet sich besonders in Podolien („podolisches Haufendorf“); wo es in Polen vorkommt, ist überall Fehlen von Wald seit früher Zeit festzustellen. Sie sind nicht eine

typisch germanische Form (gegen Meitzen, Schlüter u. a.)[18]), sondern finden sich in ganz Mitteleuropa in Steppengebieten. Ihre Form und Lage ist in hohem Maße von geographischen Voraussetzungen abhängig. Sie zeigen vielfach „Nestlage“, liegen am Wasser usw. Die „losen Haufendörfer“ leiten zu den Einzelhofsiedlungen über. Ihre Form beruht auf physiographischen Voraussetzungen, vor allem Wasser und Oberflächengestalt.

Typ E, das Kettendorf[19]), wird charakterisiert als eine Übergangsform zwischen Haufen- und Straßendorf. Die Häuser liegen meist an zwei fast parallelen Straßen, die durch Querwege leiterartig verbunden sind; bisweilen ist die Gestalt auch gabelförmig. Es ist eine alte Siedlungsform, da sich Dörfer dieses Typs meist in alten waldfreien Gebieten finden und die Felder im Gemenge liegen. Sie weisen in Polen ein großes geschlossenes Verbreitungsgebiet auf und nehmen einen Landstrich ein, auf dessen einer Seite das Straßen-, auf der anderen das Haufendorf vorherrscht. Im einzelnen bevorzugen sie die Lage auf einem Grenzstreifen zwischen Wiesen und Äckern.

2. Gruppe. Typ F. Das Waldhufendorf, in der bekannten Weise charakterisiert, ist eine „Kolonisationsform deutscher Herkunft“, entstammt also der Zeit vom 13.—15. Jahrh. und findet sich im ganzen südlichen Teile Polens, also dem Karpathenvorlande und den Karpathen selbst, sporadisch in Oberschlesien, in den ehemaligen zu Deutschland gehörigen Kreisen Pleß und Rybnik und bei Lissa in Posen.

Typ G, das kompakte Reihendorf, weist zwei geschlossene Häuserreihen auf, die an einer gradlinigen Straße, die wenig Rücksicht auf morphologische Faktoren nimmt, stehen. An dieser reihen sich zuweilen die Dörfer in ununterbrochener Reihe bis zu 17 km. Ausdehnung auf. Häufig sind sie in parallelen Reihen angelegt. Senkrecht zur Straße gehen die meist schnurgeraden Wege aus. Dieses regelmäßige, gitterartige Wegesystem unterscheidet es vom Straßendorf. Dieser, nur für Polen charakteristische Dorftyp, der in Schlesien ein gewisses Analogon in den Kolonien Friedrichs d. Gr. hat, findet in agrarhistorischen Gründen seine Erklärung. Diese Dörfer sind hauptsächlich durch die sog. Kommassation, die

---

[18]) Wenn Zaborski (S. 57) behauptet: „Haufendörfer slavischer Herkunft finden sich auch in Schlesien“, so trifft dies nicht zu. Auch seine Polemik gegen Meitzen u. a. und der Vorwurf gegen M. Friederiechsen, Beiträge zur Schles. Landeskunde, Breslau 1925, (S. 235, Karte der Dorfformen Schlesiens von Wollheim), ist nicht berechtigt, da Zaborski nicht unterscheidet zwischen Haufendorf und Haufen w e g e dorf. Beide zusammenwerfen, bedeutet zwischen Kernform und Ausbauform nicht zu scheiden. In Schlesien kommen die von Meitzen beschriebenen westdeutschen Haufendörfer nicht vor, sondern nur Haufenwegedörfer. (Vgl. weiter unten bei Martiny.)

[19]) Die Bezeichnung stammt von R. Gradmann, Das ländliche Siedlungswesen des Königreichs Württemberg, Stuttgart 1913 (S. 30).

Zusammenlegung der Grundstücke, wobei die verwickelte Gemengelage beseitigt wurde, entstanden. Diese Besitzveränderung wurde auf dem Gebiete des ehemaligen Großfürstentums Litauen vorgenommen und hieß dort pomiar włókowy (Hufenausmessung). Andere Dörfer dieser Art entstanden im 17. Jahrh. bei Rodung von Urwäldern.

Typ H, das lose Reihendorf, zeigt die Häuser an einer oder an beiden Seiten der Straße in gewisser Entfernung voneinander. Dieser Dorftyp ist in Kongreßpolen und Posen weitverbreitet, in Posen z. T. durch die preußische Ansiedlungskommission geschaffen. Andere sind bei der Zusammenlegung der Grundstücke (um 1800) entstanden. Eine Unterart bilden die Marschhufendörfer, holendry genannt, die von der niederdeutschen Kolonisation herrühren, die Veenkolonien Meitzens. Auch die friderizianischen Kolonien (Ende des 18. Jahrh.) im Netzetal gehören hierher.

Gruppe 3. Der Weiler besteht aus einer einzelnen Häusergruppe von geringem Umfang. Gegenüber einem kleinen Haufendorf (mit krummen Straßen) zeigt der Weiler gerade Straßen, die sich schneiden. Sind mehrere Straßen vorhanden, an denen die Gehöfte angelegt sind, so nennt man ihn einen „formlosen Weiler", bilden die Gehöfte eine kurze Gasse an einer Straße, also ein „kurzes Straßendorf", so heißt er „Straßenweiler". Den Übergang zum Rundling bildet das „Platzdorf", dessen Dorfplatz nicht rund ist, sondern die Form eines Vielecks hat. Für das Vorkommen aller genannten Unterarten sind teils historische, teils physiographische Faktoren maßgebend. Die Weiler liegen vielfach auf Hügeln, die durch feuchte Niederungen voneinander getrennt sind, also in einem Gelände, das größeren Siedlungen keinen Raum bot. Andere sind aus Einzelhöfen, besonders „Kleinadelsdörfern" hervorgegangen, bei denen sich infolge fortgesetzter Erbteilung eine Flurordnung ähnlich der Gewannflur herausbildete. Die Platzdörfer Masowiens sind jedenfalls so zu erklären, daß der ursprüngliche Innenhof eines Kleinadelsbesitzes durch die fortgesetzte Erbteilung und Umbauung mit Häusern zum Dorfplatz wurde.

Gruppe 4. Das Einzelhofdorf besteht, wie der Name besagt, aus mehreren Einzelhöfen. Die einzelnen Ackerstücke liegen meist in einem Komplex. Es ist ein in Polen stark verbreiteter Typ, nimmt aber nirgends größere Flächen ein, sondern findet sich überall eingestreut unter anderen Dorfformen. Die Einzelhofdörfer gehen teils auf die Kolonisation, besonders die holländische zurück, teils sind sie durch „Abbauten" entstanden, teils sind sie Anpassungsformen an das Relief des Landes.

Zaborski zeigt also, daß die drei Siedlungsperioden, in die er die Besiedlung einteilt, durch das Auftreten bestimmter Dorftypen charakterisiert sind. Parallel dieser zeitlichen Verschiedenheit geht auch eine lokale Differenzierung.



Fritz Krause.

I. J. 1927 erschien von Fritz Krause[20]) eine siedlungskundliche Monographie über Nordwestsachsen in der Kötzschke-Festschrift. Diese ist aus zwei Gründen hier zu besprechen, der Methode und des Stoffes wegen. Einerseits zeigt sie die Arbeitsweise der Kötzschkeschen Schule, die heut als die einzig mögliche zum Ziele führen kann, andererseits werden die in Sachsen gewonnenen Ergebnisse wegen der nahen Beziehungen Schlesiens zu Sachsen in der Kolonisationszeit, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, für Schlesien fruchtbar gemacht werden können und müssen.

Die „völkerkundlich-volkskundliche Forschungsmethode", die Krause befolgt, beruht auf der „Auffassung der Siedlung als einer Ganzheit, als eines Komplexes vielseitigsten Wesens, dessen Einzelelemente in bestimmten gegenseitigen Beziehungen zueinander stehen". Die Berücksichtigung des formalen Elementes allein kann nicht zum Ziele führen, sondern man muß auch die übrigen Elemente, insbesondere „das funktionale Element in seinen formbildenden Wirkungen" beachten, d. h. außer der Form der Siedlung ist weiterhin zu berücksichtigen Bauart der Häuser, Form der Gehöfte, ihre gegenseitige Lage zueinander und zu den Verkehrswegen, die Führung der letzteren, die Plätze im Dorfe (Lage und Form), Lage der Gärten, Abschluß der Hofstellen gegen die Feldflur. Die Beachtung der „funktionalen Momente dieser Elemente", etwa die Verwendungsart des Dorfplatzes (ob Versammlungsort der Gemeinde, Anger, Verkehrsplatz), kurz ihre Bedeutung für die Siedlung als Lebensgemeinschaft führt zu dem völkerkundlichen Begriff der Siedlung als Ganzheit „einer wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Gemeinschaft von Menschen".

Beachtet man die bloße „Form-Struktur", die sich in der Anlage der Siedlungen zeigt, so ergeben sich folgende Dorftypen:

1. Die Angerdörfer. a) Das Straßen- oder Langangerdorf, das nicht mit dem einfachen Straßendorf (ohne Binnenanger) verwechselt werden darf, zeigt zwei einander parallele, gerade Gehöftreihen, die in enger Reihung oder als Zeilen angeordnet sind. Als weitere Momente kommen hinzu: Vierseitgehöfte — Zufahrt von der Fahrstraße zu den Gehöften durch Torbauten — Anger, meist als Grasanger ausgebildet, mit allen dem Gemeindeleben dienenden Anlagen (Kirche, Schule, Schmiede, Spritzenhaus, Teiche, Denkmäler usw.) — Abschluß gegen die Flur durch eine Hecke, hinter dieser flurwärts ein Fahrweg, der wie die Hecke rings um das Dorf führt.

Je nach der Art des Einganges ins Dorf gibt es folgende Unterarten: offenes Straßenangerdorf, — Eingang von beiden Schmal-

[20]) Fritz Krause, Die völkerkundlich-volkskundliche Forschung in ihrer Bedeutung für die Siedlungskunde; erläutert an Beispielen aus Nordwestsachsens in „Deutsche Siedlungsforschungen", zu Ehren von R. Kötzschke, Leipzig 1927, S. 101 ff.

seiten des Angers — einseitig geschlossenes Straßenangerdorf — eine Schmalseite durch quer vorgelagerte Gebäude geschlossen und zweiseitig geschlossenes Straßenangerdorf — beide Schmalseiten verschlossen, Zugang ins Dorf durch eine Lücke in einer der Längsseiten.

Alle Dörfer dieses Typs liegen abseits der großen Landstraße, zeigen meist eine ansehnliche Größe, sind das Ergebnis einer einmaligen, planvollen Gründung und zeigen Gewannflur.

b) Das Rundangerdorf zeigt die Anordnung der Vierseitgehöfte in einem großen Kreise. Sie umschließen einen großen kreisförmigen Anger, der mit einem Teich, Kirche oder anderen Bauten besetzt ist. Zufahrt zu den Gehöften von einer um den Anger führenden Ringstraße — Gehöfte in Giebelstellung, zum Anger segmentartig sich verbreiternd — hinter den Gehöften ein Obstgarten, durch eine Hecke abgeschlossen, hinter dieser wieder eine Ringstraße — Zugang zum Dorf an einer Stelle. Sie sind planvoll auf einmal angelegte Siedlungen, stets sehr groß, liegen abseits der großen Landstraße, zeigen Gewanneinteilung.

2. Der (kleine) Rundling, oft mit dem vorigen verwechselt, aber dadurch von ihm unterschieden, daß der Innenplatz reiner Verkehrsplatz ist und keine Gemeindebauten enthält, daß sich jenseits der äußeren Ringstraße ein Kranz von Gemüsegärten lagert, daß sie sehr klein sind (6—10 Gehöfte) und meist Blockflur aufweisen. Sie sind als eine einmalige, planvolle Anlage anzusehen, liegen ebenfalls abseits des großen Verkehrs, meist an Bächen.

3. Das Platzdorf hat einen drei- oder viereckigen großen Platz, von dem zwei bzw. drei Seiten mit Gehöften in Giebel- oder Traufstellung besetzt sind, während an der einen, nicht von Gebäuden besetzten Seite die Verkehrsstraße vorbeizieht. Der Platz ist meist mit einem Rittergut, Gasthof oder kleinen Wirtschaften bebaut[21]).

4. Das Sackgassendorf besteht meist nur aus einer kurzen, schmalen Gasse, der die Gehöfte (Vierseithöfe) enggebaut direkt anliegen. Die Dorfstraße zweigt sich meist senkrecht von der großen Verkehrsstraße, die am Rand der Flußaue entlang zieht, ab und endet am anderen Ende blind in einem Gehöft. Sie besitzen vor dem Dorfeingang einen Außenanger mit Teichen und öffentlichen Gebäuden. Sie sind wohl auch eine einmalige Anlage, ihre Flur ist als Block- oder als Block- und Streifenflur ausgebildet.

5. Das Reihendorf weist Vierseitgehöfte auf, die längs einer Verkehrsstraße zu beiden Seiten lose aufgereiht sind. Die Gemeindebaulichkeiten sind in den beiden Gehöftreihen zerstreut eingeordnet. Diese Dörfer zeigen Streifenflur, sind nicht auf einmal entstanden, sondern allmählich gewachsen.

---

[21]) Es handelt sich dabei um eine besondere Form, die nur selten vorkommt und deren Ursprung noch nicht genügend erforscht ist.



Welches ist nun die soziale Struktur oder „die Struktur dieser Siedlungsarten als Gemeinden“? Straßen- und Rundangerdörfer sind ohne Ausnahme reine Bauerndörfer ohne Rittergut und auch Kirchdörfer. Die kleinen Rundlinge und Sackgassendörfer sind teils reine Bauerndörfer, teils weisen sie neben Bauern ein Dominium auf. Soweit sie reine Bauerndörfer sind, stellen sie stets unselbständige Gemeinden dar ohne Kirche und Schule, mehrere sind zu einem Sprengel zusammengefaßt, dessen Hauptort Kirche und Schule und stets ein Rittergut aufweist. Die Reihendörfer sind meist reine Bauern- und Kirchdörfer.

Dieses aus der Strukturforschung sich ergebende Resultat wird gewisser und gewinnt noch mehr Rückhalt, wenn „das zweite methodische Prinzip völkerkundlicher Forschung“ angewendet wird, d. h. wenn man die geographische Verbreitung der Dorftypen untersucht, ferner ihre Abhängigkeit von der Bodenart berücksichtigt, Ortsnamen heranzieht und die geschichtliche Entwicklung in Betracht zieht, schließlich noch in ihre „Struktur als Ausdruck des Gemeindelebens“ einzudringen sucht. Es ergibt sich dann folgendes Resultat:

Die kleinen Rundlinge und Sackgassendörfer finden sich aufgereiht in enger Folge an kleinen Wasseradern, letztere auch auf den Rändern der Hochufer von größeren Flüssen. Ihre Siedlungslage ist günstig für eine primitive Bevölkerung, die sich von Viehzucht, Fischfang und Jagd nährt. Sie tragen meist slavische Namen, sind also der slavischen Bevölkerung nach der Völkerwanderung, also der Zeit vom 6.—9. Jahrh. zuzuweisen. Die Rundlinge „stellen eine Art Schutzform dar“ und finden sich auf dem slavischen Teil des Grenzstreifens zwischen slavischem und deutschem Gebiet. Eine Vergrößerung unter Beibehaltung des gleichen Planungsprinzips war bei ihnen nicht möglich, wohl aber wurde bei den Sackgassendörfern eine teilweise Umgestaltung erreicht durch Anlegung weiterer, seitlich ausstrahlender Sackgassen, so daß der Eindruck eines Haufendorfes entsteht. Nichtbäuerliche Bevölkerungselemente wurden vor dem Eingang des Dorfes angesetzt, so daß diese neuen Ortsteile sich noch heut reinlich von der Kernform scheiden lassen.

Die Straßenangerdörfer finden sich auf Böden von geringerer Fruchtbarkeit, z. T. sandigem Boden. Erhaltene Restwälder lassen auf ehemalige Waldbedeckung schließen. Ortsnamen auf -hain, -rode bestätigen die Vermutung, daß es Rodungssiedlungen sind. Sie sind planmäßig angelegt, sind deutsche Kolonistendörfer und „freie Gemeinden mit Eigenleben“, also vom 11. Jahrh. ab entstanden. Sie sind „der Ausdruck der Gemeinschaftsarbeit einer meist recht großen Siedlergruppe, der eine gemeinsame Aufgabe — die Rodung eines bestimmten Waldgebietes — gestellt wurde“. In ihrer ganzen Anlage kommt der eigentliche Schutzcharakter zum Ausdruck. Sie sind daher „als deutsche Kolonistendörfer der Ebene im noch nicht völlig befriedeten Slavengebiet“ aufzufassen, sind älter als das Reihendorf. Die Straßenangerdörfer sind innerhalb

ihrer Anlage nicht vergrößerungsfähig, eine gewisse Umgestaltung allerdings erfuhren sie durch Aufteilung des Angers, Anlegung von Vorgärten und Durchbrechung der Dorfhecke durch Ausfahrtswege von den Gehöften direkt auf die Felder, ohne daß die Dorfstraße benutzt zu werden braucht. Dadurch hat sich „das wirtschaftliche Gesicht der Gehöfte vom Anger weg nach der Außenseite des Dorfes gewendet".

Die Reihendörfer[22]) liegen im mittelsächsischen Wald- und Hügelland, sind meist reine Bauern- und selbständige Kirchdörfer, zeigen Streifenflur, sind beliebig vergrößerungsfähig und gehen auf die deutsche Kolonisation zurück. Das Reihendorf ist „der Ausdruck einer, auf Einzelarbeit begründeten, allmählich gewachsenen Siedlung in einem friedlichen oder vorher unbewohnten Gebiet". Es gehört einer auf die Straßenangerdörfer folgenden Siedlungsperiode an.

Über die Haltbarkeit der Ergebnisse dieser völkerkundlich-volkskundlichen Methodik muß, so betont Krause wiederholt, historische Quellenforschung entscheiden. Ihre Resultate sind erst dann als gesichert anzusehen, wenn diese Forschungen von dauernden historischen Untersuchungen „durchtränkt" sind.

Rudolf Martiny.

Die zuletzt genannten Arbeiten waren der „regionalen Siedlungsgeographie" zuzuweisen. Diese teilt die Siedlungen eines festumrissenen Gebietes nach ihrer Form in verschiedene Typen ein und erklärt ihre Entstehung und Entwicklung aus der Natur und Geschichte des betreffenden Gebietes. Anders verfährt die „systematische Siedlungsgeographie", deren Darstellungsweise Rudolf Martiny in seinen Arbeiten[23]) anwendet. Er gibt zunächst eine „Theorie der Grundrißgestaltung" und sucht von da aus ein System der Siedlungsformen zu geben. Diese „morphologische Siedlungsforschung" muß vergleichend sein. Sie gewinnt analytisch die „Elemente" einer Siedlung und stellt jede einzelne Form durch Kombination derselben fest. Daraus sucht sie eine möglichst eindeutige Terminologie der Siedlungsformen zu gewinnen.

Martiny teilt nun die ländlichen Siedlungen ein nach der Gestaltung des Wegenetzes und des Innenraumes und läßt auch dabei den Einfluß der Feldflur auf die Gestaltung des Dorfes nicht außer acht. Auch die Genesis der einzelnen Siedlung wird berücksichtigt. Er unterscheidet so als Hauptarten: zusammenhängend-urwüchsige, zerstreut-urwüchsige und geregelte Siedlungen. Die ersten beiden, die er Naturtypen nennt, weil sie sich in „Anpassung an die Naturgegebenheiten" bilden, unterteilt er wieder in: krause, strahlige

[22]) Die Rundangerdörfer sind bisher noch ein Problem, deswegen äußert sich Krause nicht näher darüber. Über die Platzdörfer läßt sich ebenfalls noch nichts Bestimmtes aussagen.

[23]) R. Martiny, Morphologische Siedlungsforschung, Kötzschke-Festschrift S. 21 ff. — Derselbe, Die Grundrißgestaltung der deutschen Siedlungen. Petermanns Mitteilungen. Erg.-Heft Nr. 197. Gotha 1928.

und zentralwegige. Sie sind hauptsächlich in Westdeutschland zu finden. Hierher gehören z. B. die echten Haufendörfer. Das „Wegedorf", das vielfach mit dem Haufendorf zusammengeworfen wird [24]), läßt sich allerdings als Weiterbildung des Haufendorfes auffassen. Man baute zunächst an den bestehenden urwüchsigen Wegen; dadurch entstanden die „urwüchsigen Wegesiedlungen", neben die dann später die Siedlungen mit planmäßigem Wegenetz (Normtyp) traten. Die Gruppe der urwüchsigen Wegedörfer wird gebildet durch die Strahlen-, Netz- und Haufenwegedörfer. Die planmäßigen Wegsiedlungen gehören schon zu dem zweiten Typ, dem Normtyp, der besonders in Ostdeutschland vorherrscht. Die Anlage der Siedlung erfolgte hier durch eine „einheitlich regelnde Gewalt", entweder die Gemeinde, die selbstherrlichen Gewalten des Mittelalters, die Ritter und die feudalisierte Kirche. Alle Siedlungen von regelmäßigem Grundriß deuten auf obrigkeitlichen Willen hin. Das zeigt sich besonders an der Form des Innenraumes, nach dessen Aussehen man zwei Typen, das Gassen- und das Platzdorf herausstellen kann. Nach der Form des Platzes, um den sich die Häuser gruppieren, unterscheidet er elf Arten von Platzdörfern. Um möglichst jede Abweichung von den „normalen" Dorfformen und jede Variante bei den schlesischen und sächsischen Dörfern charakterisieren und einordnen zu können, gebraucht er auch schon früher geprägte Bezeichnungen wie Reihen-, Waldhufen- und Zeilendorf (Übergangsform vom Platz- zum Reihendorf). Er kommt so schließlich auf der beigegebenen Tafel (in Peterm. Mitt.) zu mehr als 30 Schemata. Jedes Dorf Ostdeutschlands läßt sich, wenn man von ganz geringfügigen Besonderheiten absieht, in eins dieser Schemata einordnen.

Max Hellmich (Formen ländlicher Siedelungen).

Der systematischen Siedlungsgeographie gehört auch Hellmichs letzter Aufsatz „Formen ländlicher Siedlungen" [25]) an. Er ist angeregt durch die Arbeiten Zaborskis und Martinys. Angesichts der zahlreichen Bezeichnungen für die Dorfformen, die von diesen beiden Forschern gewählt werden und die auf den, der sich über Siedlungsformen orientieren will, verwirrend wirken müssen, schlägt Hellmich die Wahl „eines neuen Prinzips" vor, um zu einer Vereinfachung der Namengebung zu kommen. Er hält nach Möglichkeit an der bisherigen Nomenklatur fest und schafft nur da neue Bezeichnungen, wo es erforderlich ist. Diese müssen sich am besten aus sich selbst heraus erklären. Am zweckmäßigsten geht man dabei von den „Grundbestandteilen" einer Siedlung aus, d. h. von der Straße oder dem Platze, von deren Umrahmung, den Gehöften, und zuletzt von ihrem gegenseitigen Verhältnis. Der Straßenrand, längs dessen die Gehöfte aufgereiht sind, wird „Zeile" genannt. Je nachdem das

[24]) Der Unterschied zwischen beiden wird ersichtlich aus Fig. 4 und Fig. 8 bei Martiny, P. M.

[25]) Altschlesische Blätter, 1929, Nr. 6, S. 101 ff.

Dorf eine oder zwei Zeilen aufweist, heißt es einzeilig oder doppelzeilig. Die Beziehungen der Gehöfte zueinander werden durch die Zusätze „geschlossen, locker, offen“ angedeutet. Das bisherige Straßendorf kann also ein geschlossenes oder lockeres Zweizeilendorf sein. Das bisherige Angerdorf heißt fortan zweizeiliges Auendorf. Es kann geschlossen oder locker sein. Das bisherige Waldhufendorf ist darnach als offenes Zweizeilendorf zu charakterisieren. Sind mehrere Straßen vorhanden, die parallel nebeneinander herlaufen, also zwei Doppelzeilen, so nennt man dies „Zweizeilenbündel“. Sind Querverbindungen zwischen den Doppelzeilen vorhanden und diese mit Gehöften besetzt, so kann man von einem „leiterförmigen Zweizeilenbündel“ sprechen, sind die Straßen netzartig verzweigt, so entsteht ein „Zweizeilennetz“. „Sprossenzweizeilendorf“ heißen die dörflichen Siedlungen, bei denen von einem einzigen Dorfwege Querwege, mit Gehöften besetzt, seitlich nach der Feldmark auslaufen. Für die bisherige Bezeichnung „Rundling“ wird (mit Martiny) der Ausdruck „Platzdorf“ vorgeschlagen. Einzelsiedlungen werden „Einzelhof“ genannt, der Ausdruck „Weiler“ wird beibehalten, Streusiedlung durch „Einzelhofgruppen“ ersetzt.

Für kartenmäßige Darstellung gibt schließlich Hellmich einfache Signaturen, deren er 15 verschiedene wählen muß [26]).

Herbert Schlenger.

Mit Schlenger's Arbeit [27]) tritt, nachdem in Schlesien die Untersuchungen zur Siedlungsgeschichte des Landes von Meitzen und Hellmich tüchtig gefördert waren, auch die Geographie auf den Plan, um die Siedlungsformenforschung weiterzuführen. Sein Buch will „Beiträge zur Morphologie der schlesischen Kulturlandschaft“ liefern. Zu diesem Behuf knüpft er bewußt an Meitzen an und sucht einige von ihm aufgeworfene Fragen „im Lichte moderner Forschungsweise erneut zu betrachten und hier und dort Lücken zu füllen“. Besonders gilt dies hinsichtlich der „Morphographie“ der Siedlungen. Im Wesen geographischer Betrachtungsweise liegt es begründet, daß Schlenger selbständige Beobachtung [28]) mit dem Studium von Karten und bereits vorhandener Literatur verbindet. Seine Ausführungen bauen auf Natur und Geschichte des schlesischen Siedlungsraumes auf. Die einseitige ethnographische Erklärung der Siedlungsformen gibt Schlenger auf und wendet sich unter dem Einfluß der Kötzschkeschen Schule mehr einer wirtschafts-

[26]) Zur Kritik von Hellmichs Vorschlag vgl. das gleich zu besprechende Buch von H. Schlenger (S. 15).

[27]) H. Schlenger: Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien, Beiträge zur Morphologie der schlesischen Kulturlandschaft. Veröffentlichungen der Schles. Gesellschaft für Erdkunde und des Geogr. Instituts der Universität Breslau, herausgegeben von M. Friederichsen, Heft 10, Breslau 1930.

[28]) M. E. ist Autopsie bei Arbeiten über die Siedlungsformen von wesentlicher Bedeutung. Sie gibt eine viel unmittelbarere Anschauung als selbst die beste Karte. Ich erblicke darin einen besonderen Vorzug der Schlengerschen Arbeit (gegenüber der Zaborskischen).

historischen Betrachtung zu. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Siedlung als Ganzheit. Daher werden die „Formenelemente" einer Siedlung, deren er sechs anführt, nämlich die Flureinteilung, das Wegenetz, die Lage der Gehöfte zur Feldflur, ihr gegenseitiger Abstand voneinander, ihre Form und der Auf- und Grundriß der Gebäude, nicht unabhängig voneinander, sondern in ihren Wechselbeziehungen betrachtet. Der Raum-Zeit-Bestimmtheit der Siedlung wird nach seiner Ansicht die genetische Methode oder historische Richtung, die die Genesis der Siedlung darstellt, das Alter derselben zu ergründen sucht, den Siedlungswandel berücksichtigt und die Ortsnamen etc. zur Rekonstruktion der Urlandschaft heranzieht, in höherem Maße gerecht als die „rationalistische Richtung" [29]), die nur die Siedlungen nach den natürlichen Elementen und Wirtschaftsverhältnissen zu begreifen sucht. Der regionalen wie der systematischen Siedlungsgeographie erkennt Schlenger je nach ihrer Zielsetzung gleichermaßen Berechtigung zu. Keiner dieser vier Richtungen, die sich z. T. überschneiden, folgt er unbedingt, es finden sich Anklänge an alle. Das liegt an dem doppelten Ziel der Untersuchung, einmal will er die verschiedenen Dorfformen in Schlesien darstellen, zweitens beschäftigt er sich besonders mit den Formen derjenigen Siedlungen, die der mittelalterlichen Kolonisation ihre Entstehung verdanken [30]).

Material zum vergleichenden Studium der ländlichen Siedlungsformen gewinnt Schlenger aus der sog. Wredeschen Kriegskarte, die vom Ing.-Oberstlt. v. Wrede im Auftrage Friedrichs d. Gr. angelegt wurde. Er macht so als erster diese bedeutende kartographische Landesaufnahme der schles. Siedlungsformenforschung nutzbar. Sie ermöglicht, die neueren Ausbauten von den älteren Kernformen zu trennen. Ferner schöpft er die reichen Schätze des schles. Landeskulturamtes aus, die dieses in den Flurkarten besitzt, die hauptsächlich während der Ackerseparation im Anfang des 19. Jahrh. entstanden sind. Schließlich bilden für manche Dörfer die Meßtischblätter die einzige kartographische Darstellung. Da ferner jede Siedlung historisch bedingt ist und das Siedlungsbild einer Landschaft ohne Auswertung der geschichtlichen Überlieferung unvollständig bleibt, werden auch Urkunden herangezogen, soweit sie in den Schlesischen Regesten [31]) (jetzt bis 1342 reichend), dem „Liber fundationis Episcopatus Vratislaviensis" [32]) aus dem Anfang

[29]) Hauptvertreter R. Gradmann: Die Arbeitsweise der Siedlungsgeographie. ... Zeitschr. f. Bayr. Landesgesch., Bd. I (1928), S. 316—357.

[30]) Vgl. die aufschlußreiche Rezension der Schlengerschen Arbeit von R. Kötzschke: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, herausg. von W. Volz und H. Schwalm, Jahrg. 1, Heft 6. Langensalza 1931. Nach Kötzschke bestehen zwar „innere Beziehungen zwischen den beiderlei Problemen", aber „die völlige Einheitlichkeit der Untersuchung wird nicht ganz erreicht".

[31]) Herausgeg. v. C. Grünhagen, später K. Wutke, H. Bellée und E. Randt im „Codex diplomaticus Silesiae", Bd. VII ff.

[32]) Herausg. H. Markgraf u. F. W. Schulte, Cod. dipl. Sil., Bd. XIV.

des 14. Jahrh. und dem „Landbuch des Fürstentums Breslau" v. J. 1358[33]) enthalten sind[34]).

Um sodann die „Morphologie" der dörflichen Siedlungen Schlesiens darzustellen, entwirft Schlenger in großen Zügen ein Bild der schlesischen Naturlandschaft und behandelt dabei den orographisch-morphologischen Aufbau, die klimatologisch-hydrographischen Verhältnisse, gibt sodann eine pflanzengeographische Charakteristik der Provinz (zur Rekonstruktion der „Urlandschaft") und gewinnt dadurch eine Übersicht über die natürlichen Landschaften. Schließlich nutzt er auch die Ergebnisse der Prähistorie aus, um die „großen Zusammenhänge in der Verteilung der Dorfformen" herauszuarbeiten. Eine Darstellung des Siedlungswandels der schlesischen Landschaft ist nicht beabsichtigt. Denn die Arbeit will nur Beiträge zur „schles. Siedlungsgeographie und zur Siedlungstheorie, weniger zur Siedlungsgeschichte" liefern.

Im 1. Hauptteil seiner Arbeit behandelt Schlenger sodann „die Gestaltung des schles. Dorfes", zunächst die Formen des Innenraumes. Als solche erkennt er Weg und Anger. Nach der Gestaltung des Innenraumes gibt er folgendes Schema[35]) der Dorfformen:

I. Streusiedlungen: (ohne eigentlichen Dorfcharakter, kommunalpolitische Gemeinden).

II. Dörfer: a) Wegedörfer[36]): „linienhafter" Innenraum;
1. mit lanzettförmigem, 2. mit rundem, 3. mit eckigem u.
2. Doppelwegedorf, 3. Gitterwegedorf, 4. Netzwegedorf;
b) Angerdörfer: „flächenhafter" Innenraum;
1. mit lanzettförmigen, 2. mit rundem, 3. mit rechteckigem u.
4. mit dreieckigem Anger.

---

33) Herausg. G. A. Stenzel, Übersicht der Arbeiten und Veränderungen d. schles. Ges. für vaterl. Kultur für das Jahr 1842. Breslau 1843, S. 48—141.

34) Schlenger benutzt also nur die Urkunden, soweit sie gedruckt sind. Dadurch wird die urkundliche Grundlage für seine historischen Betrachtungen etwas schmal. An gedrucktem Urkundenmaterial für das Fürstentum Brieg wäre noch zu verwenden gewesen C. Grünhagen: Urkunden der Stadt Brieg, Cod. dipl. Sil., Bd. IX, und R. Rößler: Urkunden des Herzog Ludwig I. von Brieg, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles., Bd. VI u. XI.

35) Wie Schlenger (S. 61 Anm. 6a und b) in einem Vortrag „Ergebnisse und Aufgaben der schles. Siedlungs-Formen-Forschung", gedruckt im „103. Jahres-Bericht der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur für 1930" (Breslau 1931), S. 167 ff., ausführt, ist scharf zu unterscheiden zwischen Schema und Typus. Es lassen sich zwar alle Siedlungen nach einem bestimmten Einteilungsprinzip in ein Schema bringen, doch als „Typen" werden nur diejenigen angesehen, die „sich durch ihr häufiges Auftreten oder ihre eigentümliche Vergesellschaftung mit anderen Siedlungsformen auszeichnen". Die obige Übersicht über die Dorfformen ist also nur als eine „morphographische Charakteristik" des Dorfinnenraums aufzufassen.

36) Diese „Übertragung des Begriffes Wegdorf oder Wegedorf auf den deutschen Osten" hält Kötzschke (in der Rezension) nicht für glücklich, da der Weg nicht ein Element des Siedelns, sondern des Verkehrs sei. Den Oberbegriff „Wegedorf" läßt Schlenger in der weiteren Darstellung wieder fallen.

Da ferner die Gestaltung der „Dorflagen" auch mit dem Grundriß der Gehöfte und ihrem gegenseitigen Abstande zusammenhängt, kommt als weitere Gruppierung der Dorfformen noch hinzu das Straßendorf als Wegdorf mit geschlossenen (II a 1) und das Reihendorf als Weg- bzw. Doppelwegedorf mit lockeren Gehöftzeilen (II a 1 bzw. 2). Vergleicht man nun das frühere Ortsbild mit dem heutigen, so ergibt sich der eigentliche Kern des Dorfes, an den sich jüngere An- und Ausbauten anschließen. So bilden die Strahlen-, Netz- und Haufenwegedörfer (nach Martiny) Überformungen älterer Kernformen.

Zu den Kernformen sind zu rechnen in Schlesien die Anger- und Straßendörfer („Einwegdörfer mit geschlossenen Gehöftzeilen"). Das letztere ist die einfachste Form der Wegedörfer. Hierher gehörige Ortschaften können ganz verschiedenes Aussehen haben. Sie können zum Naturtyp oder zum Normtyp (Martiny's) gehören. Welchem von beiden sie zuzuordnen sind, darüber entscheiden Flurform, Urkunden, Aussehen der Gehöfte usw. Werden bei dem Wegdorf die Nebenstraßen mit Häusern bebaut, so entwickelt sich ein fiedriges Wegenetz. Zu den Einwegdörfern gehören die in Schlesien häufigen Gutssiedlungen [37]), deren Mittelpunkt ein Rittergut bildet, in dessen Nähe die Gesindehäuser an der Straße aufgereiht stehen und um das sich fast ausschließlich kleine Häusler- und Gärtnerstellen gruppieren.

Das Doppelwegedorf mit zwei vollständig umbauten Wegen, die parallel laufen und nur wenige Querwege aufweisen, ist in Schlesien zum Angerdorf zu rechnen. Kommt noch ein dritter umbauter Parallelweg hinzu, so entsteht ein „Gitterwegedorf". „Gitterstruktur" kann auch durch neuzeitliche Erweiterung von bereits bestehenden Dörfern zustandekommen.

Die genannten Arten gehören alle mehr oder minder zum Normtyp, da sie planmäßig gegründet sind. Zum Naturtyp, d. h. durch allmähliches Wachstum geworden, ist zu rechnen das strahlige Wegedorf, bei dem von einem Punkte sich nicht überschneidende Wege ausstrahlen (Martiny, Fig. 10), das Netzwege- und das Haufenwegedorf, letzteres eine Ausbauform. Alle drei, strahliges, Netz- und Haufenwegedorf sind nur Entwicklungsstufen einer wachsenden Siedlung, werden daher von Schlenger unter der Bezeichnung „Netzwegedorf" zusammengefaßt, wobei dann kleine Varianten durch Zusätze wie „strahlig, kraus" usw. bezeichnet werden.

Das Angerdorf hat „flächenhaften" Innenraum. Letzterer dient nicht mehr ausschließlich dem Verkehr, wie beim Wegedorf, sondern auch anderen Zwecken. Bei diesem verzweigen sich die Fahrwege am Eingang des Dorfes und schließen einen freien Platz,

---

[37]) Darüber W. Geisler: Die Gutssiedlung und ihre Verbreitung in Norddeutschland, Geogr. Anzeiger, Gotha 1922, S. 250—253.

den Anger, ein. Die Bauerngüter stehen, ganz planvoll[38]) gebaut auf der dem Anger abgekehrten Seite. Der Anger war zunächst größtenteils unbebaut, enthielt nur (wenn das Dorf ein Kirchdorf war) die Kirche, die dem öffentlichen Gemeindeleben dienenden Gebäude, wie Kretscham, Schmiede usw.[39]) und wurde erst in preußischer Zeit an die „kleinen Leute" weiter aufgeteilt. Oft hat sich noch die Hecke[40]) erhalten, die das Dorf gegen die Feldflur abschloß. Um diese läuft meist ein Feldweg. Die Gestalt des Angers hängt vielfach von geographischen Faktoren ab; so fällt er, wenn das Dorf an einem Bach liegt, meist mit der Bachaue zusammen. Am häufigsten ist in Schlesien der lanzett- oder spindelförmige Anger zu finden. Eigentümlich ist diesen Lanzettdörfern, daß die enge Aneinanderreihung der Gehöfte nicht gestattet, senkrecht zum Anger Verbindungswege zu den Nachbardörfern in der Mitte des Dorfes abzuzweigen. Sie strahlen nur von den Dorfausgängen dahin aus, z. B. bei Zindel, Kr. Brieg[41]). Die Rundangerdörfer sind in Schlesien nicht allzuhäufig. Das bekannteste Beispiel ist Knispel, Kr. Leobschütz. Diese Dörfer zeigen hinter einer „allseitig geschlossenen Gehöftzeile" eine fächerförmige Aufteilung der Hof- und Gartengrundstücke. Sie sind z. T. als natürliche Anpassungsformen zu betrachten.

---

[38]) Wie planvoll man dabei verfuhr, zeigt das Dorf Tempelfeld, Kreis Ohlau. Es weist 21 Bauern auf. Durch die in der Mitte des Dorfes stehende Kirche wird es in vier Teile zerlegt. Jedes Dorfviertel weist fünf Bauern auf. Eine der beiden Scholtiseien kam auf den Anger zu liegen (die andere der Kirche gegenüber).

[39]) Es ist selbstverständlich, daß Schlenger bei dem umfassenden Charakter seiner Arbeit nur das Grundsätzliche und Wichtigste herausstellen kann. Einzeluntersuchungen, die an seine Arbeit anschließen müssen, werden z. B. das Bild, das er von den Angerdörfern entwirft, noch vervollständigen können. Nur einige Beispiele. Charakteristisch für die Angerdörfer sind die gleichmäßig im Dorf verteilten Teiche, in Schlesien „Lužen" (von schles.-poln. luża = Pfütze) genannt. Sie sollten das nötige Wasser zum Löschen des Feuers bei den früher häufigen Bränden liefern und dienten als Viehtränke für das Vieh, das nachts auf den Anger eingetrieben wurde. Die Dorfausgänge wurden dann nachts versperrt. Das Angerdorf ist (wie der Rundling) auch eine „Schutzanlage".

[40]) Die Hecke (Feldzaun oder „Etter") hatte im Mittelalter auch rechtliche Bedeutung. Ein Verbrechen innerhalb desselben wurde strenger geahndet als ein auf freiem Feld begangenes. Die Gärten zwischen Feldzaun und Scheuer hießen Tetze- (Täzze) oder Grasegärten, weil hier die Täzzefrüchte, wie Kraut, Gemüse, kurz alles, was die Hausfrau für den Haushalt brauchte, gebaut wurden.

[41]) Zu S. 70 (Anm. 15) ist zu bemerken, daß z. B. in Köchendorf, Kr. Ohlau, das Gut, die heutige Erbscholtisei, auf dem Anger liegt. Es war ehemals ein Allod, Mumochowitz genannt, das im heutigen Dorf aufgegangen ist. (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. VI (Rößler), Nr. 528.) Noch aus den Bemerkungen, die Knie darüber macht, ist dies zu erkennen.

Zu S. 72. Woisselsdorf, Kr. Grottkau, ist eines der selten in Schlesien vorkommenden „zweiseitig geschlossenen Straßenangerdörfer" Krauses. Der fehlende Durchgangsverkehr gibt dem Anger daselbst eine ganz unregelmäßige Gestalt. Die Ausgestaltung des modernen Verkehrs hat bewirkt, daß der Hauptverkehrsweg heut östlich des Dorfes vorbeiführt (früher westlich).

Bei den Rechteckanger-Dörfern konvergieren die Dorfwege am Ausgang des Dorfes nicht, sondern verlaufen parallel innerhalb des Dorfes. Am Ende sind sie durch Querwege verbunden. Hierin verrät sich besonders „das Walten einer festen Norm“. Der Rechteckanger findet sich in „Orten mit versuchter Stadtgründung oder auch in früheren Städten“, besonders deutlich in den Dörfern Würben und Marschwitz, Kr. Ohlau[42]). Von den Dreieck-Anger-Dörfern ist noch nicht auszumachen, ob sie nur topographisch oder z. T. historisch bedingt sind.

Dann schenkt Schlenger den Flur- und Wirtschaftsformen seine Aufmerksamkeit, geht der Frage nach dem slavischen Agrarwesen nach[43]) und bespricht sodann die Gewanndörfer (im Anschluß an Meitzen). Gegen Meitzen, der Knispel, Kr. Leobschütz, als „slavischen Rundling“ angesprochen hatte, weist Schlenger auf Grund der regelmäßigen Gewannflur nach, daß es ein Rundangerdorf ist. In den Gewanndörfern liegt der Besitz der einzelnen Bauern nicht in einem geschlossenen Komplex, sondern in mehreren Anteilen über die Feldmark zerstreut, der sog. „Streubesitz in Gemengelage“. Das betriebswirtschaftliche Korrelat der Gemengelage ist der Flurzwang. Um die Gewanneinteilung genau durchführen zu können, ist Voraussetzung eine festgelegte Gemarkungsgrenze und innerhalb derselben eine geschlossene Dorflage mit einer feststehenden Zahl von Dorfgenossen. Eine Vermehrung der Bauernstellen ist nur möglich durch Parzellierung bereits vorhandener Güter. Der Grundriß der Dorflagen in den Gewanndörfern zeigt entweder geschlossene (gedrängte) Gehöftzeilen, wobei die Dorflage ein besonderes Flurstück in der Gemarkung bildet, oder lose, lockere Gehöftzeilen, wobei die Gehöfte auf den Zaunstücken oder auf dem Kopf der „flämischen“ Hufen, die in Gewannen liegen, stehen. Die Flurform ist es also, die über die gegenseitige Lage der Gehöfte entscheidet.

Die Waldhufe oder „fränkische“ Hufe ist in Schlesien weit verbreitet, ist 24, 19 ha. oder ca. 100 preußische Morgen groß[44])

[42]) Zu Würben und Marschwitz stelle ich noch das Nachbardorf von Würben, Jankau, ebenfalls mit Rechteckanger. Dasselbe ist der Fall bei Stuben und Gr.-Kreidel, Kr. Wohlau. Von allen, außer Marschwitz, ist bekannt, daß es wallonische Kolonien sind. Vgl. C. Grünhagen: Les colonies Wallones en Silésie. Denkschrift der Belgisch. Akademie, Brüssel, 1867, XXXIII. — Von Marschwitz läßt sich nachweisen, daß es ursprünglich im Besitz des wallonischen Adelsgeschlechtes der Gallici war. Vgl. K. Wutke, Zur Geschichte des Geschlechts der Gallici (Walch) in „Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles.“, Bd. 61, S. 279 ff. — K. Eistert: „Das Geschlecht der Gallici (Walch) im Kreise Ohlau“, „Unser Schlesien (Ohlauer Heimatblätter)“ 1930, Nr. 13 f. Es wird also zu untersuchen sein, ob bei den Rechteckangerdörfern die Gestalt des Angers etwa historisch oder gar ethnographisch bedingt ist, vielleicht durch Untersuchung von Dörfern in Belgien, des Herkunftsortes der wallonischen Siedler.

[43]) Hierauf will ich in einer späteren Abhandlung im Zusammenhang näher eingehen.

[44]) Nach H. v. Loesch: „Die fränkische Hufe“, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles., Bd. 61 (1927), S. 82—108, Bd. 63 (1929), S. 33—72.

und weist die bekannte „Streifenflur“ auf [45]). Sie ist zugleich „Waldrodungshufe“ und stellt die vollkommenste Flurform da. Sie brauchte nicht „umgelegt“ zu werden. Das Waldhufendorf (das schon öfter beschrieben worden ist) zeigt in Schlesien zwei Varianten. Bei der ersten ziehen sich die Gehöftreihen von einer Gemarkungsgrenze kilometerlang an Bächen oder Flüßchen das Gebirge hinauf bis zur anderen hin. Beim „geschlossenen“ Waldhufendorf, der zweiten Variante, liegt der Hauptteil der Felder hinter jedem Gehöfte, ein Teil aber außerhalb der Dorflage. Beide Teile sind in Streifen, „Handtüchern“, aufgeteilt. Die Felder außerhalb der Gehöftreihen sind jedenfalls erst nach Beendigung der Dorfgründung in Anbau genommen worden, während bei der ersten Variante eine etappenweise Rodung des Waldes und Besetzung mit Gehöften stattfand. Das geschlossene Waldhufendorf findet sich hauptsächlich in der „Ebene“ [46]). Die „Streifenflur“ findet sich in Schlesien nicht nur bei der großen, „fränkischen Hufe“, sondern auch bei der kleinen „flämischen“. Letztere ist in ganz Schlesien, besonders aber in Oberschlesien verbreitet. Ihre Größe beträgt etwa 16,8 ha. Während die große Hufe gewundenen Verlauf in Anpassung an das Gelände aufweist, zeigt die flämische ganz gerade Linienführung; auch ist ihre Schmalheit charakteristisch. Die streifenförmige Aufteilung der Feldflur bedingt nur die Planung des Waldhufendorfes, nicht aber die Gestalt des Innenraums in der Dorflage. Hier überhaupt zeigt sich am klarsten die gegenseitige Abhängigkeit von Dorflage und Flureinteilung.

Im folgenden wird die neuzeitliche Ackerseparation oder „Gemeinheitsteilung“ besprochen, sodann die ihr voraufgehende Dreifelderwirtschaft, die erst mit der deutschen Kolonisation nach Schlesien gekommen ist; dann auf die Lage der Dorfstätte eingegangen, die zentral oder peripher in der Gemarkung sein kann, und weiterhin die Gestaltung des Feldwegenetzes behandelt. Da in den Gewanndörfern die Feldmark das Primäre der ganzen Siedlung darstellt, richtet sich der Verlauf der Feldwege nach der Lage der einzelnen Gewanne. Um alle bequem erreichen zu können, ist die zentrale Lage die idealste. Doch kommt auch periphere Lage des Dorfes in der Feldgemarkung vor [47]). Die Feldwege in Gewann-

---

[45]) R. Kötzschke (in der genannten Rezension der Schlengerschen Arbeit) empfiehlt den mehrdeutigen Ausdruck „Streifenflur“ nicht zur Einführung in die Geschichte des Siedlungs- und Agrarwesens.

[46]) M. Hellmich, der die Arbeit Schlengers bespricht in „Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles.“, Bd. 65 (1931), S. 464 ff., empfiehlt, den Ausdruck „Waldhufendorf“ nur auf die erste Variante anzuwenden, die zweite Form stelle jedenfalls Anlagen mit flämischen Hufen dar.

[47]) Ein instruktives Beispiel bildet Laugwitz, Kr. Brieg. Die vordeutsche Siedlung lag an dem Konradswaldauer Wasser, wie sich aus prähistorischen Funden, die z. T. der slavischen Zeit zuzurechnen sind, ergibt. Bei der Gründung des deutschen Dorfes fand wegen der Hochwassergefahr eine Verlegung der Ortschaft statt. Sie liegt ganz peripher. Die Äcker des Nachbardorfes Tempelfeld reichen bis an den Ortsrand von Laugwitz. Vgl. K. Eistert: Laugwitz im Mittelalter (Briegische Heimatblätter, Nr. 71).



dörfern trugen, da alle Bauern diese, um zu ihrer Parzelle in den einzelnen Gewannen („Feldern“) zu gelangen, benutzen mußten, öffentlichrechtlichen Charakter. Anders bei den Waldhufendörfern; da dort jeder Bauer seinen Streifen selbst durch einen Feldweg aufschließen mußte, sind die Wege fast ausschließlich Privateigentum. Sie zweigen sich wie die Rippen eines Blattes von der Dorfstraße ab und verleihen der Feldmark des Waldhufendorfes ihr typisches Aussehen. Die Dreifelderwirtschaft erforderte einen besonderen Weg, um das Vieh auf die Brache zur Hutung zu treiben. Dieser Viehweg, „Trieb“ oder „Fiebig“ genannt, ist seit der Separation meist[48]) verschwunden.

Abschließend stellt dann Schlenger unter gleichzeitiger Berücksichtigung von Orts- und Flurform in Schlesien drei „Dorftypen“ heraus, das Anger-, Straßen- und Waldhufendorf.

Im 2. Hauptteil seiner Untersuchung behandelt Schlenger die siedlungskundlichen Eigentümlichkeiten des deutschrechtlichen Dorfes der mittelalterlichen Kolonisation in Schlesien. Im Mittelpunkt des Interesses stehen „die mit der Einführung des deutschen Rechtes verbundenen Vorgänge der Kolonisation“. Er streift zuerst kurz das Problem der Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Kolonisten, behandelt in methodisch einwandfreier und nahezu erschöpfender Weise die „Kolonisation als Prozeß“. Dabei sieht er die „Aussetzung“ oder Lokation als einen rechtlichen Akt und ein wirtschaftliches Unternehmen zugleich an und weist dann hin auf die wichtige Rolle, die der Lokator dabei spielte[49]). Mit Recht wird sodann von der Aussetzung im eigentlichen Sinne, d. h. der Gründung eines neuen deutschrechtlichen Dorfes „auf grünem Rasen“, die „Umsetzung“ einer schon bestehenden polnischrechtlichen Siedlung ins deutsche Recht geschieden. Letztere verändert vor allem die Physiognomie der bestehenden Siedlungen und ihrer Feldfluren; sie brachte eine Neuvermessung und Neuverteilung der Gemarkung mit sich und eine Neugestaltung der Dorflage. Hingewiesen wird sodann auf die wenigen Beispiele von Aussetzung zu polnischem Recht, die hauptsächlich im Breslauischen

[48]) Diese Einschränkung wird man (gegenüber Schlenger) machen müssen. In Krummwohlau z. B. ist „die Träbe“ heut noch erhalten. Sie bildet dort die Grenze zwischen den „flämischen“ Hufen und der übrigen Feldflur.

[49]) So gut wie noch gar nicht untersucht ist die Frage, welche Rolle die Ritter bei der Kolonisation in Schlesien spielten. Aus jahrelanger Beschäftigung mit der Siedlungskunde des ehemaligen Fürstentums Brieg ergibt sich, daß der Hauptherkunftsort der bei der deutschen Kolonisation desselben beteiligten Ritterfamilien Sachsen und die Lausitz ist. Einiges darüber bei W. Jungandreas: Die Besiedlung Schlesiens, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schles. Mundarten, in „Wort und Brauch“, Heft 17, Breslau 1928. Übertrieben wird die Rolle der Ritter bei der Kolonisation durch Dmitrij Nik. Egorov in seinem jetzt auch in deutscher Übersetzung (durch Harald Cosack) vorliegenden Werke: „Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrh.“, 2. Bd. (Osteuropa-Institut, Nr. 1, Breslau 1923).

und Neißischen erwähnt werden. Beachtung findet auch die Gründung von Freigütern bereits vor der deutschen Kolonisation, die vielen Ellguths (von lgota = levatio, Erleichterung)[50]), die vor allem auf der rechten Oderseite sich finden und meist wohl nur Vorwerke der Grundherren, aber keine Bauerndörfer waren. Auch die Ujazd-Siedlungen (ujazd = circuitus), die durch Umreiten der Flur abgegrenzt wurden und vordeutsche Gründungen des 11./12. Jahrh. sind, kommen in Schlesien vor. Da bei der „Umsetzung" die polnischen villulae nicht hinreichten, um ein lebensfähiges deutsches Dorf zu schaffen, wurden oft mehrere solcher Orte zu einem zusammengelegt, bisweilen wurde auch die Gründung neuer Siedlungen vorgenommen, die dann oft Zusätze wie Groß-, Deutsch-, Neu- usw. erhielten, während das ehemals polnischrechtliche Dorf, das allerdings später ebenfalls meist auf deutsches Recht gesetzt wurde, die Bezeichnungen Klein-, Wenig-, Polnisch- und Alt- zum alten Dorfnamen hinzunahm[51]). Hatte schon diese Umsetzung eine weitgehende Umgestaltung der Landschaft zur Folge, so war das in weit höherem Maße der Fall bei Neugründungen von Dörfern. Immer mehr lichteten sich dadurch die Urwälder, besonders der Vorberge und der Sudeten und der alte Grenzwald zwischen Nieder- und Oberschlesien, die Preseka. Hier erfolgte die Lokation nicht bloß dorfweise, sondern größere Flächen wurden dem Lokator bisweilen übergeben, um darauf beliebig viel Dörfer anzulegen. Meist wurde das gerodete Land nach fränkischen (großen) Hufen vermessen, doch kann auch die „flämische" (kleine) Hufe Rodungshufe sein. Abschließend ergibt sich, daß die Hufenverfassung eine deutsche Eigentümlichkeit ist.

Die Größe des Bauernerbes ist noch nicht endgültig zu bestimmen, doch müssen auch schon von Anfang an zweihufige Güter bestanden haben[52]). Die Bauern waren zunächst bis auf wenige Aus-

[50]) W. Schulte: Ujazd und Lgota, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles., Bd. 25, S. 211—235.

[51]) Mit Recht bemerkt Schlenger, daß dies nicht als Regel aufzufassen ist. Im Kreise Ohlau z. B. gibt es zwei Dörfer, Groß- und Klein-Peiskerau. Ursprünglich (bis z. J. 1330) gibt es nur Piscorowe, Pyskerow und ähnliche Formen. Seit 1330 taucht dann antiquum Piscerow auf; das ist aber gerade zu dem sonst üblichen Brauch das heutige Groß-Peiskerau, welche Bezeichnung seit 1435 (Grosen peyskeraw) zu belegen ist. Klein-Peiskerau hieß 1332 Novum Piscorow und 1364 Klein-Peiskeraw. Groß-P. ist nachweislich eine in slavischer Zeit schon vorhandene Siedlung. Die Zusätze Groß- und Klein- gaben früher anscheinend nur das Größenverhältnis zwischen beiden Siedlungen an. Dieses hat sich in neuerer Zeit ins Gegenteil verkehrt. Klein-P. hat heut mehr Einwohner als Groß-P.

[52]) Die Größe der Bauerngüter wechselte nach meinen Beobachtungen je nach der Grundherrschaft. In den Dörfern des Johanniterordens besaßen die Bauern durchweg zwei Hufen, so z. B. in der Kommende Tinz, Kr. Nimptsch. Vgl. A. Lerche: Die territoriale Entwicklung der schles. Johanniter-Kommende (Dissertation Breslau 1912). — Als der Johanniterkomtur in Klein-Oels, Kr. Ohlau, i. J. 1351 das Allod Kallen kaufte, erhalten die Bauern daselbst zu ihrer einen Hufe noch je eine von dem parzellierten Allod hinzu. Vgl. K. Eistert: Zur ältesten Geschichte von Kallen („Unsere Heimat", Wansen 1928, Nr. 21).

nahmen nur verpflichtet, von ihren Hufen Grundzins zu zahlen und den Zehnten abzuliefern. Polnischrechtliche Orte waren zum Feldzehnt verpflichtet, während für die zu deutschem Recht liegenden Dörfer der Zehnt als Malterzehnt in Körnern oder gar als Bischofsvierdung in Geld entrichtet wurde. Hieraus wird ein weiteres Kriterium für deutsches Recht gewonnen. Die Pfarrwidmut, die meist 1—2 Hufen groß war[53]), kann nach den neuesten Forschungen[54]) nicht mehr als unbedingtes Kennzeichen deutschen Rechts angesehen werden. Das gleiche gilt für die Überschar, jenes überschießende (excrescentia) Stück Land, das sich bei einer auf die erste Großvermessung oder Abschätzung der gesamten Feldmark folgenden Kleinvermessung oder bei einer nochmaligen Neuvermessung ergab[55]). Sie stellt sich dar „als unmittelbarer Ausdruck wirtschaftlicher Umgestaltungen". Als eindeutige Kennzeichen deutschen Rechts sind also anzusehen die Erwähnung des Schulzen oder der Scholtisei, des Malter- und Geldzehnts und der großen (fränkischen) Hufe. Wo eins von diesen Argumenten des deutschen Rechts gegeben ist, können als stützendes Kriterium noch dienen die Erwähnung der kleinen Hufe, der Pfarrwidmut, der Überschar und natürlich auch die Aussetzungsurkunden[56]). Auf

---

[53]) Die drei Hufen große Widmut ist durchaus nicht so selten. Einige Beispiele nur aus dem Kreise Ohlau. 1250 erhält der Schulz Heinrich die Erbgüter Nemerum (Niefnig) und Ossek (Hennersdorf) zur Aussetzung unter Zusicherung von drei Hufen für die dos der Kirche (Schles. Reg. 719). 1294 erhält bei einer Neuvermessung in Frauenhain die Kirche zwei Hufen und eine dritte zur Erhaltung und Beleuchtung (Schles. Reg. 2316). 1409 werden in Baumgarten drei Huben Erbes, „die vor zu der Weden gehörten", verkauft (St.-Arch. Rep. 135 E 39 r 1, S. 20). In Alt-Wansen hat der Wansener Pfarrer sogar vier Hufen frei ca. 1425 (Darst. u. Quellen, III, 214), nach Knie sind es drei Hufen.

[54]) H. F. Schmid: „Die sozialgeschichtl. Erforschung der mittelalterl. deutschrechtl. Siedlung auf polnischem Boden." Vierteljahrsschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgesch., Bd. XX (1928), S. 301—355. — H. v. Loesch: „Neue kirchenrechtl. Forschungen zur Kolonisationsgesch. Ostdeutschlands." Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles., Bd. 59, S. 158—63. — E. Michael: „Die schles. Kirche und ihr Patronat im Mittelalter unter poln. Recht", I. Bd., Görlitz 1926.

[55]) Solche Neuvermessungen fanden im Fürstentum Brieg um 1300 statt. Beispiele: In Thomaskirch 1286 (Schles. Reg. 1968), in Brosewitz 1288 (Schles. Reg. 2073), im selben Jahr in Mollwitz (Schles. Reg. 2089), in Frauenhain 1294 (s. oben!).

Über die Überschar folgende Beispiele aus dem Kreise Ohlau: In Würben verkauft i. J. 1271 der Abt von St. Vinzenz dem Schulzen und dem Nikolaus Gallicus zwei Hufen ex incremento mansorum mensuratorum (Schles. Reg. II, S. 152), 1276 verkauft der Abt desselben Klosters 1½ Hufen von den Hufen seines Hofes in Zottwitz als Überschar (extra mensuratum) und befreit sie (Schles. Reg. 1514). Im J. 1311 und 1346 werden sie nochmals verkauft. 1311 werden in Arnsdorf (Stannowitz) zwei Hufen, zwei Überschare (superfluitates que ubirmaze vulgariter vocantur) an einen Ritter verkauft (Schles. Reg. 3197). In Graduschwitz hatte der Schulz eine Hufe Überschar widerrechtlich an sich gebracht (Schles. Reg. 4042). In Marschwitz hatte sie der Erbherr an den Schulzen und die Bauern verteilt (Schles. Reg. 4218).

[56]) Als weitere Stützen gibt Schlenger noch Orts- und Flurnamen an. Wegen der ungeheueren Arbeit, die ihre Auswertung bereitet, ist bei der folgenden Liste davon abgesehen.

Grund dieser Kriterien gibt Schlenger dann (im Anhang I) eine Liste von ca. 1000 deutschrechtlichen Dörfern[57]) in Schlesien bis z. J. 1342, bis wohin die „Schlesischen Regesten“ gehen, und zeigt auf einer Karte (Tafel XXIV) ihre geographische Verbreitung. Vergleicht man nun damit die drei ermittelten Dorftypen: Straßen-, Anger- und Waldhufendorf, so zeigt sich, daß von den ca. 1000 Dörfern der Liste 900 einem der drei Typen zugehören, und zwar sind Anger-, Straßen- und Waldhufendörfer an der Gesamtzahl im Verhältnis von 7 : 6 : 5 beteiligt. 350 von den 500 Angerdörfern Gesamtschlesiens sind als deutschrechtlich nachgewiesen, also kann man mit Fug und Recht das Angerdorf „als eine typische Form des deutschrechtlichen Dorfes“ in Schlesien bezeichnen. Es stellt „ein typisches Siedlungsschema der mittelalterlichen Kolonisation“ dar, wobei über die Deutschstämmigkeit der Kolonisten nichts ausgesagt wird. Die verschiedenen Formen der Angerdörfer sind hervorgegangen teils aus der Umsetzung und Zusammenlegung bereits vorhandener Slavendörfer, teils aus der Lokation von Gütern, teils sind es Neugründungen auf grünem Rasen. So ist das Angerdorf in gewissem Sinne „das Rodungsdorf der Ebene“. In diesen „Angerrodungsdörfern“ stehen die Bauernhöfe weit auseinander[58]), die Dorflage ist langgestreckt.

Das Waldhufendorf ist die zweite typische Form des deutschrechtlichen Dorfes. An der Siedlungsfläche Schlesiens hat es mit 25 v. H. Anteil[59]). Das Straßendorf dagegen ist nur dann

[57]) Diese, mit einem großen Aufwand von Fleiß zusammengestellte Liste, die erste für ein so umfassendes Gebiet, hat natürlich noch einige Schönheitsfehler, woraus man aber Schlenger keinen Vorwurf machen wird. Einige Beispiele aus dem Fürstentum Brieg: Xsenschitz im lib. fund. B. 380 ist nicht Tschanschwitz, Kr. Strehlen, sondern Knieschwitz, Kr. Ohlau, wie nachgewiesen hat K. Engelbert, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles., Bd. 50, S. 293. — Zu den deutschrechtlichen Dörfern im Kreise Strehlen ist hinzuzufügen Olbendorf, von dem es im lib. fund. B. 381 heißt: In Gnoyva sive Alberti villa dominus ... habet 26 marcas. ... Et sunt magni mansi. ... Also Geldzehnt und große Hufen als Kriterien deutschen Rechtes. Olbendorf ist ein „geschlossenes“ Waldhufendorf (vgl. Meßtischblatt 3079), ist also auch auf Tafel XXIV nachzutragen.

[58]) Für die Behauptung Schlengers, daß das Angerdorf „das Rodungsdorf der Ebene“ ist, bildet der südöstliche Teil des Kreises Ohlau östlich der Ohle ein sehr instruktives Beispiel. Als Beweis dienen hier die Ortsnamen. Aus ihnen läßt sich feststellen, daß fast das ganze Gebiet in vorkolonialer Zeit mit Wald bedeckt war. Der vordeutsche Name von Hennersdorf war Ossek (i. J. 1250), vgl. poln. osieka = Aushau, Lichtung, Klein-Oels, 1189 Olesnicz (Präposition o = circum, les = Laubwald). Beide slav. Dorfnamen deuten also auf den Wald hin. Bei der deutschen Kolonisation werden nun gegründet durch Rodung des Waldes die Orte Rosenhain, Frauenhain (Frowin-hain) und Tempelfeld. Sie enthalten also alle im zweiten Bestandteil des Ortsnamens eine Beziehung zum Walde. Außerdem ist beim ersten Bestandteil von Rosenhain an „roden“ zu denken, wie wohl bei allen ähnlich gebildeten Ortsnamen (z. B. Rosenau). Alle drei deutschen Dörfer nun, und auch das an Stelle des slav. Ossek 1250 ausgesetzte Hennersdorf sind typische Lanzettangerdörfer mit lockerer Bauweise.

[59]) Über das Waldhufendorf weiter unten ausführlicher.

als Normtyp der mittelalterlichen Kolonisation aufzufassen, wenn es ein gedrängtes Wegedorf ist und die Gehöfte den Grundriß des großen (fränkischen) Vierseit- oder Dreiseithofes haben. Gegenüber diesen streng normierten Dorfformen der deutschrechtlichen Orte herrscht im Grundriß der zu polnischem Recht locierten Dörfer „das einfache oder fiederig fortgebildete Wegdorf“ vor. Der Agrar- und rechtsgeschichtliche Unterschied zwischen den deutsch- und polnischrechtlichen Orten spiegelt sich also noch heut im Siedlungsbilde Schlesiens wieder[60].

Im letzten Teil seiner Arbeit behandelt Schlenger die Lage der dörflichen Siedlungen in Schlesien und untersucht zunächst die Abhängigkeit der Grundrißentwicklung von geographischen Faktoren. Die geographische Bedingtheit der Siedlung kommt zum Ausdruck in der Lage derselben, die (nach Hettner[61]) in die topographische und die geographische Lage aufgelöst wird. Während die erste das gegenwärtige Verhältnis zwischen der Niederlassung und der unmittelbar umgebenden Landschaft, vor allem dem Boden ausdrückt, umschließt die geographische Lage das Verhältnis eines Dorfes zur weiteren Umgebung, wobei die Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Die Bedeutung dieser beiden Lagearten wird sodann in zwei Abschnitten untersucht. Zunächst wird auf Grund des Lageschemas von Geisler[62]) der Versuch gemacht, die Lageverhältnisse der Dörfer innerhalb der einzelnen Landschaften zu charakterisieren. Im Odertal meiden die Siedlungen den alluvialen Talboden und bevorzugen den Grenzstreifen zwischen diesem und der diluvialen Hochfläche. Gemieden wird allgemein die Flußschlingenlage, ebenso die Spornlage, d. h. die Lage im spitzen Winkel zwischen Haupt- und Nebenfluß. In der niederschlesischen Heide wechseln ältere Dörfer mit unregelmäßigem Grundriß mit Rodungsdörfern des Normtyps der Kolonisation. Die Bartschniederung mit ihren großen Teichen zeigt viele jüngere Dörfer in „Endlage“, d. h. an den nach Westen gerichteten Ausflüssen der Bartsch. Im schlesischen Landrücken, wo der Schutz vor dem Winde und die Lage am fließenden Wasser von großer Bedeutung ist, besitzt die Mehrzahl der Dörfer „Nischenlage“, sie sind auf drei Seiten von Hügeln eingeschlossen. In der mittelschlesischen Ackerebene, die in vor- und frühgeschichtlicher Zeit schon dicht besiedelt war, hängt die heutige Lage der Orte mehr von historischen Gegebenheiten des Siedlungsraumes als von den natürlichen Bedingungen ab. Die Siedlungen besitzen hier meist „Flächenlage“ inmitten der Feldflur. Lehnt sich aber die Dorflage an einen Flußlauf an, so

60) Auf das slav. Dorf in Schlesien will ich im Zusammenhang in einer späteren Abhandlung zurückkommen.

61) A. Hettner: Die Lage der menschlichen Ansiedelungen. Geogr. Zeitschr., 1. Jahrg. (1895), S. 361—375.

62) W. Geisler: Die deutsche Stadt, ein Beitrag zur Morphologie der Kulturlandschaft (Forschungen zur deutsch. Landes- u. Volkskunde, 22. Bd. (1924), S. 359—552).

richtet sie sich in der Planung nach den topographischen Verhältnissen der Flußaue, wofür Paulau, Kr. Brieg, ein gutes Beispiel bildet. Gegenüber der linken Oderseite bildet die rechte ein „unfertiges Siedlungsbild". Ein ähnliches Bild zeigt Oberschlesien rechts der Oder. Die eintönige Waldlandschaft wird nur an einigen Stellen unterbrochen durch die Gemarkungen friderizianischer Kolonien mit ihrem streng geometrischen Grundriß [63]). Häusler und Gärtner sind hier hauptsächlich angesessen, Bauerngüter dagegen herrschen vor in den Waldhufendörfern der Kreise Öls, Namslau und Kreuzburg. Die letzteren sind „Bachuferdörfer" wie die entsprechenden Dörfer am Gebirgsrande. Lage am fließenden Wasser beeinflußt auch die Planung der Waldhufendörfer der Kreise Gleiwitz, Pleß und Rybnik. Oberschlesien links der Oder, besonders die Leobschützer Lößhochfläche, ist altes Siedlungsland, zeigt große Bauerndörfer in windgeschützter Lage. Eine Reihe von ihnen weist eine streng symmetrische Form auf, die einen Übergang vom Anger- zum Doppelwegedorf darstellt, wie z. B. Piltsch, Kr. Leobschütz. Das Gebirge und Vorgebirge ist die Heimat der Waldhufendörfer. Ihr aufgelöster Ortsgrundriß ist bedingt durch die Anpassung an die Geländeformen, und das Waldhufendorf ist hier „eine orographische Anpassungsform der naturproduzenten Siedlungen".

Auf Grund dieser in großen Zügen gegebenen Charakteristik der topographischen Lageverhältnisse der Siedlungen in Schlesien gewinnt Schlenger die natürliche Grundlage für eine Gliederung Schlesiens in Siedlungslandschaften, die das zusammenfassende Ziel seiner Arbeit bildet. Zu diesem Zwecke gibt er zuerst eine „Übersicht über die Verteilung der schlesischen Dorftypen" [64]). Das Angerdorf ist in Oberschlesien hauptsächlich in den Kreisen Leobschütz und Neustadt vertreten und auch im Neißer Bistumslande noch die vorherrschende Form. Seine südliche Verbreitungszone reicht bis zu der Linie Cosel-Falkenberg. Nördlich davon ist ein dünn mit Angerdörfern besetztes Gebiet, das auf der rechten Oderseite durch die Kreise Gr.-Strehlitz und Oppeln begrenzt wird. Dem unteren Neißelaufe folgt das Hauptgebiet des mittelschlesischen Angerdorfes, in den Kreisen Münsterberg und Nimptsch auf der 300—400 m Isohypse durch das Waldhufendorf abgelöst. Weiter nördlich, in den Kreisen Reichenbach und Schweidnitz reicht das Angerdorf nur bis zur 200 bis 300 m Höhenschicht, darüber hinaus überläßt es dem Waldhufendorf den Platz. Ganz dem Verbreitungsgebiete des Angerdorfes ist der südliche Teil des Striegauer Kreises zuzurechnen. Auf der rechten Oderseite sind kleinere Bezirke um Öls, Trebnitz und Steinau

[63]) Eine Monographie über die friderizianischen Kolonien in Schlesien ist in Vorbereitung von Schlenger.

[64]) Auf Tafel XXIII gibt Schlenger eine Karte der Dorftypen, die als Ersatz dient für eine wegen zu hoher Druckkosten nicht veröffentlichte vollständige Dorfformen-Liste. Letztere ist Vorbedingung für ein wissenschaftliches Ortslexikon von Schlesien.

zu finden, in Niederschlesien in drei verschiedenen Gegenden, in den Kreisen Jauer und Liegnitz, im Kreise Glogau und im Kreise Hoyerswerda.

Die Hauptverbreitungsgebiete des Waldhufendorfes werden später behandelt. Das Straßendorf ist hauptsächlich auf der rechten Oderuferseite Ober- und Mittelschlesiens anzutreffen, findet sich aber auch sonst sporadisch in ganz Schlesien. Während also für Mittelschlesien eine „zonale Dreigliederung“ festzustellen ist, tritt in Oberschlesien keine deutliche zonale Gliederung hervor. Vergleicht man diese Zweigliederung Schlesiens mit der Verteilung der deutschrechtlichen Dörfer, so zeigt sich, daß die Kerngebiete der deutschen Kolonisation mit den Hauptverbreitungsgebieten der Anger- und Waldhufendörfer zusammenfallen. Das strahlig oder netzartig entwickelte Wegdorf dagegen findet sich hauptsächlich da, wo die Karte (Tafel XXIV) des deutschrechtlichen Dorfes in Schlesien nur dünn mit Dörfern deutschen Rechts besetzt ist.

Aus der Reihe der Beziehungen, die zwischen Natur des Landes und den Kulturerscheinungen bestehen, greift Schlenger sodann die Relation zwischen Bodenbeschaffenheit und Siedlungsform heraus. Es zeigt sich, daß in den Kreisen mit den höchsten Grundsteuerreinerträgen, also vor allem auf der linken Oderseite, die verschiedenen Abarten des Angerdorfes vorherrschen, gegen das Gebirge zu durch die Waldhufendörfer abgelöst. Die sog. schlesische Ackerebene stand in allen Siedlungsperioden unter der Herrschaft des Pfluges. Auf der rechten Oderseite, wo die Grundsteuerreinerträge bedeutend niedriger sind (besonders in Oberschlesien), herrschen die unregelmäßigen Wegedörfer vor.

Sodann berechnet Schlenger die durchschnittliche Gemarkungsgröße der einzelnen schlesischen Landkreise (Anhang IV und Fig. 21), untersucht die vertikale Verteilung der Dorftypen, streift die Frage der „Stadt-Land-Siedlung“, d. h. die Beziehungen zwischen den mittelalterlichen Stadt- und Dorfgründungen und gewinnt als Ergebnis eine Gliederung Schlesiens in Siedlungslandschaften. Sie ergibt folgendes Bild:

1. Mittelschlesische Gutssiedlung: a) südl. Breslau, b) bei Trebnitz.
2. Das Straßendorf: a) der mittelalterlichen Kolonisation; aa) in der schles. Ebene, bb) in Oberschlesien rechts der Oder. b) der friderizianischen Zeit (hauptsächlich rechts der Oder).
3. Das Angerdorf: a) das Leobschützer, b) das mittelschlesische, c) das Glogauer, d) das Oberlausitzer.
4. Das Waldhufendorf: a) das sudetische, b) das nordschlesische (einschl. Wohlau), c) das oberschlesische (einschl. Kr. Öls, Namslau, Gr.-Wartenberg)[65].

---

[65]) Besonders hervorgehoben sei an der Schlengerschen Arbeit noch der reiche Anhang von kartographischem Material, das sorgsam zusammengestellte Literaturverzeichnis und die das Gesagte veranschaulichenden, gut ausgewählten Bilder.

Walter Bernard (Das Waldhufendorf in Schlesien) [66]).

Während Schlenger alle Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien behandelte und im Hauptteil seiner Arbeit das Dorf der mittelalterlichen Kolonisation in den Vordergrund rückte, stellt sich W. Bernard seine Aufgabe enger und wendet sich einer monographischen Untersuchung des schlesischen Waldhufendorfes zu. Er behandelt zunächst im ersten Teil seiner Arbeit das heutige Bild der Waldhufendörfer, wobei er diese Bezeichnung, die ein entstehungsgeschichtliches Moment enthält, vorab unerklärt läßt, gibt dabei eine Beschreibung dieses „Typs des losen Reihendorfes" an dem Flugbilde von Langenbielau und gewinnt daraus die bereits bekannten Merkmale dieses Typs. Von den verschiedenen Darstellungsmitteln zum Studium der Waldhufendörfer, dem Flugbild, der Flurkarte und dem Meßtischblatt, vermittelt das Flugbild die naturgetreueste Wiedergabe des Dorfbildes, die Benutzung der Flurkarte ist sehr erschwert. Das Meßtischblatt schließlich „erweist sich durch seine Vollständigkeit als die beste, jedem zugängliche Quelle". Darauf untersucht Bernard die Gemarkungseinteilung und ihre Abhängigkeit vom Gelände an einigen Spezialfällen, zunächst an Salzbrunn, Kr. Waldenburg. Dabei gewinnt er „durch eine ganz rohe Überschlagsrechnung" als Größenmaß für die Hufe ca. 25 ha oder rund 100 pr. Morgen, ein Wert, den H. v. Loesch (s. o. Anm. 44) schon früher errechnet hatte. Im Gegensatz zu dem Industrieort Langenbielau hat Salzbrunn noch den Charakter eines Bauerndorfes bewahrt. Daher hat es sich wie alle solche Dörfer „die Form einer losen Gehöftreihe" erhalten. Anders bei Schmottseifen, Kr. Löwenberg. Dort ist die Flußaue übersät von einer großen Zahl von Häusler- und Gärtnerstellen. Für das Waldhufendorf gibt es keine Zerlegung der Dorfgemarkung in Feldflur und „Almende", sondern alles verfügbare Land ist der Hufeneinteilung unterworfen. Bei allen Dörfern findet sich ein Viehweg oder Viehtrieb, um auf diesem die Herden auf die gerade als Brache liegenden Feldstücke zu treiben.

Von den Waldhufendörfern, die an einem Bachlaufe liegen, unterscheidet sich der zweite Typ des Reihendorfes, bei dem eine Straße die Konzentrationslinie bildet. Er kommt besonders in den Kreisen Freystadt und Sprottau vor (Beispiel: Metschlau, Kr. Sprottau) und unterscheidet sich deutlich vom Straßendorf. Letzteres zeigt eng aneinander liegende Gehöfte und diese getrennt von den Feldern, bei der oben beschriebenen Variante des Reihendorfes aber ergeben sich weite Abstände zwischen den Gehöften, weil jedes auf der dazu gehörigen Feldmark liegt. Das Reihendorf kann als eine „locker geordnete Reihe von Einzelhöfen" aufgefaßt werden, wie sich an dem Beispiel des Dorfes Waldau, Kr. Bunzlau,

[66]) Ein Beitrag zur Siedlungsgeographie Schlesiens in derselben Sammlung wie die Schlengersche Arbeit, 12. Heft (1931).

zeigt. Über Dörfer solcher Struktur führt die Entwicklung zur vollkommenen Streusiedlung.

Durch das Gelände werden auch Verkümmerungsformen des Waldhufendorfes hervorgerufen. Wenn z. B. im Gebirge eine Talseite infolge zu nahen Herantretens eines Höhenzuges an den Bach nicht kultivierbar ist, so findet nur eine einseitige Ausbildung des Waldhufendorfes statt. In abgelegenen Engtälern der Sudeten finden sich junge Reihendörfer, die mit dem noch übrig gebliebenen Raume vorliebnehmen mußten. Die Ackerstreifen fallen bei diesen Dörfern daher sehr kurz aus. Bernard nennt sie Waldstreifendörfer (Beispiele: Dorfbach und Schlesisch-Falkenberg, Kr. Waldenburg).

Das Hauptverbreitungsgebiet des schlesischen Waldhufendorfes sind die Sudeten und ihr Vorland. Vom Bober-Katzbach-Gebirge zieht sich ein schmaler Streifen in einem nach Westen geöffneten Bogen um die niederschlesischen Heidegebiete herum in die Kreise Sprottau, Freystadt, Sagan hinüber. Von dort aus greift es auf die rechte Oderseite über. Hier ist es allerdings nur sporadisch in den Kreisen Guhrau, Gr.-Wartenberg, Öls, Namslau und Kreuzburg zu treffen. Isoliert ist die Zone der Reihendörfer um Gleiwitz. In dem heut zu Polen gehörigen Ostoberschlesien ist es in den Kreisen Pleß und Rybnik zu beobachten. Frei von Waldhufendörfern sind also große Teile der niederschlesischen Heide, die niederschlesische Ackerebene und der größte Teil Oberschlesiens. (Vgl. Tafel VIII.) Die hauptsächlich von Reihendörfern bedeckte Fläche macht ca. 25 v. H. der Gesamtfläche Schlesiens aus. In diesen Hauptverbreitungsgebieten finden sich selten Dörfer anderen Typs. Die Grenze der Reihendörfer schwankt nach oben (bis zur 600 m-Isohypse) und nach unten hin (bis 125 m herab). Die Zone der Waldhufendörfer setzt sich nach Westen zu über Schlesien hinaus, dem Nordrande der deutschen Mittelgebirge folgend, fort vereinzelt bis zum Schwarzwald. Desgleichen findet sich eine Fortsetzung nach Osten bis zum Nordrande der Karpathen.

Die Lagebeziehung der Waldhufendörfer zueinander wird im Gebirge in allen Fällen, auf dem schlesischen Landrücken aber nur teilweise durch das Flußnetz bestimmt. In den Hauptflußtälern des Gebirges reiht sich ein Dorf an das andere. Verzweigt sich der Wasserlauf, so divergieren auch die Dörfer. Oft findet sich an den Verzweigungsstellen eine Stadt, die dann die aus den verschiedenen Richtungen zusammenlaufenden Talzüge beherrscht. Den natürlichen Flußgebieten entsprechend, lassen sich daher die einzelnen Gruppen der Reihendörfer einteilen.

Das Waldhufendorf ist dadurch, daß jeder Bauer sein Feld in einem Stück beisammen unmittelbar hinter seinem Gehöft hat und dadurch, daß er die Fluraufteilung den Gegebenheiten des Geländes in jeder Weise anpassen konnte, der gegebene Dorftyp, dessen sich die mittelalterliche Kolonisation Schlesiens zur Nutzbarmachung der Waldgebiete bediente.

Die Gemarkungsgröße der Waldhufendörfer übertrifft durchschnittlich bedeutend die anderer Dorftypen. Die Bevölkerungsdichte ist in den Waldhufendörfern je nach der Gegend verschieden. Die Ebene und das Gebirge weisen vorwiegend agrarisch eingestellte Dörfer auf. Der Hirschberger Kessel und das Eulengebirge zeigen Dörfer mit stark industriellem Einschlag, der in den Industriegebieten der Kreise Waldenburg und Reichenbach am höchsten ist. Der zahlenmäßige Anteil des Gutslandes an den Waldhufendörfern ist gering, nur in den höheren Teilen des Gebirges überwiegt der Anteil der Gutsbezirke, da diese ausschließlich Eigentümer der großen Forsten daselbst sind[67]).

Der 2. Hauptteil der Bernardschen Arbeit behandelt die „historische Entwicklung der Waldhufendörfer". Zunächst entwirft er ein Bild der Zustände vor der deutschen Kolonisation und sucht hauptsächlich die Waldbedeckung Schlesiens aus urkundlichen Anhaltspunkten, besonders über die Preseka, jenen großen Bannwald, der den Schlesiergau umgab, festzustellen, ferner aus den Ortsnamen, die auf ehemalige Waldbedeckung hindeuten[68]).

[68]) Die Liste, die Bernard hier gibt, hätte sich noch bedeutend er-

Aus den „Proben", die er für einige Kreise gibt, geht hervor, daß die Verbreitungsgebiete der Waldhufendörfer in der Slavenzeit mit Wald bedeckt und daher unbesiedelt waren. In denjenigen Gebieten dagegen, die sich durch prähistorische Funde als altbesiedelt ausweisen, herrschen Dorftypen mit gedrängter Bauweise vor[69]).

Darauf schenkt Bernard der deutschen Kolonisation „im allgemeinen" seine Aufmerksamkeit. Es macht sich auch hier der Umstand wieder unangenehm bemerkbar, daß es in Schlesien an einer zusammenfassenden Darstellung über die Kolonisation fehlt. Daher stellt Bernard „nur einige augenblicklich vorliegende Ergebnisse" zusammen, die für das Thema der Arbeit wichtig sind. Die Kolonisation bringt eine starke Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse mit sich durch die Aussetzung und „Umsetzung" deutscher Dörfer und Städte. Dabei wurden flämische Hufen auf schon

---

[67]) Diese Ergebnisse gewinnt Bernard aus „statistischen Angaben" über die Waldhufendörfer. Diese Statistik ist aber leider nur unvollkommen. Denn er versucht die Eigenarten des Waldhufendorfes nur „an der Hand von einigen zweckmäßig herausgegriffenen Einzelbeispielen und von für größere Gebiete (Kreise) errechneten Durchschnittswerten" herauszustellen. Eine kartographische Festlegung der Ergebnisse für ganz Schlesien wäre sehr erwünscht gewesen.

weitern lassen, wenn von den slav. Ortsnamen nicht bloß die mit „bor" zusammengesetzten aufgenommen worden wären. Es verdienten auch angeführt zu werden Orte, die mit „les" gebildet sind, z. B. Lahse (Kr. Trebnitz), Leschwitz (Kr. Liegnitz), die mit „osieka", „osiek" (= Aushau, Lichtung) zusammenhängenden, die mit „trzebić" = roden (vgl. Trebnitz), die mit „kopać" (hauen, graben, roden), auch die von „niwa" abzuleitenden usw.

[69]) Der Teil über die „Kulturzustände der Slaven" (S. 43 f.) in Schlesien ist sehr erweiterungsbedürftig und -fähig.

bebautem Lande, fränkische Hufen da, wo der Wald erst zu roden war, ausgemessen[70]). Kennzeichen deutschen Rechts sind die Erwähnung eines Schulzen, der flämischen oder fränkischen Hufe, des Geld- oder Malterzehnten, vorausgesetzt, daß die Nennung bis ca. 1400 erfolgt. Deutschrechtlichkeit bedingt aber noch nicht deutsche Bevölkerung. Es müssen, um dies noch zu erweisen, der deutsche Ortsname und deutsche Flurnamen hinzukommen. Die Kolonisation beginnt unter Heinrich I., sie hat ihre Blütezeit im 13. und im größten Teil des 14. Jahrh. und ist als ein stetig und langsam sich vollziehender Umwandlungsprozeß aufzufassen[71]).

Nach diesen mehr allgemeinen Ausführungen über die Kolonisation in Schlesien, die ausführlicher schon bei Schlenger behandelt war, behandelt der nächste Abschnitt den Kolonisationsvorgang in den Waldhufendörfern. Diese geben sich „im Lichte der Urkunden als die von den deutschen Kolonisten im Mittelalter nach Rodung von Waldgebieten geschaffenen Ortschaften zu erkennen". Sie weisen alle die große oder fränkische Hufe auf. Wo diese vorkommt, haben die Dörfer den langgestreckten Waldhufendorftyp[72]). Die Größe der fränkischen Hufe wird nach Meitzen und H. v. Loesch (s. Anm. 44) mit 24,19 ha oder rund 100 pr. Morgen angegeben, sie ist gleich ½ Königshufe, die 48 bis 50 ha maß. Sie ist ein schmaler Streifen, der von der Bachaue bis zur Gemarkungsgrenze sich erstreckt. Die eigenartige, langgestreckte Anlage erklärt sich dadurch, daß die entstehende Siedlung immer wieder talaufwärts erweitert werden konnte, solange als noch Platz vorhanden war. Es brauchten nicht wie beim Angerdorf oder Rundling, die einmalige, planvolle, von vornherein geschlossene Anlagen sind, alle Siedler zur Stelle zu sein, sondern Nachzügler konnten jederzeit noch angesetzt werden, solange noch Platz vorhanden war. Eine Separation oder Flurbereinigung war hier nicht nötig.

Daß an der Gründung der Waldhufendörfer hauptsächlich deutsche Siedler beteiligt waren, erhärten urkundliche Belege, zeitige Spuren deutscher Sprache und die größtenteils deutschen Ortsnamen. Die Fälle, wo Slaven als Gründer von Waldhufen-

[70]) Dieser Satz darf nicht verallgemeinert werden, wie man aus der Fassung der Worte (S. 46) herauslesen könnte.

[71]) Die Frage der Herkunft der Siedler, die heut wieder im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Diskussion steht und die Bernard (S. 50 f.) im Anschluß an die Arbeiten von Bretholz, Weinhold und Jungandreas streift, wird auch eine weitere Klärung erfahren können, wenn die Untersuchung über die Waldhufendörfer nicht auf Schlesien beschränkt, sondern auch auf die mutmaßlichen Herkunftgebiete der Kolonisten ausgedehnt wird.

[72]) Nicht alle Dörfer mit „großen Hufen" sind langgestreckte Waldhufendörfer (Bernard S. 55). Olbendorf z. B., Kr. Strehlen, erwähnt lib. fund. B. 381 (ca. 1305) hat „große Hufen", ist aber ein „geschlossenes" Waldhufendorf (vgl. Anm. 57). Es ist auch bei Bernard (S. 62) nachzutragen. Die vorkoloniale Siedlung hieß Gnoyva, nach P. Klemenz (Strehlener Heimatbuch 1926, S. 24). Ebenso ist Schreibersdorf hinzuzufügen. In Tabelle 2, S. 114, sind beide erwähnt.

dörfern auftreten, sind ganz vereinzelt. Einigen Waldhufendörfern gingen auch Siedlungen polnischen Charakters voran, so im Gebiet des Bober und in den Kreisen Frankenstein und Reichenbach. Auch einige Ellguth-Orte (s. o. Anm. 50) finden sich unter den Waldhufendörfern.

Der Gang der Besiedlung der Waldgebiete, über den sich deshalb keine genauen urkundlichen Angaben machen lassen, weil die erste urkundliche Erwähnung nicht zugleich das Jahr der Gründung der Siedlung darstellt, ist jedenfalls so erfolgt, daß zuerst die breiteren Talzüge mit sanft geneigten Hängen und dann erst die schmäleren, höhergelegenen Täler besiedelt wurden. Nach den urkundlichen Erwähnungen zu urteilen, sind mindestens ein Zehntel der Waldhufendörfer schon vor dem Mongoleneinfall (1241) gegründet. Bis zur Wende des 13. oder Mitte des 14. Jahrh. ist die Kolonisation der Waldgebiete in der Hauptsache durchgeführt; denn bis dahin sind 60—65 v. H. der Waldhufendörfer erwähnt. Spätestens mit den Hussitenkriegen in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. ist sie beendet [73]). Ja, es tritt sogar vor diesen Kriegen schon ein Rückgang in der Kolonisationstätigkeit ein, da manche Gründungen sich nicht als lebensfähig erwiesen und „wüst wurden“. Bis zum 30jährigen Kriege erfolgt wieder ein Ausbau der Rodungsgebiete; wüst gewordene Orte werden wieder aufgebaut. Besonders entstehen nun in den engeren, höher gelegenen Tälern die Waldstreifendörfer mit geringerer Ackerfläche. Neue Züge erhält das Waldhufendorf im Laufe der Jahrhunderte. Eine bedeutende Umwandlung der inneren Struktur brachte die Ausbildung der Gutsherrschaft. Dadurch, daß ganze oder Teile von Besitzstücken dem Gute zugeschlagen wurden, ging die „anfängliche Gleichverteilung [74]) des Bodens“ unter die Bauern verloren. Der Bedarf der Gutsherrschaft an Arbeitskräften schafft die Gärtner- und Häuslerstellen. Dadurch wird auch der wirtschaftliche Charakter des Waldhufendorfes verändert. War es vorher rein agrarisch, so kommt jetzt auch das Handwerk stark zur Geltung, besonders die Leinen-, Tuch- und Schleierweberei. Die mit dem 19. Jahrh. aufblühende Industrie schließlich macht das ursprünglich rein agrarische Waldhufendorf zum Industrieort mit starker Arbeiterbevölkerung.

Ein 3. Hauptteil behandelt sodann die Bauten in den schlesischen Waldhufendörfern (worauf nur ganz kurz eingegangen sei). Der Bauernhof bildet in den Dörfern dieses Typs meist ein geschlossenes Viereck (Vierseitgehöft), das in höheren Teilen des Gebirges zum Einheitshaus verkümmert. In der Ebene ist das Wohnhaus eingeschossig, im Vorgebirge, besonders im Bober-Katzbachgebirge zweigeschossig bei kleinerem Grundriß, das Einheits-

---

[73]) Das Gesagte wird durch eine sehr wertvolle, sorgsam gearbeitete Tabelle (Tabelle 2, S. 102 ff.) erläutert.

[74]) Die ursprüngliche Gleichheit der Besitzstücke wird bestritten durch H. v. Loesch (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. LXIII (1929), S. 71.

haus des Gebirges wieder eingeschossig. Betrachtet man die Hauswände und das Material, aus dem sie hergestellt sind, so findet sich in der Ebene als alte Bauweise der Fachwerkbau, im Vorgebirge Blockbau für das Unter- und Fachwerk für das Obergeschoß, im Gebirge ausschließlich Blockbau. Das Dach des Bauernhauses ist immer ein Steildach. Das Wohnhaus zeigt dreiteiligen Grundriß. Vom quer durch das Haus führenden Flur sind rechts die Wohnräume, links die Wirtschaftsräume zu erreichen. An kleinen Beiwerken des Bauernhauses sind noch zu erwähnen das Vordach, das einen kleinen Raum von ca. 4 qm vor dem Hause bedeckt, die Frankspitze, ein an der Langseite des Hauses über die Tür herausgebauter Erker, der von zwei Holzständern getragen wird, die Bühnen, d. h. kleine Veranden an der Langseite zweigeschössiger Häuser, und das Vorhaus zur Aufnahme des Kleinviehes.

Zum Schluß unseres Literaturberichtes seien noch einige Arbeiten kleineren Umfangs angeführt. So wird die Frage der Siedlungsformen in jeder der drei schlesischen Volkskunden[75]) behandelt. J. Klapper streift kurz das slavische Dorf und das Dorf der deutschen Kolonisation, ausführlicher behandelt Will-Erich Peuckert „Dorf und Flur" der Slaven und der deutschen Einwanderer. In der Volkskunde von W. Schremmer, der im ersten Kapitel über „Siedlung, Haus und Hof in Schlesien" spricht, findet sich die irrtümliche Auffassung, daß es in Schlesien Haufendörfer gebe (s. o. Anm. 18).

Schließlich seien noch erwähnt die viel verbreiteten Büchlein von R. Mielke[76]), in denen Schlesien, wie man es nachgerade gewohnt ist, leider sehr kurz wegkommt. In jedem Werke aber läßt sich dabei der Verf. von anderen Gesichtspunkten leiten. In der ältesten Veröffentlichung behandelt er den Stoff von der künstlerischen Seite her, in dem folgenden kommt das Dorf in seiner geographisch-historischen Bedingtheit zur Darstellung und in dem letzten Bändchen legt er das Schwergewicht auf die stammesartlichen und künstlerischen Beziehungen.

---

[75]) J. Klapper: Schles. Volkskunde, Breslau 1925, (S. 15 f.). — W. E. Peuckert: Schles. Volkskunde, Breslau 1928 (S. 56 ff.). — W. Schremmer: Schles. Volkskunde, Breslau 1928 (S. 5 ff.).

[76]) R. Mielke: Das Dorf. Ein Handbuch der künstlerischen Dorf- und Flurgestaltung, Leipzig 1909. — Derselbe: Das deutsche Dorf, „Aus Natur und Geisteswelt", Bd. 192. 2. Aufl. Leipzig 1913. — Derselbe: Das schöne Dorf in deutschen Landen, ein Bilderatlas. „Wissenschaft und Bildung", Bd. 200. Leipzig 1925.

IV

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Waldemar Gurian: Der Bolschewismus. Einführung in Geschichte und Lehre. — Herder, Freiburg i. Br., 1931. 8°. 337 S.

Dieses Buch hat auch nach den hunderten von Werken, die in deutscher, französischer, englischer Sprache über das neue Rußland erschienen sind, seine Daseinsberechtigung und seinen Wert. Nicht als ob es mehr Einzelheiten brächte, unbekannte Zusammenhänge enthüllte oder durch künstlerische Vorzüge glänzte. Allein es ist die überzeugendste Deutung der gewaltigen Umwälzung und gibt auf der Grundlage einer festen, auf der Grundlage der einzigen dem Bolschewismus an innerer Geschlossenheit und Folgerichtigkeit ebenbürtigen Weltanschauung die ruhigste, sachliche Antwort, wie wir uns zu den russischen Dingen stellen sollen, ja stellen müssen.

Gurian ist russischer Herkunft und deshalb mit der russischen Literatur zu seinem Stoff vertraut; in den Anmerkungen tritt das zutage, freilich zeigen diese auch, daß sich der Verf. auf die zufällig in Berlin vorhandenen Schriften beschränkte und z. B. das beste nichtrussische Buch über den Bolschewismus, das beste überhaupt, das über dessen Werden geschrieben wurde, nämlich Kucharzewskis „Vom weißen zum roten Carentum“, nicht kennt. Indessen für die Zwecke dieses Werks spielt das keine Rolle. Die Sachkenntnis und die Unbefangenheit des Urteils sind hier wesentlich, und Gurian besitzt beides. Er hat zudem die Darstellung klar gegliedert und für jedermann verständlich gehalten.

Wir verfolgen die Entstehung und den Aufstieg des Bolschewismus und begreifen ihn aus seinen russischen Voraussetzungen. Wir sehen den Sieg einer entschlossenen Minderheit über die unfähige, zerrissene Mehrheit. Wir lernen den zielbewußten Ausbau der neuen Staatsmacht kennen, die mit überraschender Schnelle vom Zerstören zum Aufrichten übergegangen ist. Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik des Bolschewismus, seine Wirksamkeit nach innen und nach außen, die Kampfmethoden des Sovetstaates, die Verfassung des Reichs, die Organisation seiner Beherrscher, des Proletariats, und die von dessen Beherrscherin, der bolschewistischen Partei, werden uns geschildert, bis wir endlich, in den beiden Kernabschnitten des Buchs, die bolschewikische Lehre als Erklärung der russischen Gegenwart, und Gurians Kritik dieser Lehre als die Moral dieses keineswegs akademisch gemeinten Werkes lesen.

Eines greift ins andre. Hegels Philosophie erzeugte den Leninismus (von einem zweiten Vater dieser Rußland lenkenden Doktrin, dem merkwürdigen Franzosen Sorel, spricht Gurian zu wenig). Der Leninismus hat die Überzeugung von der ausschließlichen Diesseitigkeit unserer Welt als ersten, aprioristischen Grundsatz. Eine Entwicklung gibt es nur hienieden, und sie steckt sich folgemäßig zum Ziel, daß es der großen Masse rein materiell besser, und schließlich gut ergehe. Für Transzendenz, fürs Absolute bleibt kein Raum. Nimmt man diese streng materialistische, monistische

Weltauffassung als unwiderlegbare, wissenschaftlich dargetane Wahrheit, dann ist in der Tat wenig gegen alles einzuwenden, was die Bolschewiken von ihr abgeleitet haben. Ja es muß als eine Veredlung des durch keine Metaphysik beschwerten ursprünglichen Ichtriebs angesehen werden, wenn er auf eine irdische Gottheit, auf das Über-Ich der arbeitenden Gesellschaft hingelenkt wird.

Gurian anerkennt die Leistungen des Bolschewismus, die innerhalb der von dessen Weltanschauung gezogenen Grenzen vollbracht worden sind. Er sieht im konsequentesten Materialismus der Russen „ein Gericht über die bürgerliche Gesellschaft", die von dem Erbe einer dualistischen, spiritualistischen Vergangenheit zehrte, um grob materialistisches Behagen den herrschenden Schichten zu sichern. Aber der gerechte und kluge Verfasser läßt sich weder von der Kritik gegen die bürgerliche Welt, noch von der Achtung vor dem sittlichen Ideal, vor dem Werk und vor einigen Führern des Bolschewismus dazu verlocken, die unüberbrückbare Kluft zu übersehen, die zwischen dem christlichen Abendland und den Sovets sich dehnt. „Es gibt für den Christen keine Möglichkeit, die bolschewistische Utopie oder auch nur den bolschewistischen Staat der Übergangszeit zu bejahen", denn „der Bolschewismus ist eine Gegenkirche,... er hat das Ziel,... sich an ihre (der christlichen Kirche) Stelle zu setzen".

In Europa hat der Bolschewismus nicht einmal die Aufgabe zu lösen, die ihm auf dem Gebiet Rußlands und Asiens zufallen mag. Hier „kann er nur als eine Zerstörung der letzten Bindungen mit der (richtiger „an die") Tradition und Kultur wirken". So gefährlich die Irrlehre des Bolschewismus ist, „es genügt nicht, die Irrtümer zu widerlegen, man muß sie durch das Verständnis ihrer Grundlagen überwinden". Dazu trägt Gurisans Buch das seine bei. Es bietet die unerschütterliche Gewißheit, daß wir im Bolschewismus eine asiatische Gegenreligion gegen das abendländische Christentum zu sehen haben, eine Gegenreligion, die durch die russische Geschichtsentwicklung zu erklären ist, der in Rußland manche Aufgaben vorbehalten sein mögen, die aber für uns ein Feind bleibt, von dem wir in vielem lernen sollen, dem wir Gerechtigkeit zollen, dem gegenüber es jedoch nur eine Losung gibt: Kampf, und zwei Lösungen: Sieg des Abendlandes — ein Sieg auf unserem Gebiet, nicht etwa eine Intervention im Dienste zweifelhafter Geldinteressen, ein Sieg, der nicht blutig sein muß — oder Untergang nicht nur der bürgerlichen, sondern der gesamten christlichen, europäischen Gesittung.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

A. Jakovliv: Dohovir Hetmana Bohdana Chmelnyc'koho z Moskvoju roku 1654. (Vertrag des Hetmans Bohdan Chmelnyckyj mit Moskau vom Jahre 1654.) — Jubilejnyj Zbirnyk na pošanu Akademyka Dmytra Ivanovyča Bahalija. U Kyjivi 1927. S. 580—615.

Hier wird eine für die ukrainisch-russischen Beziehungen außerordentlich wichtige Frage berührt, die schon eine sehr umfangreiche Literatur aufzuweisen hat. Dies ist der berühmte Vertrag zwischen der Ukraine u. Moskau v. J. 1654, bekannt unter dem Namen des Perejaslaver Vertrages. Um die Lösung dieses heiß umstrittenen Aktes bemühten sich die Juristen und Historiker sowohl russischer wie auch ukrainischer Nationalität. Der hauptsächlichste Streit entstand wegen der Form der Vereinigung der Ukraine mit Moskau, wie sie in diesem Vertrag festgelegt ist. Sehr verschiedene Meinungen traten hier zutage: von der vollen oder partiellen Inkorporation, realer Union, personaler Union bis zum Protektorat- und Vasallitätsverhältnis. Das große Verdienst des Verf. besteht darin, daß er, alle Seiten dieser Frage würdigend, — sowohl die juristische wie insbesondere die historische — zu einem objektiven Urteil kommt und hierdurch das Problem einer endgültigen Lösung näher bringt.

Die ersten Verhandlungen wegen des Abschlusses des Vertrages begannen, nach der Auffassung des Verf., schon 1648; sie führten aber zu keinen Ergebnissen. Erst 1653 entschloß sich der Car zu einer Änderung seiner bisherigen Politik. Die Verhandlungen wurden zuerst in Perejaslav aufgenommen. Verf. ist der Meinung, daß hier eigentlich kein Vertrag zustande kam, sondern nur unverbindliche Besprechungen geführt wurden. Hetman und „Staršina" wurden zwar beeidigt, aber eine feste Bindung seitens der verhandlungsführenden Bojaren blieb aus. Erst in Moskau im März 1654 wurde der Vertrag rechtskräftig abgeschlossen. Sein voller Text ist, nach Auffassung des Verf., in der Redaktion vom 14. und 21. März in den Verleihungsurkunden (žalovanyja gramoty) und Ukazen des Caren enthalten.

Es ist interessant, das Schicksal des in ukrainischen Händen aufbewahrten Vertragstextes an der Hand der Darstellung des Verf. zu verfolgen. Bei Lebzeiten des Hetmans Bohdan Chmelnyckyj wurde er in der Ukraine nicht veröffentlicht und blieb nur dem engeren Umkreis der Hetmanschen Mitarbeiter bekannt. Nach dem Tode des Hetmans hörte man vom Vertrag nur einmal, als er auf der kosakischen Wahlrada (es handelte sich um die Wahl des Hetmans Vyhovskyj) vorgelesen wurde. Bei dem Übergang dieses Hetmans auf die Seite Polens ging leider der Vertragstext verloren, so daß wir seitdem auf den Moskauer Text angewiesen sind.

Seiner Form nach ist der Vertrag v. 1654 demjenigen v. Zboriv (1649 zwischen Polen und Ukraine abgeschlossen) angepaßt: die Vertragspunkte des Hetmans als Bittgesuch, diejenigen des Caren als Gnadenakt verfaßt. Daraus kann man aber nicht, nach der Meinung des Verf., das Untertänigkeitsverhältnis zwischen der Ukraine und Moskau folgern. Es war nur eben die damals übliche Form des Vertragschließens zwischen Polen und der Ukraine, an der auch Moskau festhielt. Dem Inhalt nach ließ aber der Vertrag, ausgenommen die nicht verwirklichte Verpflichtung, eine festzusetzende Geldsumme nach Moskau abzuführen und das Recht der Kontrolle über diplomatische Beziehungen der Ukraine zu den fremden Mächten, dem ukrainischen Staate die volle Selbständigkeit.

Schon Hetman Chmelnyckyj hat die zwei obengenannten Verpflichtungen wenig beachtet: er führte kein Geld nach Moskau ab und verhandelte mit fremden Staaten, ohne sich um die Punkte des Vertrages von 1654 viel zu kümmern.

So geht die Meinung des Verf. schließlich dahin, daß der Vertrag von 1654 die Abhängigkeit der Ukraine von Moskau — der Form nach, wofür einige Punkte des Vertrages (Verbot der selbständigen Verhandlungen mit den fremden Mächten) sprechen — festsetzte, tatsächlich blieb aber dieses Abhängigkeitsverhältnis meist auf dem Papier stehen.

Wenn man diese Abhängigkeit näher zu bezeichnen versucht, so kann man von einem Vasallitäts-Protektionsverhältnis sprechen.

Berücksichtigt man die Anschauungen der beiden vertragschließenden Parteien, so sieht der ukrainische Hetman darin nur ein Schutzbündnis, eine „Protektion"; Moskau ist einmal mit dieser Ansicht einverstanden, ein anderes Mal zeigt es die Tendenz im Stile „der Vereinigung des Groß- und Kleinrußlands". Die benachbarten Staaten betrachten schließlich die Ukraine als einen selbständigen Staat, der in einem Protektionsverhältnis zu Moskau steht.

Berlin. Dr. B. Krupnitzky.

Mikolaj Iljaševič: Belorus a Belorusove. Z 1 mapoj a 13 illustr. (Weißrußland und die Weißrussen. Mit einer Karte und 13 Illustr.) — **Prag 1930. 124 S.**

Die Zahl der Bücher über Weißrußland und die Weißrussen in westeuropäischen Sprachen ist sehr bescheiden, so daß man die vorliegende



Schrift des Absolventen der Universität Prag und gegenwärtigen Lehrers der Geographie am Wilnaer weißrussischen Gymnasium Mikolaj Iljaševič als Versuch der Information der čechischen öffentlichen Meinung über die Kultur und Geschichte Weißrußlands mit Genugtuung verzeichnen darf. Leider hat der Verfasser, ein früherer Stipendiat der čechischen Regierung, der durch dieses Werk wohl dem Staate, der ihm zur akademischen Bildung verholfen hat, seinen Dank erstatten wollte, nicht immer die erforderliche Sachkenntnis bei der Behandlung der einschlägigen Fragen besessen.

Am besten ist ihm, dem Fachgeographen, der geographische Abschnitt gelungen. Er behandelt in seinem Buch die Gestaltung der Oberfläche des ethnographisch weißrussischen Territoriums, die Geschichte Weißrußlands, die nationale Eigenart der Weißrussen, die weißrussische nationale Renaissance, die Lage der Weißrussen in den Teilungsgebieten (Polen, Sovetunion, Lettland, Litauen), die weißrussische Dichtung. Verf. geht von der geophysikalischen, kulturell-historischen, wirtschaftlichen und nationalsprachlichen Einheit des ethnographisch weißrussischen Territoriums aus, das 3 260 000 qkm mit 12 Mill. Bewohnern umfaßt.

Im Kap. 2 behandelt er die ethnographische Eigenart der Weißrussen, im Kap. 3 gibt er eine sehr knapp gehaltene Darstellung der weißrussischen Geschichte. Am schwächsten ist der Abschnitt des Buches ausgefallen, in dem die Geschichte der weißrussischen Literatur behandelt wird. So wiederholt Verf. die von Sliubski (vgl. diese „Jahrbücher" NF, Bd. 5, H. 4, S. 568) längst widerlegte Legende von dem 1867 von der russischen Regierung über das weißrussische Schrifttum verhängten Verbot. In Wirklichkeit wurde 1867 nicht das weißrussische Schrifttum verboten, sondern lediglich der Gebrauch der lateinischen Schrift bei dem Druck weißrussischer Bücher. Dieses Verbot richtete sich mithin nicht gegen das weißrussische Schrifttum, sondern gegen die Polonisierung der Weißrussen mittels der lateinischen Schrift. Sliubski hat ein umfassendes Verzeichnis von weißrussischen Schriften zusammengestellt, die nach 1867 ungehindert erschienen sind, und es wäre an der Zeit, mit jenem mythischen „Verbot des weißrussischen Schrifttums im caristischen Rußland" aufzuräumen. In der Aufzählung der weißrussischen Politiker in der Zeit der deutschen Besetzung Weißrußlands vermissen wir den Namen von V. Lastouski. Von einem so prominenten weißrussischen Politiker, wie A. Luckevič, weiß Verf. nichts Rechtes zu berichten.

Verf. behauptet, daß die „ersten Werke des weißrussischen Schrifttums religiösen Charakter hatten". Sie seien in alt-weißrussischer Sprache verfaßt. In Wirklichkeit sind die Werke von Klim, Smoljatič und Touronski, auf die sich Verf. bezieht, nicht in alt-weißrussischer, sondern in altksl. Sprache erschienen. Nur Werke weltlichen Charakters, wie Sendschreiben und Verträge der Fürsten wurden in alt-weißrussischer Sprache geschrieben. Warum das 16te Jahrh. als das „goldene Zeitalter der weißrussischen Literatur" gilt, ist aus dem Werk des Verf. nicht zu ersehen. Die berühmte polemische religiöse Literatur, die der Abwehr des in Weißrußland vordringenden Katholizismus diente, wird vom Verf. mit keiner Silbe erwähnt. Die berühmte „Weißrussische Aeneis", die nach Art der ukrainischen „Aeneis" von Kotljarevskj eine Parodie darstellt, bezeichnet Verf. als „erste weißrussische Übersetzung der Aeneis". Auch die Beurteilung der einzelnen weißrussischen Dichter ist etwas schief ausgefallen. Der von der neueren Literaturkritik hochgeschätzte Künstler und Stilist S. Jadvigin (Ljavicki, vrgl. diese „Jahrbücher" N. F., B. 5, Heft 4, S. 568) wird etwas summarisch abgetan. Sein Geburtsjahr wird mit 1866 statt mit 1869 angegeben. Die Charakteristik des literarischen Schaffens J. Kupala's und von M. Bogdanovič ist recht schwach ausgefallen. Der Mystizismus, den Verf. J. Kolas zuschreibt, ist zweifelhaft. Die starke Eigenart der Dichterin K. Bujlo, dieser weißrussischen Mirrah Lochvickaja, ist nicht herausgearbeitet worden.

Gemeinsam mit den dii minores der weißrussischen Dichtung, wie A. Gurlo, J. Pušča e tutti quanti, wird vom Verf. eine so bedeutende Dichterin, wie N. Arsen'eva (vgl. „Jahrbücher", N. F. Band 5, Heft 1,

S. 143), sowie der hervorragende Autodidakt Dubouka (Minsk) unter der Rubrik „u. a. m.“ abgetan! Freilich gibt Verf. selbst zu, daß er, mit Rücksicht auf Raummangel, eher eine „chronologische, denn eine kritische Geschichte der weißrussischen Literatur“ geben wollte. Aber auch in einer chronologischen Darstellung könnte man dem relativen Wertverhältnis der einzelnen Dichter gerecht werden.

Der 2te Teil des Buches enthält Proben weißrussischer Dichtung. Die Auswahl ist recht knapp ausgefallen: 4 Gedichte von Kupala (übrigens nicht die besten), ein Abschnitt aus dem Poem von Kolas „Symon-muzyka“, 2 Gedichte von Dudar’ und je eins von Čarota, Hartny und Makauki. Damit ist der weißrussische „Parnaß“ in Iljaševič’s Buch erschöpft. Die Übersetzungen sind ziemlich wortgetreu; den künstlerischen Wert der Übersetzung kann ich nicht beurteilen. Die weißrussische Prosa ist mit einer Szene aus Kolas und 5 Volksmärchen aus der Sammlung von Seržputouski vertreten.

Auch der Exkurs des Verf. über die weißrussische Presse und die weißrussischen politischen Parteien weist manche Mängel auf. Ich vermisse u. a. eine Charakteristik der parlamentarischen Vertretung der Weißrussen im polnischen Sejm, sowie ein Eingehen auf die weißrussische Presse in Polen. Als einziger „hervorragender weißrussischer Publizist“ wird überraschenderweise Makar Kraucou erwähnt, der in Wirklichkeit lediglich Dichter-Übersetzer ist. Neben dem „hervorragenden weißrussischen Publizisten“ Makar Kraucou wird der wirklich hervorragende weißrussische Publizist Anton Luckevič genannt, dieser freilich ohne den erwähnten Ehrentitel. Völlig unverständlich ist ferner, wie Verf., der u. a. völlig belanglose Dichter aufzählt, eine so hervorragende Gestalt, wie den als Dichter, Historiker, Kirchenpolitiker und Publizist gleich bedeutenden Priester Adam Stankevič übersehen konnte, von dessen Mitkämpfer, dem Priester Hadleuski, ganz abgesehen.

Wenig glaubhaft scheint uns ferner die Behauptung des Verf., daß Wilna im 16. Jahrh. über 200 000 Einwohner gehabt hätte. Selbst in Westeuropa wird es in jener Zeit schwerlich Städte gegeben haben, die eine so zahlreiche Bevölkerung aufwiesen. In Osteuropa aber begann die Entwicklung der Städte viel später. In seiner Charakteristik der weißrussischen Baukunst übersieht Verf. den Einfluß des romanischen Stils, der gerade für das „goldene Zeitalter“ Weißrußlands charakteristisch ist.

Trotz aller dieser Mängel wird man die Schrift von Iljaševič als ersten Versuch einer populär-synthetischen Information ausländischer Leser über Kultur und Geschichte Weißrußlands begrüßen können.

Wilna. Vladimir Samojlo.

Michał Bobrzyński: Dzieje Polski w zarysie. Bd. III. Dzieje porozbiorowe. — Warschau, Gebethner u. Wolff.

Über fünfzig Jahre sind seit dem Erscheinen der 2 Bände des fundamentalen Werkes des jungen Professors der Krakauer Universität: Dzieje Polski w zarysie (1879) vergangen. Der Verf., eine der führenden Persönlichkeiten der polnischen konservativen Partei, gehört in seiner historischen Tätigkeit, wie bekannt, zu der sog. Krakauer Schule. Als Gründer dieser Schule gelten zwar Szujski und Kalinka. Bobrzyński ist jedoch durch sein historisches Wissen, verbunden mit seiner einflußreichen, konsequent durchgeführten politischen Wirksamkeit deren prominentester Vertreter für die öffentliche Meinung. Seine geschichtliche Konstruktion der Vergangenheit Polens gewann Anhänger für seine Politik, wurde freilich andrerseits stark befehdet, aber doch hat selten ein geschichtliches Werk früher oder später derart umstürzend gewirkt.

Die Grundidee des Werkes, das mit den ältesten Zeiten Polens beginnt und mit dem Verluste der politischen Unabhängigkeit des polnischen Reiches schließt, ist das Fahnden nach Ursachen, welche den Fall des mächtigen



Staates herbeigeführt haben. Bobrzyński stellt dabei die These auf, Polen hätte im Laufe der Jahrhunderte seinen Fall selbst herbeigeführt durch Mangel an einer starken Staatsgewalt, die die zur Anarchie neigende Gemeinschaft gezügelt hätte. In seinen Endbemerkungen empfiehlt er für die Zukunft: „Wir benötigen strengere Zucht, Zusammenhalt und Einigkeit."

Gegen die Auffassung der Geschichtsschreibung Bobrzyński's zogen neben den Vertretern der Presse auch prominente polnische Historiker zu Felde, die dem Verf. zu beweisen suchten, daß er an vergangene Zeiten den jetzigen Maßstab anlege und danach seine Schlüsse ziehe. Es wäre schwer, hier aller für und gegen Bobrzyński's These angeführten Argumente Erwähnung zu tun, sie sind im allgemeinen bekannt, veranlaßten auch Bobrzyński zur Verteidigung seiner Methoden in einer Flugschrift: „W imię prawdy dziejowej" (1879). Es muß nur noch auf die rege Polemik über die neue Einteilung der polnischen Geschichte hingewiesen werden, die zu so vielen Erörterungen Anlaß gab. Die Popularität des Werkes, welches in zehn Jahren drei Auflagen (1879, 1880 u. 1887, in 2 Bd.) erlebte, wurde hiedurch nicht beeinträchtigt.

Die rege politische Tätigkeit Bobrzyński's in den folgenden Jahren, in welchen er zuerst als Oberhaupt des Landesschulrates in Galizien das Schulwesen organisierte, dann als Statthalter von Galizien das ganze politische Leben beeinflußte, entzog ihn dem wissenschaftlichen Schaffen, auch war die Stimmung der folgenden Zeiten der Neuedition des erschöpften Werkes wenig günstig.

Erst nach weiteren 40 Jahren können wir eine Wiederausgabe der zwei Bände der „Geschichte Polens im Grundrisse" verzeichnen, vorbereitet von dem bereits 80 jährigen Verfasser. Ein Beweis für die Lebenskraft des Historikers und seines Werkes. Der wesentliche Inhalt der ursprünglichen Bearbeitung blieb unverändert, es variieren nur manche Details und Betrachtungen, dem Fortschritte der Wissenschaft Rechnung tragend. Neu sind die bibliographischen Kommentare, bis in die neuesten Forschungen greifend. Die Neuausgabe dieses historisch-politischen Werkes im wieder erstandenen polnischen Staate gewann um so mehr an Aktualität, als im neuen Reiche das Verhältnis des Parlamentarismus zur Staatsgewalt zu einem der Hauptprobleme wurde.

Nun erschien vor einiger Zeit noch der dritte Band, die Ergänzung des opus celebre, der, an die vorigen anschließend, die letzten 126 Jahre der polnischen Geschichte, d. h. vom Jahre 1797, vom Entstehen der polnischen Legionen in Italien, bis zum 15. März 1923, d. i. bis zur Festsetzung der polnisch-russischen Grenze durch die Botschafterkonferenz nach dem Rigaer Frieden, umfaßt. Die Organisierung des polnischen Staates hat zwar der Verf. in größerem Ausmaße in seinem zweibändigen Werke „Wskrzeszenie państwa polskiego, Szkic historyczny" (I—II, 1920—1925) bereits früher behandelt. In dem nun vorliegenden III. Bande der jetzt so vervollständigten 4. Aufl. der „Geschichte Polens" sind die Ereignisse aber von 1797—1914 ganz neu bearbeitet und das Ganze auf dieselbe dem Verf. eigene faszinierende Art und Weise dargestellt, so daß der dritte Band mit dem Jugendwerke von Bobrzyński als ein Ganzes, wie aus einem Block gehauen, erscheint.

Die Begebenheiten dieser schwersten 126 Jahre, die die polnische Nation durchgemacht hat, teilt Verf. in seiner Darstellung in 4 Epochen: Die Zeit der Kriege vom Jahre 1797—1832, d. i. von den Legionen bis zum Zusammenbruche des Königreichs Kongreß-Polen nach dem Mißlingen des Novemberaufstandes. 2. Die romantische Politik von 1831—1863, d. i. die von den zwei Aufständen begrenzte Epoche. 3. Die positive Politik der sog. organischen Arbeit 1864—1908 (das Zeitalter des politischen Wirkens des Verfassers). 4. Die Periode des Weltkrieges und die Wiederherstellung des polnischen Reiches. Im Raume von ungefähr je 100 Seiten finden wir eine konsequent durchgeführte Charakteristik der politischen Begebenheiten

jeder Epoche in großen Zügen gezeichnet, alles Unwesentliche, Unbedeutende beiseite lassend. Der politische Gehalt wird von Bobrzyński auf einem vortrefflich geschilderten Hintergrund der sozialen und wirtschaftlichen Begebenheiten entworfen. Die stattgefundenen Umwälzungen, die politischen Strömungen, ihre Geschichte und Evolution, die Haupterscheinungen der Literatur und Wissenschaft werden in Betracht gezogen.

Der Leitfaden des Werkes ist die Darstellung, wie Polen nach dem Verluste der politischen Unabhängigkeit als Nation fortdauerte und, seiner Kraft und Rechte bewußt, nie den Freiheitskampf aufgab. Die Freiheit erstrebte die Nation in zweifacher Weise, einerseits durch Verschwörungen und bewaffnete Aufstände, andrerseits durch stete, sog. organische Arbeit, die ihre Kräfte zu stärken, ihre eigenen individuellen und kulturellen Werte hervorzubringen hatte. Diese zwei nach einem Ziele führenden Wege laufen oft parallel nebeneinander, kreuzen sich aber auch im Laufe des 19. Jahrh. und treten abwechselnd nacheinander, wie Ebbe und Flut, im Leben der Nation auf. Nach jedem Forte mit den Waffen in der Hand folgt ein Piano — die schwere Arbeit von Grund aus, nicht minder stark und wichtig. Durch diese scheinbaren Gegensätze hindurch fügt sich dennoch die Geschichte Polens nach den Teilungen zu einem harmonischen Ganzen.

Wie immer bei Bobrzyński, wird nun freilich das faktische Material ganz subjektiv verarbeitet und in den Rahmen seiner eigenen Konstruktion eingepaßt, jede Darstellung, jedes Urteil trägt den Stempel der starken Individualität des Verfassers und seiner politischen Tätigkeit. Eben diese subjektive Auffassung macht das Werk aber auch so packend und interessant. Die Grundidee des Werkes ist: nachzuweisen, daß eben nur die organische Arbeit im Emporbringen und Entwickeln der wirtschaftlichen und kulturellen Reichtümer der Nation zur Wiedererrichtung Polens fördernd gewirkt hätte, dagegen die Verschwörungen und Aufstände, welche mit Mißerfolg endeten, einen Blut- und Kräfteverlust der Nation nach sich zogen, zum größten Teile nur die Existenzmöglichkeiten verschlimmerten. Nur die Legionen von Dąbrowski und der Aufstand 1806 waren, seiner Ansicht nach, zweckentsprechend, da sie die Errichtung des Fürstentums Warschau zur Folge hatten. Dagegen die Aufstände 1830, 1848, 1863, 1905, die revolutionären Tendenzen im Lande, wie auch in der Emigration, die Politik des Fürsten Adam Czartoryski, des Grafen Andrzej Zamoyski werden im gleichen Maße, als nur Unheil bringend, verdammt.

Bis nun zu hatten eben die Epochen des blutigen Kampfes der Nation das Studium der Historiker angezogen, sind daher auch besser bekannt. Bobrzyński widmet sich aber vor allem der Darstellung der Friedensperioden der sog. organischen Arbeit. Und so zeichnet er die wirtschaftlichen und kulturellen Errungenschaften der Jahre 1814—1830 in Kongreß-Polen, das Problem der Bauernfrage und die Wichtigkeit der Vernachlässigung desselben durch die egoistische Politik der besitzenden Klasse der Adligen. Von wenigen polnischen Historikern, und auch gerade nur den demokratischen Parteien angehörend, ist diese delikate Frage in einer so freien Weise erörtert worden. Die Bedeutung der Emigration für die geschichtliche Entwicklung der Ereignisse wird vom Verf. naturgemäß nicht hoch geschätzt, dagegen finden wir treffliche Schilderungen der Errungenschaften der organischen Arbeit, so die Tätigkeit Wielopolski's in Kongreßpolen, den Kulturkampf in Posen, das Hervortreten des Polentums in Schlesien. Aber vor allem liefert uns Bobrzyński ein genaues Bild der Autonomie Galiziens in den Jahren 1866—1914, ihrer Erfolge, die zum Teil dem Wirken des Verfassers ihre Entstehung verdanken. Die dieser Entwicklung gewidmeten Seiten sind am ausführlichsten behandelt und bilden ein erstklassiges Quellenmaterial. Speziell müssen wir hier auch auf die Erörterung und Darstellung des ruthenischen Problems in Galizien hinweisen.

Sehr interessant sind ferner die Schilderungen der Ereignisse, welche unmittelbar dem Weltkriege vorangingen und die sich während des Welt-



krieges abspielten: die Bildung der Legionen, die Wirksamkeit des Polnischen National-Comités (N. K. N.), die Hinterkulissen des Entstehens des polnischen Reiches, die Wirksamkeit Piłsudki's, der Ideengang der Allpolnischen Partei, der Sozialisten u. dgl. Die Politik der Nationaldemokratie, deren anfängliches Anlehnen an Rußland, das Auftreten Dmowski's, sowie auch seine Fehler werden einer strengen Kritik unterzogen. Trotzdem der Verf. jeden bewaffneten Aufstand prinzipiell verurteilt, findet er das Auftreten Polens während des Weltkrieges mit den Waffen in der Hand als zielgemäß und zweckvoll, nur wäre seiner Meinung nach zu bedauern, daß sich die ganze Nation nicht solidarisch unter dasselbe Banner gestellt hat. Erst der Krieg mit Sovetrußland hat alle Parteien verbunden und dessen siegreicher Ausgang gab ein festes Fundament für das sich konsolidierende Reich, was der Historiker als Beweis dafür betrachtet, daß die Nation von den Fehlern der Vergangenheit, die einst ihren Fall herbeigeführt haben, bereits zu großem Teile geheilt ist.

Um in dem europäischen Mächtekonzert die ihm entsprechende Stellung einzunehmen, benötigt der polnische Staat einer inneren Konstruktion, welche seine Kräfte zu sammeln und zu stärken hätte. Dieser Tendenz treten nach Ansicht des Verf. hindernd in den Weg einerseits die ultrademokratischen Strömungen der Sozialisten und der Volkspartei, welche das Interesse der Kaste und Partei höher stellen, als das Gesamtinteresse, andererseits aber das Beginnen der national-demokratischen Partei, durch ihre demagogische, unkonsequente Arbeit der Reform der Konstitution, der Bildung einer starken Staatsgewalt entgegenarbeitend. Auch die zentralistische Tendenz der Regierung, die alle Kräfte und Institutionen in Warschau zusammenhäufen will, wird vom Verfasser als Übel hervorgehoben, schädlich auch für die Lösung des nationalen Minderheitsproblems.

Das Hervorragende des Werkes liegt in seinem einheitlichen historisch-politischen Gesichtspunkte. Ebenso wie das Erscheinen der zwei ersten Bände war das Erscheinen des dritten Bandes ein Ereignis, das viele Erörterungen in der wissenschaftlich-politischen Welt hervorgerufen hat. Es waren in erster Reihe die politischen Gegner, die, ihre Politik verteidigend, gegen den altehrwürdigen Autor und seine Konzeption auftraten. Aber auch die Parteigänger Piłsudski's sind unzufrieden, indem sie behaupten, der Verfasser hätte die Rolle Piłsudski's beim Wiederaufbau und der Konsolidierung des Reiches nicht genügend gewürdigt. Auch die Fachleute traten gegen Bobrzyński auf, seiner Arbeit zwar die nötige Bewunderung zollend, doch einen Mangel an Konsequenz in der Behandlung der verschiedenen Aufstände einerseits und der Legionen im Weltkriege andererseits hervorhebend. Das nicht genügende Einschätzen der Wirksamkeit der polnischen Emigration wurde dem Verf. auch vorgeworfen, die Breitspurigkeit in der Behandlung Galiziens im Verhältnis zu den anderen Provinzen bemängelt.

Trotz dieser kritischen Bemerkungen, die gewiß nicht grundlos erscheinen, begrüßen wir in dem neuen Werk von Bobrzyński die Krönung seiner Lebensarbeit und eines der hervorragendsten Denkmäler der gegenwärtigen polnischen Historiographie, das eine lang ersehnte allgemeine Synthese der polnischen Geschichte, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, bis zu den neuesten Zeiten geführt, bringt. Die Bedeutung des Werkes, das dauernd zum Denken anregt, ist um so größer, als es nicht nur von einem bedeutenden Geschichtsschreiber, sondern auch von einem hervorragendem Politiker und Mann der Tat herrührt.

Lemberg. Dr. Z. Krzemicka.

v. Tobien: „Die Livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus.“ Zweiter Band, XVIII, 412 Seiten, 1930. — Walter de Gruyter u. Co., Berlin-Leipzig.

Nach fünfjähriger Pause ist endlich der zweite Band der „Livländischen Ritterschaft erschienen und, wie es im Geleitwort heißt, nur dank der finanziellen Unterstützung seitens der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, die in diesem Falle, in dankenswerter Weise, von ihrem Prinzip, nur Werke reichsdeutscher Autoren zu unterstützen, abgewichen ist.

Der vorliegende Band gibt in seinem ersten Teil eine klare geschichtliche Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung des Agrarlandes Livland, seines Großgrundbesitzes und Bauerntums, die sich zuerst in friedlicher Weise vollzieht. Der zweite Teil, wohl der interessanteste, unter der Devise der caristischen Regierungspolitik „Divide et impera“ stehend, schildert zuerst das gute Verhältnis der Letten zum deutschen Heimatgenossen und das Erwachen und allmähliche Anwachsen der lettischen nationalistischen Bewegung namentlich zu Anfang der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts. Eine besondere Tragik liegt darin, daß die ersten und bedeutendsten Führer dieser Bewegung (des Junglettentums), obwohl sie von lettischen Eltern abstammten, ihre Erziehung ausschließlich in deutschen, selbst adligen Schulen erhalten, Pflegesöhne deutscher Pastoren gewesen sind und auf der deutschen Hochschule in Dorpat studiert hatten, trotzdem zu den gefährlichsten Gegnern alles Deutschen gehört haben. Auf diese Weise hat das Deutschtum selbst durch die Unterstützung und Erziehung lettischer Heimatgenossen sein Verhängnis vorbereitet und beschleunigt. Die baltischen Deutschen mit ihren vielen Idealisten glaubten an das Fortbestehen bisheriger patriarchalischer Zustände und an die ewige Dankbarkeit des von ihnen geführten und betreuten Lettenvolkes. Die carische Regierung in ihren Russifizierungsbestrebungen war der tertius gaudens, sie förderte die Gegensätze zwischen Deutschen und Letten, verhetzte die letzteren, versprach ihnen die Befreiung vom deutschen Joch usw., und da das Lettenvolk doch noch nicht so klug und gebildet war, um zu verstehen, daß es nur als Mittel zum Zweck dienen sollte, gelang dieses Experiment. Nach der Vernichtung des Deutschtums wäre es ein leichtes gewesen, auch das Lettenvolk der völligen Russifizierung zuzuführen.

Unter den Führern gab es auch einige Idealisten deutscher Abstammung, die da glaubten, für eine Befreiung des Lettenvolkes kämpfen zu müssen, die sich später aber, nachdem sie ihre großen Fehler eingesehen (Weber) hatten, verärgert ins Ausland zurückzogen, da ihr Abblasen vom betörten und verhetzten Volke nicht mehr gehört und sie selbst sogar als Verräter hingestellt wurden.

Das Kapitel über das staatsrechtliche Verhältnis Livlands zum russischen Reiche und die von Tobien vertretene Auffassung, daß Livland durch den Nystädter Frieden von 1721 völlige Autonomie zugesichert erhalten habe, dürfte verschiedentlich auch bei heimattreuen Balten, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, auf Widerspruch stoßen. Livland war nun mal russische Provinz geworden und hat staatsrechtlich keine Bedeutung gehabt. Die Rechte Finnlands z. B. waren ganz anders garantiert worden und auch dort haben bekannte Staatsrechtler diese Garantien als ungenügend angesehen.

Die letzten Kapitel befassen sich mit der neueren Geschichte, dem Weltkrieg, der deutschen Okkupation, der Hoffnung auf Einverleibung in Deutschland, dem Zusammenbruch, der Gründung des lettländischen Staates, der Auflösung der livländischen Ritterschaft, der entschädigungslosen Enteignung des Großgrundbesitzes und der Agrarrevolution. Obgleich sich über einige Fragen noch polemisieren ließe, so muß man dem Verf. doch gewollte größte Objektivität bei Beurteilung auch heikler Fragen zugestehen.

Der Bericht eines Kenners wie Tobien, dessen ganzes Leben den Agrarfragen seiner engeren Heimat Livland gewidmet gewesen ist und der die große Umwälzung noch miterleben mußte, ist unbedingt von historischem Wert, und es ist zu hoffen, daß das vorliegende wertvolle Werk eine ihm gebührende Verbreitung findet.

München. A. v. Bochmann.

Robert Quiskamp: Die Beziehungen L. N. Tolstojs zu den Philosophen des deutschen Idealismus. — Inauguraldissertation aus der slavischen Philologie an der philosophischen Fakultät der Universität Münster.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, in der philosophischen Lehre Tolstoj's die Einflüsse der deutschen Denker, in erster Linie von Fichte, Schelling und Hegel, nachzuweisen. Fichte war jedoch in Rußland nur wenig bekannt, Schelling kommt trotz seiner Verbreitung in den Kreisen der russischen Intellektuellen auch nicht in Betracht, der ganze Schwerpunkt dieser Untersuchung liegt demnach auf Hegel. „Krieg und Frieden" kann als eine künstlerische Illustration zur Hegel'schen Philosophie betrachtet werden, denn die geschichtsphilosophischen Probleme des Romans weisen mit aller Bestimmtheit auf die „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte" als ihren ursprünglichen Quell hin. Auch die religionsphilosophischen Ansichten des russischen Dichters verraten den unmittelbaren Einfluß Hegels. Eine weitere Ideenverwandtschaft Tolstojs mit der deutschen Philosophie führt uns zu Schopenhauer, welcher nach der Meinung des Verf. im hohen Grade dazu beigetragen hat, den Dichter zu einem bewußten Philosophen zu machen. Die Antithese zu Schopenhauer hat stark zur Kristallisierung und deutlicheren Formulierung seiner eigenen Begriffe beigetragen. Über Schopenhauer gelangte Tolstoj zu Kant und zur Kritik der reinen Vernunft, welche letzten Endes sein erkenntnis-theoretisches „Credo" geblieben ist. Es ist nicht die Absicht dieser Arbeit, die Lehre Tolstoj's als Produkt des deutschen Idealismus hinzustellen; was sie bezweckt, ist der Nachweis, daß ohne Kant, Hegel, Schopenhauer Tolstoj wohl nicht der bewußte Philosoph geworden und schwerlich zu einer begrifflichen Entwicklung seiner Philosophie gelangt wäre.

Der Verf. überschätzt die Leistungen dieses genialen Künstlers auf dem Gebiete der Philosophie, — die Resultate seiner spekulativen Denkarbeit stehen hinter den Erfolgen seiner dichterischen Tätigkeit sehr weit zurück.

Berlin-Steglitz. J. Mirtschuk.

Tomislav Vitezović: Die Anderen. Roman. — Zürich, Leipzig, Wien, 1931. 8°. 380 S.

Vor einem Jahr erschien im Amaltheaverlag ein politisches Werk eines sich Kaszonyi nennenden Autors, das in teilweise phantastischen Gedankengängen, die jedoch einen gewissen Kern richtiger Beobachtungen enthielten. die kulturelle und rassische Einheit des sprachlich zerklüfteten Donaugebiets nachweisen wollten, dabei halb bewußt, halb unbewußt die Propaganda der ungarischen Revanche besorgten. Nunmehr begegnen wir denselben Gedankengängen in einem Roman, der technisch ungeschickt, stilistisch undiskutabel, dennoch von einem starken Talent des Spannens und Entspannens und von echtem Dichtertum zeugt. Der Autor ist offenbar kein Deutscher und er tut Unrecht, sich das ihm nicht gemäße Sprachkleid anzulegen. Er sollte in seiner Muttersprache (doch wohl, trotz des kroatischen Namens: Ungarisch) schreiben und dann dieses so gewiß künstlerisch bessere Werk ins Deutsche übersetzen lassen, auch ein wenig Zucht in ein, zugegeben, höchst zuchtwidriges Chaos bringen, das hier geschildert, mitunter packend, ja ergreifend geschildert, doch nicht gemeistert wird. Verf. hat viel politische Erfahrung, offenbar ein sehr bewegtes Leben hinter sich, Verstand und Gefühl, beides à revendre; er hat, ich weiß nicht ob ich sagen soll, Gott sei Dank oder leider, viel literarische Kenntnisse, die als Reminiszenzen wiederkehren. Bald ist's Henri Massis, bald Thomas Mann und der „Zauberberg", bald ist's Morand und seine „Nuits", bald Péladan, an die wir erinnert werden. Merkwürdig, weil es dartut, wie aus gleichen Voraussetzungen, oft Gleiches wird, sind Ähnlichkeiten mit Autoren, von denen

Vitezovic sicher nichts kennt, mit dem Franzosen Mistler („Ethelka"), mit Walter Eidlitz's „Zodiak". Der Stoff ist schnell bezeichnet: das Grauen unserer Zeit, potenziert zum Grauen im verstümmelten Ungarn, auf die Spitze getrieben in der Balkanhölle.

Vitezović speit Haß und Zorn. Man merkt, daß er Partei ist. Doch die Empörung will uns da nicht übel gefallen, wo sie wirklich zur Mutter dichterischer Gestaltungskraft wird. Sehr interessant sind die leider nicht zum bloßen Roman gehörenden Schilderungen der makedonischen Bewegung, die zwar übertriebenen, indessen keineswegs erfundenen Szenen aus den Kerkern der rumänischen Siguranza und aus anderen lieblichen Balkangegenden. Lustig, von grimmigem Humor getragen, und wiederum schrecklich echt, die snobistische Scheinkultur Wiener und Berliner Salons. Es ist das tragische, entsetzenvolle Nebeneinander des satten Westens und des hungertollen, fiebrigen Osteuropa, das hier einmal nicht mit dem gewohnten Blick nach Rußland, sondern nach dem Südosten, uns in grellen Farben an die Wand gemalt wird. „Den Einen", den „seelischen Spießbürgern" hält der Autor „Die Anderen" schlechtweg gegenüber. Händler und Helden, wenn wir eine häufigere Terminologie gebrauchen, treten einander gegenüber. Die Szenen jagen einander, wie die Menschen aufeinander Jagd machen. Michael aber, der Ungar und der reine Mensch — da haben wir's, extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita —, der in Amerika die höchste Zivilisation bis zum Ekel genossen hat und in Ungarn, für Ungarn die tiefste Erniedrigung leidet, wirft das widerliche Kleid der entarteten Kultur von sich und wandert, ein Pilgrim, ein Büßer (denn er hat Blutschuld auf sich geladen) dem Osten zu, woher einst die Ahnen der Magyaren aus der Urheimat gekommen sind, dem Osten, dem Licht, der Seele entgegen.

Es mengen sich in die brutalen Schilderungen, in die mitunter langweiligen, stets langwierigen Gespräche, in den nüchternen Tatsachenbericht, viel Elemente mystischer Schwärmerei. Dem Rassenkult des germanischen Nordens und der Nützlichkeitszivilisation des Westens wie der Barbarei des entseelten Rußland stellt Vitezović eine zwar verirrte, tastende, indessen erschütternde und wahre Religiosität entgegen. Das Buch, literarisch unzulänglich, zwingt uns immer wieder in seinen Bann. Ich möchte gerne die visionäre Kraft und das hohe Ethos des Verf. in einem von sprachlichen Fesseln freien Originalwerk wiederfinden. Es wird in deutscher Übertragung den Eindruck nicht verfehlen, der auch von diesem Werk, so bald man über die von mir gerügten Mängel hinweg sieht, stark und mächtig ausgeht.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Wera Figner: Nacht über Rußland. — Berlin, Malik-Verlag, 1931. 586 S.

Welch wundersamer Gegensatz zwischen dem zarten Empfinden, dem guten Herzen dieser zweifellos hochbegabten und edlen Frau und ihren Taten, durch die Blut und Schrecken gesät wurde. Wenn eines, dann ist dieses Buch der Erinnerungen von Vera Figner geeignet, Aufschluß über die russische Seele zu bescheren. Die Tochter eines offenbar aus deutscher Familie stammenden Gutsbesitzers, im vornehmsten Mädchen-Internat erzogen, bekennt sich in einem Alter, wo ihre Schwestern in andern Ländern an den ersten großen Ball denken, zum militanten Umsturz. Mit eiserner Energie überwindet sie die Schwierigkeiten, die sich einem Auslandaufenthalt entgegenstellen. Von ihrem Mann begleitet, dem sich die Achtzehnjährige, man erfährt nicht recht wie und warum, als Kampfgenossen mehr denn als Lebensgefährten gesellt hat, und mit ihrer Schwester fährt sie nach der Schweiz. Hier vollendet sich ihr revolutionärer Werdegang. Der Gatte, eine Weile gefügiges Werkzeug der ihm an Willensstärke überlegenen Frau, verschwindet aus ihrem Gesichtskreis. Sie kehrt nach Rußland zu-

rück, um als Arzt in der Bauernschaft für geistige und physische Hygiene zu wirken. Vera Figner tritt zugleich der Geheimorganisation „Narodnaja Volja“ bei, die zu Ende der Siebzigerjahre den gewaltsamen Sturz des Absolutismus durch eine Propaganda der Tat beschleunigen wollte. Nicht ohne achtungsvolles Grauen liest man die Statuten dieser Vereinigung, Paragraphen, die mit Blut auf Marmor geschrieben sind und nicht leere Worte blieben. Als vornehmstes Ergebnis und als vornehmstes Opfer der Attentate fiel Car Alexander II. (1881). In den Prozeß gegen die Anstifter und Mitwisser dieses Verbrechens wurde Vera Figner verwickelt. Sie erwartet den Tod, findet Gnade, wenn man die Verurteilung zu lebenslanger Haft als Gnade bezeichnen darf. Mit bewundernswerter Kraft erträgt sie dreiundzwanzig Jahre der Einschließung in der Festung Schlüsselburg (1882—1904), erst wird der Gefangenen mit Strenge, dann mit immer größerer Nachsicht begegnet. Das russische System war ja damals von stupider Grausamkeit, die aber von der oft übermäßigen Weichheit der Werkzeuge dieses Systems gemildert, freilich auch mitunter durch die Bestialität anderer Beamten noch verschärft wurde. Ein Gesuch ihrer sterbenskranken Mutter, die sie nicht mehr wiedersehen sollte, öffnet der Ungebeugten, die nie für sich gebeten hätte, die Tore der Festung. Einige Zeit der Verbannung ans Eismeer. Dann entfernt sie sich aus Rußland nach der Schweiz. Bei Ausbruch des Weltkrieges ist die Verfasserin in die Heimat zurückgeeilt. Nach der Revolution gehört sie dem Vorparlament an. Unter den Bolševiken wird sie zwar nicht eingesperrt, aber doch kaltgestellt. Sie hat, zwischen Werken der sozialen Tätigkeit, Muße, ihre Memoiren zu schreiben. Wir haben diese Erinnerungen nun in vorzüglicher Verdeutschung.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Ukrajinśkyj Universytet v Prazi v rokach 1926—1931. (Ukrainische Universität zu Prag in den Jahren 1926—1931.) — V Prazi 1931. S. 200, 16⁰.

Das Buch wurde zur Feier des zehnjährigen Bestehens der ukrainischen Universität in Prag herausgegeben und umfaßt einen eingehenden Bericht über die gesamte Tätigkeit der Universität auf den Gebieten der Wissenschaft, der inneren Verwaltung und des äußeren Auftretens im Laufe der fünf letzten Jahre, während der einleitende Aufsatz uns das gesamte Leben der Universität darstellt, und zwar im Zusammenhang mit den früheren Jahren, deren Geschichte schon in einer besonderen Publikation besprochen wurde. (Ukrajinśkyj Universytet v Prazi v rokach 1921—1926.) Für die letzten fünf Jahre sind neben den amtlichen Anzeigen über den Zustand der Universität und über die Zahl der Studenten (durchschnittlich 385 im Semester) und Promovierenden auch die Verzeichnisse sämtlicher in der Zeit gehaltenen Vorlesungen abgedruckt. Weiter folgt der Bericht über die Änderungen, die inzwischen im Professorenkollegium eingetreten sind und die Angabe der wissenschaftlichen Publikationen eines jeden Professors. Auf den letzten Seiten befindet sich das Verzeichnis der von der Universität herausgegebenen Werke. Außerdem sind noch die Inaugurationsvorträge der Rektoren: D. D. Antonovyč („Die neuen Forschungen über die ukrainische Architektur und ihre Bedeutung für die Geschichte der ukrainischen Kunst“) und A. Jakovliv („Das ukrainische prozessuelle Gewohnheitsrecht“) angeschlossen.

Berlin. Dr. Antonovyč.

V
ZEITSCHRIFTENSCHAU

Allgemeines

Walery Wiliński: Eurazjanizm. — Przegląd Powszechny, Bd. 18 (1929), S. 85—100.

Der Eurasianismus ist in einer Konstantinopler „Nuit“ von brutalen französischen Gendarmen und englischen Soldaten erzeugt worden, da man schrieb nach des Herren Geburt eintausend neunhundert und einundzwanzig Jahr. Zur Welt brachten ihn gelehrte Professoren in Wien und Sofja. Das geistige Kind der Emigration gedieh erschreckend rasch. So etwa erzählt Wiliński die Geschichte einer Bewegung, die denn doch mehr ist als eine Reaktion des Ressentiments auf westliche Schikanen. Übrigens fehlt im Stammbaum des Eurasianismus der Fürst Uchtomskij und damit das Bewußtsein, daß die ganze Bewegung um dreißig Jahre älter ist als es Wiliński will. Es mangelt ihm die Einsicht in die tieferen Gründe einer sehr wohl fundierten Bewegung und so entbehrt die rein polemische, wertlose Arbeit jeder geopolitischen Perspektive, ja der Erkenntnis von der Verschiedenheit der unter gemeinsamen Namen sehr Mannigfaltiges vereinenden, in sich gespaltenen eurasischen Bewegung. Der deutsche Leser, der sich rasch über dieses Thema orientieren will, wird statt zu Wilińskis zur ausgezeichneten Abhandlung Timaševs in der Zeitschrift für Politik 18 (1929), 598 ff greifen. Otto Forst-Battaglia.

Bulgarien

Studien zur modernen bulgarischen Literatur.
Nova Evropa XIX (1929).

In der Bulgarien und den Bulgaren gewidmeten Sondernummer der Nova Evropa XIX (1929), br. 6 u. 7, Agram, gibt der bulgarische Schriftsteller D. Šišmanov, der Sohn des vor einigen Jahren verstorbenen Literarhistorikers Ivan D. Šišmanov (vgl. meinen Nachruf in diesen Jahrbüchern), ebenso europäisch in seinem geistigen Niveau wie sein Vater, einen kurzen prägnanten Überblick über die Entwicklungslinien, den Charakter und die Hauptvertreter der neueren bulgarischen Literatur: Novija bugarska književnost. (S. 188—94.)

Die neue bulgarische Literatur (1800—1900) steht ganz im Zeichen der heroischen Erhebungen und Bestrebungen des bulgarischen Volkes. Sie ist — im Gegensatz zur älteren bulgarischen Literatur bis Paisije — ausgesprochen aktualistisch und aktivistisch, hat Kampfescharakter, ist national zweckbetont, und daher überwiegen in ihr die tendenziösen, didaktischen, also die sozialen Elemente gegenüber den rein ästhetischen: Das Dichten war

eine Angelegenheit, eine Seite der nationalen Befreiungs- und kulturellen Aufbauarbeit; der Dichter Lehrer (die Generation Sofronij, Beron. Bozveli u. a.), Revolutionär (Rakovski, Čintulov, Penčo Račev Slavejkov, Karavelov Drumev, Botev) oder Kritiker der Zeit und der nationalen Fehler (Vazov, Al. Konstantinov, Mihajlovskij). Das Hauptthema: Kampf und Leiden des bulgarischen Volkes. Die Grundstimmung: heroisch, satirisch, didaktisch. Ihre soziale Rolle und Bedeutung: sie erzog die Bulgaren zur Nation.

Erst zu Beginn des 20. Jahrh. entfernt sich die Literatur langsam aus der Kampfesarena und wendet der inneren Seite ihrer Kunst mehr Aufmerksamkeit zu. Aber auch jetzt verschwinden die Kampfeselemente nicht. Nur werden die Literaten, die früher Kämpfer für Freiheit, dann für soziale Rechte waren, jetzt zu Kämpfern für die Schönheit und die Lebensrechte des Individuums. Der erste wirkliche Europäer in der bulgarischen Literatur, der europäische literarisch-ästhetische und geistige Wertmaßstäbe in die Literatur hineintrug, selbst europäische literarische Kultur besaß, durch Heine, Byron, Nietzsche gegangen war, für den Dichter das war, was es im Westen seit Jahrhunderten gewesen, Bekenntnis und Ausdruck der künstlerischen Persönlichkeit als solcher, war Penčo Slavejkov (1866—1912), der erste wirkliche bulgarische Dichter größeren Formats, der Dichter der modernen Epopöe Krvava pesen. Also um die letzte Jahrhundertwende erfolgte die bewußte ästhetische Europäisierung. Schulter an Schulter kämpfen für die Schönheit und künstlerische Vollkommenheit Slavejkovs Mitarbeiter Petko J. Todorov und Peju K. Javorov. Todorov, der in seinen Dramen den Einfluß Ibsens verrät, versuchte in seinen Idyllen aus den Stoffen und Motiven der bulgarischen nationalen Volksdichtung Werke allgemein menschlichen Charakters zu schaffen. Javorov schuf die bulgarische Poesie zu einem präzisen, fein empfindlichen Instrument, ausdrucksfähig für die geistige Problematik und die seelische Nuanciertheit und die moralische Krisenhaftigkeit des modernen Menschen und der modernen Zeit. In seiner Lyrik pulsieren bereits die Konflikte des europäischen Menschen, der Kult der Persönlichkeit und die Tragik des Individualismus, der Skeptizismus, das Mann-Weib-Problem als ewig kosmisches Problem der Naturgewalten in seiner ganzen Größe, Tiefe und Schwere. — Nach Penčo Slavejkov, P. Todorov und Javorov und nach Kyrill Hristov, dem ersten bulgarischen Meister in der erotischen Poesie und dem Dichter des absoluten Individualismus, nach und mit diesen Dichtern und ihrem kritischen Wortführer K. Krstev (Zeitschrift Mysl) tritt die bulgarische Literatur in eine neue Periode. Nach 1910 taucht eine ganze Schar neuer Dichter auf, von denen die meisten auch heute noch literarisch schöpferisch tätig sind. Es erfolgt in der Periode 1912—1918, einer Periode nationaler Katastrophen, der fortschreitenden Urbanisierung und sozialen Differenzierung, auch die Differenzierung des literarischen Lebens und des künstlerischen Ausdruckswollens. Es kommt zur Bildung von literarischen Schulen, die als Erben der früheren Kampfesmentalität in der bulgarischen Literatur nun nicht mehr einen allgemein nationalen oder sozialen Kampf, sondern den kritischen Kampf gegeneinander um die Vorherrschaft führen. So entstand einerseits — unter dem Einfluß der Erzählungskunst Vazovs — eine Schule der Realisten, eine neue bulgarische Heimatkunst, die realistisch und symbolistisch die bulgarische Landschaft, die bulgarischen Volkstypen, die sozialen und psychologischen Probleme des bulgarischen Volkslebens gestaltete. Elin Pelin, von dem durch Th. Blank Manches ins Deutsche übersetzt wurde; P. G. S. Stamatov, der das Verhältnis von Mann und Frau in der Gegenwart gestaltet mit all den inneren Konflikten, die sich mit dem Herauswachsen aus der halb idyllischen, halb tyrannischen patriarchalischen Gebundenheit zum Persönlichkeitsbewußtsein beider Geschlechter ergeben, Dobri Nemirov, der heute als der beste Romancier gilt; Jordan Jovkov, der Meister der psychologischen Volksnovelle, Nikolaj Rajnov, Dichter und Maler, ein vorzüglicher Stilist, der die Mystik der alten bulgarischen und orientalischen Apokryphen und Bogumilenlegenden zu neuem Leben erweckt; der Komödiendichter St. Kostov u. a. In der lyrischen Poesie formiert

sich, teils unter deutschem, teils unter französischem Einfluß eine Schule der Symbolisten und Mystizisten (Teodor Trajanov, Nikolaj Liliev, der heute als der beste bulgarische Lyriker gilt, Dimčo Debeljanov, E. Bagrjana, heute das stärkste und unmittelbarste lyrische Talent unter den bulgarischen dichtenden Frauen, u. a.).

Auf breiterer Basis mit stärkerer, plastischer Herausarbeitung und Charakterisierung der einzelnen literarischen Persönlichkeiten der neueren und neuesten bulgarischen Literatur gibt uns D. Šišmanov einen zweiten, umfangreicheren Überblick in französischer Sprache: La nouvelle littérature bulgare. In: La Revue Bulgare II (Sofia 1930), S. 21—33, 69 bis 78. In diesem Aufsatz finden wir, ergänzend zu dem oben Gesagten, eine etwas eingehendere Darstellung der literarischen Verhältnisse und Tendenzen im Gefolge der nationalen Katastrophen der Periode 1913—18: Es beginnt — als Auswirkung dieser nationalen Stimmungen — die Vertiefung in das Reich der Seele, in psychologische Probleme, in die ewigen Probleme vom Leben und Sterben (daher Symbolismus und Mystizismus) und nach dem Weltkriege, in die großen sozialen Konflikte. Nach dem Kriege (ungefähr 1919—23) eine Welle des Aufgewühltseins eines neuen Sturmes und Dranges, ein Suchen nach neuen Lebenswerten und neuen Ausdrucksformen, die der neuen Lebensdynamik adäquat sind, bis dann um 1923 eine Reaktion gegen die hypermodernistischen Strömungen (Expressionismus etc.) und mit der Klärung eine Rückkehr zu den Problemen der Heimat, zur Scholle, zum Bauern erfolgte. Die modernistische Gruppe scharte sich, soweit sie symbolistisch orientiert war, um das Organ „Hyperion" (Trajanov, Liliev, Raïnov u. a.), eine andere Gruppe um den heute noch erscheinenden, durch den Kritiker Vlad. Vasilev auf europäischem Niveau geleiteten „Zlatorog" (Jovkov, Bagrjana, Poljanov, Dora Gabe, Raičev, Karalijdžev, Stubel). Unter starkem Einfluß des deutschen Expressionismus (K. Edschmid, Werfel, Toller, G. Kaiser) wie überhaupt der deutschen revolutionären sozialen Dichtung stand die junge expressionistische Gruppe um das Organ „Strelec" (K. Galabov, der derzeitige Germanist der Universität Sofia, G. Milev, A. Dalčev, Č. Mutafov). Heute sind die führenden literarischen Organe: der genannte Zlatorog, die derzeit von dem Volkskundler und Literarhistoriker M. Arnaudov redigierte „Blgarska Mysl", dann Listopad, schließlich die reichhaltigen, aktuellen literarisch-künstlerischen Wochenblätter „Sâvremenik" und „Literaturen Glas".

Ce que peuse la jeunesse européenne: Bulgarie, par V. Polianoff. — Revue des Sciences Politiques. T. XLIX (Paris 1926), S. 283 bis 91.

Der junge talentierte bulgarische Romanschriftsteller V. Polianov, selbst literarisch gewachsen unter dem unmittelbaren Einfluß des deutschen Expressionismus und der modernen deutschen Literatur, versucht in diesem Aufsatz die geistig-literarische Physiognomie der jungen bulgarischen Nachkriegsgeneration zu charakterisieren. Die Epoche 1877—1914 war eine Epoche großzügigster Aufbauarbeit in der Schaffung der dem neuen Staat notwendigen Bildungsinstitutionen. Ein Großteil der Energien der führenden intellektuellen Kräfte der Nation gingen in dieser Arbeit auf. Unter den fremden Dichtern standen zunächst die Russen im Vordergrunde des Interesses: Gogol, Puškin, Dostojevskij, Turgenjev, Čechov, Tolstoj. Dazu kamen dann um die Jahrhundertwende beim Umbruch zur Europäisierung des literarisch-geistigen Horizontes nordische und westliche literarisch-geistige Einflüsse: Ibsen, Strindberg, Nietzsche, Schopenhauer, Kant, vor allem wirkten Nietzsche und Ibsen tiefer. Bei der jungen Generation vor dem Welt- bzw. Balkankriege, die man heute literarisch vielfach als die symbolistische bezeichnet (Liliev, Trajanov), wurde der französische Einfluß maßgebend: Hugo, Balzac, Flaubert, Maupassant, Zola, vor allem aber die Parnassiens und Symbolisten: A. France, Bourget, Verlaine, Baudelaire, Leconte de

Lésle. Diese zwei geistig-literarischen Quellen, die germanische mit Ibsen und Nietzsche und die französische speisten die Literatur vor dem Kriege. Die Balkankriege und der Weltkrieg ruinierten Bulgarien, demoralisierten seine Bevölkerung und hinterließen eine schwere Depressionsstimmung, hatten aber anderseits noch stärkere Verbindungen mit dem Westen zur Folge. Die Übersetzungsliteratur wuchs ganz bedeutend. Die europäischen Krankheitserscheinungen der Nachkriegszeit, der sinnlose Taumel leichter Vergnügungs- und Gewinnsucht schlug auch nach Bulgarien über. Ein intellektuelles Proletariat wuchs heran. In der neuen jungen Nachkriegsgeneration herrscht die gleiche antiillusionistische, praktische, auf Sport, Rekord und Erfolg gerichtete Einstellung wie im Westen.

Konstantin Galaboff: Die neuere bulgarische Literatur. — Deutsche Rundschau, 54. Jg. (1928), S. 225—34.

Ein das kultur-, literar- und geistesgeschichtlich Wesentliche der neubulgarischen Literaturentwicklung prägnant erfassender Aufsatz des derzeitigen Germanisten an der Universität Sofia Galabov, in dem vor allem die Beziehungen zum deutschen Geistesleben eine sachkundige Würdigung finden. Der Verfasser, der selbst in der unter dem Einfluß des deutschen Expressionismus stehenden bulgarischen literarischen Bewegung als literatur- und zeitkritischer Wortführer eine Rolle spielte — es sei auf seine literar- und zeitkritischen Bücher: Život, istina, tvorčestvo. Literaturni opiti Nr. 1, Sofija 1926, 142 S.; ferner: Zovât na rodinata. Kulturnijat pâť na Blgarina. Sofija 1930, 110 S., hingewiesen — charakterisiert eingehend die Zeitstimmungen, die literarischen Ideen und die führenden Persönlichkeiten der eigentlichen modernen bulgarischen Literatur, die mit Penčo Slavejkov, P. K. Javorov und P. J. Todorov, der Zeitschrift „Misl" und dem Kritiker K. Krstev ihren Anfang nimmt.

Eine Reihe von Studien und kritischen Aufsätzen zur modernen bulgarischen Literatur finden sich in den beiden, heute führenden literarisch-kulturellen Zeitschriften, in der „Blgarska Misl" (1926) und in dem „Zlatorog".

M. Arnaudov: Duhat na blgarskata poezija. — Blgarska Misl I (1925), S. 73—85.

Eine kritische Auseinandersetzung über den „Geist der bulgarischen Poesie" anläßlich des Erscheinens der Anthologie von G. Milev (Antologija na blgarskata poezija. Izd. na F. Čipev. Sofia 1925.) Der Beginn der bulgarischen Poesie fällt in die Mitte des 19. Jahrhunderts. „Alles, was bis dahin (bis 1850) mit bulgarischen Buchstaben in alt-, mittel- oder slavobulgarischer Sprache geschrieben wurde, ist heute nur Gegenstand historischer, archäologischer oder philologischer Interessen, ist keine poetische Literatur im modernen Sinne des Wortes." Vorher war die einzige Poesie, die epische und lyrische Volkspoesie. Arnaudov nimmt dann im einzelnen kritisch Stellung zu den ästhetischen und literarhistorischen Werturteilen über die einzelnen neubulgarischen Dichter, die Milev in der einleitenden kurzen Geschichte der bulgarischen Poesie vorbringt, und gibt selbst eine Reihe grundsätzlich wichtiger Konstatierungen zur Entwicklung der neubulgarischen Literatur. Näher charakterisiert werden Botev, Vazov, K. Hristov, Javorov, Penčo Slavejkov. J. Matl.

G. Konstantinov: Mečti i dejstvitelnost'. Kam charakteristikata na savremennata blgarska literatura. (Illusionen und Wirklichkeit. Zur Charakteristik der modernen bulgarischen Literatur.) — Blgarska Misl III (1928), S. 454—63, 625—36.

Die Geschichte der bulgarischen Literatur kennt seit der Zeit des poetischen Erwachens bis heute 3 Generationen: die Generation Karavelov — Botev — Vazov, die Generation Penčo — Slavejkov —

J a v o r o v und die Generation der sogenannten Symbolisten T r a j a n o v — L i l i e v — E m. p. D i m i t r o v — L. S t o j a n o v. Dreimal wurde auf der Bühne des bulgarischen Lebens die Frage der „Jungen" und „Alten" gestellt. Dreimal wurden in Kampf und Angriff neue Positionen eingenommen. Die Generation, die nach dem Weltkrieg herauswuchs, warf zum vierten Male das Problem der „Jungen" und „Alten" auf. Diese Frage wurde diesmal mit besonderer Zähigkeit und krankhafter Anspannung im öffentlichen Leben gestellt und drang von hier auch in die Literatur. In ihrem Namen vollzogen sich zwei Revolutionen: die eine gegen die alte Ordnung, die andere gegen die alten Parteien und die alten Auffassungen im öffentlichen und staatlichen Leben. Beide Revolutionen endeten mit einem Mißerfolg, mit voller Wiedererneuerung des Alten, mit der Reaktion. Doch die Gärung kam nicht zum Stillstand. Die Illusionen von etwas Neuem und Besseren sind nicht verloschen. Drei in einem Jahrzehnt aufeinanderfolgende Kriege wühlten die bulgarische Psyche vom Grunde zutiefst auf. Zwischen den Idealen der Generation, die die Kriege führte, und der jungen Nachkriegsgeneration erstand eine Mauer des Nichtverstehens. Das ganze bulgarische Volk blieb enttäuscht in seinen Hoffnungen, die es ein halbes Jahrhundert lang genährt. Es gab eine Zeit, unmittelbar nach dem Weltkriege, da befand sich die bulgarische Intelligenz im Zustande vollständiger Desorientierung und Ziellosigkeit. Die alten öffentlichen Organisationen, die das Leben des Staates bis und durch die Kriege geführt hatten, wurden verlassen. im öffentlichen Leben griff ein anarchischer Zustand um sich. Da brach in den Seelen der Jungen, unter dem Druck des Entsetzens und der Verzweiflung etwas Neues hervor. Ein neuer Glaube, eine neue Vorstellung von menschlichem Glück leuchtete in ihren Herzen auf. Zutiefst verletzt von der Bestialität des Menschen, von den Greueln einer Zivilisation, die sich in dem furchtbaren Brudermorden und Massensadismus des Weltkrieges ausgetollt hatte, wendeten sie ihren Blick nach innen in das Reich ihrer Seelen und suchten Funken zu einem neuen reinigenden Feuer anzufachen, durch welches sie zu einem neuen Leben und neuem Glück wiedergeboren werden könnten. Doch die Finsternis einer unhumanen Zeit hatte sich tief auf die Seelen gelegt und drohte die aufglimmenden Funken eines rein menschlichen Bewußtseins zu verschlingen und zu ersticken.

An Stelle der Poesie, die den Krieg besang und sein Mal auf der Stirne trug, sollte eine neue kommen, die diese Gärung und Verzweiflung und die neuen Hoffnungen, die in den Seelen und Herzen der jungen Generation aufbrachen, wahr zum Ausdruck bringt. Die alten Poeten hatten ihre Extasen ausgelebt, ihre Seelen waren müde geworden in dem Suchen nach unentdeckten Wahrheiten und fanden keinen inneren Weg des Verstehens zu dem neuen Erkennen, das die Jungen durchglühte und in dessen Namen die Jungen Hilfe von ihnen erwarteten. Außerdem war diese Generation der bulgarischen Symbolisten sehr schwächlich, von geringem moralischen Prestige und von keinem großen humanen Reichtum, also wenig disponiert, um auf das neue Streben und Suchen nach Humanität und neuen Wahrheiten vollen Widerhall zu geben. Die neue Zeit verlangte neue Menschen. In den ersten Jahren nach dem Kriege war dieses Suchen nach neuen Wegen und neuen Formen im öffentlichen Leben und in der Literatur krankhaft potenziert. Ein beispielloses Verneinen alles Alten brach sich den Weg durch. Doch das „Alte" war tief auch in den Seelen der Jungen verwurzelt und zur Erreichung und Gestaltung des Neuen genügten nicht Wünsche und Illusionen. Die Jungen mußten neue Enttäuschungen erleben, da sie selbst sich als unvorbereitet, als unausgereift für die neue Erhebung, zu der sie das Leben rief, erwiesen. Und es lagerte viel Müdigkeit, viel Apathie über der Welt und den Menschen, die die Energien für den neuen Kampf untergrub und zersetzte. In den zehn Jahren nach dem Kriege tauchten nacheinander in der Literatur einige Gruppen, einige Strömungen auf, denen es aber nicht gelang, der Literatur eine neue, ihre Gestalt zu geben. Keine einzige große Persönlichkeit überragte den neuen literarischen Horizont. Einige der Alten versuchten es, an die Spitze der Bewegung

zu treten (Nikolaj Rainov, N. Liliev, A. Strašimirov), doch ohne Erfolg. Namen tauchten auf, verschwanden. Keine dauernde Führung. Die Alten, die Väter. zehrten von dem Trost und dem Erfolg, den ihnen das monumentale Werk Vazovs als Ausdruck des von ihnen Errichteten und Aufgebauten bot. Die Jüngeren (die älteren Brüder der Jungen), die aus den Reserveschulen und der Front herausgewachsen waren, waren enttäuscht und ohne Ideal, suchten eine gewisse physische Befriedigung in dem Leben, das ihnen der Krieg genommen, und gingen mit Przybyszewski, Arcibašev, Kuprin, D'Annunzio, Casanova; andere unter ihnen, die reineren Herzens, gingen in die Einsamkeit (mit S. Liliev), andere wieder verfielen einer vollständigen Apathie und Anarchismus. So standen die Jungen — unbefriedigt und hungrig — am Kreuzweg. Sie hatten die alten Lehrer vergessen, sich auch von Vazov losgesagt, warteten auf das Wunder der Wiedergeburt, das ihren wunden, licht- und menschlichkeitshungrigen Seelen neues Licht, Glauben und Kraft brachte. Und das Wunder kam nicht. Dieses tragische Unbefriedigtsein sieht man am besten im Schaffen der Jüngsten, die nach dem Kriege auftauchten.

Unter ihnen steht an erster Stelle die Gruppe, die man als Epigonen des Symbolismus bezeichnen könnte: Stratiev, Simidov, Iv. Mirovski, Iv. H. Christov, Iv. Mirčev u. a. Durch besondere Begabung und etwas persönliche Frische ragen aus ihnen hervor J. Stubel und Iv. Christov. Im übrigen liegt etwas Anämisches, Kraftloses, Plagiatorisches in dem Schaffen dieser Gruppe.

Die zweite Gruppe, die in ihren gemeinsamen Anschauungen wirklich etwas Neues brachte und die modernste und die am meisten kampfesgestimmte und kampfesfreudige war, ist die der sogenannten „proletarischen“ Dichter, der kommunistischen Partei nahestehend, vereinigt um das Organ „Nov pat“ (Der neue Weg). Hier wehte wirklich ein neuer Wind in die bulgarische Literatur, ein neuer Geist der Poesie und neue Ideen. Abgesehen davon, daß sich einige der Talentiertesten der Jungen in dieser Gruppe befanden. Doch — von der heutigen Gegenwart gesehen — war das Neue in dem Geforderten und Propagierten größer als in dem Erreichten. Als Apostel dieser neuen Poesie sah die neue Gruppe den mit origineller Gestaltungskraft begabten, frühzeitig dahingerafften Hr. Smirnenski. Er brachte die bei den Symbolisten in die Fernen und in die Wolken verflüchtigte bulgarische Poesie zur Erde zurück, zum Blut und zur Not der lebendigen Kreatur. Er durchtränkte sie mit neuen Ideen, neuen Gefühlen, neuen Formen. Liebe zur ganzen Menschheit, zu allem Menschlichen in den Erscheinungen der Persönlichkeit, das Streben, mit der Seele (und der Not) des Volkes und der Masse zu verwachsen und eins zu werden. Also Ende des Individualismus, neue Hinwendung zum Kollektivum, zum Sozialen. Die Talentiertesten dieser sozialen Poesie waren: Asěn Razcvětnikov, Angel Karaliičev und N. Furnadžiev, ihr Kritiker Mladen Ivanov. Doch es verging keine lange Zeit und diese gleichen talentierten jungen Dichter fühlten, daß in ihren Positionen etwas Falsches stecke, daß die Forderungen ihrer dichterischen Individualität stärker sind als die Losungen für das Kollektiv, für die sich plagenden Massen. Die Front lichtete sich, einige verließen das Organ. Bald wurde auch die Partei vernichtet und die „proletarische Poesie“ ging ihrem Ende zu. — 1926 bekam eine neue Gruppierung junger Kräfte Gestalt und Form, die um die kurzlebigen Organe „Iztok” („Osten”) und „Strelec” (Der Schütze) 1926—1927 konzentriert war. Ihr Symbol, F. Hodler's „Wilhelm Tell”, verkörperte ihre freiheitlichen und humanen Tendenzen. Ihr Hauptmangel, gleichzeitig auch Ursache des frühen inneren Auseinanderfallens, war die fehlende Einheitlichkeit, die fehlende Homogenität der grundsätzlichen Anschauungen und Ziele, ferner — ausgenommen K. Galabov — die für eine neue Bewegung etwas zu geringe geistig-ästhetische Reife und Klarheit. Ihre Hauptvertreter: Dr. K. Galabov, Čavdav Mutafov, Iv. H. Christov, Iv. Mirčev, T. Milev, At. Iliev, D. Panteleev, At. Dalčev, G. Karaivanov, Sv

M i n k o v, P a n č o M i h a i l o v. Die Ideologen der Gruppe K. Galabov und At. Iliev (vgl. K. Galabov, Našitě kulturni zadači. Iztok bz. 44, 1926). Die talentiertesten Dichter der Gruppe D a l č e v und P a n t e l e e v. Ihr Manifest (Mrtva poezija. Razvigor 1925) war vor allem gegen Liliev, gegen die Dichtung der Symbolisten gerichtet. Charakteristisch für diese Gruppe die neue aktive Hinwendung zum Leben, zur nationalen Wirklichkeit, das Eindringen in die Tiefe der Volksseele, gleichzeitig aber auch die Forderung nach ständiger Befruchtung durch die Aufnahme der Werte der fortgeschritteneren westeuropäischen Kultur, nach harmonischer Verbindung und Durchdringung östlicher und westlicher Elemente, nach Vertiefung und Erhöhung der national-kulturellen Erscheinungen zu allgemein menschlichen, nach Europäisierung des kulturellen Schaffensniveaus.

Die kritische Haltung gegenüber den Symbolisten war gegeben, da ja den Symbolisten Dichtung Flucht vor der Wirklichkeit in die Welt des Traumes bedeutete, Wirklichkeit und Poesie zwei entgegengesetzte und sich gegenseitig ausschließende Sphären waren und jedes Vermischen dieser beiden Welten als Sünde betrachtet wurde. — Die Ziele der jungen Gruppe waren, vor allem hinsichtlich einer dauernd festen Fundierung der nationalen Kultur, groß und weit. Diese Gruppe um den „Strelec" und die vorhin gekennzeichnete Gruppe der „sozialen Dichter" um den „Nov pat" verkörpern am typischsten die in dem bulgarischen öffentlichen und literarischen Leben nach dem Kriege auftauchenden Richtungen und Bestrebungen. Außerdem gingen aus diesen beiden Gruppen einige wirklich begabte Dichter hervor, die sich immer ausgeprägter formieren und auf dem besten Wege sind, die neue Zeit zu repräsentieren. Wenn wir vorhin den in diesen beiden Gruppen hervortretenden Zug und Prozeß der Hinwendung, der Annäherung der Literatur an das Leben betonten, so muß allerdings festgestellt werden, daß wir auch bei einigen älteren, außerhalb dieser Gruppe stehenden Dichtern, z. B. bei Strašimirov, N. Rajnov, L. Stojanov. Em. p. Dimitrov u. a., in ihrer Nachkriegsdichtung eine stärkere Hinwendung zum Leben, also ein Abweichen von ihren, d. i. von den Symbolisten und Mystizisten früher vertretenen Forderungen der „reinen Kunst" (l'art pour l'art) beobachten können. Die ökonomischen und anderen Umstände der Nachkriegszeit drängten auch diese schöpferischen Geister zum Realismus (zu einer Dichtung der neuen Sachlichkeit, wie man im Westen sagt). Es ist allerdings ein psychologisch vertiefter, künstlerisch (durch das Erbe des Symbolismus bzw. der Neoromantik) verfeinerter Realismus. Es ist ein Hunger nach Geist, nach Seele, nach Erhebung, nach dem Ideal in diesem Realismus. Dem Dichter und Künstler ist neuerlich eine auf das Soziale und Humane gerichtete Mission in die Hände gelegt. Für diese neue Einstellung zum Leben für diesen neuen Vitalismus, und für diese neue Auffassung der Mission des Dichters zeugen — abgesehen von den Manifesten und programmatischen Aufsätzen der vorhin genannten Gruppen — die dichterischen Werke jener unter den jungen Dichtern, die außerhalb der Gruppen und Aktionen sich entwickelten, so der hochtalentierten Lyrikerin E l i s a b e t a B a g r j a n a und des sehr begabten Erzählers V l. P o l j a n o v. Eine andere Gruppe von den älteren Dichtern, die sogenannten Realisten E l i n P e l i n, J o r d a n J o v k o v, H. P. S t a m a t o v, waren von allem Anfang an und durch alle Schlagworte hin auf ihrem ursprünglichen Weg der lebensnahen Dichtung geblieben. Eines charakterisiert vor allem das Schaffen der jungen Generation, nämlich das starke soziale und das allgemeine vitale Gefühl. Sie verbergen nicht mehr ihren Durst nach dem Leben. Die Lyrik Bagrjanas, Furnadžievs, Dalčevs, Panteleevs, die Erzählungen Poljanovs, Karalijčevs, Mutafovs und Pančo Mihailovs künden davon, von dieser neuen Lebensfülle, dem neuen Vitalismus. Ein großer Fehler, ein großer Mangel der Jungen ist es noch, daß sie neuen Wein in alte Schläuche gießen, daß sie sich formal in den dichterischen Gestaltungsmitteln noch nicht von dem Wortschatz, der Syntax, dem Stil, den Formen der Alten freigemacht und ihre Form geschaffen haben.

J. M a t l.

G. Konstantinov: Tvorčeska nadežna. Mečti i dejstvitelnosf v savremennata blgarska literatura. — Blgarska Misl V (1930), S. 56—64.

Dieser kritische Aufsatz „Schöpferische Hoffnung", vorwiegend die moderne bulgarische epische Dichtung in Vers und Prosa und ihre geistigen und soziologischen Grundlagen erfassend, bildet eine Ergänzung zu dem vorhin besprochenen. Die geistige Evolution in der Zeitspanne 1919—1929 zeigt einen Weg von Pessimismus, Apathie, chaotischen Stimmungen über Jahre eines gewissen Ausruhens, Erholens und Sammelns der Kräfte zu einem Zustand hoffnungsvollerer Stimmung, zu einer gewissen Reaktivierung der idyllischen und traditionellen Kräfte. Für die Erzählungskunst der Zeit bleibt — hinsichtlich des Schilderungsobjektes — die Tatsache des langsamen Untergehens der kleinbürgerlichen, patriarchalischen Lebens und Milieus bestehen. Epische Gestaltung und Ausdruck, damit auch Zeitdokument der ersten Jahre nach dem Kriege, bieten relativ am stärksten die Romane: „Bez pat" (Ohne Weg) von A. Strašimirov und die Schilderung der furchtbaren seelischen Verheerung, die der Weltkrieg angerichtet hatte, in: „Otloženo samoubijstvo" von G. P. Stamatov. Die neue Zeit verlangte in der Lyrik und in der Epik neue Ausdrucksformen. Der frühere Idyllismus und Subjektivismus war nicht mehr zeitgültig. Doch man ist — in den Formen — noch im Zustand des Suchens und die Evolution noch nicht über die von Penčo Slavejkov, Javorov und Liliev geschaffenen Grundlagen hinaus. Neuere größere Versuche epischer Versdichtung, die Geschichte, Gesicht und Schicksal der bulgarischen Nation in der Gegenwart gestaltend fassen sollen und wollen, wären K. Christovs „Čeda na Balkana" und Emanuil p. Dimitrovs „Zlatni nivi i bojni poleta", beide Dokumente und Quellen der geistig-moralischen Zustände während und nach den Kriegen und des neuen bulgarischen Bewußtseins. Für epische Darstellungen großen Stiles, für den großen Zeitroman, scheint das reale Leben und Sein noch nicht entsprechend kristallisiert und ausgereift zu sein. Daher sind auch die bulgarischen Romane, die es versuchen, die ganze Zeitepoche im großen plastisch zu gestalten, im allgemeinen als nicht gelungen zu bezeichnen: So von Dobri Nemirov „Bratja" „Prvi brazdi", von Čilingirov „Hlěb naš našuščnij". Es ist noch die Zeit der Novelle, die blüht. (Elin Pelin, Stamatov, Jovkov, Zagorčinov.) Auch das Zeitdrama größeren Stiles fehlt noch. Die Gegenwart spiegelt sich einstweilen in Komödien und Farcen. Unter den Gegenwartsromanen stehen an erster Stelle noch Strašimirov's „Horo" und Vl. Poljanovs „Slnceto ugasnulo". J. Matl.

N. Atanasov: Savremennata blgarska literatura. Novitě trsenija na našitě romanisti. (Die moderne bulgarische Literatur. Die neuen Tendenzen unserer Romanciers.) — Blgarska Misl II 1927), S. 545—53, 611—21.

In letzter Zeit tauchten hintereinander mehrere bulgarische Originalromane auf. Es entsteht die Frage: Ist das eine zufällige Erscheinung oder dies ein Zeichen dafür, daß die bulgarische Literatur die Entwicklungsreife des Romans erreicht hat. Bis vor einigen Jahren beherrschte im dichterischen Schaffen die Versdichtung das Feld. Lyrik als Konfession subjektiver oder nationaler Empfindungen und Gefühle stand im Vordergrund, also die spezifisch subjektivistische Gestaltungsform galt als das dichterische Ausdrucksmittel. Namen wie Penčo Slavejkov, Javorov, D. Debeljanov, L. Stojanov, Trajanov bis zu Liliev u. a. charakterisieren eine ganze im Wesentlichen lyrische Periode der bulgarischen Literatur. Das Belletristisch-Epische dieser Zeit, wenn man von dem einzigen kongenialen Epiker Elin Pelin absieht, kann an Bedeutung und Qualität keinen Vergleich mit der Lyrik bestehen. Die auftauchenden Romane zeigen, daß die Übergangsperiode zum objektiven Betrachten und künstlerischen Wiedergestalten des Lebens da ist, daß die lyrische Poesie, die lyrische subjektive Gestaltungsform ihre Pionierrolle (in

dem Ausbau einer ausdrucksfähigen dichterischen Sprache) wie auch ihre Führerrolle erfüllt hat. Die erreichte Entwicklungsstufe des Lebens stellt gegenüber der bisherigen Aufgabe, die Welt und das Leben vom Aspekt der Gefühle, der Emotionen aus sprachlich formend künstlerisch zu gestalten, die neue Aufgabe, die äußere und innere Welt objektiv vom Aspekt klarer ruhiger Anschauung und Intuition aus zu veranschaulichen. Der Dichter muß mit seinen Augen, seinen Sinnen und seinem Geist hinein in das schaffende und wirkende Leben. Den Schlüssel zu dieser Wendung zum Epischen finden wir in den geänderten allgemeinen Bedingungen des Lebens, in dem Geist der neuen Zeit, in der anders gewordenen kollektiven Psyche und Moral. Einer der Hauptgründe des Vertretens der epischen Poesie, der Wendung zur objektiven Dichtung, liegt — soweit äußere Umstände in Betracht kommen — in dem Übergreifen der kollektiven Faktoren über die individuellen, in dem immer stärkeren Überspanntwerden des Individuums durch die nationale Masse. In diesem Geschehen verliert das Individuelle an Bedeutung. Überall spürt man die kollektiven Gewalten, im Zerstören des Alten, im Streben nach neuen politisch-sozialen-kulturellen Organisationen und Bindungen. Die Einzelpersönlichkeit hat nur mehr so viel Bedeutung in dem Geschehen, als sie sich mit der Psyche der Masse gewissermaßen solidarisiert, als sie mit dem Geiste des Milieus, in dem sie zu wirken gedenkt, homogen wird. Das Individuelle erhält seine Sanktion gewissermaßen nur mehr von der kollektiven Kraft. Die öffentliche und kulturelle Bedeutung der Einzelpersönlichkeit beginnt vor dem Elemente der Massen zu verblassen, der Massen, die nun nicht mehr als Material für ethnographische Beobachtungen, sondern als die Helden der historischen Taten in Erscheinung und Wirksamkeit treten. Die früheren schwermütigen Seufzer des Dichters nach Einsamkeit, nach den verlorenen Märchen und Zauberländern fangen an kindisch zu werden angesichts des furchtbaren Kampfes der gegnerischen Lager im öffentlichen und sozialen Leben, eines Kampfes, der von unzähligen Leiden, Opfern und Blut begleitet ist.

Durch die starke Beteiligung der Massen an dem historischen Geschehen verschiebt sich der Schwerpunkt der geistigen Interessen von der Persönlichkeit zu diesen Massen, zum Individuum Masse. Die ganze Selbsthypnose der Einzelindividuen, die sich erwählt und gesalbt dünkten für die Taten der Zukunft, beginnt wie ein Opiumrausch zu verrinnen. Das aristokratische Prinzip des geistig-seelischen Alleinganges wird abgelöst durch das demokratische Fühlungnehmen mit den breiten Volksmassen, durch das innere In-Fühlung-treten mit dem ganzen Leben in seiner Vielgestaltigkeit und Ganzheit. Damit wurde auch die frühere Isolierung des Dichters zum Anachronismus. Die Stellung des Dichters wird eine andere: Es ist der Abbau der individualistischen Pose, wie sie von den Symbolisten eingenommen wurde. Der Dichter wird (wieder) in den Strom der kollektiven Tendenzen gerissen. Doch die für die literarische Kunst positiven Folgen der vorübergehenden Isolierung, der Abwendung vom Kollektiv, wie sie die symbolistische Generation bezog, sind nicht zu leugnen: Vertiefung und Komplizierung des Lebensgefühles, Erweiterung des literarisch-künstlerisch-geistigen Horizontes durch die Ausblicke nach dem literarischen und geistigen Westen, Bereicherung der künstlerischen Ausdrucksformen. — Diese neue Hinwendung zum Kollektiv, zum Nationalen, die nationale Idee der modernen Schriftsteller, hat nicht mehr gleichen Charakter wie die der Vazov-Generation, der alten nationalistischen Generation. Es ist ein anderes, gewandeltes Kollektiv und der Dichter als modernes Individuum sieht dieses Kollektiv mit anderen Augen, erlebt es anders. Ein neuer Realismus ist auf dem Wege, der sich allerdings von dem alten (sogenannten) Realismus Vazovs wesentlich unterscheidet. Man ziehe nur als Vertreter der modernen künstlerischen Prosa Vlajkov zum Vergleiche mit Vazov heran. Die neueste Kunstprosa ist als realistische Wiedergestaltung des Lebens zu charakterisieren. Der neue Realismus ist vor allem objektiver und künstlerischer, ehrlicher, vielfarbiger, reicher in den Sujets und den Charakteren. Die früheren (noch bei Vazov anzutreffenden) didaktischen, predigerhaften Elemente werden ausgeschaltet,

die früheren romantischen, sentimentalischen Elemente und Motive in dem Aspekt auf Menschen und ihre Schicksale in den Hintergrund gedrängt oder ganz ausgeschaltet. Einige Vertreter des modernen bulgarischen Romans: Canko-Cerkovski mit größeren epischen Schilderungen aus dem Dorfleben und dem Leben der neuen städtischen Intelligenz, mit besonderer Blickrichtung auf das Familien- und Eheproblem in der modernen bulgarischen Gesellschaft. Cavdav Mutafov nimmt mit seinem Roman Diletant eine gewisse Sonderstellung in der bulgarischen Literatur vor allem durch seine expressionistischen Stilelemente ein. Im Helden ein ganz modernes Problem: die Loslösung der von den „Segnungen" und Lügen der Zivilisation Übersättigten und Angeekelten und seine Hinwendung zu den frischen Quellen der Natur, zu dem vollen unmittelbaren Leben. — Gr. Čišmedžiev's „Sinově na Balkana", eine Epopöe der Balkankriege 1912—13 stellt den Versuch dar, die jüngsten politischen Ereignisse in Bulgarien episch wiederzugestalten. Stilian Čilingirov's „Hlěb naš nasuščnij" die Tragödie der sozialwirtschaftlichen Umformungskrise, der Verzweiflungskampf und das stoische Sterben des alten Handwerks unter den Sirenen der modernen Fabrikindustrie. J. Matl.

Vladimir Vasilev: Ot pet godini nasam. — S. A. Zlatorog IX (1928).

Vlad. Vasilev, ein führender bulgarischer Literaturkritiker der Gegenwart, Redakteur der Zeitschrift „Zlatorog", legt in dieser „Seit 5 Jahren" betitelten kritischen Studie über die neueste Literatur einleitend seine Anschauungen über Methoden, Aufgabe und Stellung der Literakritik dar und zeichnet dann die literarisch-geistige Physiognomie der letzten zwei Generationen in der bulgarischen Literatur; der Generation, die vor dem Weltkrieg in die literarische Arena trat und heute noch schaffend tätig ist, und der jungen Generation, die in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg neue Elemente und neue Dynamik in die bulgarische Literatur trug. — Die Poesie Vazovs verkörpert, entwicklungspsychologisch gesehen, den Zustand des poetischen Erwachens. Der Dichter fühlt sich als Echo der großen und kleinen Freuden und Leiden seines Volkes und Landes. Sein Optimismus erwächst aus der Erkenntnis, daß der Dichter dazu Poet sei, um den Glauben an sein Volk und die nationalen Energien zu stärken. Auch Vazovs Historizismus dient gleichen Zielen. Aus dieser Auffassung seiner dichterischen Aufgabe ergab sich auch hinsichtlich der inneren und äußeren Form der vorwiegende dithyrambische Charakter, der didaktische, vielfach auch polemische Ton seiner Poesie, sowie die rhetorische und sentenziöse Phrase. Diese Poesie war zeitbedingt; sie war so lange zeitgültig, als die allgemeine nationalpsychische Struktur und Stimmung noch einfach, einheitlich, nach einem Ziel gerichtet, noch nicht differenziert war, solange die romantisch-heroische kollektive Stimmung noch Wirklichkeitsbedeutung hatte. In den Jahrzehnten nach der Befreiung änderte sich aber die soziologische Struktur in der Richtung einer sozialwirtschaftlichen und auch sozialpsychischen Differenzierung in eine bäuerliche und städtische, kleinbürgerlich-gewerbliche und intellektuelle, bourgeoise und proletarische Psyche und Mentalität. Diese Differenzierung ist heute noch im vollen Gange, im Verhältnis zu den westlichen Völkern ist allerdings der Prozeß noch in den Anfangsstufen. Das städtische Leben fängt erst an, sein eigenes Gesicht und seine eigene Seele zu bekommen. An Stelle des früheren gemeinnationalen Idealismus brachen die Auswirkungen der Interessengegensätze, der persönlichen egoistischen Bestrebungen im Erraffen und Erjagen der Güter und der Macht durch. Der krisenhafte Einbruch des Individualismus. Das Hauptmaterial des pulsierenden Lebens in seinem Gesicht und seiner Dynamik, für den Dichter wird ein anderes und eine andere auch die Stellung des Dichters zu den Erscheinungen und Grundkräften des ihn umgebenden und ihn durchflutenden Seins der Nation. Zunächst blieb das bei Vazov beherrschende Gefühl einer nationalsozialen Mission des Dichters lebendig in den Satirikern

Al. Konstantinov, St. Mihajlovskij, G. P. Stamatov, für die die sozialen und sozialpsychologischen Erscheinungen und Tatsachen der Umformungskrise eine Fülle von Angriffsflächen boten. Damit durchdringen die realistischen Elemente immer mehr die Literatur. — Erst die neue (erste) moderne Generation (P. Slavejkov, K. Hristov) wendet sich von der sozialaktivistischen Mission, von der Mahner- und Erzieherrolle ab. Das individuelle Erleben und die Gestaltung dieses Erlebens nach dem individuellen Temperament wird Parole. Es ist die Befreiung des Individuums aus der bisherigen Knechtschaft des kollektiven Seins und Wollens. In der Lyrik K. Hristovs scheint der Hedonismus und Bohemismus der künstlerischen Persönlichkeit, ohne Phrase und Pathos, ohne soziale und moralische Motivierung und Idealgebung ehrlich, lebenswahr, unmittelbar auf. Doch Penčo Slavejkov, ebenfalls Individualist und Apologet der starken, außergewöhnlichen, über die Masse hinausragenden Einzelpersönlichkeit, findet wieder den Weg zum Kollektiv, aber in anderer Richtung: die Persönlichkeit hat nicht dem Kollektivum zu folgen, sondern dieses hat sich zur Persönlichkeit im Wege des Ideals zu erheben. Die herangereifte Persönlichkeit hat in das Kollektivum seine geistigen Werte und Güter hineinzutragen. So wird Slavejkovs Poesie im neuen Sinne eine idealistische Poesie. Der bulgarische Geist muß durch die Werte der westeuropäischen Kultur aktiviert werden. In das rückständige bulgarische Leben müssen die ästhetischen und ethischen Kategorien des Westens als stimulierende Faktoren wirksam und fruchtbar werden. Der Dichter hat durch und über die veränderlichen Erscheinungen des nationalen Seins zu den wesentlichen, dauernden Zügen des nationalen Charakters und Schicksals durchzudringen und diese zu gestalten (Slavejkovs Versuch in dem Epos Krvava pěsen). Die Intuition, nicht das unmittelbare (persönliche) Erleben, hat das entscheidende Moment in dem Schaffensprozeß zu sein. So intuitiv gewinnt Slavejkov ein neues Verhältnis zu den dichterischen und nationalen Werten der Volksdichtung (Epičeski pěsni). Ähnlich P. J. Todorov in seinen Idyllen. Bei beiden hat die Bewertung der kulturellen Aufgaben des Dichters eine apostolische Note, bei beiden besitzt das Pathos stark rationalistische Beimengungen. Javorov, der Dichter der seelischen und moralischen Konflikte und Leiden des modernen individualistischen Menschen, schuf die erste wirklich psychologische Lyrik bei den Bulgaren. Ihm gelang es auch, die sprachlich-musikalischen Probleme der bulgarischen Poesie in klassischer Form in den verschiedensten Intensitätsgraden und Nuancen zu lösen. In Trajanovs Hymnen der Leidenschaft ringt die katastrophale Gegensätzlichkeit zwischen Mann und Weib, zwischen Geist und Fleisch, in ihrer urhaften und kosmischen Dynamik, aber auch die Sehnsucht nach Reinigung und Befreiung nach Ausdruck. J. Matl.

Al. Filipov: Novoblgarskata poezija. (Versuch eines historischen Schemas der neubulgarischen Poesie.) — Zlatorog XII (1930), S. 120—28.

Die Geschichte der bulgarischen Poesie ist eng verbunden mit dem bedeutsamsten Gewinn aus der heroischen Zeit der bulgarischen Wiedergeburt, mit der Formierung und Entwicklung der neubulgarischen Literatursprache. Ihr Anfang eine hilflose, ungeschickte, grobe Parodie fremder poetischer Vorbilder, schablonenhaft in den Motiven und arm in den Ausdrucksmitteln, ihr heute erreichter Entwicklungsstand: Reichtum und Fülle der Motive und der Ausdrucksmittel. Ihre Geschichte läßt sich durch ein politisches Faktum, durch den Befreiungskrieg, in zwei Perioden teilen. In ihrem Wesen ist die bulgarische Poesie gleich in beiden Perioden, wirklich romantisch, aber sie ist verschieden in den Formen ihrer Realisierung — vor und nach der Befreiung — abhängig von den allgemeinen nationalen Bedingungen, Forderungen und Idealen ihrer Zeit (z. B. den revolutionären Kämpfen und den Kämpfen um die kirchliche und kulturelle Selbständigkeit in der Periode vor der Befreiung). Daher die große soziale Rolle und Funktion dieser Poesie (als Ausdruck, Bewahrer und Förderer nationaler-

politischer Energien), anderseits ihr vielfach unpersönlicher Charakter, die Banalität der Motive etc. Es ist eine leidenschaftliche titanische Romantik des Kampfes dieser Poesie (wie der ganzen Wiedergeburt, dem vâzraždane) eigen. Die einzelnen schöpferischen Gestalten wie Rakovski u. a., sind, auch wenn ihr literarisches Schaffen nicht Ewigkeitswert besitzt, groß wie Renaissancegestalten, durch ihr Leben, ihren heroischen Kampf, ihr Schicksal. In der ersten Periode ragen zwei Gestalten als Dichter hervor: P. R. Slavejkov und Botjov (Botev). — Mit der Befreiung und der damit verbundenen vollständigen Veränderung der allgemeinen politisch-national kulturellen Verhältnisse und Ziele verlieren die bisherigen auf Aktualität gerichteten Motive der Dichtung ihren Aktualitätswert. Aus neuen Dispositionen erklingen neue Motive. War die Periode vor der Befreiung eine Epoche des Kampfes gegen den fremden Unterdrücker, so folgte jetzt in der Periode des freien bulgarischen Lebens eine Vertiefung der nationalen und sozialen Introspektion, der Selbsterkenntnis, des Kampfes mit sich selbst, des Strebens nach innerer Umwandlung, des Aufschauens zu neuen hohen Idealen der Kultur. Dieser ebenso heroische Kampf um innere Ordnung und um Kultur erfüllt die zweite Periode bulgarischer Poesie. Er findet, zwar karikiert stilisiert, vielleicht stärksten Ausdruck in der Gestalt des Baj Ganjo. Und die Tragik dieses Kampfes mit sich selbst ward am tiefsten persönliche Wirklichkeit in dem Dichter Penčo Slavejkov. — Die ersten Jahre des freien Bulgarien waren für die Poesie wenig fruchtbar. Man war zu sehr mit den dringendsten politischen und kulturellen Aufbauarbeiten beschäftigt. Das von den älteren Autoren Geschaffene ist zunächst im Geiste und im Stile eine Fortsetzung der aus den Tagen der Knechtschaft ererbten Manier und Tradition. Die im alten politischen Kampfesheroismus erzogenen Dichter werden jetzt zu den Dichtern bürgerlicher Tugenden; sie sind noch zu sehr Bürger, daher noch nicht wahre Diener einer reinen (tendenzlosen) Poesie. Der bedeutendste und der bleibende Ausdruck der Epoche vor und nach der Befreiung ist Vazov mit seinem staatsbürgerlichen Pathos, mit seinem politischen Patriotismus, mit seiner Aktualität der Motive, Stoffe und Stimmungen. Er ist gleichzeitig das Haupt der bulgarischen romantischen Schule, eines Romantismus, der dem französischen Romantismus, wie er am stärksten ein halbes Jahrhundert vorher durch V. Hugo vertreten wird, entspricht. Neben ihm stehen seine beiden bedeutendsten romantischen Dichter-Zeitgenossen: Veličkov und Kiril Christov. Neue Wege und neue Ziele weist Penčo Slavejkov, der Sohn des älteren P. R. Slavejkov, der erste wirkliche Europäer in der bulgarischen Literatur, Schüler Byron's, Heine's, Goethe's und Nietzsche's, der Vorkämpfer der Freiheit der künstlerischen Persönlichkeit. Es ist der Weg zum Modernen, geistig der Weg zum Individualismus, literarisch zum Symbolismus und künstlerischen Realismus, Impressionismus und Expressionismus, zur Kunst als Ausdruck der freien künstlerischen Einzelpersönlichkeit, zu einer Kunst frei von Tendenziösität, von publizistischen und didaktischen Elementen, die sich von den engen Forderungen des Tages zu den weiten, grenzenlosen Horizonten des Lebens und der Lebensideale erhebt. Der Weg ging zunächst in scharfem Kampf gegen die alten Götzen, auch gegen Vazov. J. Matl.

Jugoslavien

A. Schmaus: Lessings Fabeln bei Dositej Obradović. — Zeitschrift für slavische Philologie. 8 (1931), 1/2. S. 1—47.

Keiner der vielen Dositej bekannt gewesenen deutschen Dichter hat so hoch in seiner Schätzung gestanden wie L. Es besteht zwischen D. und L. eine persönlichere seelische Beziehung, die sich kaum nur auf des letzteren Werke gründen dürfte. Vor allem ist hier entscheidend, daß D. für den „Nathan" Stellung nimmt, die Anfeindungen L's verurteilt und sein

Eintreten für religiöse Toleranz und Aufklärung begrüßt. Für den Kritiker und Ästhetiker in L. hat er weniger Verständnis gehabt. D. selbst war ja vor allem der Bildner seines Volkes, sonstige Höchstleistungen sind bei ihm nicht zu verzeichnen, und dieser Sinnesart entspricht es, wenn ihn unter L's dichterischen Werken am meisten die Fabeln angezogen haben. Verf. sucht die Frage zu lösen, wieviel Fabeln D. von L. übernommen hat. Radčenko hielt dafür, daß es 27 gewesen wären, Scherzer schloß auf 22 und Čajkanović nur auf 19. Aus der hier gegebenen Gegenüberstellung ergibt sich, daß man 28 Fabeln als übernommen ansehen kann, eine Erweiterung dieser Zahl hält Schm. für unmöglich.

Bei der Auswahl haben D. vornehmlich volkspädagogische Gesichtspunkte geleitet. So meidet er das Einbeziehen mythologischer Stoffe, wo sie doch vorkommen, erweitert er den Text durch Erklärungen. Textliche Abänderungen stehen oft mit zeitgeschichtlichen und sozialpolitischen Tendenzen im Zusammenhang. Die Erzählweise D's ist volkstümlich, und infolgedessen lebensvoll, die vielen Freiheiten in der Übersetzung haben darin ihren Grund. Theoretisch hat D. seinen Standpunkt im Fabelerzählen nicht begründet, die Untersuchung aber zeigt deutlich engstes Anlehnen an Volkserzählkunst. Bestimmte Muster lassen sich nicht nachweisen. Hier liegt aber der Unterschied zwischen D's und L's Fabeltechnik, des letzteren Fabeln waren nicht zum Erzählen, sondern zum Lesen gedacht. Die volkstümliche Erzählweise D's ist hier nur in den nach L. übersetzten Fabeln untersucht worden, eine Untersuchung auf breitester Basis würde zu wichtigen Ergebnissen führen. Emmy Haertel.

Serbokratische Moderne:

Maraković, Ljubomir: Iza ekspresionisma. Pokušaj bilanse. — Hrvatsko Kolo VIII (1927), S. 341—350.

Maraković, einer der sachkundigsten kroatischen Kritiker der Gegenwart, gibt in dieser Studie einen prägnanten Überblick über die Entwicklung, die sozialpsychologische Fundierung, den ästhetischen Charakter und die literaturhistorische Leistung des serbokroatischen, vor allem des kroatischen Expressionismus.

Der stärkste Repräsentant der serbokroatischen expressionistischen literarischen Periode ist Krleža. Die Aufführung seines Dramas „Michelangelo Buonarotti" im Nationaltheater in Zagreb 1925 bedeutet den Abschluß dieser Periode wie der „Pan" des gleichen Dichters ihren Anfang. Der serbokroatische Expressionismus ist keine literarische Periode in dem Sinne, daß er die ganze Literatur erfaßt und die stärkeren Talente beherrscht hätte. Nazor und Domjanić z. B. schaffen weiter in der von der „Moderne" inaugurierten Richtung. (Über diese Moderne vgl. die Studie J. Matl, Hauptströmungen in der modernen südslavischen Literatur. In diesen Jahrbüchern N. F. I, 1925.) Ihr Schaffen läuft parallel mit dem Expressionismus, stellenweise sich mit ihm berührend. Trotzdem kann man diese Epoche als die des Expressionismus bezeichnen, da er in dieser Zeit eine zwar nicht organisierte, aber doch in sich kompakte Richtung repräsentiert, die durch gleiche künstlerische Methoden, durch gleiche Weltauffassung und durch die gleichen Ausdrucksmittel gekennzeichnet ist. Diese Richtung entwickelte sich nirgends auf jugoslavischem Boden so stark wie in Kroatien, da hier die entsprechenden sozialpsychologischen Grundlagen vorhanden waren. Nicht in Slovenien, denn das slovenische Temperament ist nie so gewaltig und so violent, daß es die psychologische Grundlage für den revolutionären, explosiven Charakter des Expressionismus geben würde; auch deshalb nicht, weil in Slovenien der politische Druck der Fremdherrschaft bei weitem nicht so brutal war wie in Kroatien und auch nicht mit einem so entwickelten Freiheitsbewußtsein zu ringen hatte, wie es Kroatien in seiner durch die Geschichte verbürgten Autonomie besaß; deshalb konnte er auch nicht jene verbitterte Zerrissenheit der ganzen Welt-



konzeption hervorbringen, wie sie die kroatische Verzweiflung schuf. In Slovenien gab es auch keine politischen Attentate, die eine aufgewühlte und erstickende Atmosphäre vor gewaltigen Eruptionen geschaffen hätten, wie man sie in Kroatien fühlte. Auch fand in Slovenien nach der „gelungenen" „nationalen Revolution" die Welle der Enttäuschung und Verbitterung nicht in einer so radikalen Überschwemmung durch den Kommunismus oder wenigstens sogenannten „Kommunismus", wie ihn die ersten Nachkriegsjahre in Kroatien sahen, Ausdruck. Freibeuter und grüne Kader, Anarchie und Destruktion, ein Wirbel von Kopflosigkeit, müde, gedrückte Ziellosigkeit, das sind die charakteristischen Merkmale der kroatischen Atmosphäre in dieser Zeit, spezifisch kroatische Schöpfungen. So war der Boden günstig für die Aufnahme des aus fremdem Boden stammenden Expressionismus. Es ist kein Zufall, daß Krležas Drama „Golgota" in Deutschland auf einer Schiffswerft „Republika" spielt, daß sich die geistig-seelische Atmosphäre des Dramas „Vučjak" (Krleža) von der deutschen Spartakus-Epoche nur dadurch unterscheidet, daß dort die Wut der Besiegten Nerven und Hirne erschüttert, während hier das tragikomische Schicksal eines Volkes, das in größten Schlachten der Geschichte die sarkastische Rolle hatte, nicht Sieger und nicht Besiegter zu sein, das Mark aussaugt und alle seelischen Kräfte zerbricht. So erschien, mit realen Augen gesehen, die Lage Kroatiens in den ersten verhängnisvollen Jahren des Umsturzes. Kroatien war — bei all dem politischen Einigungstaumel — in dieser Zeit doch mehr im Zeichen einer sozialen Revolution als der nationalen Wiedergeburt. Der Zusammenbruch eines jahrhundertealten Feudalismus, Bürokratismus und Militarismus hatte stärkere sichtbare Folgen als der schon lange augenfällige Verfall der fremden Quäler und damit verbundene politische Freiheit. Deshalb gibt es in Serbien keinen Expressionismus, und das, was später auf serbischem Boden als analoge Erscheinung auftaucht, ist akklimatisiert durch andere Zonen, daß es nicht diese Durchschlagskraft und auch nicht die kulturpolitische Bedeutung hat, die dem Expressionismus eigen ist. Dagegen treten die Serben von drüben (Vojvodina), die mit den Kroaten an das gleiche Schicksal gebunden waren, in den gleichen Kreis, und es ist charakteristisch, daß den ausgeprägtesten serbokroatischen expressionistischen Roman „Dnevnik o Čarnojeviću" M. Crnjanski (ein Serbe von drüben) gab, der seine „Maske" während des Krieges in Agram im Rahmen der Editionen des kroatischen Schriftstellerverbandes drucken ließ.

Der Expressionismus als ausgesprochene Richtung mit seinen eigenen Forderungen brachte eine gewisse, nicht unbedeutende Expansion der Literatur gerade auf dem Boden Kroatiens, und Agram bekam in dieser Hinsicht eine führende Rolle. Die Bilanz des Expressionismus: Das gewöhnliche Publikum verhielt sich dieser Richtung gegenüber im allgemeinen sehr ungerecht (wie in Westeuropa!). (Der Vergleich mit der Sturm- und Drang-Epoche in der deutschen Literatur, den Maraković zieht, erscheint mir nicht ganz berechtigt, weder in der sozialpsychologischen Bedingtheit noch in der Bedeutung als „Vorbereitungsperiode" zu den Meisterwerken des Klassizismus.) Der Expressionismus brachte eine Wieder-, besser Neugeburt des kroatischen Dramas. Mit Ausnahme von Vojnović ist alles, was vorher auf dramatischem Gebiet geschaffen wurde, kalter Akademismus und klassizistisch posiertes Pathos. Es sind mehr Lesedramen als Bühnendramen. Auch in den Dramen des Impressionisten Vojnović ist mehr lyrische Stimmung als Handlung, mehr Begleittext als Dialog. Der Expressionismus, der mit den Spielereien der Moderne, mit den erotischen Träumereien und dem leeren Kling-Klang zu gefeilter Verse abrechnete, führt die Poesie auf die Erde und in die Wirklichkeit des Lebens zurück, mit seiner eminent sozialen Mentalität sucht er in erster Linie Handlung, Tat, Aktion und findet seinen künstlerischen Ausdruck im Drama. Das Drama des Expressionismus ist in erster Linie Handlung und hat seinen stärksten Wert in der Dynamik. Durch Verwendung kinematographischer Technik schafft es neue Bühnenmöglichkeiten, die „Dematerialisierung" der Bühne, und fand in Dr. B. Gavella (Agramer Nationaltheater) einen kongenialen Regisseur. Das ex-

pressionistische Drama macht beim Lesen einen etwas leeren und unvollkommenen Eindruck, doch auf der Bühne bekommt es Blut und Fleisch. Krleža selbst schuf ungefähr ein Dutzend Dramen, von denen einige dem Umfange nach so kurz sind, daß sie nicht einmal „einen Abend füllen", aber sie sind dafür ungewöhnlich stark in ihrem Ideenumfang und ihrer Ideengewalt, z. B. „Michelangelo Buonarotti", „Cristoral Kolon" u. a.; andere wiederum sind ungewöhnlich breit in der Konzeption, mit weitausgebauter Handlung, als ob der Dichter in jedem von ihnen alles sagen wollte („Vučjak", „Golgota"). Neben Krleža affirmierten sich noch durch starke Bühnenerfolge J. Kulundžić („Ponoć", „Škorpion"), K. Mesarić („Kosmički žongleri"), etwas weniger T. Strozzi („Istočni grijeh", „Zrinjski". „Ecce homo"), A. Muradbegorić („Bijesno pseto"). Zu nennen wäre noch T. Prpić „Kristus na cesti". Auch Dichter, die nicht zum Expressionismus gehören, machen sich seine positiven Neuerungen zunutze: Begović „Pustolov pred vratima" und mit anderen stilistischen Voraussetzungen Kosor.

Die expressionistische Lyrik war am meisten Gegenstand der Angriffe und Verhöhnungen, obwohl sie durch starke Talente, wie vor allem in dem früh verstorbenen A. B. Šimić, dann in Krleža, Krklec, Cesarec u. a. Ausdruck fand. Inhaltlich ist in dieser Lyrik viel ungegorener Wein, aber sachlich und formal wird diese Lyrik viele dauernde Spuren in späteren Dichtergenerationen hinterlassen.

Diese Lyrik machte mit den Reimen, die wegen der Beweglichkeit des Akzentes im Serbokroatischen häufig auch bei den besten Dichtern Verwirrung anrichteten, Schluß und befreite sich dadurch von der Gespanntheit und Gebundenheit, die so häufig eine gekünstelte Gesuchtheit im Ausdruck zur Folge hatte. Den Vers libre hat zwar nicht der Expressionismus geschaffen, er war schon früher in Gebrauch, aber er erweiterte seine Bedeutung und Anwendung und machte ihn zum Ausdruck des gewöhnlichen, alltäglichen Lebens und seiner nicht immer poetisch phantastischen, aber dafür wahren Sensationen. Dabei gab es allerdings in der expressionistischen Lyrik vielfach Banales, grob Sensualistisches und Vulgäres, aber was blieb, das war eine gewisse Klarheit, Wärme und Unmittelbarkeit des Ausdruckes. — Am wenigsten brachte der Expressionismus dem Roman. Das ist natürlich. Der Expressionismus bedeutet eine Reaktion gegen die Überschätzung der äußeren Welt, die der Hauptmaßstab und der Hauptgegenstand der künstlerischen Beobachtung für den Realismus und Impressionismus gewesen war. Enttäuscht durch die negativen Resultate der „positiven" Wissenschaften, hatte schon der Symbolismus neuerlich die Seele im Menschen entdeckt und der Expressionismus ordnete die ganze äußere Welt den Sensationen dieser Seele unter. Die großen Romane der letzten Vergangenheit lebten entweder von der besten Schilderung der äußeren Welt oder von minutiöser Kleinmalerei des Lebens der Seele. Der Expressionismus entfernte sich vom Roman, der für seinen Pulsschlag zu langsam, für sein Gefühl zu tot war. Allerdings gibt es einige interessante Versuche der expressionistischen Romantechnik, z. B. M. Crnjanskis „Dnevnik o Čarnojeviću". Ebenso wie in der expressionistischen Lyrik die Atomisierung der Form (Zerlegung in die kleinsten Teile, das Wort vertritt ganze Sätze, Gedichte sind nichts anderes als aneinander gereihte Worte), wie im Drama die Dematerialisierung der Bühne das Grundprinzip darstellt (Außerachtlassung des Scheines der Wirklichkeit), so bedeutet der expressionistische Roman eine ungebundene Kreuzung der Motive, ihre Zerstückelung und Spaltung ohne äußere Verbindung, da ihre Verbindung nur in der Seele bzw. in dem Unterbewußtsein der Seele. Das so entstehende Bild der Welt erscheint gebrochen und daher traurig; die daraus erwachsende Melancholie — großen tragischen Effekten weicht der Expressionismus absichtlich aus — versucht der Expressionismus durch das Groteske zu ersetzen. Als Beispiele dienen die beiden Romane „Dnevnik o Čarnojeviću" von Crnjanski und „Lunar" von J. Kulundžić. Die Motive verflechten sich im expressio-

nistischen Roman nicht entsprechend der Forderung der Handlung wie in den Romanen mit normaler Komposition, sie schneiden und überkreuzen sich unerwartet ohne äußere Motivierung; ihre Assoziation ist berechtigt und bedingt nur durch innere Gründe. Wie eine der sichtbaren Charakteristiken des Expressionismus die Mischung literarischer Gattungen darstellt, so lassen sich auch oft keine Grenzen in der Technik ziehen: z. B. die lyrischen Partien in den Monologen in Krleža's „Michelangelo" oder die Verwandlung des Erzählens in den vers libre in der Novelle „Na posljednjim tračnicama". — Das Weltbild des Expressionismus zeigt auch seine Mängel: Die Zeit, die sich darin spiegelt, erscheint wie ein toller Wirbelwind, wie ein Orkan, in dem eine halbe Welt zusammenbricht und aus der ein bisher nicht dagewesenes Chaos der moralischen, kulturellen, sozialen Begriffe und alles dessen, was die Welt bewegt, aufscheint. In diesem Zusammenbruch aller Werte sucht der Expressionismus Rettung in einem verzweifelten Schrei nach dem Gewissen der Menschheit. Es ist sonderbar: Die Moderne betrachtete es bei ihrem Auftreten als eine ihrer ersten und wichtigsten Aufgaben. mit den als verlogene Pathetik betrachteten patriotischen Tiraden abzurechnen. Aber kaum war die Moderne im Ausklingen, wiederholt der Expressionismus die Pathetik dieser Tiraden, allerdings in einer anderen Form und mit dem Unterschied, daß letztere moralisierend-predigerhaft (und sozial orientiert) waren. In diesem Schrei nach moralischer Erneuerung der Menschheit ist allerdings der Expressionismus realer als die praktische Lyrik des Realismus, aber er ist — als Kind seiner Zeit — ohne Kompaß in seinem Suchen. Wer wird die Menschheit aus diesem Chaos und diesem verzweifelten Niederbrechen retten? Genies? „Michelangelo", „Cristoval Colon" (Christoph Kolumbus) u. a. zeigen die Tragik. Die sozialen Bewegungen der Masse? „Golgota" zeigt drastisch ihr Unvermögen. Das Gewissen der Menschheit? „Ponoć" („Mitternacht", Drama von Kulundžić) konstatierte, daß in den Gewissen überall tiefe Nacht lagert und die Menschen keinen Ausweg aus ihr sehen. Doch bei all der inneren Zerrissenheit liegt in der rücksichtslosen Offenheit der stärkste moralische Wert des Expressionismus. Ebenso wie durch die anscheinend chaotisch disharmonische moderne Musik, so pulst auch durch die expressionistische Dichtung. wenn auch blutend zerquält und zerrissen, aber doch warm lebendig das menschliche Herz. J. Matl, Graz.

Rußland

A. Sobolevskij: V poiskach slědov Varjagov-vikingov. — Slavia, 8 (1930), 4. S. 761—770.

1. Rusa. Verf. bespricht die vielfach vertretene Hypothese, daß Staraja Rusa ehemals Zentrum der warägischen Eroberer gewesen sei, und daß der Name „Novgorod" die Gründung einer neuen Stadt nahe lege. Seiner Meinung nach kann ebenso gut das Beiwort „Staraja" ein späterer Zusatz zu „Rusa" sein, nachdem ein „Novaja Rusa" entstanden war. Er glaubt auch, daß Novgorod als neue Stadt in bezug auf das alte Gorodišče zu gelten hat, das Holm-gardhr der skandinavischen Sagen. — 2. Waręžanka. Ebklom's in „Die Waräger im Weichselgebiet" vertretene Ansicht, das Flüßchen Waręžanka nahe der galizisch—russ.-poln. Grenze sei mit den Warägern in Verbindung zu bringen, wird widerlegt. — 3. Varjagovo. Ekblom, der auch hier warägischen Ursprung vermutete, es handelt sich um ein Dorf im Kr. Romanovskj, Gouv. Jaroslavl', hält Verf. entgegen, daß aus dem Familiennamen Varjagov der Dorfname entstanden sein kann. Für das Vorkommen dieses Familiennamens gibt S. zwei verschiedene Gründe an. — 4. Imja odnogo Varjag — Rusa. Nach Ekblom soll ein gewisser Blakumen (auf einem Runenstein als Mörder eines Skandinaviers genannt) auf die alte Rus' deuten. Verf. sieht in Blakumen

einen Zusammenhang mit den Polovcern. Im Altdeutschen hießen diese Blawen, Blaue, was als Verdeutschung von Polovcy verständlich und zudem auch deshalb sehr naheliegend ist, weil es tatsächlich eine sinjaja orda gegeben hat. Emmy Haertel.

Vladimir Parchomenko: Krizis Varjažskoj deržavy v Kieve. — Slavia, 8 (1930), 4. S. 765—770.

Die Ereignisse bis zum Jahre 1117, welche die sinkende Bedeutung der alten Wasserstraße zwischen den Warägern und Byzanz und deren Ursachen illustrieren können, werden genannt, um zu zeigen, daß selbst das planmäßige Vorgehen Monomachs im Verfolgen einer warägergünstigen Politik, vor allem Handelspolitik, nichts gegen die Tatsache vermochten, daß die Voraussetzungen zu einer westeuropäischen Orientierung geschwunden waren und die Verhältnisse zur Orientierung nach Südosten und zum verstärkten Handel mit den Steppenvölkern drängten. Die Chronik erwähnt grade für das Jahr 1117 Ereignisse von kritischer Bedeutung für Kiev. Monomach trat damals den Weg nach dem poloveckischen „Canossa" an. Entwicklung der Kreuzzüge, Eröffnung neuer Wege und die schwindende Bedeutung von Byzanz: das alles zusammen bewirkte eine so starke Abnahme des warägischen Zustroms, daß ihre Anteilnahme in Angelegenheiten Kievs sich erledigte. Verf. nennt B. Leibs „Rome et Byzance à la fin du XI-e siècle" (Paris 1924) und M. E. Šajtans Aufsatz „Germanija i Kiev v XI. v." aus „Letopis' zanjatij postojannoj Istoriko-Archeografičeskoj Komissi", vyp. 1—34 (Lgrd 1927. S. 3—26), aus denen diese Verhältnisse klar zu ersehen sind, obgleich in beiden Schriften grade die Absicht vorliegt, die Beziehungen zwischen Kiev und dem Westen im XI. Jh. zu unterstreichen.
Emmy Haertel.

Aus dem Merkbuch eines Archivisten. — Krasnyj Archiv, Bd. 1 (XXXVIII), 1930.

B. Kos'min: Unveröffentlichter Brief von N. Ogarev (S. 165—172).

Im J. 1866 wurde während einer Haussuchung bei Vorožcov, einem jungen Kaufmann, der verdächtigt war, mit der Emigration in Verbindung zu stehen, ein mit „N. O." unterzeichneter Brief gefunden. Die nähere Untersuchung und das Zeugnis des bekannten „reuigen Emigranten" Kel'siev ergaben, daß der Brief von N. Ogarev stammte. Vorožcov gab im Laufe des Verhörs seine Bekanntschaft mit Ogarev, P. Dolgorukij und dem Londoner Buchhändler Tchorževskij zu. Seine Unterhaltungen mit Ogarev berührten die Fragen der Semstvo-Wahlen und den Polenaufstand von 1863. Diese Themen behandelt auch der Brief, der übrigens auch von dem Interesse Ogarevs für Vorožcov, als einen Vertreter der ihm unbekannten intelligenten kaufmännischen Schicht, Zeugnis ablegt. — Der inzwischen verstorbene Historiker, Kenner der Epoche der 20er Jahre und hervorragender Puškinist, P. E. Ščegolev, veröffentlicht hier sieben Dokumente aus dem Archiv des Kollegiums für Äußere Angelegenheiten über den „Kollegiensekretär A. S. Puškin" (A. S. Puškin und Graf M. S. Voroncov, S. 173—185). Von diesen Dokumenten waren vier bereits aus den Abschriften bekannt, die übrigen drei erscheinen hier zum erstenmal und bringen einige neue Details zur Geschichte der Ausweisung Puškins aus Odessa im J. 1824. Dies sind: 1. Puškins Abschiedsgesuch (8. Juni 1824), ein Brief des Grafen Voroncov an Nessel'rode (9. Juni 1824) und ein kleiner Zettel in französischer Sprache über Puškins Familienverhältnisse.

M. Nečkina, junge Spezialistin für Geschichte der Befreiungsbewegung, bringt die Erzählung des Dekabristen N. J. Lorer „Über die Hinrichtung der Dekabristen" (S. 185—188) zum erstenmal in ungekürzter Fassung.

Aus dem Merkbuch eines Archivisten. — Krasnyj Archiv, Bd. 2 (XXXVIV), 1930.

L. Braže: „Der blutige Sonntag in Petersburg", S. 177—185.

Aus dem Archiv für Revolution und Äußere Politik werden einige von der Polizei beschlagnahmte Briefe zum Druck gebracht, die von z. T. unbekannten Adressanten aus intellektuellen Kreisen an ihre Freunde im In- und Auslande gerichtet wurden. Die Briefe nehmen auf die Ereignisse vom 9. Januar 1905 bezug, geben die Petersburger Stimmung wieder, schildern die Rolle Gapons und der Sozialdemokratie; besonders interessant sind die Berichte der Augenzeugen.

Aus dem Merkbuch eines Archivisten. — Krasnyj Archiv, Bd. 3 (40), 1930.

B. Kos'min: S. G. Nečaev und die Waffenarbeiter von Tula (S. G. Nečaev i tul'skie oružejniki), S. 184—189.

Tula — das Zentrum der russischen Waffenindustrie — und die große Tulaer Waffenfabrik, die bereits in den 50er Jahren des vorigen Jahrhs. über 4500 Arbeiter zählte, lenkte seit jeher die Aufmerksamkeit der russischen Revolutionäre auf sich. Als 1868 die Fabrik vom Fiskus an General Standerschild verpachtet wurde und dort Arbeiterunruhen begannen, versuchte S. Nečaev unter der Tulaer Arbeiterschaft Einfluß zu gewinnen. Freilich zog ihn weniger das „Proletariat" an sich an (bekanntlich wandte er sich in seinen Aufrufen auch an die Kaufmannschaft und selbst an „Rjuriks Nachkommen"), als die Tulaer Waffensammlungen. Die Dokumente aus dem Nečaevschen Prozeß (Archiv für Revolution und äußere Politik) vermitteln auch eine Vorstellung von der Agitationstaktik des Nečaevschen Kreises. Die Propaganda sollte zunächst unter der Studentenschaft und den armen Bevölkerungsschichten der Großstädte, dann unter Seminaristen und Raznočincen der Gouvernements- und Bezirksstädte und schließlich in der Masse des Bauernvolkes geführt werden. Eugenie Salkind.

Iz Dnevnika Konstantina Romanova. (Aus dem Tagebuch von K. Romanov.) — Krasnyj Archiv, Bd. 43, 1931, S. 92—115.

Die Tagebücher des Großfürsten Konstantin Konstantinovič (als Dichter unter den Initialen „K. R." bekannt) wurden laut seinem Testament der Akademie der Wissenschaften vermacht (deren Präsident der Großfürst zwanzig Jahre lang gewesen war) mit der Bitte, sie nicht vor Ablauf von 90 Jahren zu veröffentlichen. Erst 1929 fand die Regierungskommission diese Dokumente in der Akademie der Wissenschaften, die nun in Auszügen, die sich auf die Jahre 1904—07 beziehen, der „proletarischen Öffentlichkeit" übergeben werden. Die außenpolitischen und inneren Ereignisse (der russisch-japanische Krieg, der 9. Januar, Streike und Demonstrationen, die Ermordung des Großfürsten Sergej usw.) werden in diesen Tagebüchern beleuchtet; ihr Autor, neben dem Historiker Nikolaj Michajlovič das gebildetste und begabteste Mitglied der Carenfamilie, unterschied sich, was seine politischen Ansichten anbetraf, nur wenig von den übrigen Vertretern seiner Kreise: überzeugter Anhänger der Autokratie, will er der Duma nur den Charakter einer beratenden Institution zugestehen, erblickt in den Aufständen und Arbeiterstreiks das Resultat einer Hetze der regierungsfeindlichen Gruppen und befürchtet den Untergang Rußlands im Falle des Sieges der Revolution. Eugenie Salkind.

A. Sedel'nikov: Neskol'ko problem po izučeniju drevnej russkoj literatury. (Okončanie.) — Slavia, 8 (1930), 4. S. 728—740.

3. Publicističnost' literatury... Eine Erörterung der Frage, inwieweit Literatur mit Schrifttum zusammenfällt, oder, anders gesprochen, ob es

berechtigt ist, als literarische Denkmäler literarische Zeugnisse der öffentlichen Meinung anzusehen, eine Frage, die sich im Vergleich zur neueren Literatur aufdrängt. Die neue russ. Literatur besitzt Schaffensformen, welche der alten fehlen, und die sie mied: Roman, Drama usw. Szenisches z. B. verfiel in ihr den Skomorochen, Episches wie z. B. byzantinische Gebete und Chroniken büßen bei der Übers. die künstlerische Form ein. Solcher Zeugnisse für den vorherrschenden Geschmack und sonstigen Ausdruck der „obščestvennoj mysli" gibt Verf. im weiteren. — 4. Die Frage nach Verläßlichkeit der Methoden... Verf. spricht 'von Wert und Charakter der Hypothese. In eingehender Darstellung wird der Wechsel der Meinungen innerhalb der russ. Literaturkritik an älteren Denkmälern des russ. Schrifttums dargestellt, bei der die Hypothese eine wichtige Rolle zu spielen hatte. Der Reihe nach werden die Methoden von Tichonravov (besonders in seiner Stellung zu Galachovs „Istorija russkoj slovesnosti"), Veselovskii und Šachmatov und darauf bezügliche Literatur kritisch gewürdigt.

Emmy Haertel.

V. Selinov: Architektoničeskaja osnova romana „Vojna i mir". — Slavia, 8 (1930), 4. S. 741—760.

Nach seinem tektonischen Aufbau hat man dieses Werk erst in jetziger Zeit zu untersuchen angefangen. Verf. nennt Versuche, die darauf hinausgehen das Bildnerisch-Künstlerische: Porträtmalerei, Skulpturell-Plastisches herauszuschälen. Architektonisch genommen, steht fest, daß Tolstoj grade architektonischen Gesetzen entgegengesetzt an sein Werk herangetreten ist: er hat bei seinem Anfang keinen ausgearbeiteten Plan gehabt, sogar sein Titel ist erst unter der Arbeit entstanden. Den Schaffensverlauf stellt Verf. folgendermaßen dar: zuerst hatte Tolstoj den Lebensprozeß vor Augen, aus ihm ergab sich fürs erste als Schilderungsobjekt der „Frieden", die Menschen im Alltagsleben. Als er dazu überging, vom Kriege zu sprechen, war die Rolle, welche Napoleon und der vaterländische Krieg hier spielen sollten, noch ungeklärt. Zuletzt erst, als die Bilder von Frieden und Krieg dem Dichter vor Augen standen, stellte sich das Gleichgewicht zwischen seiner Persönlichkeit und der umgebenden Welt her, Mikrokosmus und Makrokosmus traten zu einander in Wechselwirkung. — Es folgen dann Einzelheiten aus der Entstehungsgeschichte des Romans: Briefstellen als Exponenten jeweiliger Stimmung, Flucht vor der Einsamkeit in die Arbeit am Roman, die Bedeutung der Antithese bei Herausarbeitung der Persönlichkeiten, die Detailarbeit in psychologischer Hinsicht (diese im Gegensatz zu Puškin, der nach Leont'ev mehr den Blick aus der Vogelperspektive vorzog), Gewissensfragen u. a. m. Emmy Haertel.

J. Eichholz (Prag): Turgenev in der deutschen Kritik bis zum Jahre 1883. — Germanoslavica I (1931/32), 1. S. 43—54.

Turgenev begann als Dichter 1836, trat 1838 erstmalig, aber noch unter einem Decknamen, hervor. In den „Jahrbüchern für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft" erschien 1844 wohl die erste deutsche Kritik über seine, 1843 in Rußland veröffentlichte Versdichtung „Das Gespräch", die namentlich auch die dichterische Sprache lobte. Dann folgte erst 1851 in den „Blättern für literarische Unterhaltung" eine Erwähnung Turgenevs in dem Aufsatz „Die russische Belletristik des Jahres 1849", wo „drei neue Erzählungen eines Jagdliebhabers" Anerkennung finden. Der Aufsatz „Nationale Tendenzen in der russischen Literatur" v. J. 1853 dieser Zeitschrift hob Turgenev als dramatischen Schriftsteller hervor („Ein Frühstück beim Adelsmarschall" u. „Das Fräulein aus der Provinz") und erkannte nochmals sein Erzählertalent („Memoiren eines Jägers") an. Bis dahin lag eine deutsche Übersetzung Turgenevs noch nicht vor. 1852 erschien die Sammlung der „Zapiski ochotnika", die teilweise unter dem Titel „Aus dem Tagebuche eines Jägers" von dem Deutschrussen August Viedert übersetzt u. 1854 erschienen

war. Theodor Storm hat sich um die Förderung dieser Übersetzung bei dem ihm bekannten Viedert verdient gemacht. Vorher war schon eine englische Übersetzung („Russian life in the Interior, or the experiences of a sportsman" von James Meiklejohn) erschienen; auch eine frz. von E. Chavrière lag vor („Mémoires d'un seigneur russe"). Den 2. Teil der Skizzen übersetzte August Boltz, Lehrer des Russ. in Berlin. Er gab sie 1855 heraus. Beide Teile fanden in der deutschen Kritik recht gute Aufnahme, so bes. bei Paul Heyse, den Ludwig Pietsch, der spätere bekannte Freund Turgenevs, darauf aufmerksam gemacht hatte. Doch bedauerte die Kritik z. T. auch, daß Turgenev nur mit der Schilderung sich begnügt, aber die Abrundung und Ausgestaltung der häufig nur begonnenen Erzählung nicht vorgenommen hätte. Die Neuauflage in einem Bande v. J. 1857 fand kein Echo in der deutschen Kritik, erst 1860 bemerkte die „Baltische Monatsschrift" in dem Artikel „Die russische Belletristik des Jahres 1858" anläßlich der Novelle „Asja", daß Turgenev vor allem ein starker Lyriker sei.

Es ist auffällig, daß Turgenev in den Jahren, da er in Rußland auf der Höhe seines Ruhmes stand, in Deutschland fast vergessen war. Selbst die von Paul Fuchs gelieferte Übersetzung des „Adligen Nestes" v. J. 1861 blieb fast unbeachtet, nur Mühberg suchte durch eine Besprechung im „Magazin für die Literatur des Auslandes", wenn auch ohne Erfolg, das Interesse für den Roman zu erwecken. Auch die 1862/63 in der „Russischen Revue" (von Wilhelm Wolfsohn herausgegeben) erschienenen Novellenübertragungen blieben, selbst die von Bodenstedt übersetzten, wirkungslos. Diese Zeitschrift war freilich wenig verbreitet. So regte erst Bodenstedts Übersetzung in zwei Bänden v. J. 1864 u. 1865, in denen er einleitend auch Turgenev biographisch und literarisch würdigte, die deutsche Kritik aufs lebhafteste an, wobei auch manchmal die Lobeserhebungen Bodenstedts als übertrieben zurückgewiesen wurden. Die deutsche Kritik urteilte sehr verschieden über diese Novellen (vgl. S. 48 ff.). Jedenfalls aber war jetzt durch Bodenstedts Übersetzungen Turgenev wieder in Deutschland bekannt geworden. Die Besprechung einer größeren französischen Übersetzung durch Ludwig Pietsch im „Magazin f. d. Lit. des Auslandes" 1866 machte auch die bisher erschienenen größeren Werke T.'s der deutschen Öffentlichkeit bekannt, wobei Pietsch öfters zu stark in seinem Urteil durch die enge Freundschaft zu T. beeinflußt erscheint.

Von den Romanen T.'s war der des „Adligen Nestes" verunglückt, der 1867 erschienene und im selben Jahre auch ins Deutsche übersetzte „Dym" bot stofflich dem deutschen, mit Rußland nicht vertrauten Kritiker zu viel Unklarheit, eine erwähnenswerte Ausnahme macht die sachverständige und anerkennende Beurteilung von T.'s bisherigem Schaffen, insbes. in bezug auch auf den „Dym", des Livländers u. damaligen Herausgebers des „Grenzboten", Julius Eckardt, in dieser Zeitschrift, wiederholt 1869 in dem Buche „Baltische und russische Kulturstudien aus zwei Jahrhunderten". Von höchster Bedeutung für T. war es, daß er durch die Vermittlung seines Freundes Pietsch mit Julian Schmidt 1867 bekannt wurde, der nun in den „Preußischen Jahrbüchern" eine Studie über den Dichter, dessen Werke er durch die frz. Ausgabe kennenlernte, schrieb. Diese Kritik, die bei aller lobenden Anerkennung und bei allem Verständnis für den Dichter doch auch die Grenzen seiner Kraft andeutete, hat Turgenev insbesondere den Weg in Deutschland geebnet, obwohl sich Julian Schmidt vor aller Überschwänglichkeit im Urteil über Turgenev vorsichtig hütete. E. Hanisch.

J. von Laziczius: Die Leibeigenenfrage bei Dostojevskij. — Zeitschrift für slavische Philologie. 8 (1931), 1/2. S. 54—62.

Die Stellungnahme D's in dieser Frage ist sehr eigenartig, schon im Kreise der Petraševzen hat er sich dahin geäußert, daß eine illegale Befreiung der Leibeigenen kaum glaubhaft sei. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft fand er diese Frage als aufs neue (nach dem unglücklichen Kriege) höchst aktuell geworden vor. Um sich in ihr äußern zu können,

rief er „Vremja" ins Leben und trat hier für energischste Verbreitung von Bildung und Kultur ein, als alleinige fundamentale Heilung der Zustände. Daß D. eine solche aufrichtig wünschte, ist nicht zu bezweifeln, doch sprachen triftige Gründe gegen eine unbedachte Lösung. D. stand mit dieser gemäßigten Auffassung unter den russ. Schriftstellern ganz isoliert da. In den Zapiski verficht er die alte Ordnung, die, wenn auch schlecht, doch immer eine Ordnung war, welche man nicht ohne Aussicht auf eine bessere über Nacht aufgeben solle. Die kläglichen Erfolge der Reformen gaben ihm später recht. Von K. Nötzel war „Selo Stepančikovo" als eine der blutigsten Satiren über die Leibeigenschaft genannt worden. Verf. teilt diese Meinung nicht, die dort gezeichneten Seelenbesitzer verfahren sehr human mit ihren Leibeigenen, und nur der Schmarotzer (nicht Edelmann) Foma wird, nach dem Aufhören jahrelanger „Bedrückung" zum Tyrannen. Insofern steht das Werk mit der Leibeigenenfrage in Beziehung, als wohl gezeigt werden sollte, daß langanhaltende Unterdrückung unvermeidlich zu schlechten Folgen führt. Emmy Haertel.

Boris Doroševskij: Knižnoe delo v epochu pervoj revolucii (1905—07). (Das Buchgeschäft in der Zeit der ersten Revolution.) — Katorga i ssylka, No. 1 (74), 1931, S. 163—180.

In den Jahren 1905—07 kamen etwa 50 Mill. Exemplare liberal-aufklärerischen oder politischen Inhalts auf den Büchermarkt, ferner 25 Mill. Exemplare sozial-revolutionärer, 26 Mill. sozial-demokratischer und 8 bis 10 Mill. Exemplare anarchistischer Literatur. Auch nahm die Zahl der liberalen Verlage gewaltig zu: 93 neue Firmen wurden in der Zeit der ersten Revolution gegründet. — Eine besondere Beachtung verdient die Frage der Drucklegung und Verbreitung der revolutionären Literatur in der Reaktionsepoche. Die plötzliche Bücherflut bedeutete dem Verleger keinen kaufmännischen Erfolg, da außerordentlich hohe Strafen auf die Verbreitung verbotener Schriften standen. Nach den Angaben des bekannten Bibliophilen S. R. Minzlov erschien die Mehrzahl der revolutionären Schriften im Verlag der ergebenen Parteimitglieder oder Gleichdenkenden wie Lurje, Sabko, B. M. Volf u. a.

Verf. schildert nun nach eigenen Erinnerungen die Tätigkeit der Petersburger Verlegergruppe, die streng konspirativ und umsichtig geführt werden mußte. Durch rein ideelle Ziele, die sie verfolgten, unterschieden sich diese Verleger von ihren Kollegen, den „bürgerlichen" Verlagsinhabern. Auch manche Buchhandlungen, wie „Trud", „Vpered" u. a. standen mit den revolutionären Parteien in engster Verbindung; sie stellten ihnen sogar ihre Räume für Waffenaufbewahrung zur Verfügung. Erst Ende 1907 wurden diese Buchhandlungen von der Polizei geschlossen, die hinter ihre illegale Tätigkeit gekommen war. Eugenie Salkind.

Wolfgang Leppmann: Fedor Gladkov. — Ost-Europa. Jahrg. 6 (1930/1), H. 6, S. 329—337.

Fedor Gladkov wurde durch seinen Roman „Zement" berühmt, der den Versuch einer künstlerischen Synthese des Bolschevismus darstellen soll. Der Verf. gibt zuerst eine kurze Biographie, die zu Gl.'s Verständnis wichtig ist. Er schildert ihn als einen alten Sozial-Revolutionär, der auch die Verschickung nach Sibirien kennen gelernt hat und schon 1912 literarisch hervorgetreten ist. Er hat das Werden der Revolution aufmerksam verfolgt. Gorkij war schon damals auf ihn aufmerksam geworden. 1922 veröffentlicht Gl., der auch am Bürgerkrieg teilgenommen hat, das Epos des Bürgerkrieges: Das feurige Roß. 1924 folgt Zement, die symbolische Darstellung des bolschevistischen Aufbaues. Trunkene Sonne, Der Kopffüßler, Mit Herzblut, An jenem Abend und endlich Neuland enthalten viel Kritik des bolschevistischen Staates und haben weniger Anklang gefunden als Zement.

Gladkov, Mitglied der „Schmiede", ist ein Schwärmer. Seine Bücher sind voller Pathos, er verherrlicht die Maschinen und die Massen, in denen noch etwas von kosmischer Urkraft lebt. Alle seine Erzählungen scheinen mit elektrischem Strom geladen zu sein, seine Dimensionen sind gigantisch, seine Landschaftsbilder phantastisch. Die Menschen aber sind verzerrt, zerrissen, tragisch und hilflos. Die Situationen sind unklar, die Sprache ist nervös, weitschweifig, eckig, schwer verständlich. Gladkovs Stil ist unausgeglichen, der Dichter primitiv, kulturfremd, und so wirkt er oft grob. Massenbewegung und Einzelschicksal werden einander entgegengestellt, aber seine Menschen sind nicht freie Persönlichkeiten, sondern Kreaturen, die von einem geheimnisvollen Schicksal, irgend einer Naturgewalt, hin- und hergeschoben werden, sie werden erst dann Helden, wenn sie in einem Taumel, einer Art geistiger Trunkenheit, in die Masse eingehen.

In Zement will Gladkov ein Wunder darstellen: das Wunder der Wiedergeburt der Maschine aus dem Chaos. Das Werk ist kein Mechanismus, sondern ein lebendiger Organismus. Aus dem zersplitterten und gehemmten Einzelwillen wird machtvoll der Kollektivwille geboren. Gleb, der Held des Buches, der die treibende Kraft bei der Neubelebung der Fabrik ist, bricht „kraftlos in seiner Kraft" zusammen: das Kollektiv siegt, er geht ein in die Masse. Der Verf. nennt Gladkov einen Trunkenen zwischen Nüchternen. Er konnte sich, als die Romantik der ersten Revolutionsjahre dem nüchternen Alltag wich, nicht umstellen: er blieb Revolutionär. Seine Kunst ist immer und überall Bekenntnis. Darum hat er auch wenig Variationsmöglichkeiten. Immer wieder will er „Mit der Kraft des Wortes die wunderbare Wiedergeburt des Menschen vollbringen". Am Schluß folgt eine Bibliographie von Gladkovs Werken.

Gertrud Glaeser-Bernewitz.

Wolfgang Leppmann: Der sovetrussische Gesellschaftsroman. — Ost-Europa. Jahrg. 7 (1931/2), H. 1, S. 13—17.

Nachdem lange Jahre hindurch Agitationslyrik und Arbeitsreportage für den „Rhythmus der neuen Zeit" in Sovetrußland galten, wendet man sich allmählich wieder dem Zeitroman zu. Der „Produktionsroman" blieb ein Phantasiegebilde, das persönliche Interesse an den Zeitgeschehnissen überwog. Das zeigte schon die Dichtung zur Zeit des Bürgerkrieges, wo die Epopoe, die romantische Erzählung, allgemein beliebt war. Dann aber, als an Stelle der Kriegsromantik der nüchterne Alltag trat, verlangte man wieder geschlossene Handlung, Probleme. So wird der Schriftsteller allmählich vom Chronisten wieder zum Moralisten. An Stelle der „Lederjacken" Pilnjaks treten wieder Menschen mit ihren Schwächen, ihren Leidenschaften. Und so entsteht wieder ein moderner psychologischer Gesellschaftsroman. Charakteristisch für ihn ist das Hervortreten des früheren Realismus, und zwar in seiner spezifisch russischen Form: die soziale und ethische Stellungnahme in ihm. Die literarische Kritik setzt dem neuen Roman zwei Ziele: „Das Herunterreißen aller und jeder Maske" und „Die Herausstellung des harmonischen Menschen". Auch in der Form der Darstellung knüpft der Roman an die Tradition der älteren Realisten an. (Tolstoj, Dostoevskij, Gorkij, Čechov.)

Die Hauptvertreter dieses Romans sind Männer mit bewegter revolutionärer Vergangenheit, Proletarier von Überzeugung. In ihren Dichtungen aber schließen sie sich mehr an die linke russische Intelligenz an als an den dogmatischen Marxismus oder die radikalen Neuerer. So ist der neue Gesellschaftsroman eine Erscheinung, die eigentlich im Widerspruch zum Programm des Bolschevismus steht: an Stelle der Kollektivseele kommt wieder die Einzelseele zu ihrem Recht.

Der Verf. erwähnt die einzelnen Schriftsteller, deren Hauptwerke er analysiert. Er nennt als einen der bedeutendsten Fadeev in seinem Roman Razgrom, ferner Semjonovs Roman Natalja Tarpova, Libedinskijs:

Die Geburt des Helden, Kommissare und Die Woche, endlich noch Bachmetev: Martyns Verbrechen; Nikiforow: An der Laterne und So oder So.

Das Gemeinsame in all diesen Romanen ist das starke Hervortreten des psychologischen Momentes, der menschlichen Konflikte. Die Konturen des äußeren bolschevistischen Lebens werden dagegen nur angedeutet, sie verschwimmen. Die tragischen Probleme werden bevorzugt. Immer wieder entsteht die Gestalt des hochgestiegenen schlichten Mannes, der an der Größe der Aufgaben zerbricht. Aber auch das Gegenspiel findet sich: das Hereinwachsen „Klassenfremder Elemente" in die bolschevistischen Aufgaben; vgl. Fadeevs: Zerstörung. Alles in allem ist die Aufgabe des neuen Romanes einmal eine kritische und dann eine erzieherische, aufbauende. Der Verf. bemerkt, daß die Schilderung des Negativen im allgemeinen besser gelingt als die Darstellung des Positiven, Aufbauenden: diese Bilder sind zumeist düster, wenn auch nicht hoffnungslos.

Gertrud Glaeser-Bernewitz.

Dr. Anna Lifschitz: Der Fünfjahrplan und die Volksbildung in Sovetrußland. — Ost-Europa. Jahrg. 6 (1930/1), H. 4, S. 191 bis 202.

Die Reorganisation der Volkswirtschaft auf der Grundlage der Mechanisierung und Kollektivierung bedingte in Sovetrußland auch eine Reorganisation der Volksbildung. Der Fünfjahrplan erforderte dringend eine höhere Kultur der Massen. So daß auch von einem „Fünfjahrplan der Kultur" gesprochen wird.

Im Februar 1930 wird die Beschleunigung dieses kulturellen Fünfjahrplanes festgelegt. Es heißt, daß für die Kulturbedürfnisse genau so Mittel bereitgestellt werden müssen, wie für die anderen Zweige der Wirtschaft, sie dürften nicht wie in früheren Zeiten mit Brocken abgespeist werden. Im Laufe der Durchführung dieses Planes soll die gesamte Bevölkerung in der Stadt und auf dem Lande von der Siebenjährigen polytechnischen Schule erfaßt werden, wobei sich das Lernen in der Schule durchaus mit der produktiven Arbeit vereinigen lasse.

Die Aufgaben dieses kulturellen Fünfjahrplanes sind etwa folgende: 1. Die allgemeine Schulpflicht. Sie soll bereits 1930/31 durchgeführt sein und die Kinder im 8. Lebensjahr in der gesamten Sovetunion erfassen. Für ältere Kinder, 9—14 jährige, gibt es Sonderbestimmungen. 1933/34 soll der Aufbau der siebenjährigen polytechnischen Schule vollendet sein. Tatsächlich ist von diesen Plänen schon allerlei realisiert worden: 1930/31 wird mit einer Schülerzahl von 13,5 Mill. gerechnet, für 1932/33 sind 17 Mill. vorgesehen (8—11 jährige Kinder). Kolossale Geldsummen sind angesetzt: der Fünfjahrplan rechnet mit ca. 4 Milliarden.

Bei einem solchen Anwachsen der Schülerzahl fehlt es naturgemäß an geeigneten Lehrkräften. Der Fünfjahrplan sieht die Ausbildung von 235000 neuen Pädagogen vor, die zu den 265000 bereits vorhandenen hinzukommen sollen. Ein ganzes Netz von neuen pädagogischen Lehranstalten wird erforderlich, auch soll die materielle Lage der Lehrer besonders auf dem platten Lande verbessert werden.

2. Die zweite Aufgabe ist die Beseitigung des Analphabetentums bei der heranwachsenden Jugend und bei den Erwachsenen. Sie soll 1931 bis 1932 durchgeführt sein. Auch hier ist schon viel geleistet worden. So haben z. B. die „Schulen zur Beseitigung des Analphabetentums" 1929/30 7,5 Mill. Schüler gegen 2,5 Mill. im Vorjahre aufgewiesen.

3. Eine weitere Aufgabe besteht in der Beseitigung des „landwirtschaftlichen Analphabetentums". Seit 1924 existieren die „Schulen der Bauernjugend". Sie sind auf der 4 stufigen Elementarschule aufgebaut und haben einen 3 jährigen Lehrgang: Lehre und Produktionsarbeit soll in ihnen eine Einheit bilden. Das Programm umfaßt gleichzeitig landwirtschaftliche, soziale und politische Aufklärung. Im J. 1926/27 gab es 686 Schulen von diesem Typus mit 48789 Schülern und 2826 Lehrkräften,

die sich zumeist aus Fachleuten zusammensetzten. (Agronome, Ingenieure, Techniker.) Zusammen mit der Lehrerschaft und anderen Bildungsarbeitern bilden sie die „Kulturarmee“.

Das Zentralkomitee der Gewerkschaft der Bildungsarbeiter arbeitet Hand in Hand mit dem „Kolchoszentrum“. Beide Organisationen haben Verträge miteinander geschlossen, um gemeinsam das Kulturniveau zu heben. In einem hist. Rückblick wird nachgewiesen, daß schon Marx und Engels eine Verbindung von geistiger Schulung und physischer Arbeit anstrebten. Die moderne russ. Pädagogik übernahm diese Grundsätze. 1918 wurde die alte Schule durch ein Dekret beseitigt und die Einheits-Arbeitsschule begründet (Koedukation). Bis zum 14. Lebensjahr gibt es die gleiche Bildung für alle, von da an folgt Differenzierung in die verschiedenen Schultypen, denen aber die allgemeinen Ziele und Arbeitsmethoden gemeinsam bleiben: die gleiche Idee der Arbeit als sozial-nützliche, industrielle, landwirtschaftliche Arbeit schlechthin. Der Dualismus: Schule — Arbeit ist somit aufgehoben. Im Mittelpunkt des Schulprogramms steht: Naturkunde, Technologie, soziale Betätigung, Werkarbeit (Arbeit, Gesellschaft, Natur).

Die Verwirklichung dieses großen Programmes ist naturgemäß mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen, Mittel und geeignete Lehrkräfte fehlten; in verschiedenen Forschungs-Instituten, Versuchsschulen, Kinderstädten wurden erst die Wege zur Realisierung gesucht. Gegenwärtig ist man aber über die ersten Anfänge hinaus. 1926 wurde die „Zentralstelle für Kindertechnik“ in Moskau gegründet, die die etwa 100 Arten verschiedener technischer Zirkel fördert. Diese sind an Schulen, Kinderheime, Bibliotheken usw. angegliedert. Wie weit ist man mit der Verwirklichung der polytechnischen Schule gediehen?

Am meisten verwirklicht sich ihre Idee in der sog. „Fabrikschule“, die die Jugendlichen für die Arbeit im Betrieb vorbereitet. Ihre Aufgabe ist, hochqualifizierte Arbeiter heranzubilden. Drei Stunden Arbeit, drei Stunden Schule. Die Arbeit wird bezahlt. 1928/29 wurden diese Schulen von 100000 Schülern besucht. Sie stellten 25000 qualifizierte Arbeiter, deren Zahl am Ende des Jahrfünfts auf 250000 steigen soll. Die Hauptmasse der Bevölkerung aber wird doch in der allgemeinen Massenschule erzogen, der Schulwerkstätten angegliedert sind. Die Werkarbeit ist aber noch in den Anfängen, die Werkstätten sind z. T. mangelhaft ausgerüstet. So sieht der Fünfjahrplan zunächst eine sachgemäße, weitgehende Einrichtung von Werkstätten bei den Massenschulen vor. Ihre Hauptaufgabe soll darin bestehen, gebildete Arbeiter, nicht Handwerker oder Facharbeiter, heranzubilden: „Herren und Meister der Produktion.“ Ein ganzes Netz von neuen pädagogischen „Techniken“ und Kursen ist nötig, wie auch eine Menge von Lehrern, die Kenntnisse sozialpolitischer Ideen und die Grundlagen der technischen Prinzipien mitbringen müssen.

Die höhere Schule ist nicht in den Rahmen der Abhandlung aufgenommen, auch nicht die übrigen Bildungsanstalten, wie die Arbeiterfakultäten, Bibliotheken usw. Überall finden sich Anfänge zur Verwirklichung eines Riesenprogrammes, einer „Kulturrevolution von unten“. Den Hebel aber hat der wirtschaftliche Fünfjahrplan angesetzt.

Gertrud Glaeser-Bernewitz.

Klaus Mehnert: Die russische Hochschulreform 1930. — Ost-Europa. Jahrg. 6 (1930/1), H. 5, S. 258—270.

Rußland hat radikal mit dem alten Hochschulideal der „Universitas Literarum“ gebrochen und die Hochschule auf eine neue Basis gestellt. Die Tendenz, die Wissenschaft zu atomisieren, ist unverkennbar, an Stelle der Bildung tritt die Ausbildung. Schon das erste Jahrzehnt des Sovetstaates bringt verschiedene Reformen, entscheidend aber sind die Richtlinien vom 16. Nov. 1929, nach denen das Ziel aller Reformen die Ausbildung von Spezialisten ist, die durch die Praxis erzogen wurden und den Hochschul-

betrieb in seinen neuen Formen verstehen und lieben. Durch statistisches Material beweist Verf. den ungeheueren Mangel an vorgebildeten Arbeitskräften und die große Schwierigkeit, sie in schnellstem Tempo herauszubilden.

1. Die Vorschulung. Seit Herbst 1930 ist die siebenjährige Grundschule (Semiletka) obligatorisch. An Stelle der bisherigen allgemeinbildenden Schule der zweiten Stufe treten die „Techniken" in sechs verschiedenen Typen. Die Ausbildung dauert zweieinhalb bis drei Jahre, ein Diplom gibt die Hochschulreife. Die Voraussetzung zur Aufnahme bilden drei Jahre praktischer Arbeit. Für ältere Personen mit mangelhafter Vorbildung, die diesen Anforderungen nicht genügen, bleiben die „Rabfaki" (Arbeiterfakultäten) bestehen. Die Aufnahmebestimmungen sind streng: ein hoher Prozentsatz von Arbeiterstudenten ist bevorrechtigt, die Aufnahmen finden zweimal im Jahr statt und werden streng überwacht. Ausländer sind prinzipiell zugelassen, der Prozentsatz studierender Frauen ist erstaunlich gering. Bei der Wahl des Studiums soll nicht die Begabung des Individuums den Ausschlag geben, sondern das Bedürfnis des Staates: das Fach, das die meisten „Spezialisten" braucht, soll gewählt werden.

2. Die Wirtschaft, der Markt und seine Bedürfnisse entscheiden auch über die Organisation der Hochschule: „Reines Wissen" ist eine Wahnidee, „universales Wissen" ist unrationell." Seit der Zeit des Schachty-Prozesses konzentriert sich alles auf die schnelle Ausbildung eigener, proletarischer Spezialisten: die Ausbildungszeit wird nach Möglichkeit verkürzt. So wird die Universität und die Technische Hochschule in Spezialinstitute zerschlagen, z. B. die Universität in Nišnyj-Novgorod in sechs Institute für: Chemie, Medizin, Pädagogik, Bauwesen, Maschinenbau, Agronomie. Auch innerhalb dieser Einzelinstitute erfolgt noch eine grotesk erscheinende Spezialisierung. So zerfällt z. B. die juristische Fakultät der I. M. G. U. in vier Abteilungen: Wirtschaftsrecht, Strafrecht, Völkerrecht, Staatsrecht. Jeder Student kann nur einer Abteilung angehören.

3. Die nächste einschneidende Reform besteht in der Verbindung des theoretischen Studiums mit der praktischen Arbeit im Betrieb: 40 bis 50 v. H. des Studiums entfällt auf die praktische Arbeit. Mit dieser Reform werden drei Ziele verbunden: 1. Der Student soll die Fühlung mit dem werktätigen Proletariat nicht verlieren, ein besonderer Stand „geistiger" Arbeiter soll nicht entstehen. 2. So wird Platz geschaffen für mehr Hörer, es wird sozusagen schichtweise gearbeitet. 3. Ist der Student mit dem Studium fertig, kann er sofort in den Betrieb einspringen.

4. Lehrpläne und Methoden. Der Sovetstaat zählt 815 verschiedene Lehrpläne für die verschiedenen Hochschultypen, so z. B. die technische Gruppe 314 Typen, die sozialökonomische 82 usw. Die Hochschule ist also in verschiedene Fachschulen aufgelöst, es findet sich z. B. eine Abteilung für Wurstverarbeitung, eine für Elevatorenkunde, eine für Antireligiosität usw. Die Methodik ist rein amerikanisch, wenig Vorlesungen, möglichst viel aktive Beteiligung der Studenten.

5. Die Verwaltung ist der militärischen angeglichen. An der Spitze steht der Direktor, der in seiner Person das „Jedinonačalie" — „Leitung des Einen" verkörpert. Jede Abteilung hat einen Leiter, jedes Spezialfach einen verantwortlichen Chef. Dem Abteilungsleiter ist eine wissenschaftliche Kommission beigegeben. Die Selbstverwaltung der Studentenschaft ist abgeschafft, einmal im Jahr tagt ein Hochschulrat, wo die Studenten mit vertreten sind. Die Rolle der Dozentenschaft ist ganz untergeordnet. Dieses mag seinen Grund darin haben, daß nur ein geringer Prozentsatz der Dozenten der kommunistischen Partei angehört.

6. Interessant ist auch die Frage der Zuständigkeit. Die Hochschulen sind nicht allein den Volkskommissariaten unterstellt, sondern auch den Wirtschaftsorganen und Staatstrusts. Man hofft, daß diese in der Lage sein werden, die Institute, die ihre Spezialisten ausbilden, besser zu finanzieren. Stalins Hand spürt man in der Dezentralisation der Zuständigkeit: es sollen viele Hochschulen den Bundesrepubliken übertragen werden. (Es wird innerhalb der Sovetstaaten in 70 Sprachen unterrichtet.)



Zum Schlusse zieht Verf. die Bilanz: Von einer Überbrückung der „Kluft zwischen Wollen und Wirklichkeit" kann keine Rede sein. Es ist vorläufig nur das Wollen da. Doch soll man sich hüten, einen westeuropäischen Maßstab an diese Reformen anzulegen. Die Reform kommt dem russischen Massenhunger nach „Geistigem" in hohem Maße entgegen.

Gertrud Glaeser-Bernewitz.

Klaus Mehnert: Rußlandfahrt, Herbst 1931. — Ost-Europa. Jahrg. 7 (1931/2), H. 2, S. 72—85.

Der Verf., ein in Moskau geborener Reichsdeutscher, der 1914 Rußland als Flüchtling verlassen hat, stellt seine Ausführungen unter den Gesichtspunkt Stalins: „Die Realität unseres Produktionsplanes sind die Millionen von Werktätigen, die das neue Leben schaffen. Die Realität unseres Programms sind lebendige Menschen, sind wir alle, unser Wille zur Arbeit, unsere Bereitschaft, auf neue Art zu arbeiten, unser Entschluß, den Plan durchzuführen." Nicht die Umformung des äußeren Lebens in den Sovetstaaten ist das Wichtigste, sondern der neue Mensch: der bolschevistische Mensch ist das Kriterium des Bolschevismus. So hat Verf. sich ganz auf menschliche Eindrücke, die er aus seinen sehr nahen Beziehungen zur russischen Jugend gewonnen hat, in diesen seinen Ausführungen eingestellt. Da er dem Bolschevismus eine ungeheuere Bedeutung für Deutschland beilegt, wendet er seine Beobachtungen auch im Hinblick auf Deutschland an.

Der Sovetstudent. Er ist Proletarier, auch proletarischer Herkunft, nicht intellektualisiert. Die Hochschule wird ganz bewußterweise proletarisiert, überhaupt die „kulturelle Front". Daher ist der typische Student — der proletarische. Das Ziel jeder geistigen Schulung ist der sozialistische Staat, diesem Ziel hat sich das geistige, ja sogar das seelische Leben unterzuordnen. Neben der proletarischen Jugend findet sich auch noch eine Anzahl, die aus der früheren Intelligenz stammt: vollwertig ist aber allein der klassenechte Arbeiter oder Bauer. Daher rührt auch die forcierte Produktion einer proletarischen Intelligenz. Seit 1926/7 bis 1930/1 stieg die Zahl der geborenen Arbeiter-Studenten von 28,7 bis 68,4 v. H.

Während bisher die Kinder Nicht-Werktätiger nur schwer die Möglichkeit hatten, auch nur in die Elementarschule aufgenommen zu werden, ist man jetzt hierin nachsichtiger geworden, für die höheren Spezialinstitute bestehen aber noch weitgehende Sondervorschriften. So nimmt z. B. das „Institut der Roten Professur" in Moskau nur Mitglieder der kommunistischen Partei auf, die ihr mindestens acht Jahre angehören.

Der Zudrang zu den Universitäten ist ungeheuer groß; so werden, rein automatisch, fast nur Arbeiter und Bauern aufgenommen, die andern wegen Platzmangel abgewiesen. Nur die pädagogischen Hochschulen bilden eine Ausnahme, sie werden von den Proletarier-Studenten nicht bevorzugt. Charakteristisch für den Sovetstudenten ist der Bildungshunger und das Gefühl der Verantwortung der Allgemeinheit gegenüber, überhaupt die „Bewußtheit", die auch immer wieder durch die „Parteizellen" angefacht wird. In Sovetrußland wird jede Gruppe von Menschen von solch einer Zelle geführt und beaufsichtigt. Der Jugend werden immer wieder ihre großen Aufgaben vorgehalten. Auch die Anforderungen sind groß und spornen an. Jeder junge Mensch kann Führer, Held und Märtyrer werden. Die große Menge der Studenten glaubt an den Bolschevismus.

Bei einer solchen Einstellung können naturgemäß allerlei Bedenken laut werden: so besteht die Gefahr des Einseitigwerdens. Doch wird hier durch eine intensive parteipolitische Mitarbeit der Studenten vorgebeugt. Auch die Gefahr, daß sich wieder ein Kastengeist unter der studierenden Jugend ausbildet, liegt tatsächlich vor. Wie er sich auswirken wird, ist heute noch unübersehbar. Aber auch hier sorgt die Partei vor, indem sie die neue Intelligenz immer wieder in nahe Berührung mit der Masse der Ungelernten bringt.

Auch die Frage nach der wissenschaftlichen Qualifizierung kann gestellt werden. Im Sinne der deutschen humanistischen Bildung erreichen die Sovetstudenten das Niveau des deutschen Studenten nicht. Allenfalls können sie tüchtige Spezialisten werden, aber was ihnen an Vorbildung und Allgemeinbildung abgeht, ersetzen sie durch ihren intensiven Arbeitswillen. In die Augen fallend ist die schnelle und mühelose Umstellung der russischen Jugend vom abenteuerlichen Kriegsleben auf das wissenschaftlich-konzentrierte Arbeitsleben. Verf. weist darauf hin, wie schwer der deutschen Jugend diese Umstellung geworden ist, und findet die Erklärung darin, daß in Rußland auch heute noch das Leben den Charakter eines beständigen Kampfes trägt.

Die Nervenfrage. Es ist allgemein bekannt, wie groß die Armut ist, die in den Sovetstaaten herrscht. Seit 17 Jahren lebt das russische Volk in beständigen Entbehrungen. Verf. sucht nach einer Erklärung dafür, warum das russische Volk die Entbehrungen so viel besser ertragen hat, als das deutsche. Nicht nur die bekannte Fähigkeit des Russen zum Leiden, nicht nur seine Anspruchslosigkeit sei die einzige Erklärung, sondern auch ein psychologisches Moment anderer Art: das russische Volk hat das Bewußtsein, für eine große Sache zu leiden, und diese Art „heroischer" Entbehrung sei leichter zu ertragen als die deprimierenden und aufreizenden Entbehrungen, denen das deutsche Volk ausgesetzt ist.

Die Führer dagegen haben sich bei den ungeheueren Anforderungen, die an sie gestellt werden, auch in Sovetrußland schnell verbraucht. Aber sie bilden, nachdem sie einmal abgetreten sind, nicht die Opposition, sind auch nicht nur passive Zuschauer, sondern verbreitern die Front der zuverlässigen innern Armee.

Ferner spricht Verf. von seinen Erfahrungen im Kolchos, den Kollektivwirtschaften auf dem platten Lande. Die Kämpfe sind hier sehr hart, es ist schwer, den russischen Bauern für den Gedanken des „sozialistischen Aufbaus" zu gewinnen, und es ist erstaunlich, mit welcher Festigkeit die Regierung sich hier doch durchsetzt.

Rußland und wir. Verf. weist auf die Parallelen zwischen Rußland und Deutschland hin, auf die Wandlungen vieler alter Begriffe, hier wie dort. Er zeigt dann das Trennende: daß Deutschland nicht wie Rußland den Weg des Massenterrors und der Zerstörung gehen könne.

Gertrud Glaeser-Bernewitz.

Jan Slavík: Vývoj bolševictví. — „Slovanský Přehled", Jahrg. XXIII (1931), Heft VII, S. 499—507.

In kurzen Umrissen werden die wesentlichsten Ideologiewandlungen des russischen Bolschevismus analysiert: noch 1917 hält Lenin Rußland für zu unentwickelt, um einen wirklichen sozialistischen Aufbau zu beginnen, und sieht deshalb die eigentliche Aufgabe der zur Macht gelangten Bolscheviken darin, die Revolution in Westeuropa hervorzurufen. Nach der Enttäuschung durch den Ausgang der deutschen Revolution stellt sich noch Lenin in seinen letzten Jahren darauf um, in der Zurückgebliebenheit Rußlands eher einen Vorzug zu sehen, da weit weniger bourgeoise Traditionen sich der sozialistischen Entwicklung hemmend in den Weg stellen. Hieraus entwickelt sich die Stalinsche These des Sozialismus in einem Lande: Rußland soll der Welt gewissermaßen den praktisch-experimentellen Beweis für die Richtigkeit der sozialistischen Lehre bieten. Um dies durchzuführen, wird fieberhaft mit allen technischen und wirtschaftlichen Rückständigkeiten und geistigen Vorurteilen aufgeräumt. Dabei kann man aber heute leicht auf den Gedanken kommen, als ob dies ursprüngliche Mittel sich zum Selbstzweck umbilden sollte. Und würde die russische Revolution, so fragt der Verf. am Schluß, mit der Liquidierung alles Überlebten nicht schon eine genügend große Aufgabe erfüllt haben?

Leopold Silberstein.

Weißrußland

Ed. Galubok: Im Zeichen des entscheidenden Umbaues. — „Uzvyša", 1931, Heft 5, S. 128—135.

Der Artikel Galuboks ist dem literarischen Schaffen des jungen weißrussischen Dichters Peter Glebka gewidmet, der im Begriffe ist, sich aus einem „Mitläufer" in einen „proletarischen Dichter" zu wandeln. Die erste Sammlung der Gedichte Galuboks, der erst 1925 die Feder ergriff, erschien 1927 unter dem Titel „Šypšyna" („Dornenrosen"). Ihr folgte 1930 die Sammlung „Uračystyja dni" („Festtage").

Verf. untersucht diese Werke an Hand des Generalkriteriums der sovetistischen Literaturkritik: ist der Dichter ein „proletarischer Dichter" und weist er etwa „national-demokratische Abweichungen" auf. Die Aufgabe des sovetistischen Literaturkritikers besteht eigentlich darin, die politische Zuverlässigkeit des Dichters zu prüfen. Das Ergebnis dieser Prüfung ist: Glebka ist zwar ein „proletarischer Dichter", aber weist gewisse Abweichungen von dem Ideal des 100 prozentigen proletarischen Dichters auf. Indessen ist die Tendenz der Entwicklung zum proletarischen Dichter unverkennbar. In der ersten Sammlung machen sich noch stark kleinbürgerliche Einflüsse (in der literarischen Zeitschrift „Naša Niva") geltend, der Dichter beschäftigt sich nicht mit aktuellen Fragen, baut seine Gedichte auf dem Fundament der Volkslyrik auf. Dies führte den Dichter zur Verherrlichung der nationalen Züge des weißrussischen Volkscharakters, als ob sie an sich wertvoll wären (!). Daher ist der „Sozialwert" der Sammlung „Šypšyna" nach Ansicht des Verf. minimal. Verf. stellt indessen fest, daß „Šypšyna" beim Leser Anklang fand, und zwar nicht trotz, sondern wegen der zeitlosen Lyrik. Später schließt sich Glebka der literarischen Gruppe „Uzvyša" an und unter deren Einfluß im Zeichen des entscheidenden Umbaues des Sovetstaates erfolgt die Wandlung des Dichters. Das Ergebnis dieser Wandlung ist die Sammlung „Uračystyja dni". Verf. stellt fest, daß diese Sammlung zwar den ideologischen Forderungen entspricht (von gewissen Abweichungen abgesehen), der Form aber nach zu wünschen übrig läßt. Die Rekordleistung Glebkas in der zweiten Sammlung seiner Gedichte stellt ein Loblied auf den 12. Parteitag der Kommunistischen Partei Sovet-Weißrußlands dar, in dem die Eröffnung des Parteitages, der Verlauf der Beratungen, die Begrüßungen der Arbeiter und Bauern, sowie der Sovet-Ingenieure, die das gewaltige weißrussische Elektrizitätswerk Asinbud bauen, geschildert werden. Indessen kann der wohlwollende Kritiker nicht umhin, festzustellen, daß Glebka, als er noch keine „sozialen Aufträge poetischer Art" ausführte und statt der Parteitage der kommunistischen Partei Sovet-Weißrußlands die „blauen Augen" der Weißrussin besang (was ihm Verf. sehr übel nimmt) der Form nach besser geschrieben hat. Damals widmete Glebka der Pflege der Form viel Beachtung, während seine „proletarischen Gedichte" sich durch Vernachlässigung der Form auszeichnen. Es scheint, daß es dem Dichter schwer fällt, Kinder zu pflegen, die die Frucht der Selbstüberwindung sind. Vladimir Samojlo.

J. Plaščynski: Aus dem Notizbuch. — „Uzvyša", 1931, Heft 3.

Ptaščynski beschäftigt sich mit dem literarischen Schaffen von Chvedarovič, der bereits vier Gedichtbände veröffentlicht hat. Chvedarovič ist ein weißrussischer Epigone Esenins. Verf. wirft ihm vor, daß er den Sinn der Revolution nicht erfaßt hat. Er besingt die Romantik der revolutionären Kämpfe, für den Alltag des sozialistischen Aufbaues hat er aber kein Verständnis. ... Seine „Stimmungen" weisen keine feste Linie auf, in ihnen zerflattern krankhafte individualistische Motive. Im Dorf findet der Dichter keinen Anschluß an die sozialen Kämpfe der Gegenwart, sondern besingt die Natur. Die Erkenntnis der Natur wird ihm zum Selbstzweck. Dies wertet Verf. als „Verfallssymptome". So sei es auch verständlich, daß Chveda-

rovič auch mystischen Stimmungen huldigt, das Wunder der Wiederkehr der Jugend bei einer Naturgöttin sucht und im Gefühl seiner Kraftlosigkeit vergebens nach dem Bild seiner ihm untreu gewordenen Geliebten ruft.

Hier offenbart sich nach Ansicht des Verf. der Verfall in dem Schaffen Chvedarovičs besonders kraß. Es sind nicht Menschen, die ihm besonders nahe stehen, sondern Tiere: der Wolf, der Hase, die Möve, das sterbende Pferd, ein kraftloser Gaul, schließlich — der Selbstmörder. ... Das sind die Helden seiner Lyrik.

Über die Form der Lyrik Chvedarovičs fällt Verf. ein sehr abfälliges Urteil, das u. E. nicht ganz zutreffend ist. Worin das wahre Pathos des literarischen Schaffens Chvedarovičs sich offenbart, das wird ja von der Sovetkritik als „Verfallssymptome" abgetan, was aber ideologisch „wertvoll" sein soll, macht tatsächlich den Eindruck einer auf Bestellung angefertigten Dichtung.

Besondere Beachtung verdient der dritte Band der Gedichte Chvedarovičs „Rytmy", der viel Arbeit verrät und an Stelle der Motive der „einsamen Möve" dem Glauben an den Sieg des sozialistischen Aufbaus Ausdruck gibt. Freilich meint Verf., daß diese „proletarischen Siegesgesänge" mehr deklamatorischer Art, als wirkliche Herzensergüsse des Dichters sind. Auch in diesem dritten Band rückt das „Ich" des Dichters bedenklich in den Vordergrund. Was nun den literarischen Wert dieser proletarischen Siegesgesänge anbelangt, so gibt Verf. selbst deren vernichtende Kritik: seine „Tempy-Kontrasty" sind zur Hälfte sinnlos, zur anderen von einer erdrückenden Langeweile. „Es taucht die Frage auf, wozu eigentlich die Kolchosbrigade fuhr, da man von ihrer Arbeit nichts merkt" ... Soweit der sovetistische Literaturkritiker. Wir möchten eine andere Frage aufwerfen: wozu zwingt man Dichter überhaupt, die Kolchosbrigaden anzudichten? Es ist verständlich, daß, nachdem man den Dichter gezwungen hat, gegen seinen Willen und im Gegensatz zu seiner individuellen Art Kollektivwirtschaften statt Möven anzudichten, von ihm nur übelste Durchschnittsleistung zu erwarten ist. Die wahre Bereicherung des Lebens der Gesellschaft erfordert Freiheit des Schaffens des Individuums, ohne die Atmosphäre geistigen Terrors und der Diktatur der Schablone, in der eben jedes wirkliche Talent ersticken muß, und die durch die vorliegende Abhandlung des Verf. besonders instruktiv vergegenwärtigt wird.

Vladimir Samojlo.

Vladimir Sadur: An der poetischen Front. — „Polymja", 1931, Heft 4, S. 181—251.

Verf. beginnt seinen Artikel mit dem bemerkenswerten Eingeständnis, daß das Jahr 1930 in Weißrußland kein irgendwie bemerkenswertes Werk gebracht hat, das die Öffentlichkeit in stärkerem Maße in Anspruch genommen und die aktuellen sozial-philosophischen Probleme „unserer tiefgründigen rekonstruktiven Wirklichkeit" aufgerollt hätte. Die Erklärung dafür bleibt Verf. freilich schuldig, da er nicht sagen darf, daß dieser Stillstand geistiger Produktion die unmittelbare Folge des neuen politischen Kurses in Sovet-Weißrußland ist.

Die gesamte sovet-weißrussische Literaturkritik ist seit 1929 nichts anderes, als eine Sammlung von Denunziationen gegen das wirklich wertvolle literarische Schaffen des ersten Jahrzehnts. Man kann sich unter diesen Umständen wohl kaum wundern, daß, wie Verf. berichtet, das „Interesse des Lesers zum literarischen Schaffen ungemein gesunken ist". Eine derart entpersönlichte „amtliche" Dichtung hat doch noch nie und nirgends die Herzen begeistert.

Anscheinend wird auch dem sovet-weißrussischen Leser endlich übel von den unzähligen gereimten Lobgesängen auf den Fünfjahresplan, die Rätekongresse, Parteitagungen und dgl.

„Wir traten in die Ära des Sozialismus. Aber das ist in der Dichtung nicht zu fühlen. Die Dichtung atmet nicht in erforderlichem Maße die

neue Periode. Die Dichtung hat sich noch nicht, wie es ihr zukam, dem sozialistischen Aufbau angeschlossen." Begütigend stellt Verf. weiter fest, daß dieses Zurückbleiben der Dichtung nicht nur in Sovet-Weißrußland, sondern auch in der Sovet-Ukraine und auch in Sovet-Rußland zu beobachten sei. Verf. führt dies darauf zurück, daß in den Kreisen der weißrussischen Dichter die individualistischen, idealistischen und national-weißrussischen Traditionen noch sehr stark sind, und sie daher den geistigen Kontakt mit der Periode des sozialistischen Aufbaus nicht finden können.

Die weißrussische Dichtung der Gegenwart teilt Verf. in drei Gruppen ein: a) die sterbende bürgerliche Dichtung, b) die Dichtung der Mitläufer und c) die proletarische Dichtung. Das „Sterben" der bürgerlichen nationalen weißrussischen Dichtung will Verf. an Hand der Entwicklung des weißrussischen Dichters Lužanin vorführen. Er nimmt sich seine 1930 erschienene Gedichtsammlung „Novaja Rostan'" („Die neue Trennung") vor. M. Lužanin ist tatsächlich ein bedeutender Dichter, der bisher den Traditionen der weißrussischen nationalen Wiedergeburt treu war und sich würdig den Dichtern der Periode der Zeitschrift „Naša Niva" anreihte. Sein Werk „Die neue Trennung" ist den Moskvophilen und gar marxistischen Kritikern Moskauer Orientierung naturgemäß zuwider, denn es behandelt die Trennung der weißrussischen Seele, die sich Sovet-Moskau, als vermeintlichen Freund der Weißrussen, anvertraute, und nunmehr erkannt hat, daß dieser vermeintliche Freund der Feind des freien Weißrußlands, wie in den Zeiten des Carismus ist und sich von ihm daher abwendet. Das ist der Sinn des Werkes von Lužanin, der auch dem Verf. nicht entgangen ist. Seit 1930 aber erscheint auch Lužanin, der „Epigone der sterbenden bürgerlichen Dichtung", im Lager proletarischer Dichter. Verf. ist aber hellhörig genug, die falschen Töne in der Lyrik des neuen „proletarischen Dichters" zu merken, und gibt unumwunden zu, daß die „proletarische Dichtung" Lužanins in künstlerischer Hinsicht nicht viel wert ist. Soll man daraus auf das Sterben der bürgerlichen Dichtung Weißrußlands schließen, wenn ein, wenn auch bedeutender Dichter, durch die Verhältnisse gezwungen ist, ins proletarische Horn zu blasen?

Verf. gibt selbst zu, daß die „bürgerlichen Dichter Weißrußlands, wie Dubouka, Dudar', Pušča, noch immer vom Leser bevorzugt werden, „obwohl sie uns ideologisch feindlich gesinnt sind, aber dem künstlerischen Wert ihrer Dichtung nach stehen sie sehr hoch". ...

Im zweiten Abschnitt seiner Abhandlung behandelt Verf. die „Mitläufer". Als „Mitläufer" sieht er Peter Glebka, Todar Kljaštorny, Uladzimir Chadyka, Valery Marakyj, Krapiva u. a. m. an. Alle diese Dichter leisten nach Ansicht des Verf. zwar ideologisch Wertvolles, in künstlerischer Hinsicht läßt aber ihr Schaffen zu wünschen übrig. Zu den Mitläufern gehört auch der einzige weißrussische Satyriker Krapiva, dem Verf. rühmend bescheinigt, daß er sich „auf die Schienen proletarischer Dichtung" umgestellt hat.

Unter den proletarischen Dichtern läßt Verf. Andrej Aleksandrovič gelten, den er kurzweg als „die Sonne der proletarischen Dichtung" bezeichnet. Sein Schaffen ist von Motiven des Klassenkampfes, des Kampfes mit den Gegnern des Proletariats und des sozialistischen Aufbaues durchtränkt. Aber auch diese „Sonne" ist bei näherem Zusehen nicht fleckenlos: Verf. wirft Aleksandrovič vor, daß seine Schilderungen zu schematisch seien, und vermißt in seinen Werken den „lebenden Klassenkämpfer".

Abschließend stellt Verf. fest, daß gegenwärtig, wo auf proletarische Dichtung eine so große Nachfrage vorliegt, massenweise proletarische Gedichte produziert werden. Die weißrussischen Zeitschriften und Zeitungen seien mit derartiger „Dichtung" überfüllt, in der immer von „Fabriken", „Kampfbrigaden" „Sozial-Wettbewerb", „Klassenkampf", „Maschinen", „Werkbänken", „Eisen und Stahl", „Metall" und dgl. die Rede ist. Die ideologische und phraseologische Linie ist 100prozentig gewahrt. „Es fehlt nur die Hauptsache — wahre dichterische Begabung. ..." Verf. geißelt

bitter jene „falsche rote Dichtung", die doch schließlich das unsinnige System der „poetischen Sozial-Aufträge" auf dem weißrussischen Parnaß gezüchtet hat.

Die Abhandlung Sadurs ist ungemein instruktiv. Er widerlegt vorzüglich, was er beweisen will, und beweist überzeugend, was er widerlegen möchte. Er segnet die Freiheit des dichterischen Schaffens, die er kraft Sozial-Auftrags für Sovet-Kritiker verdammen möchte, und er enthüllt die ganze Inhaltlosigkeit, Langeweile und Talentlosigkeit jener proletarischen Dichtung, jener Dichtung auf Befehl, der „amtlichen" Dichtung auf Staatsauftrag, die er verherrlichen sollte. Zugleich enthüllt die mit Sachkenntnis geschriebene Abhandlung den wahrhaft erschütternden Stand der weißrussischen Dichtung seit dem politischen Kurs des Fünfjahresplans: die wirklichen Dichter sind verstummt, und eine Legion von Talentlosigkeiten bläst gesinnungstüchtig ins „proletarische Horn".

Vladimir Samojlo.

Ukraine

N. D. Vasilenkova-Polonska: Istoryky Zaporižža XVIII. v. (Historiker des Zaporogerlandes im XVIII. Jahrh.) — Jubilejnyj Zbirnyk na pošanu Akademyka Dmytra Ivanovyča Bahalija. U Kyjevi 1927. S. 811—824.

Diese kleine, aber interessante Untersuchung erklärt einige Zusammenhänge, die für die ukrainische Historiographie nicht unwichtig sind. Es handelt sich um drei Autoren des 18. Jahrhunderts, Fürsten I. Myšeckij, A. I. Riegelmann und G. F. Müller, deren Arbeiten über die Zaporoger Kosaken auch heute noch vielfach benutzt werden. Bisher war die Ansicht vertreten, daß Myseckij's Arbeit „Istorija o kosakach zaporožskich" (Geschichte der Zaporoger Kosaken), Riegelmanns „Letopisnoje pověstvovanije o Maloj Rosii" („Letopis-Erzählung von Kleinrußland" und Müllers bekannter Aufsatz (in deutscher und russischer Sprache gedruckt; in deutscher Sprache bekannt als „Nachrichten von den Saporogischen Cosacken") von einander unabhängig seien.

Die Verf. hat aber — auf Grund der von ihr durchgeführten kritischen Textvergleiche — bewiesen, daß nur der Arbeit des Fürsten Myšeckij der Wert einer ersten Quelle zukommt. (Fürst Myšeckij hielt sich bekanntlich in den Jahren 1736—1740 in „Sič" auf und kannte also die Zaporoger Sitten und Gebräuche aus eigener Anschauung), während die betreffenden Schilderungen von Riegelmann und Müller nichts anderes als Kompilationen auf Grund dieser Schrift von Myšeckij, teilweise wörtliche Wiederholungen aus ihr darstellen.

Diese Feststellung scheint mir schon deswegen wichtig zu sein, weil Müllers Aufsätze über die Kosaken im allgemeinen und die Zaporoger im besonderen („Nachrichten von den Saporogischen Cosacken" und „Von dem Ursprunge der Cosacken", beide erschienen deutsch in der Sammlung „Russischer Geschichte" St. Petersburg 1760, B. IV, St. V) sich einer außerordentlichen Popularität in der deutschen Historiographie des 18. u. Anfang 19. Jahrh. erfreut haben: beinahe jeder deutsche Historiker, der die Kosakenfrage berührte, zog diese Arbeiten von Müller heran.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine Unstimmigkeit in den Ausführungen der Verf. hinweisen. Zu Anfang (S. 811) weist sie darauf hin, daß wie Fürst Myšeckij auch Riegelmann einige Zeit im „Sič" verlebte; die beiden müssen also mit den Sitten der Kosaken auch selbst einigermaßen vertraut gewesen sein. Im Schlußsatz dagegen betont die Verf. (S. 824), daß Müller und Riegelmann ohne „Istorija o Kosakach Zaporožskich' des Fürsten Myšeckij nichts von den Sitten und Gebräuchen der Zaporoger Kosaken wissen konnten. Dr. B. Krupnitzky.

Kozačenko, A.: Dekabrist knjaz' S. G. Volkons'kyj jak pomiščyk. (Der Dekabrist Fürst S. G. Wolkonskij als Gutsbesitzer.) — Abhandlungen der historisch-philologischen Abteilung der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften. B. XVII. Kiev, 1928.

Auf Grund des Privatarchivs der Familie Rjepnin, das auch viel Material über den bekannten Teilnehmer der Dekabristenbewegung Fürsten S. Wolkonskij enthält, zeigt uns der Verf., daß die radikalen politischen Neigungen Wolkonskij's ihn nicht hinderten, sich sehr eifrig mit der Bewirtschaftung seiner Güter zu beschäftigen. Dabei zeigte er viel Energie und Unternehmungslust und, was für ein Mitglied der geheimen Gesellschaft, die doch in erster Linie die Abschaffung der Leibeigenschaft anstrebte, ziemlich merkwürdig war, führte Wolkonskij einen bis auf Einzelheiten durchdachten Plan der Ausnützung der Arbeit seiner Leibeigenen durch.

Wolkonskij besaß Güter in Nordrußland wie auch in der Ukraine. Aber seine ganze Aufmerksamkeit schenkte er den letzten, die ersten dagegen betrachtete er ausschließlich als ein Ausbeutungsobjekt, das ihm die für den Ausbau seines Lieblingsgutes in Taurien nötigen Mittel lieferte.

I. Loßky.

Ivan Džydžora: Ukrajina v peršij polovyni XVIII. viku. (Ukraine in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrh.) — Rozvidky i zamitky. Ukrajinśka Akademija Nauk. Kyjiv 1930. str. 170, 16⁰.

Die Sammlung verschiedener Aufsätze des vorzeitig verstorbenen Gelehrten, die anläßlich der Trauerfeier zum zehnjährigen Todestage gedruckt wurde, bietet uns ein fast vollkommenes Bild des damaligen Zustands der Ukraine. Der große Aufsatz (S. 1—95) „Ökonomische Politik der russischen Regierung der Ukraine gegenüber in den Jahren 1710—1730" schildert uns ausführlich die ganze derzeitige Geschichte des ukrainischen Handels, dessen größerer Entwicklung hauptsächlich die Unsicherheit der Wege in dem anarchischen Polen und die belästigenden Zollmaßnahmen der russischen Regierung im Wege standen. Die regsten Beziehungen wurden damals mit Schlesien und mit Ostseehäfen (Danzig, Königsberg, z. T. Riga) angeknüpft. Die Bemühungen der russischen Regierung, die ukrainische Ausfuhr gewaltsam über die neueren Küstenstädte zu lenken, brachte schweren Schaden nicht nur der Ukraine, sondern auch Österreich, das an den Handelsbeziehungen mit der Ukraine am stärksten interessiert war. Seine Gesandten (Graf Kinsky, Graf Vratislav) am russischen Hofe taten alles mögliche, um die russische Regierung umzustimmen; zeitweise waren sogar die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland dadurch in Frage gestellt Eine gewisse Besserung trat mit dem Hetman Apostol (1727—1734) ein, der sich ernstliche Mühe gab, die Lage zum Besseren zu ändern. Aber nach seinem Tode wurden die Repressalien gegen den ukrainischen Handel in dem Maße fortgesetzt, daß er geradezu unmöglich wurde. Der kaufmännische Stand bildete sich allmählich in den der Landbesitzer um. Weitere Aufsätze beschäftigen sich überwiegend mit den Fragen der Verwaltung (z. B. mit der unheilvollen Wirkung der Reformen des „Kleinrussischen Kollegiums" 1722—1723, und mit der Bedeutung der sogenn. „Generalkanzlei". Sie geben insgesamt eine Übersicht der Politik der russischen Regierung hinsichtlich der Ukraine, die dauernd und konsequent dasselbe Ziel der vollkommenen Degradierung des Hetmanstaates zu einer russischen Provinz verfolgte, gleichzeitig ihn aber wirtschaftlich rücksichtslos ausbeutete, wie einen im eigenen Gebiet völlig fremden Körper. Der letzte Aufsatz schildert die trostlose wirtschaftliche Lage der Ukraine im Jahre 1738, als sie die Hauptlast des russisch-türkischen Krieges 1736—1739 ertragen mußte und infolgedessen an den Rand des wirtschaftlichen Ruins geriet.

Dr. Antonovyč.

Platon Lušpynśkyj: „Ševčenkiv Cholodnyj Jar." — „Ukraina" 1930. Nr. 3—4. S. 89—105.

Der Aufsatz bespricht diese, nach der Meinung des Verf. interessanteste Periode im Leben des Dichters, als er nach der zweiten Reise von Petersburg in die Ukraine sich von dem rein literarischen Thema abkehrte und sich seitdem mit der politisch-revolutionären Dichtung befaßte. Allerdings spielen zunächst bei dieser Wendung zum neuen Stoffe noch stark die alten Motive mit, indem der Dichter von dem romantischen Wunsch beseelt wurde, die Hajdamakenbewegung des 18. Jahrh. zu rehabilitieren, welche in dieser Zeit von dem Historiker Skalkovśkyj als gewöhnliches Räuberwesen dargestellt wurde. (A. Skalkovśkyj „Die Hajdamaken-Einfälle in die Ukraine 1734—1768.) Ševčenko behandelt die Hajdamaken als Vorkämpfer der ukrainischen Freiheit, was eben in der Dichtung „Der kalte Graben" seinen Ausdruck fand.

Dr. Antonovyč.

Hnatjuk, V.: Jarmarkove ukrainofilstvo v žyttju ta literaturi. (Das Jahrmarktukrainophilentum im Leben und in der Literatur.) — Sammelschrift zu Ehren des Akademikers M. Hruševskyj. B. II. Kiev, 1928.

In den Dreißiger- und am Anfang der Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts war unter der rechtsufrigen ukrainischen adeligen Jugend die sogenannte „Balahulščyna" verbreitet. Die Balahulščyna äußerte sich darin, daß die jungen Leute sich in ukrainische Volkstrachten kleideten, auf tatarischen halbwilden Pferden über das Land galoppierten, dabei viel tranken, ukrainische Volkslieder sangen und, wie die Zeitgenossen berichten, viel Unfug trieben. Der Massencharakter dieser Bewegung, der nach ganz bescheidenen Angaben 10 v. H. der ganzen adeligen Jugend auf dem rechten Ufer des Dniepr angehörten, wie auch ihre volkstümlichen Neigungen, haben schon mehrmals die Veranlassung gegeben, in der Balahulščyna etwas mehr als einfache Balgerei zu erblicken. Was diesen Standpunkt verstärkt, ist die Verbindung dieser Bewegung mit der polnischen revolutionären Bewegung, an deren Spitze der von der russischen Regierung hingerichtete Konarski stand. Zwar ist die Balahulščyna, wie überhaupt die ganze geistig-politische Bewegung in der rechtsufrigen Ukraine von ukrainischen Historikern ziemlich stiefmütterlich behandelt worden. Mit großem Unrecht, da die geistigen Prozesse, die nach außen hin oft, wie die genannte Balahulščyna, Karikaturformen annahmen, doch von weitgehender Bedeutung für die weitere nationale ukrainische Entwicklung waren. Ein Zeugnis davon bringt uns der Verf. des vorliegenden Artikels. Hier wird eine Übersicht des nicht überreichen Quellen- und Literaturmaterials über die erwähnte Balahulenbewegung gegeben, auf Grund dessen der Verf. sich gezwungen sieht, dem Balahulentum einen bestimmten Platz in der nationalen und sozialen Entwicklung der rechtsufrigen Ukraine einzuräumen und ersieht in ihm einen wenn auch oberflächlichen Ausdruck der national ukrainischen Strömung unter dem polonisierten ukrainischen Adel. Was die äußeren, oft ins Karikaturistische überschlagenden Formen dieser Bewegung anbelangt, so zieht hier der Verf. eine Parallele zwischen den Bauerjoppen der „Balahulen" und der roten Jacke Teofil Gotjés, die eine charakteristische Einzelheit des europäischen Romantismus darstellt. — „Neue Ideologien, sagt der Verf., werden immer im Ringen und in Qualen geboren. Die aber, die das Nahen einer neuen Epoche fühlen, sind oft nicht imstande, ihre Gefühle in würdigen Formen der Gesellschaft vorzutragen und spielen oft vor der letzten die Rolle der unverstandenen Wunderlinge."

I. Loßky.

Ivan Myroneć: Ol. Vas. Šyšaćkyj-Illič. — „Ukrajina“, Kiev. Bd. 34. Mai-Juni 1929. S. 35—42.

Die vorliegende, anläßlich des 70. Todestages von O. Šyšaćkyj veröffentlichte kleine Studie ist den dichterisch ziemlich wertlosen, aber stilgeschichtlich immerhin beachtenswerten originellen Gedichten dieses bedeutenden ukr. romantischen Ethnographen gewidmet. Der Untertitel der Studie lautet: „Zur Charakteristik des ukrainischen romantischen Stils“ — und Verf. versucht wirklich die lyrischen und epischen Gedichte Šyšaćkyj's im Zusammenhange mit den damaligen stilistischen Strömungen in der ukr. Literatur zu betrachten. Die thematische und stilistische Analyse einiger Dichtungen Šyšaćkyj's scheint den Verf. zu einem nicht nur für diesen Dichter selbst, sondern für den literarischen Stil der ukrainischen Spätromantik überhaupt geltenden Schlusse zu berechtigen, welcher folgendermaßen lautet: „Auf dem Hintergrunde, welchen der Einfluß der Formen von Ševčenkos Werken aus seiner ersten, romantischen Periode bildet, bemerken wir in den Gedichten von Šyšaćkyj-Illič ganz deutlich die Vermischung des romantischen Stils der 20—40er Jahre mit dem Stil der realistisch-sentimentalen Erzählungen von Kvitka-Osnovjanenko. Diese in den Werken Šyšaćkyj's ausgeprägte stilistische Mischung ist für die gesamte ukrainische Dichtung der Zeit des langsamen Schwindens des romantischen Stils charakteristisch.“

Berlin. M. Hnatyšak.

B. Ševeliv: Zahadky L. Hlibova. (Die Rätsel von L. Hlibiv.) — „Ukrajina“, Kiev. Bd. 34. Mai-Juni 1929. S. 100—105.

Der bekannte, talentvolle ukr. Lyriker und Fabeldichter L. Hlibiv schuf in den letzten Jahren seiner dichterischen Tätigkeit als Mitarbeiter der Lemberger ukr. Jugendzeitschrift „Dzvinok“ (Die Glocke) ein ganz eigenartiges literarisches Genre; er schrieb nämlich eine Reihe von sich durch besondere dichterische Wärme und Formvollendung auszeichnenden, in Versen abgefaßten Rätseln und deren Lösungen. In dieser Form eines rein literarischen, lyrisch-didaktischen Gedichtes existiert das Rätsel samt Lösung wohl in keiner anderen europäischen Literatur, und die diesbezüglichen Gedichte Hlibivs bedeuten daher etwas ganz Einzigartiges. B. Ševeliv beweist auf Grund eines Vergleiches der Rätsel Hlibivs mit den ukrainischen Volksrätseln aus der Sammlung von Nomys, daß der Grundgedanke und die Grundbilder in mehreren Rätseln von Hlibiv auf der Volkstradition beruhen, daß aber der Dichter aus diesem knappen Rohmaterial ganze große Gedichte mit einer Fülle von poetischen Reflexionen entwickelte.

Berlin. M. Hnatyšak.

Mychajlo Markowškyj: Perši literaturni kroky V. Vynnyčenka. — „Ukrajina“, Kiev. Bd. 34. Mai-Juni 1929. S. 77—88.

Wie fast alle Prosaschriftsteller bediente sich auch der bekannte ukr. psychologisch-naturalistische Erzähler und Dramatiker V. Vynnyčenko in seinen allerersten literarischen Versuchen der später bei ihm nicht vorkommenden Versform. Markovškyj veröffentlicht in seinem Artikel auf Grund einer in der Handschriftenabteilung der Allukrainischen Bibliothek der Ukr. Ak. d. W. in Kiev befindlichen Handschrift eine größere, in Versen abgefaßte Erzählung „Povija“ (Die Hure), welche Vynnyčenko, als eins seiner ersten Werke, ungefähr im J. 1901 der Redaktion der „Kievskaja Starina“ zur Verfügung gestellt hatte, die aber damals unveröffentlicht blieb. Vynnyčenko erzählt hier in traditioneller romantisch-realistischer Form die traurige Geschichte eines verführten Landmädchens. Das Werk zeichnet sich durch besonders schwache dichterische Eigenschaften und durch eine Fülle von Sprachfehlern aus — und die Tatsache, daß dieses Gedicht seinerzeit von der Redaktion abgewiesen wurde, trug dazu bei, daß Vynnyčenko

die erste literarische Enttäuschung erspart blieb und daß er im J. 1902 durch sein Debüt, und zwar durch die Veröffentlichung einer sehr guten Prosaerzählung „Schönheit und Kraft“, sich mit einem Schlage lebhafte Sympathien der Öffentlichkeit eroberte.

Berlin. M. Hnatyšak.

Antin Krušel'nyćkyj: Tematyka tvorčosty Mychajla Koćubynśkoho. — „Novi Šl'achy“ (Neue Bahnen). Lemberg, 1929. Nr. 2 (Juni). S. 275—288.

Der bekannte ukr. Schriftsteller, jetzt Redakteur der eben neugegründeten großen westukr. Monatsschrift „Novi Sl'achy“, veröffentlicht in deren 2. Nr. einen längeren Aufsatz, in welchem er eine systematische Übersicht der Themen, welche der berühmte ukrainische impressionistische Erzähler M. Koćubynśkyj in seinen Werken künstlerisch gestaltete, gibt. Die eingehende Besprechung einzelner Stoffe wird in folgendem Einteilungsschema verwirklicht: in thematischer Hinsicht zerfallen die Erzählungen von Koćubynśkyj in vier Gruppen, und zwar: 1. Erzählungen, in welchen das ukr., und teilweise auch das moldavanische Volksleben geschildert wird. 2. Psychologische Erzählungen. 3. Erzählungen, zu welchen die revolutionäre Bewegung in der Ukraine am Anfang des 20. Jahrh. den Stoff lieferte. 4. Schöpferisches Intermezzo, in welchem die Werke entstanden, in denen das lyrische Element ausschlaggebend ist. Abgesehen von der etwas einseitigen Überschätzung der Bedeutung der Thematik und der Ideologie für die Dichtung (für welche doch das künstlerische Element der Gestaltung viel wichtiger ist), gibt die Arbeit von A. Krušel'nyckyj doch eine für das weitere Studium der Werke von Koćubynśkyj notwendige, und dabei durchaus gelungene Systematisierung der von diesem Dichter in seinen Erzählungen verwerteten Stoffe. M. Hnatyšak.

Pavlo Kovžun: Neopublikovani praci H. Narbuta. — „Novi Šl'achy“ (Neue Bahnen). Lemberg, 1929. Nr. 1 (Mai). S. 75—79 u. 6 Tafeln.

Verf. veröffentlicht hier auf sechs Tafeln Reproduktionen einiger bisher unbekannter, aus den Jahren 1918—1919 stammender und im Ukrainischen Nationalmuseum in Lemberg befindlicher Arbeiten des wichtigsten Vertreters der modernen ukr. Graphik, Georg Narbut. So finden wir hier Entwürfe für originelle, historisch aufgefaßte und mit heraldischen Elementen verzierte Spielkarten, weiter für einige Banknoten sowie für Post-, Stempel- und Tabakregie-Marken des ukrainischen Staates. P. Kovžun (selbst auch ein bekannter Graphiker) gibt in seinem Begleitaufsatz Aufschluß über Graphik überhaupt, die er für die aktuellste und lebendigste aller bildenden Künste der Gegenwart hält, sowie über die letzte Periode des künstlerischen Schaffens Meister Narbuts.

Berlin. M. Hnatyšak.

Čechoslovakai

Peter Parler. — Mitteilungen des Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, 69. Jahrg., 1931, S. 1—29.

Wilhelm Wostry veröffentlicht hier seinen Vortrag „Aus Peter Parlers Zeit“, den er am 21. März 1930 anläßlich der Parler-Feier des Deutschen Kulturverbandes in Prag gehalten hat. Wostry schildert zunächst in einem kurzen Überblick die Bedeutung der Deutschen für die Entwicklung Prags von seinen Anfängen bis zur Zeit Karls IV. hin, dessen Wiedererneuerung und planvoller Erweiterung der Macht und des Ansehens

des Königreichs Böhmen, wie gleicherweise die Auffassung Karls IV. von dem Verhältnisse der Königs- zur Kaiserkrone und die Ziele seiner realen Politik gezeichnet werden. Dabei wird des Herrschers Einstellung zum deutschen und čechischen Volksteil seines Königreiches und die Frage seiner eigenen nationalen Zugehörigkeit erörtert, wobei, unter Ablehnung gegenteiliger Auffassungen, welche den König für nur eine einzelne Nation in Anspruch nehmen wollen, die übernationale Einstellung Karls IV. betont wird. Vielmehr suchte der König in materieller wie geistiger Kultur die verschiedenen Völker seiner Länder einander näher zu bringen. „Überblicken wir all' diese staatlichen, politischen, wirtschaftlichen, kirchlichen und kulturellen Maßnahmen, so sehen wir, es ist hier ein Staatsgebilde mit deutsch-slavischer Bevölkerung, eine deutsch-slavische östliche Macht in engster Verbindung mit dem Deutschen Reiche in Bildung begriffen. In moderner Auffassung gesehen und modern ausgedrückt, ließe sich vielleicht sagen: es ist der Versuch, das Nationalitätenproblem auf diesem wichtigen Raume Mitteleuropas auf staatlichem Wege mit den Mitteln ausgleichender und verbindender Kultur zu lösen" (vgl. S. 13).

Die Kaiserkrone, welche Karl d. Gr. erneuert hatte, war also auf Karl IV. jetzt übergegangen, die Residenz von Aachen nunmehr nach Prag verlegt. Daher schmückt er die Prager Burg und erbaut seine Burg Karlstein, wo nun die Kroninsignien des Reiches und auch der Schatz Böhmens aufbewahrt werden, hier ist weiterhin die berühmte Prunkkapelle. Prag, jetzt Hauptstadt des Landes und des ganzen Reiches, schmückt der Herrscher mit kirchlichen und weltlichen Prachtbauten in reichstem Maße, so daß seine Residenz in nichts zurückzustehen braucht, neben Paris wie Rom in allem, in weltlichen wie kirchlichen Dingen, auch in seiner Universität, bestehen konnte. Zu diesen, dem Mittelalter entsprechenden Gedankengängen treten aber auch die bereits von Italien nordwärts vordringenden Ideen der Renaissance. Cola di Rienzo und besonders Petrarca sind hier von wesentlichstem Einfluß. Namentlich gerade wird hierin Karls Kanzler Johann von Neumarkt von Petrarca beeinflußt, der, mit innerer Abneigung nach Prag kommend, von der Kulturhöhe der Hofkreise aufs freudigste überrascht ist. Johann von Neumarkt wie Peter Parler sind beide Deutsche und von höchster Bedeutung für deutsches Kulturleben. Die Kanzlei in Prag wurde ja der Ausgangspunkt der alle Deutschen einenden Schriftsprache. Parlers Bauwerke sprechen noch heute zu uns. Im J. 1353, nach der Annahme der Forscher, 1356 nach Angabe der Inschrift über seiner Büste im Dom, kam Parler, 23 Jahre alt, nach Prag. Sein Geschlecht stammt aus Köln, wo auch seine Frau gebürtig ist. Aber nach Gmünd in Schwaben hat er sich, nicht nach Köln, benannt: in Gmünd nämlich baute sein Vater die Heiligenkreuzkirche. Hier entdeckte ihn dann Karl IV. für seinen Dombau. Prag, das damals etwa 40000 Einwohner zählte, hatte damals besonders in der Altstadt, aber auch in der Neustadt deutschen Charakter bewahrt, damals standen auch noch die alten deutschen Geschlechter in Blüte, wie auch die deutsche Bürgerschaft des Handwerks und Gewerbes. Ebenso war, als Parler nach Prag kam, die Universität überwiegend deutsch, und, mochte die Kunst französische, italienische und deutsche Vorbilder gleicherweise befolgen, so waren doch ihre Meister vorzugsweise deutsch: das Buch der Prager Malerzeche ist in deutscher Sprache geschrieben. Peter Parler war auch in seinem engeren Wirkungs- und Berufskreise von Deutschen umgeben, wie die für einige Jahre erhaltenen Rechnungsbücher des Dombaues erkennen lassen. Das neu erstehende Prag Karls IV. stellte dem Baumeister jetzt für lange Zeit reiche Aufgaben. Der Hradschin sah zu Parlers Zeit ganz anders aus: für Parler eröffnete sich in Prag reichste Betätigung. Vor allem sollte er den Dombau fortführen, den Matthias von Arras bei seinem Tode 1352 erst über die Grundmauern gebracht hatte. Auch sonst noch greift seine Tätigkeit stark in das Stadtbild ein: 1357 wird der Grundstein zur Karlsbrücke gelegt, deren Bau ihm zufällt. Wir kennen auch die Lebensbedingungen, unter denen Parler schuf: sein Einkommen machte ihn zu einem recht

wohlhabenden Bürger, dessen Ansehen auch sonst bedeutsam war. So war er z. B. auch Schöffe der Stadt Hradschin (bis z. J. 1366), erwarb auch das Bürgerrecht der Altstadt (1379). Ebenso erfahren wir über seine Familie manches: vom Tode der ersten Frau, von der Heirat einer Tochter mit einem in Prag wirkenden Kölner Steinmetzen, vom geistlichen Stande eines Sohnes. Er hat die Blüte Böhmens, aber auch die Zeichen des beginnenden Verfalls gesehen. Nachdem Parler 1397 sein Amt niedergelegt hat, hören wir von ihm nichts mehr. E. Hanisch.

František Roubík: Ke stykům česko-jihoslovanským v XIX. století. — Slovanský Přehled, Jahrg. XXIII (1931), Heft 1, S. 4—21; Heft 2, S. 96—121; Heft 3, S. 185—197.

Die Arbeit beruht auf dem Studium von Originalakten des Prager Statthaltereipräsidiums und des Prager Polizeipräsidiums, welche sich jetzt im Archiv des čsl. Innenministeriums befinden. — Über den Vormärz liegen gleichzeitige einschlägige Akten von Belang kaum vor, dagegen ein langer retrospektiver Polizeibericht v. J. 1859. Anfang der fünfziger Jahre beginnt man an amtlicher Stelle auf die Auswanderung teilweise sehr befähigter Čechen nach Serbien aufmerksam zu werden, im Zusammenhang mit dem allgemein erstarkten Mißtrauen gegen die Čechen, denen man praktische panslavistische, auch republikanische Bestrebungen zutraut und vor denen das Deutschtum, in Prag etwa, sichtlich im Zurückweichen begriffen ist. Im J. 1858 ist das Mißtrauen schon so stark, daß der čechische Maler Čermák auf einer künstlerischen Studienreise durch den slavischen Süden von der Polizei mit Argusaugen beobachtet wird. N. B. erfolglos. Als 1867 Stroßmayer nach Prag kommt, der dort allerdings schon 1863 im Theater ostentativ begrüßt worden war, stöbert die Polizei seinem Tagesplan, seinen Gesprächspartnern, den Briefen der mit ihm in Beziehung stehenden Personen nach und erreicht es sogar, daß der Bischof Prag vorzeitig verläßt. Politisch belangreicher war der Besuch eines anderen kroatischen Nationalführers, Mrazović (1865). Bei dieser Gelegenheit stellen die (höchstwahrscheinlich großenteils von dem čechischen Denunzianten Sabina belieferten) Akten u. a. fest, daß die Kroaten, deren öffentliche Meinung noch ärger geknebelt war als die der Čechen, ihre politischen Direktiven großenteils aus der von Skrejšovský geleiteten Prager Zeitschrift „Politik" beziehen. Mrazović ist einerseits „legal", aber andererseits radikal in seinem Jugoslaventum und seiner Abwehr gegen die „deutsche" Regierung. Er verbündet sich deshalb mit dem konservativeren Stroßmayer, steht aber in schärfster Opposition gegen alle Magyaronen und Regierungsfreunde wie Kukuljević, Mažuranić usw. Im Zusammenhang hiermit kam es zu einer interessanten brieflichen Auseinandersetzung zwischen Skrejšovský und Mrazović über das historische Staatsrecht. Mrazović lehnt diese Doktrin als für die kroatischen Bestrebungen gefährlich ab, und Skrejšovský bekam wegen der Parallelsetzung der Stefans- mit der Wenzelskrone dann auch noch von den Pester Slovaken einen Nasenstüber. — Sehr ausführlich befaßt sich die Studie mit dem Čechen Vaclík, der sich durch philologische und historische Studien so sehr für Serben und namentlich Montenegriner hatte entflammen lassen, daß er für die letzteren sich nicht nur publizistisch in geradezu maßloser Weise, sondern auch militärisch einsetzte. — Die Nervosität der Polizei steigt womöglich noch in den unruhigen Ausgleichsjahren 1867/68. Anfang 1868 wird ein gemeinsames Vorgehen von Čechen (u. a. Zeithammer und J. Grégr), Slovaken (Bischof Mojzes, Hurban, Kuzmány) und Kroaten (Stroßmayer, Stratimirović, Mrazović u. a.) befürchtet. Gegen Ende dieses Jahres sieht die Polizei diese Bestrebungen gar auf dem Hintergrunde eines internationalen Revolutionskomitees unter Leitung Mazzinis. Auch als diese Ängste in den nächsten Jahren nachließen, wurden Leute wie Skrejšovský oder Mrazović, namentlich bei Reisen, weiter mit größtem Mißtrauen beobachtet. Von Skrejšovský vermutete man u. a., daß er oder seine Vertrauensleute in Kroatien und Slovenien Parallelinstitute oder Zweig-

stellen der für den wirtschaftlichen Aufstieg der Čechen so schnell bedeutungsvoll gewordenen Živnostenská banka einrichten wollten. Die Studie schließt mit den Aufstandsjahren 1875/76, in welchen die mißtrauische Prager Polizei allen Ernstes daran dachte, auch rein caritative Tätigkeit der Čechen für die aufständischen Südslaven zu unterbinden.

Leopold Silberstein.

Ein Briefwechsel G. Th. Legis-Glückseligs mit Wenzel Hanka. — Mitteilungen des Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, 69. Jahrg., 1931, S. 127—143.

Otto Kletzl behandelt unter obigem Titel die Korrespondenz des in Prag 1803 geb. Schriftstellers Legis-Glückselig mit Wenzel Hanka, die in d. J. 1831—1860, also durch dreißig Jahre, geführt wurde. Die hier behandelten Briefe sind an Hanka gerichtet und befinden sich jetzt in der Bibl. des Böhm. Nationalmuseums. Eine Biographie des Schriftstellers Legis-Glückselig findet sich bei C. v. Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 14. Teil, Wien 1865, S. 307 ff. In dem Briefwechsel findet sich „historisch und kulturgeschichtlich Wertvolles genug", er ist „darüber hinaus auch dem Philologen aufschlußreich". Kletzl gibt „an dieser Stelle eine nur auszugsweise Mitteilung, die aber dafür alle Gebiete der Forschung, für die der Briefwechsel im besonderen wichtig werden kann, berücksichtigt". Mancherlei Unrichtigkeiten, die sich in der bisherigen Literatur über Legis-Glückselig finden, werden durch diesen Briefwechsel jetzt richtiggestellt.

E. Hanisch.

Ettore Lo Gatto: Un poeta ceco moderno: Otokar Březina. — Rivista di letterature slave, 5 (1930), 5. S. 318—442.

Diese die ganze Nr. füllende Monographie über O. B. besteht, wie das die Beiträge der Rivista grundsätzlich oft tun, aus der Zusammenfassung aller nur erreichbaren bibliographischen Daten zur Analyse von Leben und Werk des Dichters, der weiterhin an der Hand von Übertragungen der Dichtungen ins Italienische die ästhetische Würdigung und Einführung in das Verständnis der Ideenwelt folgt.

Bei den bibliographischen Angaben dürfte es sich um ein erschöpfendes Résumé, auch der Stimmen in der čech. Presse über B. handeln. Jelinek hat über B. gesagt, daß man von ihm kaum eine Biographie schreiben könne, so gleichmäßig verläuft sein Leben, Lo G. meint, daß die fünf Bde. seiner Dichtungen, als Ausdruck seines inneren Lebens, seine eigentliche Biographie seien, vor allem aber haben seine Briefe, die deshalb hier häufig zitiert werden, hohen biograph. Wert. So der auf S. 327 zitierte über B.'s Einstellung zum dichterischen Schaffen: er will keine tendenziösen Schriften wie Zola, keine moralischen Lehrsätze wie Dostoevskij und keine Idealreligion wie Tolstoj schaffen, sondern eine Kunst, die l'art pour l'art bleibt, nur dem Drang, künstlerisch zu gestalten, folgt und nicht den Alltagsbedürfnissen der Menschheit dient.

Emmy Haertel.

Jaroslav Werstadt: Politické plány české Maffie v prvním roce války. — „Naše Revoluce", Jahrg. VI (1930), Bd. 4, S. 369—427; Jahrg. VII (1931), Bd. 3, S. 292—330.

Die Grundlage der Studie bilden, abgesehen von den großen Werken von Masaryk („Světová revoluce") und Beneš („Světová válka a naše revoluce", unter besonderer Berücksichtigung des dritten, die Dokumente enthaltenden Bandes) vornehmlich Erinnerungen, welche der nationaldemokratische Redakteur František Sís (unter Mitwirkung seines Bruders Vladimír) in regelmäßiger Folge in den „Národní Listy" hat erscheinen lassen, das 1930 herausgekommene Buch von Vladimír Sís über Kramář und, last not least, eine ganze Reihe von Originalbriefen u. ä. Dokumenten, welche

dem Verf. insbesondere im „Památník Osvobození“ zu Gebote stehen. Verf. stellt einleitend fest, daß die Prager „Maffia“ aus drei ursprünglich selbständigen revolutionären Geheimzirkeln zusammengeflossen ist: dem realistischen (Führer: Masaryk), dem jungčechischen (Kramář) und dem staatsrechtlich-fortschrittlichen (Sychrava). Insbesondere zwischen den beiden erstgenannten bestanden grundlegende Unterschiede in Weltanschauung, Situationsbeurteilung und Programm. Masaryk sieht im Weltkrieg weniger einen Kampf der Rassen (etwa der Germanen gegen die Slaven) als der politischen Systeme. Er glaubt an die Überlegenheit des demokratischen Systems und erwartet daher die entscheidende Wendung von seiten der demokratischen Westmächte; da bei diesen hinsichtlich der čechischen, bzw. čechoslovakischen Aspirationen aber noch völlige Unkenntnis herrsche, so müßten sie durch aktive revolutionäre Handlungen (Emigration, Propaganda, Legionenbildung) für diese Sache gewonnen werden. Als grundsätzlicher Gegner des gesamten Habsburger politischen Systems stellt sich Masaryk völlig auf die Radikallösung eines gänzlich unabhängigen, mit Habsburg in keiner wie immer gearteten Beziehung stehenden čechoslovakischen Staates ein, für dessen Entstehen er natürlich die vollkommene Niederlage nicht nur Österreich-Ungarns, sondern besonders auch Deutschlands als Voraussetzung postulieren muß. Er verlangt für diesen Staat die historischen Länder der böhmischen Krone (Böhmen, Mähren, Schlesien), soweit sie noch innerhalb der damaligen österr.-ung. Grenzen liegen, ferner die Slovakei (ohne die Schüttinsel), Grenzverbesserungen bei Budweis, Gmünd, Znaim; die Podkarpatská Rus nicht, dafür aber möglichst einen Korridor zu den Jugoslaven, mit denen evtl. auch eine Personalunion eingegangen werden könne. Noch lieber sähe er freilich auf dem čech. Königsthron (von Republik ist noch nicht die Rede) einen englischen oder dänischen Prinzen: letztere Lösung wäre besonders begrüßenswert im Hinblick auf die starke deutsche Minderheit, auf deren Einbeziehung aus zwingenden wirtschaftlichen Gründen (mit ihr ist der Staat lebensfähig, ohne sie nicht) nicht verzichtet werden kann, mit der aber (ebenso wie mit dem Nachkriegsdeutschland) gute Beziehungen anzustreben sind. Die im čech. Volke vielfach gewünschte Kandidatur eines russischen Großfürsten würde Masaryk allenfalls akzeptieren, kaum aber propagieren; ganz und gar ist er gegen Personalunion mit dem Caren selbst. Kramářs Programm war weit weniger geradlinig. Noch am 4. Juli 1914 hatte er aufs entschiedenste erklärt, daß die Čechen niemals daran denken würden, die Erfüllung ihrer Ansprüche außerhalb des Rahmens der Habsburgermonarchie zu suchen. Wenn ihn auch Österreichs Vorgehen gegen Serbien endgültig zum Feinde Habsburgs machte, so erwog er doch weit ernsthafter auch Minimallösungen im Rahmen irgendeiner Verbindung mit Habsburg. Vor allem aber glaubte er fatalistisch, daß Rußland den österreichischen Slaven das Heil ohne deren Zutun schon bringen werde, zumal er, Kramář, schon vor Jahren alles mit Izvol'skij definitiv abgemacht habe. ... Deshalb lehnte er es auch ab, das kleine Häuflein der anfänglichen Emigranten, das verzweifelt nach Stärkung durch autoritative Namen suchte, zu vermehren, blieb in vornehm-schmollender Passivität zurück und begann erst unmittelbar vor seiner Verhaftung die ersten technischen Erfordernisse (Vermögenssicherstellung) einer evtl. Emigration zu überdenken. Allerdings hatte er mit dem jungen Vladimír Sís einen geschickten Emissär ins Ausland (Sofia) entsandt, der persönlich und durch Mittelsmänner die Forderungen der Čechoslovaken maßgebenden und maßgebendsten Männern der Entente zu Ohren zu bringen wußte. Die allerwichtigste ausländische Verbindung Kramářs aber war der „neoslavistisch“ orientierte einflußreiche russische Publizist Svatkovskij, mit dem freilich auch Masaryk in Fühlung stand. Das Programm von Kramář und Svatkovskij lief auf ein großes slavisches Reich (čech. říše, russ. imperija) hinaus, in welchem Rußland ungefähr die Rolle Preußens im bismarckischen Deutschen Reich zugedacht war. Kramář, dem man nachsagte, daß er in erster Linie slavisch und dann erst čechisch fühle, wollte also keine selbständige Čechoslovakei, sondern nur einen

Bundesstaat des großen slavischen Imperiums. Diese Ideologie war nun auch nicht darauf angewiesen, erträgliche Beziehungen zu Deutschland im Auge zu behalten, und forderte deshalb alle historischen Länder der Krone Karls IV., also nicht nur die obere und untere Lausitz (an die auch Masaryk aus ethnographischen Gründen vorübergehend dachte), sondern auch Preußisch-Schlesien ganz oder zum Teil, ferner größere Amputationen an Deutsch-Österreich, so daß der čechoslovakische Bundesstaat des slavischen Imperiums glatt eine deutsche Bevölkerungsmehrheit bekommen hätte. Bei alledem sah Svatkovskij die realen Verwirklichungsmöglichkeiten für diese Pläne weit skeptischer an als Kramář, der die Losung ausgab, „mit allen Kräften auf dem slavischen Imperium zu bestehen". — Trotz dieser tiefstgreifend verschiedenen Programme war es gerade Masaryk, der durch seine Mahnungen aus der Schweiz die getrennten revolutionären Zirkel veranlaßte, sich auf dem Boden einer gemeinsamen antiösterreichischen „Maffia" zusammenzuschließen. Aber auch nach dieser äußerlichen Einigung ging Kramář während der wenigen Monate, die er noch in Freiheit blieb, unbeirrt nur seinen eigenen Zielen nach. (Die Studie soll fortgesetzt werden.)

Leopold Silberstein.

Polen

Henryk Paszkiewicz: **Z dziejów Podlasia w XIV wieku.** (Aus der Geschichte Podlachiens im 14. Jahrhundert.) — Kwartalnik Historyczny, Bd. 42 (1928), S. 229—245.

Bronisław Włodarski: **Przegląd literatury o stosunkach polsko-czeskich za ostatnich Przemyslidów.** (Übersicht der Literatur über die polnisch-čechischen Beziehungen unter den letzten Přemysliden.) — Ibid. S. 604—633.

Während Zajączkowski in einer im Kwartalnik Historyczny (Bd. 40, 567) erschienenen Studie meint, Podlachien sei um 1323 von Gedymin erobert worden, verlegt Paszkiewicz dieses Ereignis um 1336. Auch dann noch sei ein Teil Podlachiens, die Gegend von Drohiczyn, bei Masovien gewesen und erst 1366 habe Litauen über das gesamte Gebiet die wirkliche Hoheit erlangt.

Die Arbeit Włodarskis ist nicht bloß bibliographischer Art. Sie erörtert die gesamten Probleme der polnisch-čechischen Geschichte seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Aussterben der Přemysliden, und darüber hinaus die auswärtige Politik des östlichen Mitteleuropa. Unter vollkommener Beherrschung der polnischen, čechischen und deutschen Literatur schildert Włodarski das Spiel der Allianzen und Feindschaften zwischen Habsburgern, Přemysliden, Arpáden, Piasten. Das Leitmotiv des sehr wertvollen Artikel ist, eine konsequente Linie in der Politik Wenzels und Přemysl Ottokars II. zu zeigen, die mit logischer Notwendigkeit zur böhmisch-polnischen Personalunion führte und heute als panslavistisch bezeichnet werden könnte.

Otto Forst-Battaglia.

Józef Feldman: **Geneza Konfederacji Tarnogrodzkiej.** (Die Vorgeschichte der Tarnogroder Konföderation.) — Kwartalnik Historyczny, Bd. 42 (1928), S. 493—531.

Feldman ist heute ohne Zweifel der verdienstvolle Forscher auf dem lange vernachlässigtem Gebiet des polnischen 18. Jahrhunderts. Er trägt die Bausteine zu einer vollkommenen Neubearbeitung der Geschichte jener verrufenen Sachsenzeit herbei, die, wie stets, sich besser erweist als ihr Verruf. Diesmal untersucht er die Genesis der Tarnogroder Konföderation, die aus Ursachen, die zu erörtern hier zu weit führte, eine „schlechte

Presse“ bei den Historikern hat, während sie im Grunde denselben Beweggründen ihr Entstehen verdankt wie die hochgefeierte Barer Konföderation. Feldmans Materialien entstammen vorzüglich dem Dresdner Hauptarchiv. Dort häuften sich ihm zunächst die Beweise, daß von einem angeblichen Staatsstreich Augusts II., zu dem die Tarnogroder Konföderation der geschickt benutzte Auftakt sein sollte, keine Rede war. Weder Fleming noch sonst einer der damals maßgebenden Berater des König-Kurfürsten dachte um 1714 an einen gewaltsamen Anschlag gegen die polnische Verfassung. Die Situation verbot das von vornherein. Zwischen August und seinem Protektor, dem er die wiedererlangte Krone schuldete, herrschte offene Zwietracht. Des Caren Peter Anhänger, geführt vom Großkanzler Szembek, waren nur insoweit als sächsische Parteigänger zu betrachten, als ihr russischer Schirmherr der des Hauses Wettin blieb. Das galt für Kronpolen und auch für Litauen, wo der Großhetman Pociej die Rolle Szembeks spielte.

Nicht darum, die polnische Krone erblich oder absolut zu machen, handelte es sich, sondern um ihre Verteidigung gegenüber dem wieder sich erhebenden Gespenst der Entthronung, die diesmal, von Rußland gebilligt, unwiderruflich sein mußte. Leszczyński, die Sobieski warteten ungeduldig auf den Ausbruch einer Adelskonföderation wider August II. In Litauen übten die Anhänger von Pociej offenen Hochverrat, indem sie Rußland die Abtrennung des Großherzogtums und dessen Vereinigung mit dem Carenreich anboten. Der Dresdner Hof, von allen diesen Umtrieben unterrichtet, bemühte sich verzweifelt um die Gunst der adeligen Masse und der noch nicht schwankend gewordenen Magnaten. Im August 1715 bereitet sich in Litauen ein blutiger Zusammenstoß vor. Gegen die von Pociej gebildete Konföderation, die sich des russischen Beistands versah, rückte ein sächsisches Heer unter dem Herzog von Sachsen-Weißenfels. Vermittler suchten freilich zugleich den Frieden zu erhalten: wandten sich an Pociej und hetzten gegen ihn den Kleinadel. Vor allem aber gelang es der sächsischen Diplomatie, die wirklich in Litauen einmarschierenden russischen Truppen von einer Unterstützung der geplanten Revolution abzuhalten. Ein schwacher Trost gegenüber dem Endresultat, daß beide Parteien statt sich direkt zu vertragen, unter dem Druck Rußlands einen faulen Vergleich schließen mußten.

Der Frieden war nicht von Dauer. Kaum hatte sich August aus Polen nach Dresden entfernt, da erhob sich zuerst das Kronheer und es folgten ihm die Wojwodschaften. Anfang Oktober war die Konföderation Herrin von ganz Polen. Kann man diese Bewegung als ein Werk des sächsischen Hofes ansehen, der alles getan hatte, sie zu verhüten? Sicher nicht. Denn das unverhüllte Ziel der Drahtzieher war Augusts Entthronung, und die kaum verhüllten Drathzieher waren die bewährten Freunde Schwedens und des vertriebenen Leszczyński: Wiśniowiecki, Potocki, Sapieha unter den Magnaten; Górczyński, Grudziński von Führern der adeligen Masse. Anfangs noch dem russischen Einfluß gehorsam, von dem sie Förderung ihrer Pläne erhoffen, wenden sich die Tarnogroder Konföderierten, einer inneren Notwendigkeit folgend, gegen den Caren. Man knüpft mit dem Tartarenkhan an. Ein Jahr vergeht und August, der ganz vergebens direkte Verständigung anstrebte, wendet sich wieder an seinen natürlichen Alliierten, an Peter. So kommt es zum Warschauer Vertrag und zur Tragödie des Stummen Reichstags von 1717. Die Szlachta, gute Patrioten und schlechte Musikanten auf dem heiklen Instrument der Politik, hatte verspielt. Auffallend ist die Analogie zur Radomer Konföderation und der daraus entstandenen Konföderation von Bar. Auch da: Erhebung gegen den Intrusus. Hoffnung auf Rußland. Patriotismus der adeligen Masse, Aufruhr der Magnaten. Vergebliche Bemühung des Königs, sich direkt mit seinen Landsleuten zu vertragen, und zuletzt die russische Intervention mit dem bekannten Ende.... Feldman, der merkwürdigerweise auf diese Parallele nicht hingedeutet hat, vermag uns durch seine stellenweise revelatorische Arbeit völlig zu überzeugen. Seine These ist anstelle der Askenazys (Dwa stulecia 1,14.... die Konföderation war ein „Werk der Finsternis, des wilden Instinktes der haßerfüllten dunklen Massen des Adels, und zugleich....

ein heimtückisches, raffiniertes, provokatorisches Werk des sächsischen Machiavellismus") getreten und, soweit wir sehen können, historischer Tatsache gleichzusetzen. Otto Forst-Battaglia.

Karel Krejčí: Poláci v Čechách po pádu povstání listopadového. — „Slovanský Přehled", Jahrg. XXIII (1931): 264—277, 346—356, 420—436.

Von den Tausenden Polen, welche der Zusammenbruch des Aufstandes von 1830/31 zur Emigration zwang, verschwendete sich zwar ein Großteil an ein — bestenfalls philosophisch angehauchtes — Diskutierleben in Paris und London, dennoch blieben genügend übrig, welche den Überwachungsbehörden der Gastländer begründete Besorgnisse einflößten. Diese Wachsamkeit war vielfach erfolgreich: Zaliwskis allerdings recht dilettantisch vorbereiteter Aufstandsversuch war den interessierten Behörden schneller avisiert, seine Teilnehmer ihnen rascher signalisiert worden, als der Verschwörer überhaupt am Schauplatz seiner geplanten Wirksamkeit eintreffen konnte (ein damaliger Fahndungsbrief auf Lelewel kann ihm ein „Angesicht voll Geist" nicht absprechen).

Der Verf. schöpft solche Dokumente aus alten österreichischen Polizeiakten. Wesentlich von ihnen aus vermag er den Aufenthalt polnischer Emigranten auf böhmischem Gebiete, in den nordböhmischen Weltbädern wie in Prag, interessant zu beleuchten. Die Regierung Metternichs hatte zunächst gegen die Inhaber von Pässen, die von der polnischen Revolutionsregierung ausgestellt waren, eine Einreisesperre verhängt. Aber die Prager Landesregierung setzte bald eine Milderung durch, damit die Badeorte diese durch Wohlhabenheit, starken Verbrauch und reiche Wareneinkäufe besonders erwünschten polnischen Besucher nicht zu entbehren brauchten. Daß im Jahre eines polnischen Nationalunglücks solche Erwägungen möglich und begründet waren, beweist, daß der Aufstand weit weniger Sache der reichen Aristokratie als des Mittelstandes und der enthusiastischen Jugend gewesen war. In jedem Falle waren die polnischen Besucher der nordböhmischen Bäder konsolidiert genug, daß die anfänglich befürchteten Zwischenfälle — namentlich mit den russischen Badegästen — ausblieben. Derselbe Boden trug einen Arakčeev, Nesselrode, Uvarov, einen Renegaten W. Krasiński einerseits, ja sogar zeitweise den Besieger der Polen, Paskevič, selbst, andererseits einen Chłopicki, Skrzynecki, Ostrowski, Sołtyk usw., nicht zuletzt den damaligen pianistischen Kulturpropagator der Polen, Chopin.

Immerhin lag auch hier einiger Grund zur Wachsamkeit vor: schon die Internationalität der Weltbäder ließ sie als Umschlageplatz unerwünschter liberaler Ideen erscheinen, dazu kam speziell die Nähe des liberalen Sachsens. So wurde das Badepublikum und namentlich die Polen scharf beobachtet, ein Umstand, dem die heutige Forschung reiches Material an Polizeiakten verdankt. Der Aufsatz schildert zahlreiche Einzelakten: es fallen die Namen der Generäle Zakrzewski, Dziedzicki, Skarzyński; weiter werden u. a. genannt der Graf Tyszkiewicz, der Gutsbesitzer Zaręba, die Gräfin Małachowska, die durch Ehe wie Herkunft (aus der Familie Sanguszko) gleichermaßen verdächtig war, der durch einsame Zurückgezogenheit und das stete Tragen eines Trauerflors auffallende Zawisza, der hervorragende Revolutionskämpfer Lewinski, dessen Trauer jedoch ein happy end in einem Ehebund nahm. Schon im Juli 1831, also geraume Zeit vor dem letzten Zusammenbruch des Aufstandes, traf in Teplitz der gestürzte Diktator Chłopicki ein. Er galt schon damals als eine so erledigte Figur, daß man es in Prager Ämtern nicht mehr für nötig hielt, die Verbreitung seiner Bilder — gleich denen anderer Revolutionäre — zu verbieten. Lastete auf ihm nur der Mißerfolg, so wirkten andere regelrecht menschlich anstößig: so die Frau des Revolutionärs Sołtyk, die ihr eigenes Vermögen so eifrig vor der Zeiten Ungunst sicherte, daß sie nicht einmal ihren mittellos ge-

wordenen Mann unterstützte, so ein früherer Präsident Starnalski, der sich in der Heimat des Amtsmißbrauchs aus eigennützigen Gründen schuldig gemacht hatte. Sehr viele andere gefährdeten ihre Beliebtheit dadurch, daß der — so sehnsüchtig erwartete — große Verbrauch nicht gegen bar, sondern auf Pump erfolgte. Die aus H. Heines „Beiden Polen" bekannte Stimmung war auch in den böhmischen Bädern verbreitet, so weit, daß es gerade in jener Zeit in Karlsbad zur Anbringung einer Gedenkinschrift an Peter den Großen kam, welche auch seinen Nachfolger Nikolaus zu feiern nicht vergaß.

Aus dem Prager Emigrantenmilieu schildert der Aufsatz zunächst ausführlich die Schicksale des ehemaligen Bankdirektors Grafen Jelski, der schließlich von einem Urlaub nach Franzensbad aus nach Basel floh. Sehr unsympathisch wirkte der ehemalige Senator Graf Bieliński, der in einer kriecherischen Eingabe seine ganze revolutionäre Vergangenheit abschwor und im übrigen maßlos dem Kartenspiel und dem Umgang mit „Freudenmädchen der gemeinsten Art" ergeben war. Den meisten seiner Landsleute ging er geflissentlich aus dem Wege; einen freilich suchte er selbst, holte sich aber von ihm einen Korb: es war der ehemalige Generalissimus des Aufstandes, Skrzynecki, der von Linz nach Karlsbad und Teplitz, von dort aber wegen bevorstehender Niederkunft seiner Frau zuerst vorübergehend, dann dauernd nach Prag gekommen war. Wenn er auch sein Versagen im Kriege, sein initiativloses Nicht-Ausnutzen der gegebenen Möglichkeiten, seine mit Herrschsucht gepaarte geistige Subalternität (und wir dürfen hinzusetzen: sein Schielen nach der Politik unter Vernachlässigung seines militärischen Ressorts) nicht wiedergutmachen konnte — der Verbannte wahrte wenigstens die Würde. Sein persönlicher Verbrauch war äußerst bescheiden, sein Auftreten zurückhaltend. Anscheinend widmete er sich nur seinen religiösen Neigungen und der Lektüre strategischer Fachliteratur. Er war ein musterhafter Ehemann: seine Gattin galt sogar geradezu als eigentliche Inspiratorin seiner politischen Entschließungen. Mit der Zeit erwies es sich aber, daß er doch kein so harmloser Asylist war: es kamen Beziehungen zu einem bei den belgischen Ereignissen engagierten Engländer namens Ellis, zu dem arg verdächtigen Edm. Głowacki u. a., auch zu einer Lemberger Hochverratsaffäre ans Tageslicht, so daß er und seine Frau scharf überwacht wurden (auch z. B. bezüglich Theaterbesuch und Lektüre: kein Geringerer als Šafařík hielt es — in seiner Eigenschaft als Zensor — für nötig, dem Exulanten den Bezug der Zsch. „Młoda Polska" zu sperren). Um so überraschender schien 1839 seine plötzliche Flucht nach Brüssel zu wirken. Man veranstaltete eine pompöse Untersuchung, irgendein Postillon erhielt auch zehn Stockhiebe, im Grunde aber war man so froh, den gefährlichen Gast los zu sein, daß man ihm seine Gattin unangefochten nachreisen ließ. Skrzyneckis Beziehungen zu den Čechen hatten in der Folge noch einen Epilog in seiner Freundschaft mit Palacký, den er nicht ohne Erfolg in reaktionärem Sinne zu beeinflussen bemüht war.

Leopold Silberstein.

Z papierów rektora Brudzińskiego. (Aus den Papieren des Rektors Brudziński.) — Przegląd Historyczny, Bd. 27 (1928), S. 184 bis 206.

Stanisław Czosnowski: Akta Tymczasowej Rady Stanu i Rady Stanu Królestwa Polskiego. (Die Akten des Provisorischen Staatsrats und des Staatsrats des Königreichs Polen.) — Ibid. S. 208—223.

Wacław Lipiński: Archiwa formacyj polskich z wojny światowej. (Die Archive der polnischen Formationen aus dem Weltkrieg.) — Ibid. S. 236.



Tadeusz Manteuffel: **Archiwum Ministerstwa Spraw Zagranicznych.** (Das Archiv des Ministeriums des Äußeren.) — Ibid. S. 224—235.

Derselbe: **Archiwum Wydziału Oświecenia Komitetu Obywatelskiego.** (Das Archiv der Unterrichtssektion des Bürgercomités.) — Ibid. S. 258—236.

Iza Mickiewiczowa: **Plany Niemieckich władz okupacyjnych w sprawie regestratur Zarządu Cywilnego w Polsce.** (Die Pläne der deutschen Okkupationsbehörden in Sachen der Registratur der Zivilverwaltung in Polen.) — Ibid. S. 309—316.

Józef Stojanowski: **Regestratury b. władz okupacyjnych.** (Die Registraturen der ehemaligen Okkupationsbehörden.) — Ibid. S. 264—308.

Józef Brudziński (geb. 1874), als Arzt und Mensch gleich hervorragend, wurde zum Rektor der von der deutschen Zivilverwaltung wieder ins Leben gerufenen Universität Warschau bestimmt. Brudziński war der vornehmste Vertreter des Gedankens der deutsch-polnischen Interessensolidarität. Er hat deshalb viele Anfeindungen erdulden müssen. Anderseits hörte er nie auf, als polnischer Patriot zu fühlen. Den Beweis hierfür liefert das abgedruckte ungemein wertvolle Projekt einer nie gehaltenen Antwort auf Beselers Ansprache an die polnischen Honoratioren vom 15. Dezember 1916. Die Ideen Brudzińskis sind politisch tief durchdacht und es scheint mir, für Deutschland und Polen wäre es wohl besser gewesen, hätte man auf Stimmen wie diese gehört. In der Einleitung zu der geplanten Rede werden einige deutsche Akten abgedruckt, die auf die Stimmung bei den Okkupationsbehörden ein grelles Licht werfen. Der Text dieser Dokumente ist aber durch greuliche Druckfehler entstellt (ungezeigt statt angezeigt, verstümmt statt verstimmt, eniverstanden statt einverstanden, Wohwollen statt Wohlwollen, Lehnfreiheit statt Lernfreiheit usw.).

Den Historiker werden ferner die Mitteilungen über den Stand der in Polen verbliebenen Archivalien aus der Zeit der Okkupation von großem Nutzen sein. Czosnowski verbindet mit der Übersicht über die Akten eine kurze und instruktive Darstellung der Geschichte des Provisorischen Staatsrats und seines Nachfolgers des Staatsrats des Königreichs Polen. Manteuffel schildert die Organisation des Polnischen Außenministeriums und publiziert hernach das Inventar der Akten aus den Jahren 1917 und 1918, zusammen 249 Bände. Die Bedeutung des Archivs wird von ihm gering angeschlagen. Auch die Akten der Unterrichtssektion haben nur beschränkten Wert. Um so reichhaltiger ist das Archiv der polnischen Truppen im Weltkrieg (im „Archiwum Wojskowe" zu Warschau aufbewahrt). Wir finden da die Gruppen: Polnische Legionen, P. O. W. (Piłsudskis unterirdische Organisation in Kongreßpolen), die östlichen Formationen (auf russischem Gebiet), das polnische Korps in Frankreich. In demselben Archiwum Wojskowe finden sich ferner eine gewaltige Menge von Akten des deutschen und des österreichisch-ungarischen Generalgouvernements in Polen, ferner der Polizeipräsidien von Warschau und Łódź, mehrerer Kreiskommanden und sonstiger Unterinstanzen. Die gut geordneten Akten sind eine wahre Fundgrube für die Geschichte jener Zeit und geben über die gesamte Politik der Besatzungsmächte und der polnischen Parteien den gründlichsten Aufschluß. Ein Artikel von Iza Mickiewiczowa erzählt, wie es zur Liquidation der deutschen Verwaltung und ihrer Archivalien kam. Die ursprüngliche Absicht der deutschen Behörden, alles historisch Wertvolle und das politisch entweder Nützliche oder Kompromittierende nach Deutschland zu entfernen, wurde durch die sich überstürzenden Ereignisse im November 1918 vereitelt. Nur ein kleiner Teil konnte nach Deutschland transportiert werden. Die meisten Geheimakten gerieten in polnische Hände. Sehr dramatisch ist die Schil-

derung der Szene, wie am 11. November Graf Lerchenfeld durch sein energisches Eingreifen wenigstens die Akten des ihm unterstellten Warschauer Regierungskommissariats rettete. Otto Forst-Battaglia.

Józef Dutkiewicz: Znaczenie podziału historji na okresy w gimnazjum. (Die Bedeutung der Periodisierung der Geschichte für das Gymnasium.) — Kwartalnik Historyczny, Bd. 43 (1929), II, S. 14—23.

Irena Pannenkowa: Dzieje Polski na tle Europy. (Geschichte Polens auf europäischem Hintergrund.) — Ibid. Bd. 42 (1928), S. 276—290.

Frau Pannenkowa wünscht den seit 1926 geltenden Lehrplan der Geschichte an polnischen Mittelschulen so zu modifizieren, daß in der 5. Klasse die Zeit bis 1386, in der 6. die bis 1700, und in der 7. der Rest behandelt werde. Sie teilt eine bis in die einzelnen Kapiteln fertiggegliederte Skizze des Handbuchs für die 5. Klasse mit und läßt sich dabei von den Prinzipien leiten, daß die Epochen der allgemeinen möglichst mit denen der polnischen Geschichte in Einklang gebracht werden. Dutkiewicz kritisiert die Kritik Frau Pannenkowas und schlägt vor, den geltenden Lehrplan eher dahin abzuändern, daß die 5. Klasse zwar weiter der Geschichte des Mittelalters gewidmet werde, doch in der 6. die Darstellung bis 1815 geführt werde. Ich stimme ihm mit der letzteren Forderung bei und glaube, daß auch in der 5. Klasse eine Vorrückung der Grenze bis etwa 1590/1600 (Tod Báthorys, Philipps II., Elisabeths, Ende der französischen Religionskriege) geboten wäre. Deutsche, französische und englische Erfahrung sprechen dafür.
Otto Forst-Battaglia.

Michał Bergman: Polskołacińskie epitalamium. (Das polnisch-lateinische Hochzeitsgedicht.) — Pamiętnik Literacki, Bd. 25 (1928), S. 186—204.

Der Aufsatz Bergmans beschäftigt sich nach einer allgemeinen Charakteristik des antiken Epithalamium mit dessen Nachahmung bei den Polen. Die polnischen Humanisten haben diese Dichtungsart eifrig gepflegt. Unter ihnen nennt der Verf. an erster Stelle Andrzej Krzycki und Paweł von Krosno. Von Krzycki wird das Epithalamium zu Ehren von Zygmunt und Barbara Radziwiłłówna analysiert und es enthüllt sich die betrübliche Armut an poetischem Gehalt, die mit peinlichem Reichtum an Unpoesie zu Ehren derer, die dem Dichter Gehalte boten, Hand in Hand geht. Paweł von Krosnos, sit venia verbo, Gelegenheitslyrik unterscheidet sich von der Krzyckis wie bonnêt blanc von blanc bonnêt. Nach einer flüchtigen Überschau über andere dem Königspaar gewidmete lateinische Hochzeitsgedichte, gedenkt Bergmann der polnischen „Schöpfungen"..... Es ist bedauerlich, daß sich Bergmann nur auf die Epithalamien der bekanntesten Poeten des Humanismus beschränkt hat. Bei den dii minores hätte er echtere Töne gefunden. Auch verstehe ich nicht recht, warum angesichts des Titels dieser Studie nicht z. B. auf die lateinischen Hochzeitsgedichte der späteren Zeit, etwa von Sarbiewski eingegangen wurde.
Otto Forst-Battaglia.

Zofja Ciechanowska: Kazimierz Brodziński jako pierwszy tłumacz Goethego w Polsce. (Kazimierz Brodziński als erster Übersetzer Goethes in Polen.) — Pamiętnik Literacki, Bd. 25 (1928), S. 205—237.

Aleksander Łucki: Jakiego Brodzińskiego znamy. (Welchen Brodziński kennen wir?) — Ruch Literacki, Bd. 4 (1929), S. 71—73.

Stefan Vrtel-Wierczyński: List Kazimierza Brodzińskiego do Wacława Hanki. (Ein Brief Kazimierz Brodzińskis an Wacław Hanka.) — Ruch Literacki, Bd. 4 (1929), S. 62, 63.

Die Studie Frau Ciechanowskas ist sowohl durch das zusammengestellte Material als auch durch die treffenden Urteile sehr wertvoll. Wir erhalten ein gutes Bild der eifrigen, wenn auch nur von relativem Erfolg gekrönten Bemühungen Brodzińskis, des ersten Apostels der Goetheschen Dichtung in Polen. Von einigen kleinen Irrtümern abgesehen, wäre noch nachzutragen, daß Brodziński Nachrichten über Goethes Interesse für polnische Literatur aus dem Kreis der Szymanowska empfangen haben dürfte. Vielleicht auch von čechischen Freunden, mit denen Brodziński, wie der Brief Hankas neuerlich erweist, Kontakt hatte. Łucki bestätigt durch zahlreiche Beispiele, was wir längst wußten, daß Kraszewskis Ausgabe Brodzińskis durch Zensurlücken und Nachlässigkeiten der Edition unbrauchbar ist. „Werke" und eine moderne Biographie des Dichters sind ein dringendes Postulat der Polonistik. Otto Forst-Battaglia.

Adam Bar (Krakau): Die ersten Einflüsse Hegels in der polnischen Zeitschriftenliteratur. — Germanoslavica I, 1 (1931/32), S. 70—82.

Im Kampf zwischen Klassik und Romantik trat in Polen erst vor dem Novemberaufstand der entscheidende Umschwung ein, entsprechend der engen Verbindung der Romantik mit politischen Tendenzen. Die Klassiker führten den Kampf besonders in der „Gazeta Polska", die Romantiker vertraten ihre Sache im „Kurjer Polski" und im „Dziennik Powszechny Krajowy". Im J. 1830 stritten beide Richtungen insbesondere um einen Artikel W. Chlędowskis: „Aristoteles, der Richter der Romantik", erschienen im Lemberger „Haliczanin" 1830, S. 155—184. Der „Haliczanin" war damals das führende Lemberger Organ, und außer Chlędowski waren in ihm auch vertreten: Kamiński, Fredro, August Bielowski und Leszek Borkowski. Der Artikel vertrat die Ansicht, daß die Poetik des Aristoteles sich von den ästhetischen Grundsätzen der Romantiker in nichts unterscheide. In einem anderen Artikel des „Haliczanin": „Über die Philosophie" entwarf er im 2. Teile ein Bild der deutschen Philosophie von Kant ab, den er gegen die Angriffe Śniadeckis verteidigte und wobei er auch die schwerverständliche deutsche Terminologie in Schutz nahm, zugleich die leichtere Ausdrucksfähigkeit philosophischen Denkens im Polnischen hervorhob. Auf seine Veranlassung hat nun auch J. N. Kamiński ebenda zwei philosophische Abhandlungen veröffentlicht: „Ist unsere Sprache philosophisch?" (Czy język nasz jest filozoficzny?) und „Die Ableitung der philosophischen Eigenschaften unserer Sprache" (Wywód filozoficzności naszego języka). Diese beiden Abhandlungen müssen zu den ersten Einflüssen Hegels in der poln. Forschung zählen. Hatte die Romantik die Sprache zum Gegenstand ihrer besonderen Forschung auf Herders Anregungen hin gemacht, so besaß für die Polen die Pflege der Sprache, wie schon Niemcewicz betont hatte (vgl. Al. Kraushar: Tow. Warsz. Przyjaciół Nauk, Krakau-Warschau 1900, II, 228—231), in ihrer politischen Lage eine besondere Bedeutung. Kamiński war der erste in Polen, der sich, nach unzulänglichen Versuchen anderer, mit gründlicher Sachkenntnis diesem Thema widmete. K. hielt sich dabei an die Lektionen Chlędowskis und suchte die deutsche Terminologie im Polnischen nachzubilden, wobei, infolge seiner sprachlichen Neuschöpfungen, das Verständnis seiner, auf Hegels Logik basierenden Abhandlungen vielfach sehr erschwert wurde. Dabei läuft K. gelegentlich auch ein Mißverstehen Hegels unter (vgl. S. 77 ff.). K. fand Nachahmer und begeisterte Anhänger. So ließ z. B. Trentowski im „Pamiętnik umiejętności moralnych i literatury" erscheinen: „Die Euphonie als Grundsatz der polnischen Sprache" (Eufonja, jako zasada języka polskiego, Warschau, IV, 1830, Heft 10, Oktober) oder

Feliks Jezierski: „Vorbereitungen zur menschlichen Wissenschaft“ (Przygotowania do wiedzy ludskiej, Warschau 1843), der sich auf Kamiński beruft und seine Terminologie vielfach übernimmt. Der eifrige Hegelianer Ed. Dembowski nannte Kamińskis Aufsätze Meisterwerke (vgl. Przegląd Naukowy 1842, IV), wie ihn auch andere noch feierten. Trotzdem geriet K. bald in Vergessenheit und blieb ohne Einfluß auf die Entwicklung der poln. Philosophie, wie auch auf die poln. Hegelianer (z. B. A. Z. Helcel). Als der Aufschwung der Hegelschen Philosophie 1835—45 eine kath. Reaktion hervorruft, gedenkt man seiner nur als eines Autors, der „auf eine höchst verworrene Art vom philosophischen Charakter der polnischen Sprache handle“. E. Hanisch.

Stanisław Wasylewski: O zapomnianym świetnym pisarzu polskim. (Über einen vergessenen glänzenden polnischen Schriftsteller.) — Wiadomości Literackie, 1929, Nr. 32.

Derselbe: „Uwagi nad literaturą w Galicji.“ (Bemerkungen über die Literatur in Galizien.) — Ibid. Nr. 34.

Wasylewski folgt den Spuren Boys und unternimmt die „Rettung“ eines großen Verkannten, der beinahe die Rolle des großen Unbekannten in einem Kriminalprozeß spielt, bei dem die Literargeschichte und die polnische Öffentlichkeit auf der Anklagebank sitzen. Ich glaube indes den Versuch, dem Pamphletisten, Kritiker und Politiker Aleksander Dunin-Borkowski den posthumen Nachruhm eines Bannerträgers der polnischen Literatur im schwarzen, schwarz-gelben Galizien zu erringen, verfehlt. Hören wir zuerst, was Wasylewski mit der gewohnten Suada und in seiner wirklich brillanten Art erzählt.

Inmitten des verösterreicherten Galizien, der k. k. Geheimräte, Kämmerer, Sternkreuzordensdamen, fausses dévotes und echten amoureuses, wächst der junge Graf Leszek Dunin-Borkowski heran. Zwanzigjährig eilt er als erster und schier einziger aus seinem Kreise zu den Fahnen der polnischen Armee, die sich mit den Russen schlägt und, geschlagen, kehrt er nach Lemberg heim. Dort übt er, zu fein, um sich mit dem Kleinkram des Pedantentums zu belasten, zu wenig phantasievoll, um Romane zu schreiben, das Amt des polnischen Sarcey gegenüber dem kläglichen Theater, die Funktion des Kritikers gegenüber den spärlichen Erscheinungen des Schrifttums. Ein Pamphlet „Parafjańszczyzna“ prangert die Zustände in der Lemberger Gesellschaft der Hoch- und Hochwohlgeborenen an. Ein wenig früher hat Borkowski begonnen, im Posener „Tygodnik Literacki“ den galizischen Autoren zu Leibe zu gehen. Kamiński bekommt sein Teil ab und Fredro wird nicht verschont, über den Anekdoten von pikantem Reiz der Öffentlichkeit mitgeteilt werden. Wasylewski entzückt sich und uns mit Proben des Borkowskischen Stils, gleitet rasch über des Gepriesenen politische Rolle im Jahre 1848 hinweg, erwähnt einen rednerischen Erfolg im Jahre 1861, und endet mit einer sentimentalen Apotheose des vergessenen, verkannten Greises, dessen Rehabilitation im Vergleich mit dem Meister des Rehabilitierens, auch einem fils prodigue und prodige der Grundherrenklasse, ausklingt.

Mit Wasylewskis Aufsatz ist aus prinzipiellen und auch den Fall selbst betreffenden Gründen eine Auseinandersetzung nötig. Zunächst stört die Hineinziehung des Gefühlsmoments in eine rein unter ästhetischen Gesichtspunkten zu betrachtende Diskussion. Wichtiger erscheint mir aber der zu erhebende Vorwurf gegen die maßlos übertreibende Kolorierung des galizischen Hintergrunds, die in der polnischen Geschichtsschreibung und Literarhistorie bei allen Galizien behandelnden Arbeiten gang und gäbe ist. Das wird zu einer Konvention, die schon an terreur grenzt, und ist eine Sünde wider den heiligen Geist der Geschichte; ist ein typisches vaticinium ex post. Daß sich die meisten Galizier in den Siebzigerjahren und später bis gegen Ende des Jahrhunderts unter der k. k. sehr erträglichen Tyrannei

und Schlamperei kannibalisch wohl gefühlt haben, ist aus jeder gleichzeitigen Quelle und vor allem aus der Autopsie, aus der Tradition zu erhärtende Tatsache. Es kann weiter am Fall Borkowski schlagend bewiesen werden, daß Wasylewski hier die Haltung des Revolutionärs von 1830 und 1848 ganz unzulässig auf später überträgt; den Kontrast des seiner Kaste Ungetreuen zu seinen Standesgenossen weit und sentimental überschätzt. Ich stelle ein paar genealogische Momente zusammen: Borkowskis Sohn Witold hat eine Nichte des von Leszek mehr aus gesellschaftlicher Rivalität denn aus prinzipiellen Ursachen verhöhnten Fredro geheiratet. Borkowskis Enkel aber war in seiner Jugend Page, und ist heute der deutsche Autor von Weltruf, der Philosoph und Soziolog, P. Stanisław Dunin-Borkowski, Priester der Gesellschaft Jesu.... So sieht es mit dem intransigenten Polentum, mit dem Anti-Österreichertum, mit dem Voltairianismus der Borkowski aus. Ein Neffe, Jerzy, war der eifrige Chronist aller der Geheimräte, Sternkreuzordensdamen, Kämmerer, deren Vorhandensein nach Wasylewski so sehr des polnischen Demokraten Leszek Dunin-Borkowski Herz bedrückte; war der Herausgeber des „Almanach błękitny" und zahlloser ähnlicher blaublütig, schwarz-gelber Publikationen. Soviel zur Gesinnung und zur Schilderung der Atmosphäre, in die Wasylewski sein Problem hüllte. Zur Sache selbst einmal der Hinweis, daß von einem Vergessensein des Helden keine Rede ist. In der historischen Literatur, wie z. B. bei Pannenkowa, den Büchern über Franciszek Smolka, begegnen wir ihm fast auf jeder Seite. In der Literaturgeschichte aber geschieht der Gerechtigkeit Genüge, wenn wir vom Autor der „Parafjańszczyzna" melden, daß er einem galizischen Verhältnisse gehässig, witzig und taktlos schildernden Pamphlet — nicht dem einzigen und nicht dem besten seit Kratters „Briefen" über Sacher-Masoch, Kalinka, bis zu Nowaczyński — seinen Ruf und Verruf dankt; daß er glänzend zu sprechen und mit dem treffenden Humor des Szlachcic „starego autoramentu" zu schreiben wußte: aus Koketterie und Oppositionsgeist, im Einklang mit der Zeit ein Demokrat und Freigeist, bis das Alter und Änderung der Lage den einst stürmischen Spötter besänftigten. Ein Original? Gewiß. Ein zweiter Montaigne, Voltaire, Aretino, oder auch nur Boy? Keineswegs.

Otto Forst-Battaglia.

Adam Bar: O apostazie Henryka Rzewuskiego. (Über Henryk Rzewuskis Abfall.) — Przegląd Współczesny, Bd. 27 (1928), S. 125—142.

Bar versucht es, den Autor der „Pamiątki Soplicy", des „Listopad" und der „Mieszaniny Jarosza Bejły" unserem Verständnis und damit unserer Verzeihung nahezubringen. Auf Grund eines bisher ungedruckten Manuskripts der Jagellonischen Bibliothek zu Krakau (sygn. 5917), das „Uwagi o dawnej Polsce przez starego szlachcica Seweryna Soplicę, cześnika Parnawskiego napisane 1832 roku" enthält und ohne Zweifel eine Kopie oder ein Diktat Rzewuskis darstellt, zeigt Bar, wie der künftige Beamte für besondere Aufträge beim Statthalter Fürst Paskevič schon bald nach der unglücklichen Revolution von 1830/1 die Ansichten hegte, die ihn später zum blinden Russophilen machten: daß die Abkehr von den Prinzipien der „Goldenen Freiheit" für die Szlachta, die Gefolgschaft an die moderne Demokratie Polens Untergang verschuldet habe. Von da zur Gefügigkeit an die Vollstrecker der Strafe und Hüter einer urkonservativen — so schien es — Tradition: an den Caren, war nur ein Schritt. Rzewuski tat ihn, seinen Landsleuten zum Trotz.

Otto Forst-Battaglia.

Zofja Szmydtowa: Geneza i pierwsze fragmenty „Odyssei" Siemieńskiego. (Die Genesis und die ersten Bruchstücke der „Odyssee" Siemieński's.) — Pamiętnik Literacki, Bd. 25 (1928), S. 447—463.

Der klassischen Auffassung des Homerschen Epos haben die Romantiker die ihre entgegengestellt, die auf den eigentümlichen Ansichten über das Wesen der Volkspoesie beruhte. Siemieński steht wesentlich unter romantischem Einfluß, wenn er eine slavische Odyssee schafft, die in ihren künstlerischen Mitteln sich bemüht, das Exotische der griechischen Welt zu beseitigen und so die Handlung dem modernen Leser näher zu bringen. Die Aktion, die sprachliche Form werden lebhafter, dynamisch. Die Mythologie wird auf ein unerläßliches Minimum reduziert und durch zwanglose Umwandlung der Naturgottheiten in Naturerscheinungen rationalisiert. Epitheta und Metaphern werden nach Möglichkeit vermieden. Frau Szmydtowa meint, daß so Siemieński Erfolg erzielt habe. Das ist Geschmacksache. Dieselben Beurteiler, denen in Deutschland die „Schaefferspiele" mit Homer gefallen, werden Siemieński und den ihm Gleichenden in Polen beipflichten. Andere, denen der gute alte Voß noch immer mehr behagt, werden die Enthellenisierung eines in seiner Allgemein-Menschlichkeit nationalen und in seiner Volkhaftigkeit doppelt menschlichen unsterblichen Dichtwerks beklagen. Otto Forst-Battaglia.

Jan Emil Skiwski: Problemat Boya. (Das Problem Boy.) — Wiadomości Literackie, 1929, Nr. 11.

Derselbe: Na mieliznach patosu. (An den seichten Stellen des Pathos.) — Ibid. Nr. 14.

Die komplexe Persönlichkeit von Boy ist noch nie so eindringlich und mit so viel, auf Wahlverwandtschaft beruhendem, Verständnis dargestellt worden als hier. Skiwski geht mit einer Handbewegung über die gewohnten oberflächlichen Charakteristiken Boys (als eines Zynikers und polnischen Galliers voller Witz und Scharfsinn) hinweg. Er forscht zunächst nach dem metaphysischen Urgrund eines Werks, das zwar mit Kabarettliedchen begonnen hat, doch in tiefe Abgründe und auf Höhen kristallklarer Geistigkeit führt. Skiwski zeigt uns den Philosophen der „Słówka", und wir erblicken den Gefährten der französischen Weisheit des „ne pas s'en faire" im Angesicht des Unabänderlichen, den Stoiker, der durch Zynismus eine aufgezwungene, doch keineswegs freiwillige, Gleichgültigkeit gegenüber des Lebens Ungemach und Unrecht bekundet. Wir bedauern nur, daß Skiwski hier nicht ausführlicher werden konnte und etwa auf Villon, auf Chamfort verwies, daß er sich sogar die Parallele zu Wilhelm Busch entgehen ließ, der unbedingt einmal als Vertreter eines germanischen Je m'en foutismus dem polnischen Boys zur Seite gestellt werden muß, damit man erkenne, daß diese Weltansicht zwar in Frankreich herrschend, doch nicht an französisches Wesen gebunden ist. Skiwski weist dafür auf Molière und Balzac hin, die ja wirklich Boys große Patrone sind. Er lenkt nach Gebühr unsere Bewunderung auf den Erneuerer der lebendigen Literaturgeschichte, der uns Menschen in ihren Werken, und nicht Ideen, Werke als vermeinte Gebieter über die beide schaffenden Menschen bietet. Mit der Intuition des Kritikers deutet uns Skiwski Boys Verhältnis zu dessen Kritik. Nur Menschen, Dinge, Komplexe, die jenem verwandt oder verhaßt sind, vermag Boy zu begreifen. Er ist der Exeget des identischen, analogen oder konträren Begriffs. Niemals des Disparaten. Die „Gefahr" liegt vor, wenn Boy einmal seine Inkompetenz nicht erkennt und glaubt, auf Wesensgleiches oder Widerstrebendes zu stoßen, wo einfach nicht Integrierbares vorliegt. Man kann darüber streiten, ob die aufsehenerregenden Analysen Mickiewiczs oder der Żmichowska einer Prüfung überall standhalten und nicht Boy in den einen und die andere zuviel von sich selbst hineinlegte: mitunter, wie bei Zegadłowicz, hat sich der Autor des „Flirt mit Melpomene" im Ton und in den Motiven vergriffen.

Sehr gut, was Skiwski zum Thema „Boys Pikanterie" sagt. Und besonders die Zusammenfassung im Endurteil: „Boy eröffnete uns neue Möglichkeiten, das Leben zu empfinden und zu verstehen. Er ermunterte uns, alle Gefühle, auch die ehrwürdigsten zu sezieren, und dadurch wird

jeder echte Idealismus männlicher, denn er stärkt und vertieft sich, wenn er gezwungen ist, seinen Rückhalt an immer härteren und schwierigeren Formen zu suchen. Die Sentimentalität wird darob sich entrüsten.... (Boy hat sich außerdem als Übersetzer und Theaterkritiker bewährt.) Erschöpft diese Aufzählung nun die unzweifelhaften Verdienste Boys? Ich denke, das wichtigste ist dabei übergangen: Boys Poesie."

Zuletzt tritt Skiwski, Mitarbeiter der führenden katholischen Zeitschrift „Tęcza", für den — ich glaube der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — der Linken angehörenden Publizisten Boy ein. Skiwski beruft sich aufs französische Beispiel, auf die „Nouvelles Littéraires", Calvet (und er hätte sich auch auf die „Vie Intellectuelle", auf „La Revue des Jeunes", auf den angeblich intransigenten Maritain und den „Roseau d'Or", in Deutschland auf den Kreis des „Orplid", die „Allgemeine Rundschau", das „Hochland", den „Gral", auf Muth und Muckermann, Rockenbach und Haecker berufen können). Vergebens. Boy wird von einer von allen guten Geistern verlassenen katholischen Kritik mit den übelsten Mitteln bekämpft und es ist nicht verwunderlich, wenn er auch mit üblen Mitteln und mitunter für üble Sachen kämpft. Skiwski geht in einem zweiten kürzeren Artikel soweit, Boy gegen den bekannten Dichter Miłaszewski zu verteidigen. Die Waffen sind zu ungleich. Skiwski wurde vor die Alternative gestellt, die Ansichten über Boy oder die Aussichten auf eine glänzende Zukunft als führender Kritiker des katholischen Lagers zu opfern. Doch das hat nur als Faktum aus der neuesten Geistesgeschichte Polens Interesse und ändert nichts an der Bedeutung des vortrefflichen Portraits, das Skiwski von Boy entworfen hat. Otto Forst-Battaglia.

Paweł Hulka-Laskowski: Andrzej Niemojewski. — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 9.

Niemojewski, der im Jahre 1921 verstorbene Dichter und Publizist, gehörte einem geistigen Typus an, dem man in den letzten Dezennien in Frankreich und Deutschland häufig begegnete. Chamberlain, später die Schulen von Bachofen, Blüher, die Gruppe der „Tat", in Frankreich Männer wie Maurras und die Neopaganisten der „Action Française", zum Teil auch die Ideologen des italienischen Futurismus und des linken Fascismus haben in sich dieselben Elemente vereint, aus denen sich das widerspruchsvolle Bild des mit überschäumenden Temperament begabten, durch seine Ehrlichkeit sympathischen, des in seinen Dilettantismus schwer zu bekämpfenden und nie zu widerlegenden Niemojewski zusammengesetzt: hellenistischer Hedonismus, Abneigung gegen semitisches „Tschandalentum", mythenfrohe Religiosität und Feindschaft gegen dogmatisches Kirchentum; kritischer Rationalismus, der sich trotzdem in uferlose Romantik von Astralmythen verliert, Poetisierung der Wissenschaft und Verwissenschaftlichung der Poesie. Niemojewski: eine starke Individualität, doch in jedem Zoll Produkt seiner Epoche und seiner polnischen Umwelt.

Otto Forst-Battaglia.

Karol Irzykowski: Twórczość St. Ig. Witkiewicza. (Das Schaffen St. Ig. Witkiewiczs.) — Wiadomości Literackie, 1928, Nr. 49.

Als Vorabdruck aus dem 1929 erschienenen Werk „Treść i forma" (Inhalt und Gestalt) veröffentlicht Irzykowski eine Analyse von St. Ig. Witkiewicz's, des originellen Dramatikers, Wesenheit. Er betrachtet den einzigen wirklich schöpferischen Autor des polnischen Futurismus als ein „Genie des Zynismus", der bewußt und mit künstlerischem Gelingen die Menschen, die Handlungen und Ereignisse ihres verhüllenden Nimbus entkleidet. (Boy, der zunächst Witkiewicz Verwandte, habe sich doch an gewisse Konventionen gehalten, Kaden-Bandrowski sei vom „General Barcz" her auf die bequemere Straße zum offiziellen Parnaß abgewichen.) Unter diesem

Gesichtspunkt deutet Irzykowski die chaotische Erzählung Witkiewicz's „Pożegnanie jesieni" (Abschied vom Herbst). Irzykowskis Essay ist an treffenden und überraschenden Bemerkungen reich. Ihm fehlt nur wieder, wie so oft auch bei den europäischsten Polen, die Erkenntnis von der Relativität und Subjektivität des angeblich Originellen. (Witkiewicz ist ja nur eine Replique zahlreicher deutscher, französischer, englischer, italienischer, spanischer Originale... ein polnischer Edschmid, Ribemont-Dessaignes, Marinetti, Gómez de la Serna...) Es fehlt weiters die Einsicht in den nur sehr bedingten künstlerischen Wert einer neuen Form, deren Charakteristisches die Formlosigkeit, genauer das Ringen um eine abwesende Form, bildet. Otto Forst-Battaglia.

Zygmunt Wasilewski: Księżycowa księżniczka. (Die Mondprinzessin.) — Tęcza 1929, Nr. 6.

K. W. Zawodziński: Lyrika Iłłakowiczówny. (Die Lyrik der Iłłakowiczówna.) — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 48.

Die Iłłakowiczówna ist die Inkarnation der entfesselten, der weiblichen Romantik. Nacht muß es sein, wo deren Sterne leuchten: Wasilewski hat das sehr schön und einfühlsam, wenn auch mit anderen Worten gesagt. (Übrigens schon zum vierten oder zum fünften Male.) Sehr treffend ist die Bezeichnung der Lyrik dieser polonisierten Tartarin als einer orientalischen, in einem östlichen Zauberlande wurzelnden. Zawodziński, der für die ästhetischen Werte dieser Poesie das feinste Verständnis hat, wird als echter Rationalist (anders als der auch rationalistische, doch feinfühligere Wasilewski) der religiösen Lyrik nicht ganz gerecht, in der sich nicht etwa mangelnde Disziplin, sondern innere Zerrissenheit einer ringenden Seele offenbart. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Wasylewski: Zasługa Kallenbacha. (Kallenbachs Verdienst.) — Tęcza 1929, Nr. 39.

Am 12. September 1929 ist der ausgezeichnete Literarhistoriker gestorben, dem wir eine viel umstrittene Biographie Mickiewiczs und von niemand zu bestreitende zahlreiche Beiträge zur Geschichte der polnischen Romantik schulden. Kallenbach, an dem Wasylewski die Gewissenhaftigkeit und die Forscherfreude des Gelehrten, die stilistische Kunst des geborenen Schriftstellers rühmt, war ein Schüler Tarnowskis, dem er in allem nacheiferte. Er nahm von seinem Lehrer die Überzeugung, daß nur die adäquate Form einem Werk Dauer verleiht, er teilte mit ihm die katholische Weltansicht und ... die Feinde aus Gesinnung, die sich zu maßlosen Angriffen gegen den ausgezeichneten Mann hinreißen ließen, ihn gar einen Pseudogelehrten nannten, ihn verspotteten und anprangerten. Kallenbach war sicher nicht der kongeniale Biograph eines Titanen wie Mickiewicz. Indessen gerade die gesunde Mischung von nüchterner Sachlichkeit und Geschmack befähigte den Monographen der Philomathen und des Towianismus, gegenüber Dingen und Menschen, denen sonst nur kritiklose Begeisterung sich nahte, einen gerechten Standpunkt einzunehmen. Unbezweifelbar sind auch die Entdeckerleistungen des Herausgebers von Krasińskis Briefwechsel mit Reeve und so vieler anderer wesentlicher Quellen. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Szpotański: Polska Hamlet i Polska Achilles. (Polen als Hamlet und Polen als Achilles.) — Tęcza 1929, Nr. 1.

Wyspiański hatte unrecht, so belehrt uns Szpotański, in der „Warszawianka" und in der „Noc listopadowa" die Polen als eine Nation von zweifelnden, grüblerischen, mit sich selbst uneinigen Hamlets darzustellen, und er fand in Hellas den Typus des wahren, jenen alten Griechen so verwandten Polen: Achilles, den lichten, unkomplizierten, rationalistisch-idealistischen oder auch idealistisch-rationalistischen Helden. Um sich mit diesem, trotz der unentbehrlichen Ausfälle gegen deutsche Geistigkeit, sehr



an den geisteswissenschaftlichen Schwatz gewisser deutscher Autoren erinnernden Diktum Szpotańskis auseinanderzusetzen, wäre ein Buch, wären viele Bücher nötig. Ich muß mich darauf beschränken, daß ich, woferne man überhaupt von konstanten nationalen Typen reden will, die Polen noch immer eher für eine Nation von Hamlets als für eine von Hellenen halte. Klima und Landschaft sprechen dafür, die Geschichte spricht nicht dagegen.

Otto Forst-Battaglia.

Z. St. Klingsland: La Bibliothèque Polonaise à Paris. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 26.

Begründet als eine Hochburg des polnischen nationalen Gedankens und nicht bloß als stille Stätte der Forschung, hat die Polnische Bibliothek zu Paris in noch höherem Maße als das ähnlichen Erwägungen den Ursprung verdankende Lemberger Ossolineum seine Aufgabe erfüllt, der polnischen Idee ein Heim zu gewähren. Die großen Romantiker, Mickiewicz, Krasiński standen an der Wiege der 1838 errichteten Institution. Anfangs suchte die Regierung Louis Philippes einige Schwierigkeiten zu machen. Später entfaltete die Bibliothek eine, von finanziellen Bedrängnissen abgesehen, ungehemmte Tätigkeit. Sie birgt ein überreiches handschriftliches Material zur Geschichte der polnischen Emigration und eine Bücherzahl von fast 100 000 Bänden. Die Namen von Fürst Adam Czartoryski, Graf Zamoyski, Klaczko, Kalinka, Władysław Mickiewicz und neuerdings des unermüdlichen Direktors Koczorowski sind mit der Geschichte der Bibliothek, die außerdem auch die der geistigen Beziehungen zwischen Frankreich und der polnischen Emigration verkörpert, unzertrennlich verknüpft.

Otto Forst-Battaglia.

Władysław Orkan: Dziesięcolecie wsi polskiej. (Ein Dezennium im polnischen Dorf.) — Tęcza 1929, Nr. 45.

Mit der beim Autor der „Listy ze wsi" gewohnten Ehrlichkeit schildert Orkan, wie wenig Enthusiasmus bei den Bauern über die wiedererlangte polnische Unabhängigkeit herrschte und wie in Galizien die Erinnerungen an die österreichische Herrschaft nicht so bald verschwinden wollen. Diese Anekdote sei ohne Kommentar Orkan nacherzählt: „Ein alter tauber Bauer wandte sich an mich voll Vertrauen: Sagt mir, Herr, denn ich weiß, daß Ihr nicht lügt. Lebt unser Franz Josef wirklich nicht mehr?" Freilich hat in den letzten Jahren der polnische Staatsgedanke unter dem Landvolk endlich festen Fuß gefaßt. Auch im einstigen Galizien.

Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Dobrzycki: Z dziejów kolendy. (Aus der Geschichte der Kolende.) — Tęcza 1928, Nr. 51.

Die Kolende, ein sehr interessantes Erzeugnis der polnischen Volksmusik wird zu Weihnachten gesungen. Ihr religiöser Inhalt verknüpft sich mit altüberlieferten, durch die Tradition fortgepflanzten und erst von der modernen Forschung aufgezeichneten, analysierten Melodien. Dobrzycki schildert nun an symptomatischen Beispielen, wie der geistliche Text — Freude über die Geburt des Heilands, Mitleid mit dem armen Jesukinde, frommes Gebet — erweitert und durch Zusätze aktuellen Charakters in die politische Sphäre hinübergeleitet wurde. Der Zusammenhang von Religion und Patriotismus ist ja in Polen stets stark gewesen und er wurde, als Ventil für verbotene Äußerung der Sehnsucht nach der Unabhängigkeit, in den Zeiten der Fremdherrschaft, oft sichtbar. Man denke nur an die Manifestationen, die dem Aufstand von 1863 vorangingen. Dobrzycki nennt ein paar Kolenden aus jener Zeit und aus den Tagen des Weltkriegs und, besonders fesselnd, weil sich dadurch die Bindung des Politischen an das Religiöse sogar bei den Revolutionären von links zeigt, eine Kolende, die in entsetzlichen Strophen... zum Klassenkampf auffordert. Otto Forst-Battaglia.

Mieczysław Piszczkowski: Kryzys polonistyki. (Die Krisis der Polonistik.) — Ruch Literacki Bd. 4 (1929), S. 34—38.

Der Fortschritt der polnischen Literargeschichte wird zunächst durch die allzu große Zahl ihrer Beflissenen gehemmt. Neben diesem Übel sieht Piszczkowski ein zweites, die Krise der Methodik. Zwischen „geistesgeschichtlicher" und Schererscher Methode schwankt unentschlossen die junge Generation der Forscher. Es fehlt endlich an Synthesen wie etwa Chrzanowskis Studie über die Dichtung Krasińskis. Und auch die Form soll, nach romanischem Muster, mehr gepflegt werden. ... Soweit Piszczkowski. Dem Außenstehenden scheint düstere Prognose kaum gerechtfertigt. Von den formalen Mängeln abgesehen, die ein wenig in der slavischdeutschen Auffassung der historischen Wissenschaft begründet sind, hat die Polonistik weder qualitativ noch quantitativ den Vergleich mit dem Ausland zu scheuen. Otto Forst-Battaglia.

Tadeusz Kowalski: Po polsku o Turcji i po turecku o Polsce. (Polnisches über die Türkei und Türkisches über Polen.) — Przegląd Współczesny Bd. 29 (1929), S. 313—324.

Sachkundige, vom gedruckten Bericht des Legationsrats Vetulani ausgehende Erörterung über die wirtschaftlichen Verhältnisse in der neuen Türkei und die türkisch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen. Die Kompetenz des ausgezeichneten Turkologen ist auf jeder Zeile fühlbar und es wäre gut, wenn sie sich auch sonst in polnischen Publikationen über die Türkei zeigen würde. Man vermiede dann wohl, daß etwa eine Propagandaarbeit über Polen gerade in dem Augenblick in arabischen Lettern gedruckt wird, da Mustafa Kemal das lateinische Alphabet obligatorisch machte. Mit Offenbachschen Grenadieren erobert man nicht einmal den türkischen Wirtschaftsmarkt. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Wędkiewicz: Sekretarjat Ligi Narodów. (Das Sekretariat des Völkerbundes.) — Przegląd Współczesny Bd. 30 (1929), S. 382—409.

Derselbe: Kilka uwag o Polakach w Genewie. (Einige Bemerkungen über Polen in Genf.) — ibid. S. 473—478.

Von einer Reise nach Genf, die er über Einladung des Sekretariats des Völkerbundes unternommen hatte, brachte der Herausgeber des Przegląd Współczesny den Stoff zu dem an originellen Ideen reichen und speziell die polnische Einstellung zum Völkerbund behandelnden ersten Aufsatz mit. Wędkiewicz sieht mit leiser Ironie und nicht ohne Zweifel auf die Durchführung einer Idee, der er an sich sehr sympathisch gesinnt ist. Er vermißt den Kontakt des Völkerbundes mit den Massen. Die polnische Beteiligung am Sekretariat und an den anderen Institutionen des Völkerbundes findet er relativ bescheiden. Den zweiten Artikel beschließt eine Übersicht über die recht zahlreichen (bei 20) Artikel, die der Przegląd Współczesny bisher dem Völkerbund gewidmet hat. Otto Forst-Battaglia.

L'Instituto di coltura polacca „Attilio Begey". (Chiffriert M. B. B.) — L'Europa Orientale. Anno 10 (1930), 7—10, S. 281—284.

Der Geschichte des Instituts ist im kurzen ein Überblick vorangestellt über die besonders engen Beziehungen polnischer Truppenteile zum Piemonte. Durch das von dem Advokaten Attilio Begey, einem leidenschaftlichen Verehrer der Ideen Towianskis, in der Nachkriegszeit gegründete Comitato Pro Polonia wuchs in Turin die Polophilie dergestalt, daß die polnische Regierung späterhin die Mittel anbot, dort das hier in Rede stehende Institut zu errichten. Emmy Haertel.

Casimiro Smogorzewski: La stampa in Polonia. — L'Europa Orientale. Anno 10 (1930), 5—6, S. 164—181.

Die erste regelmäßig erscheinende polnische Zs. ist i. J. 1671 erschienen. Von diesem Augenblick an verfolgt S. die Geschichte des poln. Zeitschriftenwesens, bzw. der Tagespresse. Er zitiert das Buch von Johann Schwarzkopf „Über Zeytungen", erschienen Frankfurt a. M. 1795, in dem auch der poln. Presse einige Seiten gewidmet sind, die besagen, daß sie ein getreues Spiegelbild der politischen Einflüsse auf das Leben des Landes ist. Nach der Teilung Polens nimmt sie nicht ab, sondern zu, ungeachtet der Schwierigkeiten, die ihr in den betreff. Ländern bereitet wurden. Vor Ausbruch des Weltkrieges erschienen in der ganzen Welt 1200 poln. Periodica, unter welcher Gesamtzahl die Zahl der in Deutschland erscheinenden an dritter Stelle steht, wobei die Tatsache interessiert, daß die „Gazeta Grudziańska" dasjenige Organ war, welches die größte Abonnentenzahl aufwies. Es folgt dann eine Statistik der gegenwärtig erscheinenden poln. Zsn., die innerhalb des poln. Staates i. J. 1928 die Zahl 2353 erreicht haben. Verf. verweist hier auf „Dzięciolecie Polski Odrodzonej" (Krakau, Verl. des „Illustrowany Kurjer Codzienny"). Eine eigene Erscheinung ist es, daß die Tagespresse, ähnlich wie in Deutschland und Italien, gänzlich dezentralisiert und regional wirksam ist. Verf. gibt dann Näheres über Presseagenturen, über die bedeutendsten Zsn. von allgemeinem Interesse und über Fachzeitschriften, von denen nur die hauptsächlichsten genannt sind. Die Presse der Minderheiten zeigt die der deutschen an zweiter Stelle, die größte Zahl erreicht die jiddische Presse mit 171 Veröffentlichungen. Am Schluß folgt Eingehenderes über die poln. Pressegesetzgebung. Art. 105 der poln. Verfassung sieht ein besonderes Gesetz über Verantwortlichkeit gegenüber der vorläufig durch die Verfassung garantierte Preßfreiheit voraus, doch ist bis jetzt ein solches Gesetz noch nicht herausgekommen. Erst 1926 ist man zu einer Vereinheitlichung der Gesetzgebung betreff. das Pressewesen geschritten, während vorher immer noch die regionale Gesetzgebung der Vorkriegszeit Geltung hatte. Da aber das obengenannte besondere Preßgesetz noch immer nicht herausgekommen ist, mußte man wieder zum System der regionalen Gesetzgebung zurückkehren. Verf. hält die Disziplinierung der poln. Presse für durchaus notwendig.

Emmy Haertel.

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER
FÜR
KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON

FELIX HAASE-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-BERLIN, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMIDT-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND VII HEFT I
1931

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

INHALTS-VERZEICHNIS

I

ABHANDLUNGEN

II

MISCELLEN

III

BÜCHERBESPRECHUNGEN

IV

Druck von F. W. Jungfer, Breslau.

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS HERAUSGEGEBEN VON

FELIX HAASE-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-BERLIN, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMIDT-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND VII HEFT IV
1931

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

INHALTS-VERZEICHNIS

I.

ABHANDLUNGEN

II

MISCELLEN

III

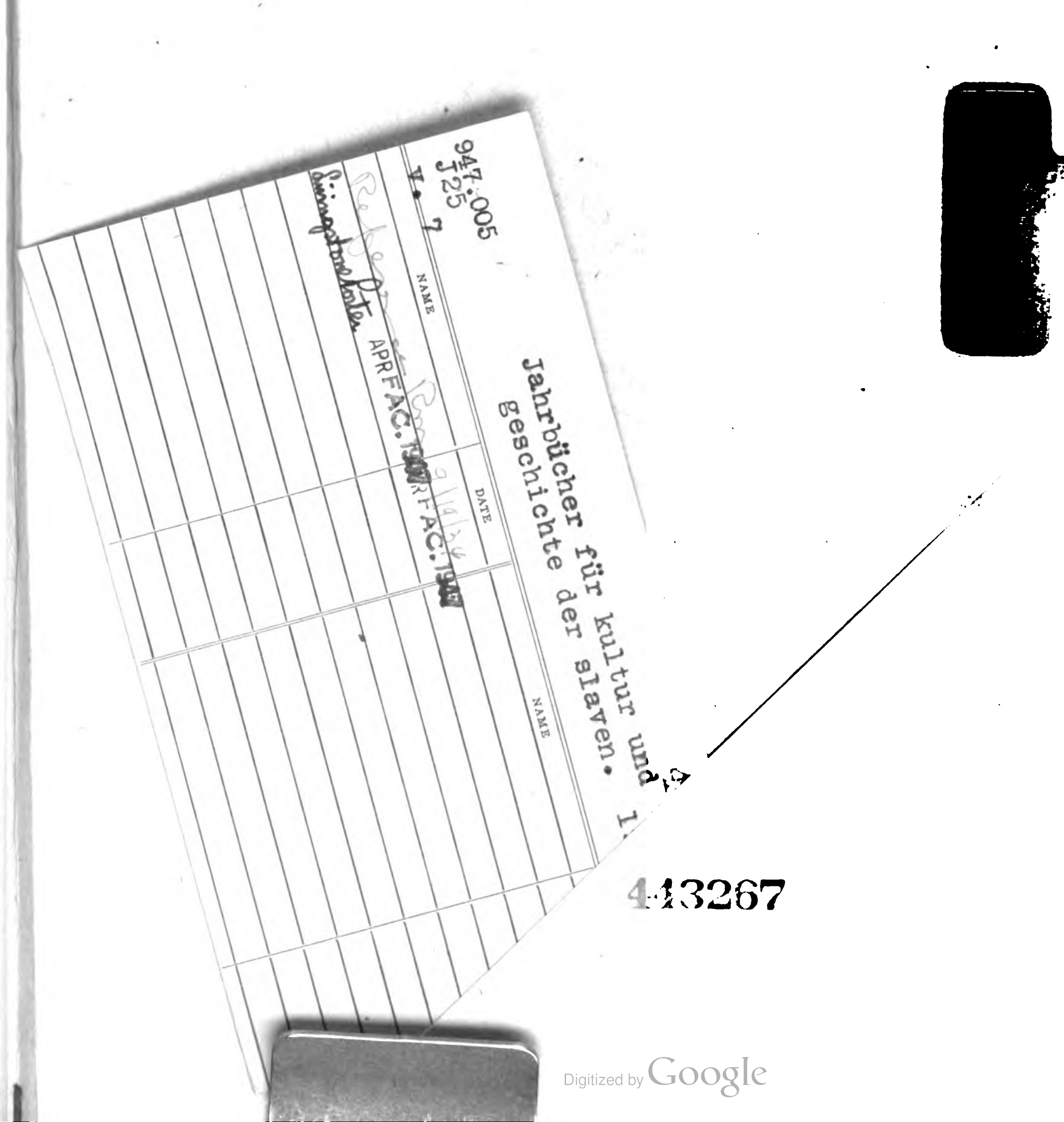
LITERATURBERICHTE

IV

BÜCHERBESPRECHUNGEN

V

Druck von F. W. Jungfer, Breslau.


947.005
J25
v. 7
Jahrbücher für kultur und
geschichte der slaven. 1.
NAME
DATE
NAME
APR
FAC. 1947
APR
FAC. 1947
443267
Digitized by Google

